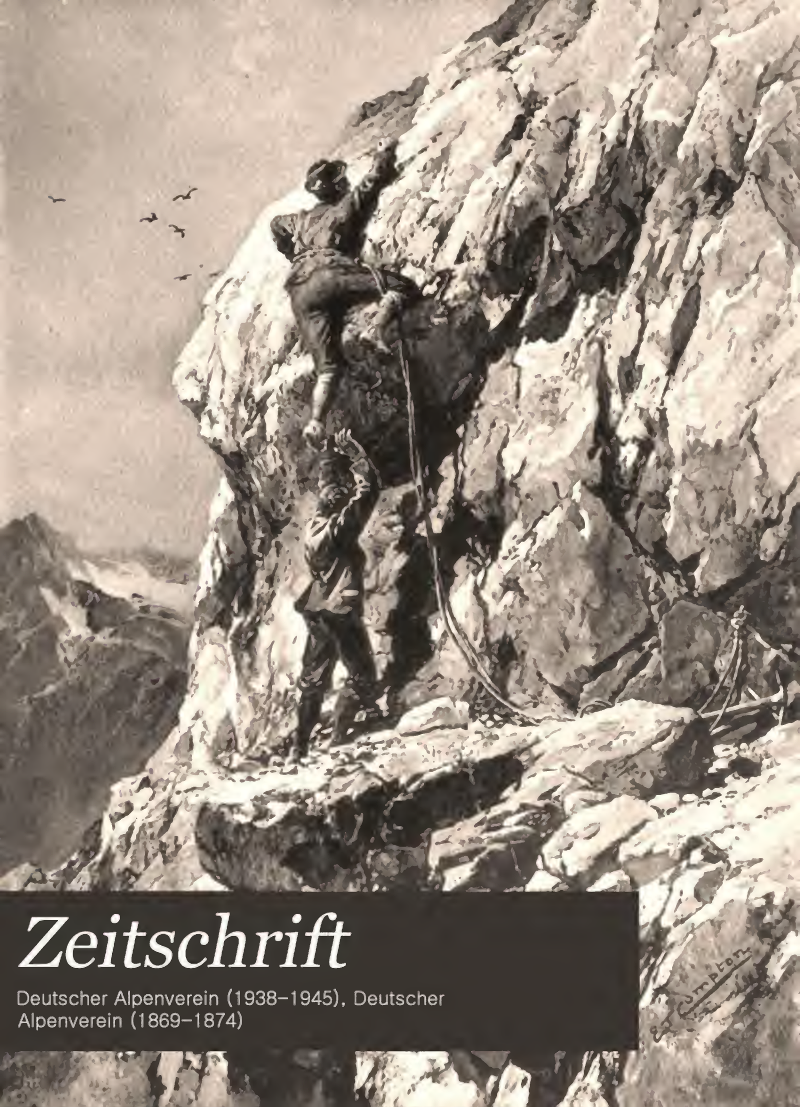


Zeitschrift

Deutscher Alpenverein (1938-1945), Deutscher Alpenverein (1869-1874)



Gez. von E. T. Compton.

Lichtdruck v. Albert Frisch, Berlin W.

Der „Mauvais Pas“
an der Aiguille Méridionale d'Arves.

ZEITSCHRIFT

DES

DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN

ALPENVEREINS.

REDIGIERT

VON

H. HESS.

JAHRGANG 1895. — BAND XXVI.

GRAZ, 1895.

VERLAG DES DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS.

IN COMMISSION DER J. LINDAUER'SCHEN BUCHHANDLUNG IN MÜNCHEN.

K. K. UNIVERSITÄTS-BUCHDRUCKEREI ‚STYRIA' IN GRAZ.

Inhalts-Verzeichnis.

Vollbilder.

Bilder im Text.

Außerdem 6 Figuren und Kärtchen im Text.

Beilagen.

Die Etsch.

Von

Albrecht Penck.

Gewaltigen Wällen gleichend legt sich das Kalkgebirge vor die Centralkette der Ostalpen. Lange müssen Inn, Salzach und Enns an derselben entlang fließen, bis sie einen Ausweg nach Norden finden; vergeblich sucht die Drau einen solchen nach Süden; nur ein einziger den Ostalpen eigenthümlicher Fluss strömt senkrecht zur Längsachse des Gebirges ziemlich geradlinig aus dessen Herzen bis an den Fuß; das ist die Etsch. Wie abweichend sich aber auch die Richtung ihres Laufes im Vergleiche zu den andern großen Flüssen der Ostalpen verhält, so zeigt er doch eine große innere Verwandtschaft mit denselben; das senkrecht zum Alpenkamme gerichtete Thal, in welchem die Etsch auch den Gebirgsfuß erreicht, ist gleich den Thälern von Inn, Salzach, Enns und Drau ein echtes Längsthal, welches dem Streichen der Schichten folgt. Es bringt eine auffällige Eigenthümlichkeit im inneren Aufbau der Ostalpen morphologisch zum Ausdrucke.

Die südlichen Kalkalpen haben im Winkel zwischen Drau, Etsch und der Poebene einen ziemlich einfachen Gebirgsbau. Dort, wo in den Südtiroler Dolomiten die Hochgebirgsnatur ihre schönsten Reize entfaltet, wo sich jähe Felsmauern und kühne Thürme zwischen breiten Thälern erheben, lagern die Schichten auf große Entfernungen hin nahezu horizontal, und deutlicher als sonst wird hier, dass die Berge aus größeren Massen herausgeschnitten sind. Aber an den Grenzen dieser riesigen, thaldurchfurchten Schichtplatte zeigt sich eine äußerst verwickelte Structur. Hier ist das große Tafelland der Dolomite gleichsam mit den übrigen Alpen verschweißt. Ineinanderknetet und tief verkeilt sind die Schichten der karnischen Alpen südlich der Drau; in großartige Falten gelegt sind die Gesteine längs der Etsch, und diese Falten verlaufen unbekümmert um die Richtung der Alpen, lediglich als Begrenzung der großen Schichtplatte der Dolomite gegenüber den westlich gelegenen centralalpinen Erhebungen der Adamellogruppe. An sie knüpfte sich eine Meeresbucht, welche sich als Gegenstück zu der des Innthales während der älteren Tertiärperiode vom Südfuße der Alpen bis Bozen erstreckte; auch später, während der jüngeren Tertiärperiode folgte ihnen ein Arm des Meeres bis oberhalb Riva, und nun ist es die Etsch, deren Richtung sie bestimmen.

Bezeichnend nannte daher August Böhm v. Böhmersheim die Gebirgsketten, welche parallel mit der Etsch nahezu nordsüdlich verlaufen, Etschbuchtgebirge. Die Geologen aber bezeichnen die großen ebenso gerichteten Störungs-

linien im Gebirgsbaue als Judicarienbrüche, nach dem Thalzuge Judicarien, welches dem größten derselben folgt. Man könnte dementsprechend auch von einem Judicariengebirge reden.

Steht nun auch das Etschthal in innigster Abhängigkeit vom Gebirgsbaue, so ist es selbst doch ebensowenig ein Werk der Zerreißungen und Verschiebungen der Erdkruste, wie irgend ein anderes Alpenthal. Es ist ein echter Einschnitt des Wassers, der sich keineswegs sclavisch an die Schichtstörungen des Etschbuchtgebirges knüpft, sondern in mancherlei Windungen dieselben durchmisst. Trägt im großen und ganzen das Etschbuchtgebirge den Charakter einer Schichtmulde, in welcher sich die Ablagerungen der alttertiären Meeresbucht befinden, so läuft die Etsch fast durchwegs östlich vom Muldentiefsten nahezu am Ostsaume des eigentlichen Etschbuchtgebirges tief eingefurcht unter die alttertiären Gebilde. Es verbietet sich daher die Annahme, als ob die Etsch der alten Meeresbucht folgte, als ob der Fluss hier das Meer abgelöst habe; Meeresbucht und Flussthal sind unabhängig voneinander, beide aber sind in ihrer Richtung bedingt durch die Faltungen des Gebirges. Diese wiesen den Gewässern der Centralalpen den Weg nach Süden; der Fluss hat denselben gleichsam ausgetreten und in ein Thal verwandelt.

Der bequeme Weg nach Süden hat die Gewässer der Centralalpen an sich gelockt. Von Reschen-Scheideck bis zur Birlucke, also von einer Strecke, die 131 *km* Luftlinie misst, eilen sie ihm zu. Die gesammte Südabdachung der Ötzthaler und Zillerthaler Alpen wird nach dem oberen Ende des Etschbuchtgebirges entwässert. Zwei beträchtliche Flüsse streben nach der Gegend von Bozen. Von Westen her kommt die Etsch sammt Passer, von Osten der kräftigere Eisack sammt Rienz und Talfer. Erstere beherrscht eine Fläche von 2726 *km*², der Eisack eine solche von 4141 *km*². Nicht weniger als 6867 *km*² des innersten Alpengebietes gehören also zum Etschgebiete.

Etsch und Eisack sind zwei in mancher Beziehung ähnliche Kinder der Centralalpen. Beide kommen von den tiefsten Pässen des Gebirges. Als Etschursprung gilt die Quelle eines Baches, welcher in 1571 *m* Höhe nördlich des Dörfchens Reschen unweit vom Scheideck entspringt und nach kurzem Laufe sich in den Reschensee ergießt (1475 *m*). Oft auch wird dieser als Quellsee der Etsch bezeichnet. Die Hauptwassermasse aber bringt der längere Karlinbach aus dem gletscherreichen Langtauferer Thale; aber die Etsch drückt ihm ihre südliche Richtung auf, und weil er ihr Gefolge leistet, gilt er als ihr Nebenfluss. Mit ziemlich geringem Gefälle (11 *m* auf 1 *km*) durchmisst die Etsch ihr seenreiches Quellgebiet bis zum Abfluss aus dem Haidersee (1445 *m*); dann aber stürzt sie rasch, nahezu 60 *m* auf 1 *km* fallend, über die Schuttflächen der Malser-Haide nach der Mündung des Rammbaches bei Glurns (etwa 915 *m*) herab. Bis dahin hat ihr Lauf eine Länge von 20·3 *km* — wenig mehr als die des Karlinger Baches. Der Fluss durchfällt also auf 1 *km* durchschnittlich 32 *m*. Bei Glurns tritt die Etsch in das breite, tief eingeschnittene Thal des Vintschgau, das sie ostwärts führt. Ihre kurzen, aber ungestümen Zuflüsse drängen sie hier im Thalboden hin und her, mühsam schlängelt sie sich zwischen deren riesigen Schuttkegeln hindurch, bis sie bei Meran die Passer erreicht. Sie ist hier schon auf 293 *m* Höhe herabgekommen, hat also vom Rammbache bei Glurns auf

ihrem 49·5 *km* langen Laufe auf den Kilometer 13 *m* durchfallen. Das ist ein Gefälle, welches die Locomotive leicht überwinden kann. Dennoch stößt die Anlage einer Bahn im Vintschgau auf nicht geringe Schwierigkeiten; denn ist das Gefälle der Etsch oberhalb der Schuttkegel der Nebenflüsse ein weit geringeres, als für das Mittel gilt, so steigert sich dasselbe beim Passieren des Schuttkegels sehr beträchtlich und ist zu Seiten des Schuttkegels des Zielbaches oberhalb Meran ein so steiles, dass es hier kostspieliger Anlagen bedürfen wird, um einen Schienenstrang längs des Flusses zu führen. Diese Partie ist aber die letzte steileren Gefälles an der Etsch; bei Meran gelangt sie an den äußersten Ausläufer des Etschbuchtgebirges, biegt nach Süden hin um und betritt ein breites Thal, welches durchaus schon den Charakter der unterhalb Bozen befindlichen Furche trägt. Für die Etsch an sich ist Meran die Stelle, an welcher das steilere Gefäll des Oberlaufes dem sanfteren des Mittellaufes weicht, denn bis Bozen fällt sie auf 28 *km* nur um 57 *m*, also 2 *m* auf 1 *km*. Für die ganze Lauflänge bis dahin ergaben sich 98 *km* mit einem mittleren Gefälle von je 14 *m*. Für das gesammte Flussgebiet aber ist Bozen der wichtigste Abschnitt, denn hier trifft sich die Etsch mit dem wasserreichen Eisack.

Der Eisack ist ein Abkömmling des Brenners. Sein Ursprung liegt auf den Höhen westlich der Passhöhe; unweit des Steinjoches in etwa 2000 *m* Höhe, in raschem Falle stürzt er sich auf die Passhöhe (1362 *m*) herab, 274 *m* auf 1 *km* durchmessend, eilt dann hinunter nach Gossensass, wo sich ihm der wasserreichere und längere Gletscherbach des Pflerschthales zugesellt. Wie die Etsch dem Gletscherbach des Langtauferer-Thales ihre Richtung aufdrückt, so thut es der kleine Eisack mit dem kräftigeren, vom Feuersteingletscher herabkommenden Pflerschbache. Er reißt ihn mit sich südwärts in das Sterzinger Becken. In etwa 930 *m* Höhe werden hier dem nur 15·3 *km* langen Flusse zwei bedeutendere tributär, der aus dem Ridnaun kommende Mareither Bach und der Pfitscher Bach des gleichnamigen Thales. Ersterer wird durch seine südöstliche Richtung maßgebend. In ihr schlängelt sich der Eisack erst ziemlich träge durch das von Moränen aufgestaute Sterzinger Moos, dann eilt er rascher durch die Enge der Sachsenklemme nach dem Brixener Becken. Dies ist der westliche Endpunkt der großen Flucht des Pusterthales und Drauthales, aus welcher dem Etschgebiete in der Rienz die Gewässer vom Kamme des Zillerthales und aus den Tauern tributär werden. Der nur 45 *km* lange Eisack, ein Abfluss von nur 435 km^2, nimmt hier den Abfluss von 2077 km^2 auf, welcher 80 *km* durchlaufen hat. Gleichwohl verliert die viermal wasserreichere Ader ihren Namen; denn sie folgt dem Eisack, der schon vor ihrer Mündung den Weg nach Süden zum Etschbuchtgebirge eingeschlagen hat. Er erreicht es durch die Enge des Kunterswegs bei Bozen.

Bis hierhin hat der Eisack einen kleineren Weg zurückzulegen als die Etsch. Seine Lauflänge misst nur 85 *km*. Würde man aber der Rienz aufwärts bis zu deren Quellen folgen, so erhielte man eine Wasserader von 120 *km*, und bis zu den Ahrnbachquellen sind es sogar 128 *km*. Das mittlere Gefälle des Eisack beträgt vermöge der hohen Lage seines Ursprungs 21 *m* auf jeden Kilometer. Sieht man aber von der kurzen Strecke oberhalb des Brenners ab, so beläuft es sich auf 14 *m* auf 1 *km*, also auf genau soviel wie bei der Etsch. Wechselt es bei

dieser namentlich infolge der im Thal gebauten Schuttkegel, so ist es beim Eisack wesentlich von den Becken und Engen beeinflusst. In ersteren ist es geringer, in letzteren steiler; im großen und ganzen aber nimmt es von der Quelle bis zur Mündung ab. Vom Brenner bis nach Sterzing beträgt es 33 *m*, danach bis zur Rienz mindestens 12 *m*, unterhalb letzterer 8 *m* auf je 1000 *m*. Mit diesem Gefälle ergießt sich der Eisack in die viel langsamer herabkommende Etsch. Es kann daher kein Wunder nehmen, wenn er in deren Thal einen mächtigen Schuttkegel aufgehäuft hat. Oberhalb desselben ist die Etsch dermaßen rückgestaut, dass sie vom Vilpianer Bache an nur 1 *m* auf je 1 *km* fällt. Die Eisackmündung bezeichnet einen auffälligen Gefällsbruch der Etsch.

Obwohl wahrscheinlich fast doppelt so wasserreich als die Etsch, gilt doch der Eisack als deren Nebenfluss. In der That erscheint er bei seiner Mündung als solcher. Er naht der Etsch von der Seite her, ohne sie aus ihrer Richtung zu drängen. Wieder ist es die Art des Ineinanderfließens, welche hier, wie schon mehrfach im Etschgebiete, die Rangordnung der Flüsse bei der Namengebung bestimmt hat. Der Wasserreichthum ist dabei ganz außer Frage geblieben, ebenso wie die allgemeine Laufrichtung; denn die Quelle des Eisack liegt genau in der Richtung des großen, breiten Längsthales unterhalb Bozen. Er erscheint sohin als eigentliche Stammader, der sich Rienz und Etsch als nahezu gleich starke Rinnen von den östlich und westlich gelegenen Südabfällen der Centralalpen nahen. Ihre Gebiete liegen wie Flügel neben dem der Medianachse des Eisack. In Bezug auf diese beträgt die mittlere Breite des oberen Etschgebietes 81 *km*, auf die randlich fließende Etsch berechnet ist sie immer noch 70 *km*, und selbst auf die längste Wasserader des gesammten oberen Etschgebietes bis zu den Quellen des Ahrnbaches hin berechnet, beläuft sie sich noch auf 54 *km*.

Die Thalstrecke Meran-Bozen liegt ziemlich genau in der Mitte der Alpen, gleichweit vom Nord- und Südfuße entfernt. Dabei überschreitet sie nicht 300 *m* Höhe Es gibt kein zweites Alpenthal, welches gleich central und gleich tief gelegen wäre Nirgends sonst entfaltet sich im Herzen des Gebirges jenes milde, südliche Klima, das Bozen und Meran auszeichnet, nirgends wieder solche Pracht der Vegetation am Fuße von Bergen, die das Reich des ewigen Schnees streifen, nirgends aber steht einem Alpenflusse eine gleich geringe Fallhöhe bis zum Fuße des Gebirges zu Gebote wie der Etsch unterhalb Bozen. Auf der 130 *km* langen Strecke von der Eisackmündung bis an den Alpenrand, wo ihr der Wildbach Tasso tributär wird, sinkt sie nur um 148 *m*, also um 1·14 *m* auf 1 *km*. Das ist das Gefälle eines Mittelgebirgsflusses, bei welchem die Thalbildung stockt. In der That ist die Etsch heute nicht mehr im Stande, ihr Bett zu vertiefen, sie hat alle Noth, es zwischen den mächtigen Schuttkegeln aufrecht zu erhalten, welche ihre Zuflüsse in ihr Thal hineinbauten. Dieselben drängen sie bald an das eine, bald an das andere Ufer, und zwingen sie, große Biegungen zu beschreiben, die man als gezwungene Mäander bezeichnen kann. Die Schuttkegel stauen die oberhalb befindliche Flusstrecke auf und veranlassen die Etsch zu reißender Strömung an ihren Seiten. Am wirkungsvollsten sind in dieser Beziehung die Schuttkegel von Noce und Avisio. Oberhalb von ihnen ist die Thalsohle in ihrer ganzen Breite versumpft, und wird von jenen »Paludi« eingenommen, welche Deutsche und Italiener scheiden. Selbst kleinere Flüsse, wie der Fersen-

bach bei Trient und der Leno bei Rofreit, vermögen die Etsch bis an die felsigen Thalgehänge anzupressen. Die mächtigste Gefällsknickung aber wird durch den bereits von Dante besungenen Bergsturz der Lavini di Marco bewirkt, welcher, wie es scheint, zu historischen Zeiten infolge eines großen Bergschlipfes unweit Mori entstand. Oberhalb des weiten, heute noch wüsten Trümmerfeldes bis zur Gmunder Brücke, unweit Neumarkt, ist das Etschgefälle nur 0·86 *m* auf 1 *km*, abwärts dagegen bis zum Alpenfuße ziemlich gleichmäßig fast doppelt so groß, nämlich 1·5 *m* auf dieselbe Längeneinheit. Denkt man sich die Lavini entfernt, so wird das Etschthal bis zur Eisackmündung vertieft werden; die Paludi werden verschwinden, und mit ihnen die Überschwemmungsgefahr der Gegend unterhalb Bozen.

Das ganze große, breite Thal im Etschbuchtgebirge macht den Eindruck einer verschütteten Furche; ganz dasselbe gilt von dem oberen Thale bis nahe an den Etschursprung. Allenthalben schieben sich mächtige Schuttkegel in die Thalsohle, welche dazwischen mehr oder weniger versumpft ist. Nur dort, wo sie durch die Nebenflüsse an die Thalgehänge getrieben wird, legt die Etsch unterhalb ihrer Quellseen festes Gestein bloß. Erst bei ihrem Austritte aus den Alpen durchmisst sie eine Enge, die bekannte Veroneser Klause. Aber auch hier ist es keine Bergkette, welche der Fluss zu durchbrechen hat, sondern ist es nur eine Verschüttung seines eigentlichen Thales, die ihm den Weg durch die Felsen zu nehmen zwingt. Gerade am Fuße der Alpen, bei Rivoli, hat der eiszeitliche Etschgletscher seine Moränen in Form eines halbkreisförmigen Dammes geschüttet. Als der Gletscher schwand, stauten sich die Wasser oberhalb des Dammes zu einem großen See, dessen Abfluss den Weg über ein Stück rechten Etschthalgehänges einschlug. Er hat sich darauf in den Fels eingeschnitten und ein neues jugendliches Thal neben dem verschütteten eingefurcht; das ist die Veroneser Klause; der alte Etschlauf liegt weiter westwärts unter den Moränen. So ist denn die Etsch von ihren Quellseen bis zum Austritt aus den Alpen heute kein Thalbildner mehr. Gründlich müssen sich ihre Gefällsverhältnisse geändert haben, seitdem sie ihr breites Thal einschnitt. Theilweise mag die seit der Eiszeit erfolgte Aufschüttung der Po-Ebene das Gefälle gemindert haben; vielleicht hat sich aber auch das gesammte Thalgebiet der Etsch in den Alpen gesenkt, sodass sich die Fallhöhe und damit die Kraft des Flusses minderte.

Auf ihrem Laufe durch das Etschbuchtgebirge erhält die Etsch nur zwei bedeutendere Zuflüsse, nämlich erst rechts im Noce die Wasser von 1396 km^2 und bald darauf links im Avisio die von 956 km^2. Beide Flüsse wiederholen im großen und ganzen die Richtung von Etsch und Eisack vor ihrer Vereinigung. Auch ihre Gefällsentwicklung ist eine verwandte. Weiter abwärts wird das Etschgebiet eingeengt. Die westlichen Thäler des Etschbuchtgebirges gewinnen in der Sarca einen selbständigen Ausfluss nach der Po-Ebene, die östlichen Gebirgstheile werden durch die Brenta und den Astico-Bachiglione direct zum Meere entwässert. Diese Nachbarflüsse schnüren bei Trient das Etschgebiet bis auf 13 *km* Breite ein. Dann verbreitet es sich zwar wieder in den Lessinischen Alpen bis auf über 50 *km*, aber die Abflüsse erreichen die Etsch erst außerhalb der Alpen; beim Verlassen des Gebirges erhält sie nur die Wasser von ihren Thalgehängen. Das Gebiet ihres Laufes durch das Etschbucht-

gebirge, den man als Mittellauf bezeichnen könnte, ist eine südwärts zugespitzte Fläche von nur 3925 *km*² (davon 112 in Italien) und einer mittleren Breite von bloß 30 *km*.

Der Austritt aus den Alpen bezeichnet einen wichtigen Wendepunkt des Laufes der Etsch. Nicht mehr gebannt in eine vom Gebirgsbau vorgezeichnete, wenn auch von ihr ausgenagte Furche, vermag sie sich in der Ebene die Richtung selbst zu wählen, allerdings im Kampfe mit den Nachbarflüssen. Scheinbar dazu bestimmt, dem Po zuzufließen, biegt sie in dessen Nähe um und strömt nun parallel mit ihm dem Meere zu, ohne ihn zu erreichen. Sie bringt also die charakteristische, ruthenförmige Anordnung der Flüsse zum Ausdrucke, welche in der Po-Ebene ebenso wie in manch anderer Stromebene herrscht. Diese Entwicklung ist ursächlich dadurch bedingt, dass die Hauptwasserader durch ihren Geschiebereichthum die Mündungen der Nebenflüsse versperrt und damit verschiebt. Ihr Lauf zerfällt hier wie der aller Gerinne, welche die Po-Niederung durchmessen, in zwei scharf gesonderte Theile. Dort, wo sie die Ebene betritt, ist sie in dieselbe eingeschnitten und eilt zwischen Steilufern rasch dahin. Als Stromaufschüttung ist das angrenzende Land für Wasser durchlässig, und begleitet die Etsch als trockene Platte. Allmählich senkt sich letztere zum Flusspiegel herab. Wo sie denselben erreicht, treten die in ihr eingesickerten Wasser in Gestalt zahlreicher Quellen, Fontanili genannt, zutage. Das bis dahin trockene Land wird mit einem Male feucht, es wird durchsetzt von zahlreichen, meist künstlich festgelegten Gerinnen. Dabei ist es im natürlichen Zustande dem Hochwasser der Etsch in ausgedehntestem Maaße preisgegeben. Dem ist nunmehr durch eine vielhundertjährige Cultur vorgebeugt. Sobald die Etsch in das Niveau der Ebene eintritt, wird sie eingedämmt und in künstlichem Bette zum Meere geleitet. Ihre Zuflüsse sind ebenso reguliert; vielfach wird sie zur Bewässerung der anrainenden Reisfelder angezapft.

Unterhalb Verona beginnt die Umwandlung der Etsch in ein solch künstliches Gerinne; bei Albaredo ist sie vollzogen. Bis dorthin hat der Fluss nahezu das Gefälle wie im Etschbuchtgebirge, nämlich 0·94 *m* auf 1 *km*; anfänglich sogar ein wesentlich steileres. Unterwegs sammelt er noch die bereits zahm gewordenen, meist zwischen hohen Dämmen fließenden Wildbäche der Lessinischen Alpen. Unterhalb Albaredo befindet er sich größtentheils höher als das benachbarte Land; auf seinem Laufe von 114 *km* durchfällt er nur 21·8 *m*, also nur 2 *dm* auf 1 *km*. Als einziger Zufluss von Belang erhält er den noch in den Alpen wurzelnden Torrente Frassine. Von diesem abgesehen ist sein Gebiet schmal, undeutlich von dem des Bachiglione und jenem des Po geschieden. Wenige Kilometer von beiden entfernt, erreicht die Etsch das Meer. Im ganzen misst ihr Ebenenlauf vom Alpenfuße bis zur Adria 176 *km*, das ergibt eine mittlere Fallhöhe von nur 0·5 *m* auf jeden Kilometer. Das Gebiet dieser Strecke misst bloß 3812 *km*², hat also nur eine mittlere Breite von 21 *km*.

Es sind drei wesentlich verschiedene Theile, welche das Etschgebiet zusammensetzen. Bis Bozen sind es namentlich die gletschertragenden Centralalpen, welche den Fluss durch kräftige, rasch fallende Wasseradern speisen, deren Verlauf nur in einigen Fällen mit dem Gebirgsbaue in offenkundiger Beziehung steht. Im Etschbuchtgebirge ist das Thal des Flusses ein tektonisches, das um-

gebende Land weniger hoch, und nur in bescheidenem Maaße vergletschert. Das Zuflussgebiet verengt sich mehr und mehr, das Stromgefälle ist ein recht geringes. Minimal wird letzteres in der Ebene, welche der Fluss, künstlich gebändigt, durchmisst, wenig gespeist von den Alpen her, Wasser abgebend an das angrenzende Land. Man könnte die drei unterschiedenen Abschnitte des Etschgebietes als die des Ober-, Mittel- und Unterlaufes bezeichnen. Allein die bezeichnenden Gefällsknickungen des Flusses fallen nicht genau mit den Grenzen jener Abschnitte zusammen. Das für den Oberlauf eines Flusses bezeichnende steile Gefälle reicht, wie schon erwähnt, nur bis in die Gegend von Meran. Hier zeigt er neben dem Schuttkegel des Zielbaches zum letzten Male Wildwasserentwicklung, indem er schäumend über Steine hinwegspringt. Das mittlere Gefälle des Mittellaufes von über 1 *m* auf 1 *km* reicht bis aus den Alpen heraus; noch unterhalb Verona ist der Strom so reißend, dass die Bergschiffahrt schwer möglich ist; Albaredo bezeichnet den Beginn des typischen Unterlaufes. Es decken sich also die hydrologischen Abschnitte des Stromes nicht genau mit den morphologischen Theilen seines Gebietes.

Letzteres stellt zwei Dreiecke dar. Das eine liegt ganz in den Alpen, seine Basis fällt mit deren Centralkamm zwischen Reschen-Scheideck und Birlucke zusammen; seine Spitze liegt am Alpenfuße. Das ist das inneralpine Etschgebiet, rings umwallt von hohen Gebirgskämmen, welche nur im Val Sugana zur Brenta hin, sowie an drei Stellen zur Sarca Unterbrechungen aufweisen. Es birgt den größeren Theil des Etschlaufes, nämlich 228 *km* und umfasst 74% des Etschgebietes. Das zweite Dreieck steht auf dem Kamme der Lessinischen Alpen und hat seine Spitze an der Mündung des Flusses. Es umschließt nur wenig mehr als ein Viertel von dessen Gebiet, aber beinahe die Hälfte von dessen Laufe. Es liegt zu einem Drittel in den Alpen, jedoch lediglich an der Außenabdachung derselben, welche den regenbringenden Südwinden unmittelbar ausgesetzt ist. Die beiden anderen Drittel sind ebenes Stromland, ein Werk der Etsch, welche gleich dem Po und den venetianischen Flüssen ihre Mündung weiter und weiter in die Adria hinausbaute. Jetzt liegt dieselbe in der Luftlinie 235 *km* vom Ursprung; der Fluss durchmisst diese Strecke in 404 *km*. Seine Stromentwicklung ist daher 1·72; d. h. seine wirkliche Länge ist 1·72mal so groß als sie im Minimum sein könnte. Das mittlere Gefälle ist 3·9 *m* auf 1 *km*; von Meran an wird ein solches am Flusse nicht mehr angetroffen. Das gesammte Etschgebiet misst 14.604 km^2; dem entspricht eine mittlere Breite von 36 *km*, welche also beträchtlicher ist, als die des Abschnittes im Etschbuchtgebirge und jenes in der Ebene.

Zwar nur mit 56% ihres Laufes in die Alpen fallend, aber mit fünf Sechsteln ihres Gebietes in demselben gelegen, ist die Etsch durchaus ein echter Alpenfluss. Dies spiegelt sich in ihrem Wasserstande und Temperaturverhältnissen. Ihr Hochwasser wird namentlich durch die Zeit der Schneeschmelze bedingt. Letztere erfolgt umso später, je höher das Flussgebiet liegt; am spätesten, nämlich vorwiegend im Juli und August, in den Gletschergebieten. Nun liegen nach Eduard Richters Messungen im Etschgebiete nicht weniger als 185 Gletscher mit einer Fläche von 277·5 km^2; davon gehören nicht weniger als 155 mit 223·6 km^2 dem oberen Abschnitte des Gebietes an. Daher ist wohl zu erwarten, dass die Quellflüsse dieses Flussbezirkes ihren höchsten Wasserstand im Juli haben werden.

Im Etschbuchtgebirge bis tief hinein in die Po-Ebene ist jedoch der Juni der Monat des größten Hochstandes. Aber noch unterhalb Bozen übertrifft derselbe den des Juli nur sehr unbeträchtlich, ja in ganzen Folgen von Jahren ist der Juli durch den höchsten Wasserstand ausgezeichnet, so im Jahrzehnte 1881/91. Bei Trient aber ist das Juni-Maximum bereits ausgesprochen, und der Wasserstand des Mai kommt jenem des Juli nahe. Bei Verona endlich steht die Etsch im Mai wesentlich höher als im Juli, und der Hochstand ist ebenso bezeichnend für die Monate Mai-Juni, wie bei Bozen für die Monate Juni-Juli. Es verfrüht sich also flussabwärts im Etschbuchtgebirge das Maximum des Wasserstandes der Etsch um einen Monat. Man hat im oberen Etschbuchtgebirge das rascheste Ansteigen des Flusses vom Mai zum Juni; am Südfuße der Alpen von März zum Mai. Das Fallen geschieht auf der ganzen Strecke nicht gleichmäßig, sondern zunächst rasch, dann langsamer, und schließlich wieder rascher. Die Verlangsamung des Fallens erfolgt im Etschbuchtgebirge zwischen August und September, bei Verona zwischen September und October; im letzteren Monat steht die Etsch hier nur ganz unwesentlich tiefer als im September. So zeigen sich beim Verlassen der Alpen in dem Wasserstande der Etsch Anzeichen eines untergeordneten October-Hochstandes, so wie er für den Po bezeichnend ist. Dieser Fluss hat nahe seiner Mündung im Mai und October seine größte regelmäßige Anschwellung, sinkt im August aber unter den mittleren Jahresstand herab. Ähnlich dürfte sich auch die Wasserstandscurve der Etsch in der Ebene gestalten; die drei Abschnitte ihres Laufes wären sohin auch in ihren Wasserstands-Verhältnissen ausgeprägt. Für den Hochgebirgs- und Ebenenlauf bleibt dies allerdings noch zu erweisen, einschlägige Beobachtungen sind noch nicht veröffentlicht; aber die Veränderungen, welche das Steigen und Sinken des Stromes im Etschbuchtgebirge erfahren, weisen bestimmt darauf hin, dass seine oberen Zuflüsse ein Juli-Hochwasser haben; während sich in der Ebene zwei Schwellperioden einstellen dürften.

Mit einem Juni-Hochstand schließt sich der Fluss des Etschbuchtgebirges zahlreichen anderen großen Alpenflüssen an. Der schneeig-eisige Ursprung seiner Wasser wird am deutlichsten aus den Temperatur-Verhältnissen ersichtlich. In einer Untersuchung über die Temperatur fließender Gewässer Mitteleuropas zeigte A. E. Forster, dass die Etsch bei Trient durch die drei Sommermonate hindurch durchschnittlich nur 7·2° kälter ist, als die Luft des Etschthales, während sie im Winter um 1·7° wärmer ist. Im Jahresmittel bleibt die Wasserwärme gegenüber der Luftwärme um 2·3° zurück. Nur 9·7° warm durchmisst der Fluss das Lagarinathal, an dessen Gehängen der Ölbaum gedeiht, feuriger Wein reift und der Maulbeerbaum grünt. Während der Juli hier eine mittlere Temperatur von 23° aufweist, ist die Etsch gleichzeitig höchstens 15° warm, also für den Badenden eisigkalt.

Die Wintermonate sind, wenigstens im Etschbuchtgebirge, die Zeit niedrigsten Wasserstandes, zugleich sind dessen Schwankungen dann außerordentlich geringe. Unterhalb Bozen bei Branzoll liegen die tiefsten Wasserstände während der Monate December bis März durchschnittlich nur 0·2 *m*, bei Trient, wo der Fluss eingeengt ist und daher größere Veränderungen aufweist, 0·4 *m* unter den höchsten. Im Mai erhebt der Fluss sich über den mittleren Stand, unter welchen er erst Ende October wieder herabsinkt. Zugleich steigern sich seine Schwankungen. Während der gesammten

sechs Wintermonate halten sich die mittleren niedersten Wasserstände bei Branzoll um mehr als 1 *m*, bei Trient sogar um 1·5 *m* unter den mittleren höchsten. Den größten Spielraum zeigt der Wasserstand des Mai und vor allem jener des September. In letzterem Monate erleidet der Wasserspiegel eine Verschiebung, die sich bei Branzoll regelmäßig auf 1·5 *m*, bei Trient auf 1·9 *m* beläuft. Ähnlich verhält es sich noch bei Verona, nur dass hier die Unterschiede zwischen Hoch- und Niederwasser bereits im April sehr beträchtliche werden, während sie im Hochsommer etwas geringer sind. Der Juli zeigt bei Verona die geringste Veränderlichkeit des hohen Wasserstandes.

Wie die Etsch als Wassermasse anwächst, und welche Mengen sie dem Meere zuführt, lässt sich noch nicht angeben, denn es liegen lediglich von einer Stelle des Flusses Messungen hierüber vor. 1877 bestimmte Oberbaurath Semrad die Wasserführung des Flusses bei Branzoll unterhalb Bozen zur Zeit zweier verschiedenen, über dem Mittel gelegenen Wasserständen. Weber von Ebenhoch hat danach eine Tabelle entworfen, welche für die Pegelstände von 0·5 zu 0·5 *m* die zugehörigen Wassermengen enthält. Auf Grund dieser Tabelle wurde nach den Pegelständen von Branzoll, welche der Begründer des hydrographischen Dienstes in Österreich, Herr Oberbaurath Jzskowski in dankenswerter Weise zur Verfügung stellte, die Wasserführung für die Jahre 1876/90 ermittelt. Dabei stellte sich heraus, dass die Hochwasser von 1889 und 1890 eine Erhöhung des Etschbettes von mindestens 0·4—0·5 *m* hervorgerufen haben, sodass die Tabelle Webers seitdem nicht mehr anwendbar ist. Zur Discussion kann daher nur das Jahrzehnt 1876/85 herangezogen werden. Während desselben hat die Etsch jährlich 5·7 km^3 Wasser bei Branzoll vorübergeführt, also doppelt soviel, als der gesammte Starnberger See birgt. Dem entspricht eine mittlere Wasserführung jeder Secunde von 181 m^3. In den Monaten des Niederwasserstandes, November-April, ist sie im Durchschnitte nur halb, im Februar nur unwesentlich mehr denn ein Drittel so groß. In den Monaten Mai bis October hingegen steigert sie sich durchschnittlich auf das Anderthalbfache, im Juni sogar auf mehr als das Doppelte des Mittels. Von November bis April rollten jährlich 1·4, vom Mai bis October 4·3 km^3 in der Etsch unterhalb Bozen. Januar bis März lieferten nur 0·56 km^3, Juni bis August 2·63 km^3!

Denkt man sich die jährlich bei Branzoll vorbeigeflossenen Wassermassen auf das gesammte Einzugsgebiet dieser Flusstelle verbreitet, so erhält man eine Schicht von 82 *cm* Höhe; das ist die Abflusshöhe der centralalpinen Etsch. Diese Zahl macht einen durchaus wahrscheinlichen Eindruck. Sie entspricht ungefähr der Abflusshöhe des Inn, welcher von der Nordseite der Centralalpen nördlich der Etsch jährlich eine 90 *cm* hohe Wasserschicht abführt. Sie bleibt aber weit zurück gegenüber den entsprechenden Werten jener Flüsse, welche in den regenreichen nördlichen Kalkalpen wurzeln, wo die Iller eine Abflusshöhe von 207 *cm*, die Isar eine solche von 112 *cm*, die Alz von 128 *cm* hat, wo selbst bei Wels, also ziemlich weit vom Gebirge, die Traun noch eine solche von 82 *cm* aufweist; sie ist lediglich höher als jene der Enns, welche aus den gletscherlosen niederen Tauern nur eine 69 *cm* hohe Wasserschichte jährlich entführt.

Welche Wassermengen die Etsch im Etschbuchtgebirge empfängt, entzieht sich noch der Kenntnis; muthmaßlich werden dieselben eine ähnliche Abflusshöhe

darstellen, wie sie für den centralalpinen Abschnitt gilt. Danach wäre die Wassermenge des Flusses bei seinem Übertritte in die Po-Ebene auf 8·8 *km*³ jährlich zu veranschlagen, also gleich dem vierfachen Volumen des Chiemsees, und jede Secunde würde 270 *m*³ Wasser bringen. Dieses Ergebnis stimmt mit der in Italien üblichen Angabe der Wasserführung der Etsch bei Albaredo nicht überein. Dort sollen im Fluss secundlich nur 220 *m*³, jährlich also bloß 7 *km*³ vorbeifließen. Dies ist entschieden zu wenig, denn man erhielte danach nur eine Abflusshöhe von 58 *cm* für das gesammte inneralpine und den größten Theil des alpenrandlichen Flussgebietes. Das aber kann keinem Zweifel unterliegen, dass die Lessinischen Alpen viel mehr Regen erhalten, als das inneralpine Etschgebiet und demnach auch dem Flusse jährlich eine größere Abflusshöhe spenden. Auch stimmt jener Wert für die Wasserführung der italienischen Etsch gar nicht mit der Wassermenge des Po, welche von der gleichen Quelle zu 1720 *m*³ in der Secunde angegeben wird. Danach hätte das gesammte Po-Gebiet eine Abflusshöhe von 77 *cm*, also um ein Viertel mehr als das Etschland oberhalb Albaredo, was unwahrscheinlich wäre. Dagegen fällt jene Abflusshöhe des Po nahezu mit der für die alpine Etsch erhaltenen zusammen und man wird kaum fehlgehen, wenn man die Abflusshöhe des gesammten Etschgebietes analog der des Po-Gebietes auf rund 80 *cm* veranschlagt Danach würde die Etsch jährlich beinahe 12 *km*³, secundlich 380 *m*³ Wasser, dem Meere zuführen.

Natürlich ist diese Wassermenge nicht constant, sondern weist entsprechend den Niederschlägen nicht unbeträchtliche Schwankungen auf. Man kann dieselben für die centralalpine Etsch an der Hand der Pegel und Wassermessungen von Branzoll verfolgen. Im trockenen Jahre 1884 sank hier die Wasserführung der Etsch auf 139 *m*³ in der Secunde; die Abflusshöhe war nur 63 *cm*. Das Hochwasserjahr von 1879 brachte dagegen eine secundliche Wassermenge von 209 *m*³, nachdem sie sich schon 1876 auf 208 *m*³ belaufen hatte. Die Abflusshöhe war in diesen beiden nassen Jahren 95 *cm*. 1888 endlich ergibt sich dieselbe gar zu 133 *cm*, entsprechend einer secundlichen Wassermenge von 292 *m*³. Danach wäre in regenreichen Jahren die Wassermenge der Etsch doppelt so groß als in regenarmen. 1888 war allerdings außergewöhnlich feucht; dazu kommt, dass Ende der Achtziger-Jahre sich die Erhöhung des Etschbettes bei Branzoll geltend machte, weswegen vielleicht auch schon die Wasserführung von 1888 zu hoch berechnet wurde. Sichtlich wird jene Erhöhung aber erst 1889.

Die Schwankungen in der Wasserführung der Etsch laufen denen des Regenfalles parallel. Das Jahr 1884 war das trockenste des ganzen Jahrzehntes, zugleich war die Etsch am wasserärmsten. Umgekehrt entspricht dem regenreichen Jahre 1882 eine reichliche Wasserführung in der Etsch. Aber die wasserreichen Jahre 1876 und 1879 scheinen nicht als übermäßig regenreich. Damals gab es sehr bedeutende Juni-Hochwässer, welche selbst noch im Jahresmittel eine große Wassermenge bedingen. Aber der sie verursachende Regenfall kommt in der Jahressumme nicht in gleicher Weise zur Geltung. Immerhin fielen im ersten Jahrfünft des Jahrzehntes 1876/85 105% des Regens und flossen genau 105% der mittleren Etschwassermengen des Jahrzehntes ab. Deutlich wird sohin die Abhängigkeit der Stromgröße vom Niederschlage und letzterer erheischt als Quelle des Flusswassers eine besondere Würdigung.

Die Vertheilung des Niederschlages im Etschgebiete wird im großen und ganzen von denselben Regeln beherrscht, wie die anderer Theile der Alpen und der daneben gelagerten Ebenen. Es nimmt der Regenfall in der Po-Ebene mit der Annäherung an das Gebirge zu, erfährt am Abfalle desselben eine namhafte Steigerung und nimmt dann thaleinwärts wiederum ab, in den einzelnen Thälern aber an den Gehängen mit der Höhe zu. Die drei natürlichen Abschnitte des Etschgebietes verhalten sich sohin auf den Niederschlag verschieden. Der obere und mittlere treten als inneralpine Regenprovinzen dem unteren gegenüber, welcher sich theils über die relativ regenarme Po-Ebene, theils aber über den regenreichen Südabfall der Alpen erstreckt. Wie groß auf letzterem der Niederschlag ist, lässt sich wegen des Mangels von Regenstationen auf den Lessinischen Alpen nicht entscheiden; muthmaßlich beläuft er sich auf 1—2 *m*; in der Po-Ebene beträgt er unter 1 *m*.

Im inneralpinen Etschgebiete erfolgt die Abnahme des Regenfalles ganz regelmäßig thaleinwärts. Da zugleich eine Zunahme desselben an den Thalflanken erfolgt, so trifft man an letzteren in einer gewissen Höhe über den Sohlen dieselben Regenmengen, wie am Alpensaume. So begegnet man den Betrag der Niederschläge von Riva (1150 *mm* 1881/91) 23 *km* weiter aufwärts an den Gehängen des Sarcathales bei St. Lorenzo unweit des Molvenosees in 735 *m* Höhe und an den Südabfallen des Ortlerstockes zu Pejo in 1580 *m* Höhe. Rofreit hat dieselbe Regenhöhe wie Riva. Weiter aufwärts hat man im Etschthale, oberhalb St. Michael, bereits unter 1 *m* Niederschlag, während die Beträge des Regenfalles von Rofreit und Riva erst zu Paneveggio (1520 *m*) im Travignolo-Thale begegnet werden. Nahe dem Kamme der Centralalpen kann man nach den allerdings lückenhaften Beobachtungen des Schneeberger Bergwerkes in 2232 *m* Höhe auf keinen höheren Niederschlag als in Riva oder Rofreit schließen. Deutlich sieht man, wie die Zone von 1100—1200 *mm* Regen alpeneinwärts ansteigt, und zwar zunächst rascher, etwa 30 *m* auf jeden Kilometer, dann langsamer. Gleiches gilt auch von den Zonen geringeren Regenfalles. Die Niederschlagshöhe, welche 1880/90 zu St. Michael im Etschthale gemessen wurde (1020 *mm*), wurde in der Nähe von Bozen erst der Höhe der Porphyrplatte zutheil. Das ist namentlich durch die Regenstationen, welche der Alpenverein durch Professor Pernter einrichten ließ, klar erwiesen. Der Regenfall von Altrei (1270 *m*) wiederholt sich genau zu Deutschhofen, 16 *km* weiter im Gebirge, aber 80 *m* höher. Der Niederschlag von Bozen (840 *mm*) aber ist noch beträchtlicher als jener von Brixen (730 *mm*); er übertrifft den von Meran, und selbst zu Marienberg an der Malser Haide wurden gleichzeitig in 1335 *m* Höhe nur 740 *mm* gemessen. Es steigt die Zone des Bozener Niederschlages also bis nahezu auf die großen Alpenpässe an, welche aus dem Etschgebiet in das des Inns führen.

Alles spricht dafür, dass die Gehänge des Sarcathales bei Riva, jene des Etschthales bei Rofreit wesentlich regenreicher sind, als die dortigen Thalsohlen. Man hat hier über der Zone von 1100—1200 *mm* Regenhöhe noch regenreichere Zonen, muthmaßlich mit Niederschlagssummen von bis 2 *m* zu erwarten. Nach dem allgemeinen Ansteigen der Zonen gleichen Regenfalls wären dieselben in den oberen Theilen des Etschbuchtgebirges erst in über 1500 *m*, in den Centralalpen erst in über 2200 *m* Höhe anzutreffen. Dass in der That hier

die Gipfelregion in sehr niederschlagsreiche Gebiete hineinragt, erhellt aus den vom Alpenvereine unter Professor Finsterwalders Leitung vorgenommenen Beobachtungen über Wasserstand und Wasserführung des Suldener Baches und der Venter Ache, welche beide eine Abflusshöhe von über 1 *m* aufweisen. Aber direct gemessen sind jene Niederschlagssummen der großen Höhen im Etschgebiete noch nicht, da es an eigentlichen Hochstationen hier fehlt. Dementsprechend stößt die Bestimmung des mittleren Niederschlages im inneralpinen Etschbecken zur Zeit noch auf unüberwindliche Schwierigkeiten und man muss sich jetzt mit bloßen, zum Theile recht willkürlichen Schätzungen begnügen. Nach denselben dürfte der mittlere Regenfall im inneralpinen Etschgebiete auf 1300—1500 *mm* zu veranschlagen sein. Danach würde der Theil des Niederschlages, welcher an Ort und Stelle wieder verdunstet, 500—700 *mm* betragen und die Etsch würde 55—60% des in ihrem Gebiete gefallenen Regens aus den Alpen herausführen.

Der Niederschlag im inneralpinen Etschgebiete zeigt die für die Südalpen charakteristische Vertheilung auf die einzelnen Monate des Jahres. Er ist am geringsten im Winter, am stärksten im Sommer und Herbst. Dabei machen sich zwischen den mehr randlich und mehr central gelegenen Stationen einige bemerkenswerte Verschiedenheiten geltend. Die Winterniederschläge mindern sich alpeneinwärts in den Thälern von 16% auf knapp 10% der Jahressumme; umgekehrt steigern sich die sommerlichen von 26% auf 45%, während die Herbstniederschläge sich ziemlich gleichmäßig zwischen 30 und 36% des Jahresmittels halten und nur im Rienzgebiete weniger beträchtlich werden. Dies gilt aber nur für die tief gelegenen Stationen. Die höher befindlichen zeigen eine ähnliche Vertheilung des Regenfalles wie jene nahe am Rande des Gebirges. Dies gilt insbesondere für alle die Orte, welche im Bereiche der alpeneinwärts ansteigenden Zone von 1100—1200 *mm* Regenhöhe liegen. Das Bergwerk zu Schneeberg im Ridnaun, Paneveggio am Saume der Dolomiten, Pejo am Ortlerstocke haben nahezu dieselbe jahreszeitliche Entwicklung des Niederschlages wie Riva und Rofreit. Steigt man daher an den Gehängen der innersten Thäler aufwärts, so bemerkt man nicht bloß eine Zunahme des Niederschlages, sondern zugleich auch eine Änderung in dessen Vertheilung, beides erfolgt geradeso wie thalabwärts. Ob man von Brixen emporsteigt zum Schneeberger Bergwerke, oder nach Rofreit wandert, man beobachtet dieselben Veränderungen in den Beträgen und der Vertheilung des Regenfalles.

Die Herbstregen sind die bezeichnende Eigenthümlichkeit des gesammten Etschgebietes. Die meist sehr heftigen Octoberregen, welche rund 13% der Jahressumme bringen, sind dem Besucher Merans ebenso unangenehm bekannt, wie dem Gaste an den Ufern des Gardasees; sie werden neben häufigem Septemberregen im oberen Etschgebiete, z. B. in Sulden, sowie in den obersten Winkeln des Eisackthales, zu Gossensass und selbst auf den Höhen des Bergwerkes Schneeberg äußerst lästig empfunden. Diese Herbstregen nun sind es, welche die Verlangsamung im herbstlichen Fallen der Etsch bewirken und welche wahrscheinlich weiter stromabwärts einen secundären Herbsthochstand ebenso wie beim Po verursachen. Sie endlich bedingen die großen Überschwemmungen der Etsch. Die höchsten Wasserstände in Trient fielen 1862/90 in den

October, und von den 146 Überschwemmungen, welche die Etsch während der letzten Jahrhunderte in Italien verursachte, ereigneten sich 40 im October. Auch die großen Überschwemmungen in Südtirol, welche in den Achtziger-Jahren so viel Verheerung anrichteten, fielen in den Herbst; so 1882, als die Etsch am 18. September und 28. October aus ihren Ufern trat, so 1885, als sie am 28. September und 16. October Hochwasser hatte, so 1888, als sie am 11. September ihre Ufer überflutete, so endlich am 12. und 29. October 1889. Nur eines der letzten Hochwässer war im Sommer, nämlich das vom 13. Juli 1890.

Alle diese Hochwässer zeichneten sich durch gemeinsame Züge aus. Rasch begann die Etsch zu steigen, binnen wenigen (1—4 Tagen) schwoll sie um 3—4 *m* an, hielt sich dann 1—2 Tage in außergewöhnlicher Höhe und fiel dann langsam auf ihren früheren Stand herab. Verursacht wurden sie insgesammt durch äußerst heftige Regengüsse, welche im gesammten Etschgebiete so ziemlich gleichzeitig fielen, so dass auch längs des Flusses an weitentlegenen Punkten zugleich Hochwasser auftrat. Der Regenfall selbst aber knüpfte sich an barometrische Minima. So war es in dem unheilvollen Jahre 1882. Da überschritten von Norden kommende zwei Luftwirbel die Alpen; sie saugten an ihrer Ostseite, in Südtirol, Kärnten und Venetien, die feuchte Luft der Adria an, welche sich als regenspendender Wind nahte. Ein Luftwirbel, welcher am 8. und 9. September 1888 über der Po-Ebene verweilte und nur langsam in das tyrrhenische Meer abzog, verursachte die heftigen Regenfälle, welche sowohl den Rhein als auch die Etsch zum Anschwellen brachten. Am 10. October 1889 wanderte wie im September 1882 ein Minimum von Norden über die Alpen und verursachte wiederum in den südlichen Ostalpen heftige Niederschläge, welche die Etsch jäh steigen machten. Gleiches wiederholte sich am 28. und 29. October desselben Jahres, und ein neues Etschhochwasser trat ein. Ebenso löste sich von dem Minimum, das am 10. Juli 1890 über Norwegen lagerte, am 11. Juli ein Theil ab; derselbe wanderte über die Westalpen, und rückte, sich allmählich verstärkend, am 12. und 13. Juli über die Po-Ebene ostwärts, so dass an deren Nordrand enorme Niederschläge fielen; der Etschhochstand vom 13. Juli 1890 war die Folge.

Man sieht, dass es immer bestimmte Luftdruck-Vertheilungen sind, welche die Etsch zum Schwellen bringen. Dieselben treten nicht plötzlich ein, man kann ihre Entwicklung an der Hand der täglich erscheinenden Wetterkarten deutlich verfolgen. Allerdings sind es in der Regel nur sehr unbedeutende Luftdruckwirbel, welche die südalpinen Wetterstürze zur Folge haben. Ein Minimum von wenigen Millimetern genügt, um ungeheure Regenmassen zum Fallen zu bringen, was in der Regel entsprechend der Unbedeutendheit der Luftdruck-Depression, bei mäßigen Winden geschieht, die vorwiegend aus Süden kommen. Indem aber die Luft, angesaugt vom Minimum, zum Anstiege auf alpine Höhen veranlasst wird, muss sie sich in ausgiebiger Weise ihrer Feuchtigkeit entledigen. Überschreitet ein Luftwirbel die Alpen, so fallen die reichlichsten Niederschläge im obersten Etschgebiete, nämlich selbst im Thale binnen 24 Stunden 40 *mm*. Hält sich hingegen der Luftwirbel über der Po-Ebene auf, so regnet es am meisten im unteren Etschthale und Noce-Gebiete, wo es dann im Tage 40—70 *mm* Regen gibt. Dabei herrschen im Etschbuchtgebirge meist schwache südliche Winde, welche mit schwachen nördlichen abwechseln.

Wenn es im ganzen Etschgebiete gleichzeitig regnet, so kann nicht wundernehmen, dass an entlegenen Punkten des Stromes gleichzeitig Hochwasser eintritt, eine Thatsache, welcher gegenüber es vergeblich scheinen möchte, Prognosen auf Hochwasser zu stellen. Und doch sind solche möglich. Schwillt zwar die Etsch im Vintschgau unmittelbar nach Eintritt der Niederschläge an, so braucht das Hochwasser doch mindestens einen Tag, um die Strecke von Meran bis St. Michael zu durchlaufen, allwo es sich 2—3 Tage nach den größten Niederschlägen einstellt. Es ist also hinreichend Zeit, um nach Regengüssen, welche erfahrungsgemäß Hochwasser bedingen, vor deren Eintritt zu warnen. Von der Mündung des Noce an allerdings verändert sich die Sachlage. Dieser mächtige Bergstrom führt auf kurzem Wege die in seinem Gebiete gefallenen Niederschläge der Etsch zu, und in Trient ist das Hochwasser regelmäßig um einen Tag früher als im weiter oberhalb gelegenen St. Michael. Von Trient bis Albaredo pflanzt sich die Hochwasserwelle in einem Tage fort.

Obwohl die Octoberregen zu den regelmäßigen klimatischen Erscheinungen des Etschgebietes gehören, so verursachen sie doch keineswegs immer Überschwemmungen. Solche treten immer nur nach einer Reihe von Jahren auf. Nach den von Weber von Ebenhof mitgetheilten Zusammenstellungen war in Tirol seit dem Jahre 1590 die größte Überschwemmung jene vom 1. September 1757. 1789, also 32 Jahre später, war eines der furchtbarsten Überschwemmungsjahre, welche in Tirol jemals vorgekommen sind. Weitere 32 Jahre später war das große Hochwasser vom 27. und 28. Mai 1821, dem alsbald das vom 13. bis 15. October 1823 folgte, während dessen die Etsch sammt Zuflüssen eine Höhe erreichte, wie sie seit 1757 nicht vorkam. Und abermals 32 Jahre später war das große Hochwasser im Vintschgau vom 4. Juni 1855, dessen Verheerungen Friedrich Simony so anschaulich geschildert hat. Rund 30 Jahre hernach waren die Hochwässer der Achtziger-Jahre. Alle diese Hochwässer aber traten nicht vereinzelt auf, sondern waren mit anderen derart vergesellschaftet, dass in etwas mehr als einem Jahrzehnte je fünf Hochwässer eintraten, während in den nachfolgenden zwanzig Jahren nur ganz ausnahmsweise Hochwässer waren. Dementsprechend hat man im Jahrhunderte an der Etsch drei Hochwasserperioden, die erste im zweiten, die zweite im fünften, die dritte im neunten Jahrzehnt. Die letzten und zugleich am besten beglaubigten dieser Hochwasserperioden waren

1747—1758 (4 Hochwässer: 1747, 1751, 1757, 1758),
1780—1789 (4 Hochwässer: 1780, 1787, 1788, 1789),
1816—1829 (5 Hochwässer: 1816, 1817, 1821, 1823, 1829),
1844—1855 (5 Hochwässer: 1844, 1845, 1846, 1851, 1855),
1882—1890 (4 Hochwässer: 1882, 1885, 1888, 1890).

Die Zwischen-Perioden waren:

1759—1779 (einige kleine Hochwässer),
1790—1815 (1 Hochwasser: 1806),
1830—1843 (kein Hochwasser),
1856—1881 (1 Hochwasser: 1868).

Es zeigen also die Etschhochwässer in Tirol einen etwa 32jährigen Turnus, dem sich nur zwei bedeutendere Hochwässer, 1806 und 1868, nicht fügen. Sie

sind ausgesprochen periodische Erscheinungen, und dürften zu jenem weiten Kreise von Klimaschwankungen gehören, deren etwa 35jährige Periode Eduard Brückner nachwies. Mag auch die Entwaldung vielfach großen Schaden gestiftet haben, indem sie durch Wegnahme des schützenden Pflanzenkleides das Land den Angriffen von Regen und Wildbächen preisgab, mag auch mancher Hochwasserdamm der Etschregulierung nicht den gewünschten Erfolg gehabt haben, die periodische Wiederkehr der Überschwemmungen macht zweifellos, dass sie weder durch die Entwaldung noch durch Stromregulierung bedingt sind. Sind sie aber einmal als Äußerungen der muthmaßlich auf kosmische Ursachen sich zurückführenden Klimaschwankungen erkannt, dann ist auch das Mittel gewonnen, ihrer Herr zu werden. Dann wird man die Stromregulierung so ausführen, dass sie auch die nur alle 30—35 Jahre zu erwartenden Hochwasser abführen kann, und Werke anlegen, welche in der Zwischenzeit vielleicht nutzlos erscheinen. Möchten darum die Erscheinungen der letzten Überschwemmungen des Etschgebietes auch in den kommenden Jahren beherziget werden, wenn, wie vorauszusehen und thatsächlich auch schon eingetroffen, die Wasserführung des Stromes sich in engeren Grenzen denn zuvor bewegt.

Der Hochjochferner im Jahre 1893.

Von

Dr. Ad. Blümcke und Dr. H. Hess.

Im August 1893 haben wir eine Nachmessung am Hochjochferner vorgenommen, von welchem die erste genauere Aufnahme 1890 gemacht wurde.[1]) Wir wollten aber nicht allein ein Bild der veränderten Gletscherzunge erhalten, sondern gleichzeitig den Versuch machen, aus einigen photogrammetrischen Aufnahmen eine Karte des ganzen Gletschers zu erhalten. Dass dieser Versuch gelungen ist, beweist die beiliegende Karte des Hochjochferners, die, mit Höhenlinien von 10 zu 10 *m* versehen, ein möglichst treues Bild der wechselnden Formen im Gebiete des ganzen Gletschers gibt.

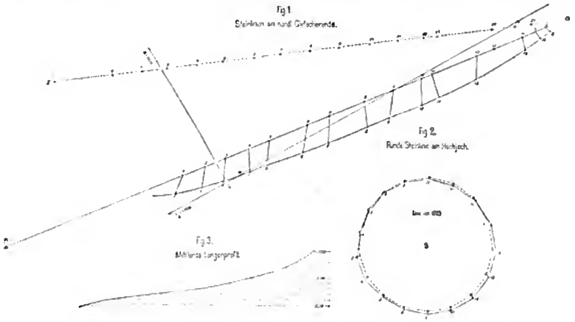
Die Vermessung der Gletscherzunge wurde nach der gut bewährten Methode durchgeführt, die früher schon von Prof. Finsterwalder und uns bei der Aufnahme anderer Eisströme angewandt wurde. Zur Darstellung des Gebietes über 2900 *m* wurden ausschließlich Photographien verwendet, welche von den Punkten *D*, *G*, Krahwand und Mittlere Guslarspitze, aus aufgenommen waren. Besonders charakteristische Punkte, die auf den Photographien leicht und sicher zu bestimmen waren, wie Kreuzspitze, Finailspitze etc., wurden durch mehrfaches Einschneiden von den Punkten des trigonometrischen Netzes aus, der Lage nach, bestimmt, so dass für die Photogramme eine bequeme Orientierung ermöglicht wurde. Aus diesen Photogrammen nun wurden 360 Punkte construiert, die sich ziemlich gleichmäßig über die ganze Fläche des Firnfeldes vertheilen. Zur Construction der meisten dieser Punkte wurden 2 Visierstrahlen benutzt, nachdem sich bei 15 Punkten, für welche 3 und 4 Visuren aus den Bildern entnommen werden konnten, gezeigt hatte, dass die Horizontal-Projection vollständig gut bestimmt war und die Höhenfehler 2 *m* nicht überschritten. Für die 360 Punkte, die im Mittel 3300 *m* von den photographischen Standpunkten entfernt sind, ergab sich ein mittlerer Höhenfehler von ± 1·6 *m*, bei einer größten Abweichung von ± 3 *m*. Die Brennweite des zur Aufnahme verwendeten Objectes (Anastigmat von Zeiss in Jena) betrug 121·7 *mm*. Die Ablesungen der Maaße auf den photographischen Negativen wurden mit der Lupe auf 1/20 *mm* genau gemacht.

Aus der Karte vom 1890er Stand der Gletscherzunge wurde das Moränengebiet übertragen durch Benutzung der damals im Felde aufgenommenen Detail-

[1]) Vgl. Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1892. Die Vermessung des Hochjochferners von Dr. G. Kerschensteiner und Dr. H. Hess.

blätter, da das Original der 1890er Karte inzwischen verschwunden ist, so dass ein einfaches Übertragen durch Pausen nicht möglich war.

Das trigonometrische Netz wurde an das Netz des Hintereisferners angeschlossen, das wir 1893 und 1894 zur Vermessung dieses Gletschers angelegt hatten. Das durch diesen Anschluss vermehrte Beobachtungsmaterial gab Veranlassung zu einer Wiederholung der Ausgleichung des Hochjochferner-Netzes. Aus den Beobachtungen am Hintereisferner ergab sich, dass keine Veranlassung gegeben ist, auf Grund unserer Messungen die Coordinaten der trigonometrischen Punkte des österreichischen Cataster-Netzes zu ändern und wir haben deshalb die neue Ausgleichung des Hochjochferner-Netzes, ebenso wie die des Hintereisferner-Netzes auf Grund der Basis »Mittlere Guslarspitze-Krahwand« unter Annahme der Cataster-Coordinaten durchgeführt. Für die einzelnen trigonometrischen Punkte des Hochjochferner-Netzes ergaben sich dadurch kleine Änderungen in den Coordinaten, die jedoch völlig innerhalb der Grenze der Beobachtungsfehler liegen.



Die neuen, auf das Catasternetz umgerechneten Coordinaten sind in folgender Tabelle enthalten.

Signal	x	y	z
Hospiz	4799·0	11957·4	2441·4
A	4849·1	12412·3	2587·7
B	4966·4	13079·1	2719·7
C	6716·0	14378·8	2859·4
D	6273·6	13460·7	2753·5
E	5229·8	12200·2	2579·8
F	7178·2	15001·3	2908·8
G	7478·9	15292·5	2910·9
L	7897·1	15777·8	2860·1
M	8137·6	16203·9	2788·3

Signal	x	y	z
P	8263·5	16632·6	2689·1
Krahwand	7451·9	17510·5	3251·3
Mittlere Guslarspitze	5497·7	9963·9	3126·3

Das Signal beim Hospiz ist ein anderes, als das früher benützte. Beim Neubau des Hauses wurde das alte Signal zerstört; wir ließen deshalb durch die während unseres Aufenthaltes noch anwesenden Maurer einen festen, runden, 2·3 *m* hohen Steinmann errichten, der nun als Signal sowohl für die Nachmessungen am Hochjochferner, als für die Aufnahme des Hintereisferners diente. Die Entfernungen der Mitte dieses Steinmannes von den Kanten der 25·5 *m* langen Westfront des Unterkunftshauses betragen 23·0 bezw. 42·7 *m*.

Die Steinlinie, welche 1890 über den Gletscher gelegt wurde, haben wir natürlich nachgemessen. Das Ergebnis ist, dass die Geschwindigkeit in der Mitte des Gletschers größer ist, als am Rande. Die Fig. 1 veranschaulicht die Formveränderung dieser Linie im Laufe von 3 Jahren. Die gerade Linie von *B* zur Marke bildete 1890 mit der Richtung *B D* einen Winkel von 23° 11'; alle übrigen Elemente, die zur Lagebestimmung der Nummernsteine in den Jahren 1890 und 1893, sowie zur Feststellung der Verschiebung dienen, finden sich in folgender Zusammenstellung:

Rothe Steinlinie.

	1890 Horiz.-Entf. von *B*	1893 Cataster-Coordinaten x	y	z	Verschiebung 1890—1893.
Stein	I. 283 *m*	5224·6	13022·2	2624·8	13·2 *m*
„	II. 319 „	5263·3	13011·0	2625·2	31·2 „
„	III. 351 „	5295·9	13005·1	2627·9	34·2 „
„	IV. 389 „	5336·7	12997·7	2630·4	34·0 „
„	V. 422 „	5363·7	12993·7	2632·9	36·8 „
„	VI. 484 „	5420·6	12984·2	2634·8	40·0 „
„	VII. 520 „	5460·0	12978·1	2637·0	40·4 „
„	VIII. 576 „	5522·6	12970·9	2639·6	38·2 „
„	IX. 622 „	5557·1	12966·5	2646·3	42·0 „
„	X. 669 „	5608·1	12959·3	2650·5	40·6 „
„	XI. 685 „	5638·0	12957·4	2653·2	35·4 „
„	XII. 758 „	5697·1	12654·6	2652·8	34·6 „
„	XIV. 830 „	5783·8	12957·1	2652·0	18·8 „
„	XV. 851 „	5810·5	12959·6	2651·8	12·6 „
„	XVI. 867 „	5827·6	12961·5	2651·5	9·0 „
	Marke 893 „	5852·5	12969·7	2658·0	Mittel 30·7 *m*

Die Verschiebung betrug also im Mittel 10·2 *m* pro Jahr. Durch Ausmessung der zwischen der 93er und der 90er Gestalt der Steinlinie eingeschlossenen Fläche und Reduction der Verschiebung auf die ganze Länge der Linie erhält man den nämlichen Mittelwert. Die Geschwindigkeit des Punktes 16 dürfte nahezu der Randgeschwindigkeit gleichkommen; sie verhält sich zur maximalen Geschwindigkeit von 14·0 *m* (Punkt IX) wie 3 : 14. Übrigens sei darauf hingewiesen,

dass die Punkte in der Nähe des rechten Ufers größere Geschwindigkeiten zeigen, als die entsprechenden am linken Ufer, was wohl darauf zurückzuführen ist, dass hier tiefer gelegene Eisschichten in den Kreis der Beobachtung treten. Die Steinlinie steht ja ziemlich schief gegen die Bewegungsrichtung.

Von einem Punkte I mit den Coordinaten x = 5152·7, y = 13.255·7, z = 2696·2, südlich von *B* im Moränengebiet auf dem rechten Ufer der nördlichen Zunge, zogen wir gegen die Marke der alten Steinlinie eine neue, deren Steine blau gestrichen sind. (Die obere Linie in Fig. 1.)

Die Lage der Nummernsteine dieser Linie ist durch folgende Angaben gegeben:

	1	2	3	4	5	6	7	8
Horiz.-Entf. von I.:	87·2	131·6	168·8	212·7	251·6	298·0	339·0	382·6 *m*
Höhencote: 26	51·4	53·7	53·0	54·0	54·2	53·5	56·0	59·3 *m*
	9	10	11	12	13	15	16	20
Horiz.-Entf. von I.:	426·0	472·0	512·0	551·0	571·0	651·6	686·0	709·0 *m*
Höhencote: 26	57·8	59·7	65·2	64·9	64·0	64·3	61·8	58·5 *m*

Die am Joch gelegte kreisrunde Steinlinie hat ihre Gestalt fast genau beibehalten, wie aus Fig. 2 hervorgeht. Es liegt dies vor allem daran, dass die Verschiebungen der Steine ziemlich kleine waren. Die Verschiebung beträgt für die höchstgelegenen Steine 8, 9, 10, 11 ca. 2·5, für die übrigen ca. 5 *m*, im Mittel 4·4 *m*; daraus ergibt sich eine jährliche Geschwindigkeit von ca. 1·5 *m*, d. h. die Eisschichten in 2900 *m* bewegen sich etwa mit 1/7 der Geschwindigkeit, welche den Schichten von 2640 *m* Höhe zukommt (was natürlich nur für den Hochjochferner gilt). Übrigens deuten die fast durchweg senkrecht zu den Höhenlinien erfolgten Verschiebungen darauf hin, dass nach einiger Zeit auch die Gestalt der Linie eine ziemliche Veränderung erfahren wird.

Zwischen dem nördlichen Gletscherende und der Höhenlinie 2650 *m* haben wir 4 Profile durch den Gletscher gezeichnet, die senkrecht zur Hauptbewegungsrichtung geführt wurden und den Stand des Gletschers von 1890 und 1893 enthalten. Aus demselben ergibt sich die mittlere Abschmelzung pro Jahr in der

Höhe von	2650 *m*	zu 0·7 *m*
	2600 „	1·6 „
	2550 „	2·4 „
	2500 „	2·7 „

Dieselbe Arbeit für höhere Schichten durchzuführen, ist uns unzweckmäßig erschienen, da die Genauigkeit des Ergebnisses zu der aufgewendeten Arbeit in keinem Verhältnisse gestanden hätte. Hiefür müssen längere Zeiträume eine stärkere Abschmelzung herbeiführen, sodass größere Profilflächen auszumessen sind, als jetzt. Für die Punkte der runden Steinlinie ergibt sich übrigens eine durchschnittliche Senkung von 0·5 *m*, was auf eine Ablation von jährlich 0·17 *m* in der Höhe 2900 *m* schließen ließe. Doch kommen hier die der Aufnahme nothwendig anhaftenden Beobachtungsfehler zu sehr in Betracht, um dem Ergebnis die nöthige Sicherheit zu verleihen.

Eine Cubatur des Substanz-Verlustes, den der Gletscher in den 3 Jahren bis 1893 erlitten hat, die für das nördliche Gletscherende bis zur Höhenlinie

2700 *m* nach der Simpson'schen Regel durchgeführt wurde, ergab eine Abnahme der Eismasse um 2,570.000 *cbm* bei einer Ablationsfläche von 758.000 *qm*. Daraus würde für den Theil der nördlichen Gletscherzunge, der unterhalb 2700 *m* liegt, eine durchschnittliche Dickenabnahme von 3·4 *m*, d. h. eine jährliche Ablation von 1·1 *m* folgen. Für das südliche Gletscherende konnte eine ähnliche Rechnung nicht mit der gewünschten Genauigkeit durchgeführt werden. Wir haben aber, um die Ablations-Verhältnisse in den verschiedenen Höhenschichten zu studieren, am Hintereisferner bereits andere Methoden in Anwendung gebracht, die von den Messungsfehlern, wie sie einer ganzen Terrain-Aufnahme anhaften, unabhängig sind.

Die Ausmessung des ganzen Gletscher-Areals ergab, dass der Hochjochferner in seiner größten Ausdehnung eine Fläche von 12·55 km^2, im Jahre 1893 eine solche von 11·93 km^2 bedeckte, so dass bis 1893 das Moränengebiet 0·62 km^2 ausmacht.

Während die Gletscherzunge vom Joch aus nach ihren beiden Enden hin ziemlich gleichmäßig an Neigung zunimmt, sind die Neigungsverhältnisse im Firngebiete sehr wechselnde. Stellt man jedoch nach der von Prof. Finsterwalder angegebenen Methode die Mittelwerte für die Böschungswinkel in den verschiedenen Höhenschichten auf, so findet man

	mittl. Neigungs-∢		mittl. Neigungs-∢
über 3400 *m*	37° 10′	3000—2900 *m*	12° 10′
zwischen 3400—3300 „	26° 20′	2900—2800 „	12° 30′
3300—3200 „	25° 40′	2800—2700 „	6° 0′
3200—3100 „	15° 50′	2700—2600 „	7° 0′
3100—3000 „	14° 10′	2600—2500 „	12° 30′
	unter 2500 *m* 13° 0′		

und den mittleren Neigungswinkel für den ganzen Gletscher zu 13° 50′. Construiert man auf Grund dieser Neigungsverhältnisse einen Längsschnitt durch den Gletscher, so erhält man ein »mittleres« Längsprofil wie es die Fig. 3 zeigt. In diesem zeigt sich keine Spur der Unregelmäßigkeiten mehr, die durch große Eisbrüche einerseits und ziemlich flache Firnmulden andererseits in Wirklichkeit vorhanden sind. Besondere Eigenthümlichkeiten zeigt das Firngebiet nicht. Man müsste als solche höchstens die 2 Löcher nehmen, die zwischen Kreuz- und Saikogel sich gebildet haben und könnte vielleicht noch auf die östlich vom Finailjoch vorhandene Vertiefung im Grat hinweisen, die ein mit Firneis ausgefülltes, abflussloses Loch darstellt.

Nachmessung am Alpeiner Ferner.

Von

Dr. Hans Hess.

Als ich im Jahre 1891 im Auftrage der Section Nürnberg des D. u. Ö. A.-V. Gletschermarkierungen im Stubai vornahm, habe ich auch den Alpeiner Ferner besucht. Mit dem Apparate, den ich zur photographischen Aufnahme der Gletscherenden und Moränengebiete bei mir führte, machte ich von den Punkten: A, B, C und »neues Steinmandl 2370 *m*« der Pfaundler'schen Karte dieses Gletschers[1]) Aufnahmen desselben.

Ich gebrauchte bei dem sonst mit keinerlei besonderen Einrichtungen versehenen Apparate nur die Vorsichtsmaßregel, dass ich eine Kante der Camera, die wohl als nahezu parallel zur Plattenebene angesehen werden konnte, mittelst eines kleinen Senkels vertical stellte, und die Bildweite notierte. Dadurch hatte ich die zur photogrammetrischen Construction einer Karte nothwendigen Voraussetzungen erfüllt; doch war ich mir vollständig bewusst, dass die Genauigkeit, mit welcher die verschiedenen Constanten der Construction bestimmt waren, ziemlich gering war. Ich versuchte trotzdem eine Karte vom 1891er Stande des Alpeiner Ferners zu zeichnen und dieselbe gelang verhältnismäßig gut. Ich erhielt im Maßstab 1:5000 alle Punkte, für welche 3 Visierstrahlen constructiv zu bekommen waren, so genau, dass sie nicht um ½ *mm* unsicher waren. Solcher Punkte hatte ich 15, welche sich über das ganze Gebiet des Gletschers vertheilten, allerdings meist am Rande des Eises gelegen waren.

Nehme ich an, dass für die übrigen 70 Punkte, zu deren Construction nur 2 Strahlen benützt wurden, die gleiche Genauigkeit vorhanden ist, so ergibt sich für die Horizontalprojection ein mittlerer Fehler von ca. ± 1 *m*. Anders wurde die Sache in Bezug auf die Höhen. Da der photographische Apparat keine Horizontmarken hatte, so musste die Lage des Horizontes auf den Negativen auf sehr mühsamem Wege, unter Zuhilfenahme aller möglichen Correcturen ermittelt werden. Bei einer größten Differenz von 9 *m* der Höhenwerte, welche von je zweien der Aufnahmspunkte aus erhalten werden, ergab sich für die 85 construierten Punkte ein mittlerer Fehler von ± 2·9 *m*. Das war etwas viel, aber eben durch die mangelhafte Einrichtung des benützten Apparates leicht zu erklären. Dass die Horizontalprojection so günstige Resultate lieferte, war hauptsächlich dem Um-

[1]) Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1887, pag. 68 ff.

stande zuzuschreiben, dass das verwendete Objectiv, ein Steinheil'scher Antiplanat, die ziemlich große Brennweite von 274·0 *mm* hatte.

Im folgenden Jahre kam ich wieder in dieselbe Gegend, um anschließend an die neue Karte der Gletscherzunge das Firnfeld des Alpeiner Ferners photogrammetrisch aufzunehmen. Die dabei aufgewandte Arbeit erwies sich leider als nutzlos, da es mir nicht gelang, durch Construction aus den photographischen Aufnahmen die Lage der photogrammetrischen Standpunkte für das Firnfeld genau genug zu erhalten. Dagegen hatten die bei dieser Gelegenheit neu aufgenommenen Bilder der Gletscherzunge mehr Wert, als die des Vorjahres, weil der Apparat inzwischen mit Horizontalmarken versehen war. Auf Grund derselben zeichnete ich die Karte nochmals. Sie ist nicht nur in der Horizontalprojection genauer, als die ersterwähnte ausgefallen (mittlerer Fehler für 23 aus 3 oder 4 Strahlen bestimmte Punkte in 1:5000 ist ± 0·17 *mm*, was einem wirklichen Fehler von ± 0·85 *m* gleichkommt), sondern auch die constructiv erhaltenen Höhen stimmen bedeutend besser überein. Für die 110 Punkte (von denen 58 auf die Eisfläche allein treffen) beträgt der mittlere Höhenfehler ± 2·1 *m* bei einer größten Differenz von 4·8 *m*. Bei der großen Brennweite des Objectives ist das ja keine photogrammetrische Musterleistung; doch ist die Karte allen bisherigen Bildern des Alpeiner Ferners an Genauigkeit überlegen. Gegenüber der Pfaundler'schen Karte von 1886 ist z. B. eine weit eingehendere Behandlung des Moränengebietes sowohl, als insbesondere der Eisoberfläche ermöglicht worden, so dass die Höhenlinien auf derselben viel sicherer sind, als die der Pfaundler'schen Karte. Es konnten ja zu deren Construction, außer der ziemlich großen Zahl gemessene Punkte, immer noch die Photographien benutzt werden, nach denen die Gestalt der Gletscheroberfläche leicht zu verfolgen und in der Karte wiederzugeben war. Das dargestellte Gebiet der Gletscherzunge ist das von 2600 *m* abwärts gelegene, also dasselbe wie in der Pfaundler'schen Karte. Alle in der nun folgenden Mittheilung der Ergebnisse der Nachmessung angeführten Zahlen sind selbstverständlich mit Rücksicht darauf zu verstehen. Über die Veränderungen der von Eis bedeckten Fläche seit dem Maximalstande des Gletschers gibt die nachfolgende Zusammenstellung Aufschluss.

	Gebiet des Gletschers (von 2600 *m* abwärts)	Vom Eise bedeckt	Eisfrei
Maximum	78·7 *ha*	78·7 *ha*	0 *ha*
1886	83·1 „	39·5 „	43·4 „
1892	83·3 „	32·2 „	51·1 „

In den letzten 6 Jahren ist der Gletscher in der Längsrichtung stärker zurückgewichen, als vorher. Während der lineare Rückgang von 1848—86 im Mittel 15 *m* jährlich betrug, war die entsprechende Zahl von 1886—92 25 *m*. Der Abfluss des Berglasferners, der 1886 noch zum Theil unter der Zunge des Alpeiner Ferners verlief, geht jetzt ca. 120 *m* davon vorbei und hat, ebenso wie der Bach des Alpeiner Ferners sein Bett auf dem fast ebenen Boden zwischen den Höhenlinien 2270 und 2250 *m* verschiedene Male verlegt.

Zur Ermittelung des Substanzverlustes, den der Gletscher durch Abschmelzung erfahren hat, wurden, da die Höhenlinien für den Maximalstand nicht gegeben sind, solche so angenommen, wie sie dem Stande des Gletschers und den

wechselnden Neigungsverhältnissen (Neigung beim Eisbruch [2550 *m*] jetzt 20°; allmählicher Übergang bis zu 11° bei 2300 *m*) »wahrscheinlich« entsprechen. Dieselben sind in der schematischen Darstellung eingezeichnet. Es berechnet sich auf Grund derselben die Volum-Verminderung des Gletschers vom Maximalstand bis 1892 zu 43,972.000 *cbm*, bis 1886 zu 40,472.000 *cbm*. In den 6 Jahren von 1886 bis 1892 hat demnach der Gletscher 3,500.000 *cbm* Eis verloren. Ziehen wir in Betracht, dass die Oberfläche des Eises von der Zeit des Maximums bis 1886 von 78·7 auf 39·5 *ha*, bis 1892 auf 32·2 *ha* zurückgegangen ist, so ergibt sich daraus eine mittlere Abnahme der Mächtigkeit des Gletschers von 68·5 bezw. 79·2 *m*. Von 1886—92 hat die mittlere Abschmelzung also 10·7 *m* betragen, dies ist 1·8 *m* pro Jahr. Würden wir diese mittlere Abschmelzung für die ganze Zeit seit dem Maximum als gleichmäßig annehmen, so fände sich, dass das Maximum um 44½ Jahre von 1892 zurückliegen würde, dass also der Gletscher im Jahre 1848 bis zum äußersten Moränenwall gegangen wäre. Diese Zahl stimmt mit den Nachrichten, welche durch die Herren Prof. Pfaundler und Gsaller gesammelt wurden, gut überein.[1])

Ich habe versucht, durch Anlegen von Profilen, welche den Gletscher senkrecht zu seiner Stromrichtung und Oberfläche schneiden, den Betrag der Abschmelzung in verschiedenen Höhen zu bestimmen. Dabei ist die Genauigkeit der Höhenlinien von großem Einfluss, und da sowohl die für den Maximalstand angenommenen, als auch die auf der Pfaundler'schen Karte verzeichneten Linien leider nicht so gut bestimmt sind, dass denselben unbedingt zu vertrauen wäre, so haftet den gewonnenen Resultaten eine gewisse Unsicherheit an, die zum Theil mehr als 10% betragen dürfte. Die folgende Tabelle enthält diese Resultate; der Verlauf der Profile ist in der schematischen Darstellung (Seite 24) angegeben.

Tabelle der Ablationszahlen.

Profil	Seehöhe	Profil-Fläche			Mittlere Breite			Mittlere Abschmelzung			Mittlere jährliche Abschmelzung		
		1	2	3	1	2	3	1	2	3	1	2	3
		qm	*qm*	*qm*	*m*	*m*	*m*	*m*	*m*	*m*	*m*	*m*	*m*
I	2550 *m*	17.400	19.200	1800	447	437	365	39·0	44·0	5·0	1·0	1·0	0·8
II	2500 *m*	19.900	22.200	2300	458	445	362	43·5	47·7	6·4	1·2	1·1	1·1
III	2450 *m*	27.100	29.500	2400	442	430	336	61·3	68·6	7·2	1·6	1·6	1·2
IV	2400 *m*	30.000	33.300	3300	441	428	345	68·1	77·8	9·6	1·8	1·8	1·6
V	2350 *m*	28.300	32.300	4000	441	426	330	64·2	75·8	12·6	1·7	1·7	2·1
VI	2300 *m*	29.300	34.500	5200	463	428	300	63·5	80·8	17·3	1·7	1·8	2·9

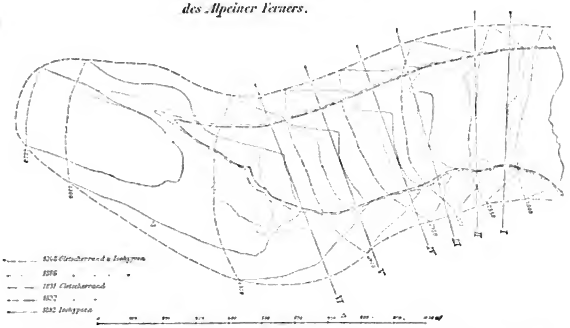
Anmerkung: Die Colonnen 1, 2, 3 enthalten jedesmal die Zahlen, welche sich für die Zeiträume 1848—86, bezw. 1848—92, bezw. 1886—92 ergeben.

Die Zahlen, welche sich für die mittlere Abschmelzung für die Zeiträume 1848—86 und 1848—92 ergeben, sind im Vergleich zu denen bei anderen

[1]) Vergl. Stubei, Thal, Gebirg, Land und Leute, Leipzig bei Duncker & Humblot, pag. 131 und folg., und Richter, Gletscher der Ostalpen, pag. 189, sowie Pfaundler l. c.

Gletschern klein. Eine Erklärung dafür findet sich wohl darin, dass die Zunge des Alpeiner Ferners fast genau nördlich gerichtet ist und in früheren Jahren, als sie noch die kleine Wendung nach Osten machte, zum Theil fast den ganzen Tag im Schatten der Sommerwand lag. Diese Zahlenreihen weisen außerdem noch die Merkwürdigkeit auf, dass die Ablation von oben nach unten zunimmt bis zu 2450 *m*; von hier an abwärts ist dieselbe in den verschiedenen Höhenschichten fast gleich groß. Zur Erklärung dieser Erscheinung sei darauf verwiesen, dass, von der Höhenlinie 2450 *m* an, die von der Valbesoner Seespitze herabziehende Mittelmoräne immer mehr an Breite gewinnt, dass sie am Ende des Gletschers fast den dritten Theil desselben bedeckt und vor Abschmelzung schützt.

Schematische Darstellung der Zunge des Alpeiner Ferners.



Die Zahlenreihe für den Zeitraum 1886—92 zeigt dagegen eine beträchtliche Zunahme der Ablation mit der Annäherung an das Gletscherende und ergibt außerdem, dass dieselbe in diesen 6 Jahren einen höheren Durchschnittsbetrag erreicht, als in den vorangegangenen 36 Jahren. Dazu stimmt auch der bereits angegebene größere lineare Rückgang. — Über die Geschwindigkeit der Eisbewegung auf der Oberfläche des Gletschers kann ich nur eine vereinzelte Mittheilung machen. Ein großer Block *(a)*, welcher bei 2280 *m* in dem Rinnsal liegt, das fast in der Mitte des Gletschers über denselben herunter zieht, ist von 1891—92 um ca. 20 *m* weiter abwärts gerückt; doch ist es möglich, sogar wahrscheinlich, dass diese Vorrückung nicht allein auf Rechnung der Eisbewegung zu setzen ist. Bei einer abermaligen Nachmessung wäre das Legen einer oder mehrerer Steinlinien über den Gletscher sehr erwünscht.

Meraner Volksschauspiele.

Von

Carl Wolf.

Es war zur Zeit, da der neue Etschthaler Wein klar wird in den Fässern und die Meraner hinauswandern in die herrliche Umgebung, zu befreundeten Bauern, um die Gottesgabe zu verkosten.

Auch ich zog hinaus zum Vintschgauer Thor durch die Gratscher Wiesen, dem stattlichen Dorfe Algund zu, aber allein. Ich konnte heute keine »Stadtlinger« brauchen, denn es galt einer Versammlung anzuwohnen, die ich ganz im Geheimen einberufen hatte.

Bei meinem Freunde, dem Bindhofer-Bauern, saßen wir in der getäfelten Stube, am großen, runden Tisch in der Ecke. Das Crucifix mit den schönen, rothen Maiskolben und die Spiegelbilder zierten die Wand, an einer Schnur kreiselte langsam der heilige Geist ober uns und erwartungsvoll schauten mich die »Mander« an. Der Luixen-Sepp, der Gatterer, der Sonnbüchler, der Brennhofer, dann der Schmied-Ander, der Brunnenrohrbohrer Gaber, der Scheidegger und noch manche andere.

Selbstverständlich hatte jeder von uns seinen Krug Wein vor sich stehen und ein behagliches Schmunzeln flog über die sonnengebräunten Gesichter der Anwesenden, als des Bauern schmucke Tochter Rosel eine mächtige Schüssel frischgebratener, duftender Kastanien mitten auf den Tisch stellte und meinte: »Packt's an, Leut', essen und trinken müsst's, sell hebt Seel und Leib zammen!«

»Recht geben thu i dir, Rosele«, sagte der Schmied-Ander und hielt dem Mädchen den Krug hin. »Trink a mal, Madl, i bring dir's!«

»Oha«, lachte das lebfrische Dirndl und griff nach meinem Krug. »Heut' halt i's mit die Stadtlinger.« Sie trank einen herzhaften, gar nicht schüchternen Schluck, wischte sich mit dem Rücken der Hand den Mund und lachte mich fröhlich an.

Der Bauer zog einigemale kräftig an seiner Pfeife und sagte auf mich schauend: »Nacher?« Damit wollte er sagen: Hiemit eröffne ich die heutige Versammlung und ertheile dem Referenten das Wort.

Alle Anwesenden rückten sich zurecht rings um den Tisch, um mit aller Bequemlichkeit meinen Vortrag anzuhören.

Es waren ja fast durchwegs gute Bekannte. Wie oft habe ich bei dem Einen oder Andern als Gast in seiner Sennerei oben auf irgend einer Alm ge-

schlafen. Einige von den Anwesenden waren Waffengenossen bei den Tiroler Landesschützen und habe ich mir damals sehr die Ungunst meiner P. T. Vorgesetzten zugezogen, dass ich mich nicht um Aufnahme in den Officiers-Aspiranten-Curs für die Landwehr bewarb und lieber mit der Mannschaft in der Kaserne »Strohsack drückte«.

Dem Brennhofer und dem Sonnbichler bin ich Beistand gewesen, als sie aus den lustigen »Buabmen« ehrsame Bauern wurden vor dem Traualtar. Es überläuft mich heute noch eine Gänsehaut, wenn ich an den verdorbenen Magen von damals zurückdenke, denn um eine Meraner Bauernhochzeit auszuhalten, muss man einen »ausgepichten« (mit Pech ausgegossenen) haben.

Ich hatte die Freunde zusammengeladen, um sie mit meinem Plan, Volksschauspiele ins Leben zu rufen, bekannt zu machen. Da wollte ich mir in allererster Linie die Mitwirkung der Bauern sichern, denn es sollten Volksschauspiele im vollsten Sinne des Wortes werden.

Ich gedachte bei den geplanten Aufführungen allen theatralischen Effect zu vermeiden, ungekünstelte Scenen aus dem Tiroler Volke darzustellen, mit einem Worte, den verwöhnten Ananas-Naschern wollte ich einmal Tiroler Äpfel anbieten. Und meine Erwartungen haben sich erfüllt, die Tiroler Äpfel haben herrlich geschmeckt.

»Alsdann, Mander«, begann ich meine Anrede, »ihr müsst's mir in der Stadt drinnen helfen, a Kumedigspiel aufführen«.

Zuerst waren alle still und schauten mich gar verwundert an.

»Himmel-Kreuzsaggera«, machte sich der Luixen-Sepp zuerst Luft. »Kumedi spiel'n? Sell war schun gar aus!«

»Freili Kumedi spiel'n«, versicherte ich, »und sell a großartige.«

»Und mir soll'n die Kumedi aufführ'n«, meinte zweifelnd der Bauer.

»Freili, freili, alle da wie's um den Tisch herum sitzt und noch viele andere Mander und nachher noch die Weiber und Kinder.«

Da nickte mir die Tochter des Bauern von der Ofenbank her lebhaft zu und tippte eifrig mit dem Zeigefinger auf ihr Miederl.

»Oha,« warf aber der Schmied-Ander, welcher fest unter dem Pantoffel seines Weibes stand, ein, »oha, Mandl, mit die Weiber hab' i Sorg, da happerts.«

»Gar keine Spur,« warf ich ein, »eine hab' i schon, die mitthut.«

»Sell war aus der Weis'«, sagte der Bauer verwundert. »Wen denn?«

»Die Rosel da drenten auf der Ofenbank.«

»Ist a Lug,« schrie diese, feuerroth werdend, »i hab kein Wörtl g'sagt!«

»Aber deutet hast, Dirndl, und sell reicht bei mir. Alsdann passt auf, ich will enk erzählen, warum mir Kumedi spiel'n woll'n.

Aus zwei Gründ'. Vor etliche Jahr bin i mit der Schützenmusig und mit die Sänger und Jodler weit in der Welt herumg'reist. Dös wisst's und der Scheidegger kann enk davon erzählen, der ist mit g'west.

In Berlin sein mir in der Gipsstraß'n in einer Turnschul' untergebracht g'wesen und da hab' i a kleines, junges Preußl kennen g'lernt, a Bürscherl von zehn Jahr. Das kleine Preußl ist allwegs bei uns Tiroler g'steckt und die Eltern haben mir das Kind gern anvertraut und so ist's mit mir viel in der mächtig großen und schönen Stadt umergezogen, wie i halt aus'gangen bin, alles anzu-

schauen. Das Preußl ist gar stolz g'west auf den Tiroler mit die nackten Knie, der rothausgeschlagenen Lodenjoppen und der weißen Huifeder auf'm Hut.

Wie's dann zur Abreis' kumman ist, da sagt das kleine Buberl auf einmal zu mir: Weißt, warum i di so gern hab? — Weil d' aus dem Land kummst, wo der brave Andreas Hofer daheim ist.

Da hab' i die Augen voller Wasser bekummen. Z'wegen zwei Sachen. Zuerst, dass unser Andreas Hofer im fremden Land so geachtet und a Ansehen hat, dass sein Lebensbeschreibung in allen Schulbüchern zu finden ist und allen Kindern werd er als Muster aufgestellt. Und nachher, dass unsere Kinder vom Hofer-Anderl fast nichts wissen, weil's die Alten a schon vergessen haben.

Dös ist der erste Grund. Mit'n Volksg'spiel woll'n mir den Tirolern die Heldeng'schicht unseres Landes wieder neu auffrischen, dass sie nie und nimmer vergessen, was sie für a Erbschaft angetreten haben und dass Kaisertreu und Vaterlandslieb' das Herz eines jeden Tirolers ganz erfüllen muss.

Nachher, auf'n Berg Isel haben sie dem Andreas Hofer a herrliches Bildstöckl gestiftet. Da im Südtirol wollen wir mit unser'm Volks'gspiel allen Helden vom Jahre 1809 a Denkmal setzen und ihre Ehr' und Ruhm mit jedem G'spiel neu auffrischen.

So, z'wegen dem wollen mir Kumedi spielen, Mander, und i verhoff', nit im Stich lass'n thut's mi'.«

»A so fangt mir die G'schicht an zu taugnen«, sagte nach einer Weile des wackern Nachdenkens der Bindhofer-Bauer. »Und i mein, den Wolfn-Karl aus der Stadt lass'n mir nit im Stich und mitthun, sell werd'n mir schun, 's soll nit fahl'n.«

Beifällig nickten die anderen Anwesenden und fröhlich klatschte »'s Rosele« in die Hände. An diesem denkwürdigen Nachmittag, aus welchem nun gar ein Abend und noch ein gut Stück Nacht wurde, leerten wir noch manchen Krug und sprachen über unser neues Unternehmen, über die Meraner Volksschauspiele.

Mit den Volksschauspielen wurde etwa in Tirol durch uns keine Neuerung eingeführt. Tirol war noch unlängst reich an solchen Aufführungen. Ich erinnere nur an die vielen Weihnachts- und Dreikönigspiele, welche fast in allen Thälern aufgeführt wurden, und zumeist zogen die Darsteller von Haus zu Haus mit ihrer Aufführung. Ich kenne da z. B. noch ein altes Weihnachts- oder Hirtenspiel, in welchem die schlummernden Hirten als lustige, derbe »Goaser und Senner« gedacht sind. Sie führen hiebei ein ganz lustiges Vorgespräch, ehe der Engel kommt, um ihnen die Geburt Christi anzukündigen.

Seppl: Kreuzsaggera ist dös teuflisch kalt,
Bei dem G'schäft, Mensch, werd' i nit alt,
Dös thuat mi schun derload'n
Zu liegn auf der Hoad'n (Heide).

Hans: O geh du Zoch mit deinem Raunzen,
Halt lei bald dein dumme Schnauzen,
Dös war nett,
Hätt' a Hirt a Federbett.

Sepp: Mei, woasst dahoam thät i lei lach'n,
Da kanntest freili gar nichts mach'n,
Im Freien schlafen, wer's probiert,
Die Nas'n ihm schun zameng'friert.

Palestina aber ist bekannt
Als a saggrisch warmes Land,
Und heut' g'friert's mi, aber wia,
Auf meine nackten Knia.

Der Engel erscheint im Hintergrund:

Allerseits wünsch' i gut'n Morg'n,
Steht's glei auf, habt's keine Sorg'n,
Stanti pedi führ i enk all',
In einen warmen Stall.
An Butter nehmt's und Küblschmalz,
A weißes Mehl und saures Salz,
An Hauf'n Woll', an Kübl Milch,
A Leintuch von an kluag'n Zwilch,
A Kianholz zu an Feuer mach'n;
Denn, liabe Leut', heut' werd's ös lach'n:
Geboren ist Herr Jesu Christ,
Der für uns gekreuzigt ist.

Wehmüthig denke ich an jene Zeit zurück, in welcher ich dieses Hirtenspiel auf dem Winklerhofe unterm Berg, Eigenthum meines Vaters, aufführen sah. Und man denke sich eine solche Aufführung ja nicht als Schwank, sondern die Zuhörer lauschten mit Andacht den Knittelversen.

Zu einzelnen dieser Hirtenspiele finden sich auch noch uralte Melodien, besonders unter den Gesängen der Engel.

Da ist mir unter anderen auch noch ein Zwiegespräch in Erinnerung zwischen dem Engel und dem Teufel, welch letzterer verhindern will, dass der Engel die Geburt Christi verkünde.

Teufel: »Engerl, kehr' ein,
I koch' dir an Wein
Mit Zucker und Zimmt,
Wie ihn 's Diendele nimmt,
Tanzt's bis in der Frua'
Mit ihr'n Bua;
Engerl kumm, kumm,
Sei nit gar a so frumm,
Lass die Hirten im Garten
Auf die Botschaft lei warten,
Hast ja Zeit gnua,
Bis in der Frua'.
Engerl, kehr' ein,
Sei fein.«

In Meran findet heute noch am Charfreitag eine große Procession statt, bei welcher Christus, auf einer Bahre liegend, im feierlichen Aufzug durch die ganze Stadt zu Grabe getragen wird. Noch Mitte vorigen Jahrhunderts war diese Procession ein Volksschauspiel ersten Ranges, zu welchem die Leute aus dem ganzen Landl herbei eilten. Die ganze Procession bestand aus den verschiedensten Gruppen der biblischen Geschichte, mit Adam und Eva beginnend und dem Leiden Christi endigend. Es meldeten sich damals oft Büßer, welche, bis zur Unkenntlichkeit vermummt, mit Ketten beladen, in dieser Procession mächtige, schwere Kreuze schleppten.

Die beliebtesten Volksaufführungen waren: »Der verlorene Sohn«, »Das Dreikönigspiel«, »Die Passion« und Scenen aus den heiligen Legenden. Bei den Aufführungen waren immer komische Bilder eingeflochten. Zahlreich sind die Tiroler Fastnachtspiele, von denen sich heute noch das »Imster Schemenlaufen« und in einigen Orten auch der »Berchtentanz« erhalten hat.

Der Durchführung unserer Volksschauspiele aber setzten sich fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, die ich hier nicht näher erörtern will. Da ich aber, wie der Tiroler sagt, nicht von »Schreckbüchel« zu Hause bin, verlor ich nie den Muth.

Da war es die S. Meran des D. u. Ö. A.-V., welche mein Unternehmen auf die kräftigste Weise förderte. Der Sections-Vorstand, Dr. Th. Christomannos, dieser unermüdliche Bahnbrecher für den Fremdenverkehr Tirols, sah in den Volksschauspielen nicht nur einen prächtigen Programmpunkt für die 1892 in Meran tagende Generalversammlung des Alpenvereins, sondern auch einen neuen Anziehungspunkt für unser Landl. Er war es, der eine Versammlung einberief, in welcher ich Gelegenheit hatte, vor den Hauptinteressenten meine Ideen, die ich schon lange vorher vergebens in den verschiedenen Blättern austrommelte, zu entwickeln, und es bildete sich aus der Curvorstehung, der Stadtvertretung von Meran und der Direction der Bozen-Meraner Bahn ein Comité, welches zur Errichtung dieses gemeinnützigen Unternehmens die zur Beschaffung des Capitales nöthigen Garantien übernahm. Nun konnte die Geschichte losgehen. An dieser Stelle will ich durchaus keine Geschichte der Entwickelung der Meraner Volksschauspiele schreiben, sondern vielmehr erzählen, welchen Einfluss dieses Unternehmen auf unsere Bauern hatte.

Selbstverständlich handelte es sich nun in erster Linie um die Beschaffung der für die Aufführung des Andreas-Hofer-Stückes, welches den Reigen der Darstellungen, oder wie unsere Bauern sagen, »der G'spiele«, eröffnen sollte, nöthigen Ausstattung.

Der Curort Meran kann mit Fug und Recht das Centrum des Fremdenverkehres im Lande genannt werden. Wenn andere Punkte des Landes Meran an Touristenzahl übertreffen, so hat Meran bei seinen Gästen die durchschnittlich längste Aufenthaltsdauer. Man kann annehmen bei einer Frequenz von rund zwölftausend Fremden eine Aufenthaltsdauer von fünfzig Tagen à Person. Diese fremden Gäste kommen aus allen Theilen unserer Welt und bringen viel fremde Sitten und Gebräuche mit. Sie leben im regsten Verkehre mit unseren Bauern, ja viele dieser Fremden sind hier heimisch geworden und haben sich durch Ankauf mitten unter denselben niedergelassen.

Trotzdem findet man im ganzen Lande nirgends einen so echten, unverfälschten, deutschen Tiroler Bauern, wie im Burggrafenamt, der Umgebung Merans. Wenn in anderen Orten unseres Landes die Bauern in ihrer halbstädtischen Tracht — man verzeihe mir den vielleicht harten Ausdruck — die Landschaft verunzieren, so erfrischt sich, besonders an Sonn- und Feiertagen, der Fremde an den prächtigen Gestalten unserer Meraner Bauern in ihrer kleidsamen Nationaltracht. Unser Bauer ist stolz auf seine Tracht. Mit strengem Blick mustert er z. B. zu Ostern die Familienmitglieder, Mägde und Knechte, ehe er mit ihnen zum Kirchenbesuche ausgeht, und er duldet keine Abweichungen in der althergebrachten Kleiderordnung.

Als ich nun auf die Suche auszog nach alten Trachten aus Andreas Hofers Zeit, da fand ich zu meiner freudigen Überraschung ganze Schätze. Pietätvoll haben die erbgesessenen Bauern die alten Trachten, welche der etwas bequemeren neuen Gewandung weichen mussten, aufbewahrt. Was fanden sich da für prächtige alte Leibgurten mit eingenähten alten Jahreszahlen. Eine sogar mit der Zahl 1394. Die schönen rothen Westen, die breiten seidenen Adlerhosenträger, ein Modell, welches übrigens heute noch eigens für die Meraner Bauern gewoben wird. Die schöne lila Joppe der Hochzeitslader, die seidengefütterten breiten Hüte, die weiß oder roth ausgeschlagenen Lederhosen, dann die wundervollen, mit alten Spitzen besetzten »Goller«, die schönen Mieder, Schürzen, Strümpfe und endlich die originellen Kopfbedeckungen der Weiber und Mädchen in den mannigfaltigsten Formen.

Die Hauptfundstelle dieser alten Trachten war die Umgebung Merans, dann folgen: Passeier, Vintschgau, Schnals, Martell, Ulten, Vöran, Sarnthal, die Bozner Böden, das Mittelgebirge um Bozen, Gröden, das Pusterthal, die Umgebung von Sterzing u. s. w. Am wenigsten zu finden war in Nordtirol.

Unbeachtet lagen diese schönen, alten Familienstücke in den Schreinen der Bauernhöfe und zum Glück auch unbekannt den Sammlern und Händlern. Durch die Ausstattung des Andreas-Hofer-Stückes wurden die Bauern erst auf den Wert dieser Reliquien aufmerksam und man bewahrt die ererbten Familientrachten von nun an sorgfältig. Alle die einzelnen Stücke, welche ich für die Volksbühne erwarb, stammen zumeist aus dem Besitze einzelner Leute. Auf den großen Höfen, wo die altangestammten Familien leben, ist nichts zu haben.

Auffallend viel fand ich, zerstreut in den einzelnen Bauernhäusern, von den Feinden eroberte Waffen aus dem Jahre 1809. Da kam ich einmal auf den Hof eines Bekannten im Passeirer Thale. Nach der landesüblichen Begrüßung und nachdem ich mit den Leuten eine Brennsuppe und einen fetten »Rübl« (Sterz) mit Milch gegessen hatte, stellte ich an den Bauer die Frage, ob er keine alten Waffen habe.

»Außer den Stutz'n vom Nöna (Großvater) hab' i nix«, sagte er. »Und in selb'm weißt, thu i nit hergeb'm. Leich'n meinetweg'n, wenn d' gutsteh'n thust dafür.«

»Aber Freund, du hast sunst a no alte Waffen«, sagte ich.

»Jetzt, sell muss i besser wiss'n als du«, eiferte der Bauer.

»Nacher machen mir an Handel«, lachte ich über seinen Eifer. »A jedes G'wehr, was i find', musst für's Hoferg'spiel hergeb'n.«

»Da wer' i g'wundrig, was d' find'st«, entgegnete er. »Kannst all's hab'm! Such' lei, Freund, so lang d' willst, kannst such'n.«

Da führte ich den Bauer hinaus vor sein Haus, und zeigte hinauf auf die hölzernen Stützen des weit vorspringenden Daches. Da hatte vielleicht schon sein Großvater links und rechts an jede dieser Stützen eine französische Muskete als Zierde angenagelt. Die Leute beachteten dieselben gar nicht mehr. Gar manches interessante Erinnerungszeichen an jene glorreiche Zeit wurde durch die Meraner Volksschauspiele der Vergessenheit entrissen.

Kugelspuren an alten Häusern, an denen man bis jetzt achtlos vorbei gieng, werden nun durch entsprechende Inschriften bezeichnet. Da und dort

zeigen die Bauersleute ihren Besuchern Sachen, welche noch aus dem Jahre 1809 stammen und die Familientraditionen, welche sich an dieselben knüpfen, leben in den Kindern, denen sie bisher unbekannt geblieben, fort.

Erst vor kurzer Zeit erzählte mir ein Bauernjunge, den ich auf dem Segenbüchel traf: »Dös ist der Platz, wo in der Neuner-Zeit die P'seirer die Franzosen g'wixt hab'm.«

Auf den Schießständen, deren in Tirol auch die kleinste Ortsgemeinde hat, werden die alten Festscheiben in Ehren gehalten; hervorgesucht aus altem Gerümpel zieren sie nun die Wände der allerdings sehr einfachen Schießhallen.

Das Textbuch des ersten Stückes: »Tirol im Jahre 1809, Bilder aus dem Befreiungskriege«, ist in vielen Tausenden von Exemplaren in die Behausungen der Bauern gelangt und wurde viel gelesen und vorgelesen. Bis hoch hinauf in den einsamsten Berghöfen findet sich dieses Büchlein und erzählt auch jenen Leuten, welche die Aufführungen nicht besuchen konnten, die Hauptmomente der Geschichte Andreas Hofers.

Dann folgte das zweite Stück, welches die Geschichte des großen Helden der Wahrheit, des Wirtes an der Mahr, und jene der rührendsten Kindesliebe, die Geschichte des Peter Siegmair, des Thererwirtes, behandelt. Was wussten, außer der nächsten Umgebung der beiden noch bestehenden Familien, unsere Tiroler Bauern von diesen großen Helden? Was wusste die übrige Welt davon?

Ich war mehrfach Zeuge, dass selbst Leute aus der sogenannten gebildeten Welt Tirols vor dem herrlichen Bilde Defreggers im »Ferdinandeum« in Innsbruck standen, in welchem der große Künstler so meisterhaft die Scene darstellt, wie der junge Siegmair herbeieilt, um seinen, für ihn zum Tode verurtheilten blinden Vater zu retten, indem er sich selbst stellt; wie diesen Leuten die Geschichte vollständig fremd war. Und heute haben wir diese Geschichten in unserem Volkstheater dem Volke dargestellt, und wie die Erfahrung gezeigt hat, nicht nur die Herzen unserer Landsleute, sondern auch jene der aus weiter Ferne zahlreich herbeigeeilten fremden Gäste gerührt.

So sind die ersten Schritte gemacht und gelungen. Und dieses Ziel wollen wir im Auge behalten; Stoff für den Ehrenkranz Tirols bietet die Geschichte des Landes genügend. Und wenn wir auch vielleicht einmal im Interesse des Geschäftsganges, um das kostspielige Unternehmen zu halten, und um dem dringenden Verlangen unserer Landsleute Rechnung zu tragen, einmal einen anderen Stoff für eine Periode der Schauspiele aufgreifen, so werden wir immer wieder zur Landesgeschichte zurückkehren.

In jüngster Zeit haben sich in Tirol Vereine gegründet zur Erhaltung unserer schönen Volkstrachten. Etwas spät zwar, aber immer noch besser als gar nicht. Einen mächtigen Hebel zur Erhaltung der Landestrachten, an denen kaum ein Land so reich ist wie Tirol, würden diese Vereine an den Volksschauspielen finden. Es ist nicht immer hiezu ein Theater nöthig, denn alte, immer mehr verschwindende Volkssitten und Gebräuche geben mehr als genug Gelegenheit, die Pracht unserer Trachten voll zu entfalten.

Unter Volksschauspiel verstehe ich ja nicht allein die Darstellung dramatischer Werke, sondern Volksfeste und Aufzüge bei allen möglichen festlichen Gelegenheiten.

Da haben wir z. B. in Meran zwei Vereinigungen, ein Schmuck und eine Zierde aller Feste. Es sind dies die Reservisten des Kaiserjäger-Regimentes und der Tiroler Landesschützen. Diese wackeren Burschen (sie sind beim Volksschauspiel die Darsteller der französischen und bayrischen Truppen), wenn sie in der schönen Meraner Nationaltracht in Waff und Wehr mit ihren prächtigen Fahnen ausrücken, werden sie mit Jubel begrüßt. Jene Bauern aber, welche diesen Vereinen angehören, behalten die nationale Tracht für immer, auch an nicht festlichen Tagen bei und machen so am meisten Propaganda für die Erhaltung derselben.

Diesen Vereinen schließen sich die Dorfmusiken, ganz besonders jene in der Umgebung Merans, würdig an, welche, besonders in den letzten Jahren, als Uniformierung die Tracht ihres heimatlichen Thales gewählt haben.

Ich kann unserem Landesmuseum in Innsbruck den Vorwurf nicht ersparen, dass dort keine Sammlung unserer originellen Nationaltrachten zu finden ist. Diese Sammlung würde nicht nur eine Zierde, sondern ein Anziehungspunkt für das Ferdinandeum sein. Ich bin überzeugt, ein Appell an die Bewohner des Landes, unterstützt von maßgebenden Persönlichkeiten, würde in kurzer Zeit die schönsten Resultate erzielen.

Um nun wieder auf unser Volksschauspiel zurückzukommen, will ich den Lesern eine Darstellung der ersten Gesammtprobe geben, ganz besonders die Darsteller aus dem Bauernstande betreffend. Mitwirkende auf der Bühne selbst sind dreihundertundacht Personen. Die Bühne steht vollständig unter freiem Himmel und verläuft in ihrem hinteren, offenen Theil in die Landschaft.

Die Mitte der Bühne nimmt ein Bauernhaus in Originalgröße ein und links sowie rechts laufen zwei Dorfgassen, flankiert durch Häuser, Scheunen und Schupfen. Die Häuser, die Geräthschaften, kurz alles, was sich auf der Bühne befindet, sind keine Theater-Requisiten, sondern alle dem täglichen Gebrauche entnommen. Vor dem Bauernhause, auf der breiten Vorbühne, spielen sich alle großen Volksscenen ab, während sich für interne Scenen eine Mittelbühne durch Verschieben der vorderen Wände des Bauernhauses herstellen lässt.

Eine halbe Stunde vor Beginn der ersten allgemeinen Probe zogen die Bauern von allen Seiten heran, etwas verlegen zuerst, sich aber sofort behaglich fühlend, als sie die Bühne betraten.

»A, Kreuz Teufl,« sagte der Schmied-Ander, »dös ist ja grad, wie wenn d' derheim wärst!«

»Da fahlts nit, Mander«, sagte ein anderer »Künstler«. »Schau lei da bei dem Stadl hängen schun die Drischgl (Dreschflegel), glei können mir unhöbm.«

»Jetzt i geh a mal auf'n Solder (Söller) aufi aberschaugn.«

»Da schau, a Brunnen ist a da, kannst glei 's Vieh tränken.«

»Wenn lei ein's im Stall ist. A Futterloch ist a mal da.«

Mit dem Futterloch meinte er die Öffnung des Souffleurkastens, welches gegen den Zuschauerraum als Felsengruppe maskiert ist.

Alle Winkel der Bühne durchstöberten die Leute neugierig, die Männer meist ernst, die Weiber und Mädchen kichernd und lachend.

Plötzlich erklingt das Glockenzeichen des ersten Inspicienten. Neugierig kommen Alle heran von allen Seiten und füllen bald die Vor- und Seitenbühnen.



Nach einer Photographie von B. Johannes. Angerer & Göschl.

Meraner Volksschauspiele.
(Auszug der Franzosen zur Schlacht auf dem Küchlberge.)

Die Regisseure vertheilen nun die ersten Gruppen auf allen Seiten. Ich steige auf einen Tisch und halte den aufhorchenden Menschen, von denen die wenigsten je ein Theater gesehen haben, und die nun selbst Komödie spielen sollen, folgende Ansprache:

»Alsdann horcht's auf. Jetzt woll'n mir a mal probiern, ob mir a Kumedi zammenbringen. Die Leut da vorn, die stell'n die Landsturmführer vor und fangen auf'n Jahrmarkt an zu schimpfen über die harten Zeiten und der Kraxentrager Stauber hetzt und spöttelt die Leut ab, de lei die Fäust in Sack machen können. Aus'n Textbüchl habt's die G'schicht ja schon g'les'n. Nit wahr?

Jetzt denk'n mir uns g'rad recht eini in de Zeiten vor 1809 und denken ins, 's hätt ins a geärgert, hätt'n mir zelm g'lebt. Passt's schön auf, was die Mander da reden und g'freut's enk und seid's einverstanden, so lasst's enk ankennen, dass 's so ist. Und in Zorn braucht's nit zu unterdruck'n und in Ärger.«

Die Scenen der sprechenden Darsteller (durchwegs Bürger und Handwerker Merans) waren selbstverständlich schon genau studiert und so begann nun der Dialog.

Den Regisseur möchte ich kennen lernen, der im Stande wäre, einem Haufen von zweihundertdreißig Statisten ein solches Spiel anzulernen, wie jetzt meine Darsteller der Rede und Gegenrede folgten. Ein Zug der Spannung war über die ganze Menge gebreitet, als die Bauern von den schlechten Zeiten zu erzählen begannen und von dem schweren Druck, welcher durch die fremde Regierung auf den armen Einwohnern lastet.

Und als endlich das erlösende Wort fiel: »Drauf los, Mander, für Gott, für Kaiser und Vaterland«, da brauste ein Jubel durch die Menge und eine Begeisterung, die aus dem Herzen kam und die kein Schauspieler der Welt nachzuspielen vermag, weil Kunst die Natur nicht ersetzen kann.

Hatten sich die Statisten und Figuranten erst einmal in die Situation hineingefunden, so konnte man mit aller Vorsicht darangehen, einzelne Correcturen vorzunehmen, allerdings mit größtmöglichster Vorsicht, um ja nicht diese unvergleichliche Natürlichkeit einzubüßen.

Da wurden ungeschickteren Leuten feste Plätze an bestimmten Stellen der Bühne bei verschiedenen Scenen angewiesen. Einzelne, sich zufällig bildende schöne Gruppen wurden fixiert, indem man die dazugehörigen Leute so oft hinaustreten ließ, bis sie endlich ihre Stellungen beibehielten.

Darstellern, die ihrer Sache schon sicherer waren, wurde mit wenigen Ausnahmen volle, freie Bewegung auf der Bühne gestattet und so entwickelten sich fast bei jeder Vorstellung immer neue Bilder.

Die Leute lebten sich mit der Zeit so in die Darstellung hinein, dass die Inspicienten oft schon fest die Zügel in die Hand nehmen müssen, um nicht zu viel Begeisterung aufkommen zu lassen.

Im dritten Bilde z. B. wird eine Anzahl von Landstreichern, welche sich dem Landsturme angeschlossen haben, aus der Hofburg in Innsbruck hinausgeworfen. Bei einer der ersten Proben zupfte mich ein Figurant, ein baumlanger und starker Kerl, am Rocke.

»Was willst denn?« frug ich.

»Herrgott saggera,« schmunzelte er, »gehn's, lassn's mi a mitthun bei der Rangglerei. Drei pack' i alleinig.«

In der Scene, wo eine Landsturmmasse jubelnd durch das Dorf zieht, sagte einer der Bauern: »Tuifl, ist dös fein, lei schad, dass der Weg so kurz ist!«

Das Stück »Andreas Hofer« beginnt mit einer Jahrmarktscene auf einem Dorfe. Der Zuschauer hat den Eindruck, dass ein kolossaler Aufwand von Proben nöthig sei, um ein solch fesselndes Bild mit einer so großen Menschenmasse aufzuführen. Dies ist durchaus nicht der Fall gewesen. Nachdem die Leute infolge der vielen Proben »bühnensicher« geworden und gelernt hatten, bei kleineren Aufzügen und Scenen sich immer nett und hübsch zu stellen, wurde der Jahrmarkt vorgenommen. Nach einer erklärenden Einleitung gieng die Geschichte schon beim ersten Versuch ganz vortrefflich, und nachdem ich durch feste Gruppen am Wirtshaustisch, bei den Verkaufsständen, am Brunnen u. s. w. dem ganzen Bilde einen gewissen Grund verschafft hatte, lasse ich heute während dieser ganzen stummen Scene, die circa 25 Minuten unter Musikbegleitung spielt, die großen Massen kommen und gehen, handeln, feilschen, sich begrüßen und verabschieden, wie sie wollen und erhalte mir damit die vollste Natürlichkeit der Bewegungen bei den Leuten, und die schönsten, sich immer neu bildenden und lösenden Gruppen.

Etwas anderes ist es mit den lebenden Bildern, welche im Rahmen des Bauernhauses gestellt werden. Da ist jede Stellung, jede Gruppe in Aufbau, Farbe der Costüme etc. bis ins kleinste Detail studiert. Wie gegossen stehen die Leute da, oft in geradezu schwierigsten Stellungen, mit den hocherhobenen Waffen in den Händen, mit Geräthen, angeschossen, im Sturz, oder wie es das Bild gerade verlangt. Kein Wanken, kein Zittern bemerkt man und selbst Frauen und Kinder sind so ruhig, wie gemeißelte Bilder.

Mit großer Aufmerksamkeit verfolgen die Leute den Fortgang des Stückes, und höchst selten ist es der Fall, dass ein Darsteller ermahnt werden muss, den Auftritt nicht zu versäumen. Dicht zusammengedrängt stehen die Leute hinter den Coulissen der inneren Bühne, horchen aufmerksam auf den schon oft und oft gehörten Dialog, und ich bin fest überzeugt, es sind wenige darunter, die nicht das ganze Stück auswendig kennen.

Nach dem dritten Bilde ist eine Pause von 25 Minuten. Da befindet sich hinter der Bühne ein großer Rasenplatz, eingeplankt und mit einem Wein- und Bierschank versehen. Ist der Zutritt zu diesem Platze auch sonst strenge untersagt, so wird doch oft ein Besuch eingeführt, Künstler, Berichterstatter der Zeitungen u. s. w.

Die können nun nicht genug von dem schönen Bilde erzählen, welches sich da dem Beschauer entrollt.

Gemüthlich hinter dem Weinkrug sitzen da Andreas Hofer, der General Hüard, der Speckbacher und der bayrische Major Herbert. Pater Haspinger theilt mit einigen jungen Passeirerinnen seine mitgebrachte geselchte Wurst und dort in einer Ecke haben sich Landstürmer und Franzosen zusammengefunden, welche sich schon im nächsten Bilde im hitzigsten Gefechte gegenüberstehen.

»Du, dass i dir's sag'! Pass' auf, in letzten Sunntig häst mir bei an Haar g'rad in's G'sicht einig'schoss'n. Druck heut früher ab.«

»Und wenn i fall«, erklärt nun ein Franzose, »klaubt's mi nit so grob auf und werft's mi in an Eck eini, wie an Sack Erdäpfel, sunst könnt i oft vergessen, dass i hin bin und pack' ein' bei die Ohren.«

Schmunzelnd schlürft der Prälat von Wilten in seinem weißen Talare, das goldene Kreuz auf der Brust, ein Krügel Forster Bier und behauptet, in seinem Acker seien die Kartoffeln heuer viel schlechter gewesen, als im vergangenen Jahre, was der Hauptmann der Algunder Landstürmer durchaus nicht glauben will, bis der Verräther Raffl dem Prälaten zustimmt.

In der Ecke oben, unter den Äpfelbäumen, weiden die Ziegen, und einige Buben schleichen sich verstohlen heran und versuchen sie zu melken, zu welchem Zwecke sie dem Restaurateur ein Bierglas »gfingerlt« haben.

Überall herum auf dem Rasen lagern Bauern und Soldaten bunt durcheinander, an der Flaggenstange wird die Signalleine geordnet und mit langen Schritten ziehen die Bauern ab, welche das Gefecht auf dem Küchelberge darzustellen haben.

Das zweite Glockenzeichen.

»Franzosen antreten! Die Gewehre anziehen! Nicht so schlotterig. Corporal, jedem Mann fünfzig Patronen.«

»Landsturm antreten! Kanonen vor!«

»Letztes Aufgebot auf die linke Rampe!«

»Die Officiere auf die Bühne! Pater Haspinger, nehmen Sie das alte Mutterl mit, sie findet sonst ihren Platz nicht.«

»Fertig? Kann das Musikzeichen gegeben werden?«

»Anfangen! — Achtung auf allen Seiten! — Forschen Schritt, Franzosen, und die bayrischen Soldaten mit den Gefangenen nicht zu rasch.«

»Aufsitzen, Adjutant, links Galopp über die Bühne! — Den Hund nicht vergessen in der dritten Gruppe. — Der Proviantwagen zum Schluss der vierten Gruppe. — Flagge auf! — Feuer auf der ganzen Linie! — Die Schlacht am Küchelberg beginnt!«

Bergbauversuche im Isarwinkel und Werdenfelser Gebiete im fünfzehnten Jahrhundert.

Von

Carl Pfund.

Die im dritten Bande der Geschichte Bayerns von Sigmund Riezler enthaltenen Mittheilungen über das Bergbauwesen im fünfzehnten Jahrhundert haben mich auf den Gedanken gebracht, in einer historischen Abhandlung darzulegen, welche Rückwirkung die bedeutsamste Entwicklung der Bergwerke in Tirol in der vorhin genannten Periode auf den Isarwinkel und das Werdenfelser Land gehabt habe. Dass eine solche Rückwirkung eingetreten sei, diese Annahme würde sich selbst dann geltend machen, wenn wir hierüber aller urkundlichen Traditionen entrathen müssten.

Die Bergwerks-Unternehmungen im Innthale waren bei ihrer geringen Entfernung von den Isarbergen doch schon an sich dazu angethan, zu gleichen Versuchen auch hier anzuleiten, umsomehr in jenem Zeitraume, in welchem der Ruf von ihrer Ergiebigkeit sich weithin verbreitet hatte. Es mangelt uns aber in Wirklichkeit nicht an geschichtlichem Wissen darüber, wie in diesem Alpengebiete frühzeitig sich Bestrebungen gezeigt haben, kostbare Erze, gleich dem tirolischen Nachbarlande, zu gewinnen.

Die ersten Andeutungen führen auf eine Periode zurück, in welcher die bergmännischen Arbeiten auch im Innthale noch in ihren Anfängen begriffen waren. Schon aus dem Jahre 1418 haben wir Kunde von einem Eisenerz-Bergbau in Hammersbach[1]) am Eingang des Höllenthales.

Wenige Jahre darauf, anno 1424, brachten fremde Bergleute dem bayrischen Herzoge Ernst die Meinung bei, es werde sich in dem Werdenfelser Gebirge Silber finden lassen. Er hätte darum gerne daselbst gemeinsam mit Nikodemus, dem Bischof des Bisthums Freising, wozu Werdenfels gehörte, den Bergbau unternommen. In dem Schreiben, worin er den Bischof für das Unternehmen zu gewinnen suchte, gab er ihm zu bedenken, wenn diese Bergmeister, die eben jetzt mit ihrem Rathe zur Hand wären, von hinnen zögen, alsdann wäre zu be-

[1]) **Lori**, Geschichtliche Einleitung zur Sammlung des bayrischen Bergrechtes, § 17.

sorgen, es möchten hiefür solche gelehrte und tüchtige Meister schwer zu bekommen sein. Der Herzog fand indes kein Entgegenkommen[1]) bei seinem fürstlichen Nachbarn und stand dann auch seinerseits von dem Projecte ab. Es währte aber von da an nur kurze Zeit, bis man es in der Grafschaft Werdenfels wirklich mit Bergbauten um Silber- und Golderze versuchte. Dort schaffte anno 1432 eine Gewerkschaft mit einem Bergmeister am Weißen Stein, um Silber zu gewinnen; zwei Jahre später erhielt Ulrich Säureich von Wolfratshausen von dem Herzog Ernst die Erlaubnis, an dem Berg, »die Klö geheissen« (Klais bei Mittenwald), eine Grube aufzufahren.[2])

Während der gemeinsamen Regierungszeit der Herzoge Johann und Sigmund, 1461 bis 1463, wurden weitere Vergünstigungen zu Bergbauten gewährt. Gewerkschaften aus des österreichischen Herzogs Sigmund Nachbarlande hatten sich daran gemacht, in Ammergau und Trauchgau nach Edelmetallen zu schürfen; das Erz in den Berggruben, welche aufgethan wurden, mehrte sich von Tag zu Tag, und man machte daraus mehrmals zur Probe Gold und brachte es an den Herzog Sigmund und seine Räthe in München.[3])

Im Jahre 1464 erklärten die am Ammergauer Goldbergwerke schaffenden Gewerkschaften, sie verstünden nunmehr, dass man guter Hoffnung sein dürfe, aus diesem Bergwerke großen Nutzen zu ziehen; es wurde hierauf für dieselben am Montag nach St. Katharina in dem vorhin genannten Jahre eine eigene Bergordnung erlassen und ein eigenes Berggericht eingesetzt.

Auch anderwärts im Werdenfelser Land und im angrenzenden Territorium des Klosters Benediktbeuern versuchte man um das Jahr 1460, Erze ausfindig zu machen, so in Walgau, wo ein Unternehmer mit Wiederaufnahme der Arbeiten in älteren Gruben sein Glück versuchen wollte, so am westlichen Ende des Jachenauer Thales und von dort in der Richtung gegen den Kochelsee; in dieser Weise glaube ich die in einem herzoglichen Schürfbewilligungsbriefe[4]) vom Jahre 1463 gegebenen Ortsbezeichnungen: »am Berg und am Rabenkopf« deuten zu dürfen.

Aus den Siebziger-Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts, als die Bergbausitze im Innthale und in angrenzenden Thälern, namentlich der Röhrenbühl bei Kitzbühel, der Ringenwechsel bei Rotholz und der Falkenstein bei Schwaz auf der Höhe ihrer Berühmtheit ob ihrer erstaunlichen Schätze an edlen Metallen standen, bekommen wir Kunde von mächtiger Zunahme des Bergbaueifers im Gebirgsbereiche des Isarthales und in dessen Nähe. So erfahren wir aus dem Jahre 1470 von Bestrebungen nach Gold- und Silber-Erzfunden im Graswangthale des Eschenloher Gebietes. Anno 1476 wurden im Werdenfelser Territorium neuerdings Silberadern aufgedeckt; sie schienen einen reichen Bergsegen zu versprechen.[5]) Diesen wollte nun der Bischof von Freising, welchem wohl das Glück der tirolischen Bergwerksherren vorschweben mochte, für sich gewinnen. Aber Albrecht IV. von Bayern nahm das Bergregal für das Comitat Werdenfels als

1) Lori, Einleitung, Seite XXX.
2) Öfele, Rerum boicarum scriptores, II, S. 319.
3) Lori, Sammlung des bayrischen Bergrechtes, Beilage LIX.
4) Lori, a. a. O., S. XXVIII.
5) Veit Arnpek, Cronicon Bajovariae, liber V.

Bestandtheil seiner Landeshoheit in Anspruch; es kam zu Differenzen; hierüber deutet Veit Arnpek in seiner bayrischen Chronik an, der Herzog habe sich erkühnt, den Zehntantheil von den zu erhoffenden Bergwerkserträgnissen anzusprechen, äußert sich aber nicht bestimmt darüber, ob etwas geschehen sei. Auch Meichelbek berichtet in seiner Geschichte des Bisthums Freising über dieses Vorkommnis und er beschränkt sich darauf, über den schließlichen Verlauf zu sagen, es sei zu gegenseitigen leidenschaftlichen Auseinandersetzungen gekommen; diese hätten aber bald aufgehört, da die umstrittenen Silberadern versiegt seien.

Diese Chronikenangaben lassen uns im Unklaren, welche Bewandtnis es mit der in Rede stehenden bayrisch-freisingischen Differenz gehabt habe. Prechtl, der Verfasser der Chronik der Grafschaft Werdenfels, lehnt sich bei Besprechung dieses Ereignisses an die Darlegung Meichelbeks an und meint, es sei nur zu einem heftigen Federkampf gekommen. In Wirklichkeit spielte sich diese Streitigkeit keineswegs bloß in den Formen des Schriftenwechsels ab. Hierüber bekommen wir aus gedrängten Angaben in der auf unsere Tage erhalten gebliebenen Amtsrechnung[1]) von Tölz aus dem Jahre 1477 völlig neue und interessante Aufklärung. Caspar Winzerer, der älteste diesnamige Tölzer Pfleger, vermerkt hierüber, der Herzog habe Kunde bekommen, dass in Partenkirchen sich ein gutes Bergwerk aufgethan habe; darum hätte er, der Pfleger, sich dorthin begeben müssen, um in den Bergen einzuschlagen und Proben von den Erzen zu gewinnen. Im Monate August, am Tage von St. Afra, sei er von Tölz ausgeritten mit zwei Pferden und fünf Leuten und sei von Mittwoch bis Sonntag in Partenkirchen verblieben; und weiterhin lässt er sich vernehmen: »Als der Pfleger von Werdenfels meinem gnädigen Herrn seinen Knecht fangen hat lassen, bin ich zu München gewesen, hat mein gnädiger Herr seine Hofleut geschickt gen Töllenntz am Pfinztag (Donnerstag) vor Bartolomä und ist Pfeffenhausen Hauptmann gewesen, sind kommen mit sechzig Pferd.« Genannter Führer war mit einer feindlichen Action gegen Werdenfels betraut. Während der Rast in Tölz scheint er sein Gefolge noch durch Heranziehung wehrhafter Leute aus der Umgegend verstärkt zu haben.[2]) Dort gesellten sich auch noch der Richter von Wolfratshausen, Wilhelm Schaltorfer und der Schwanseer zu ihm; alsdann gieng es isaraufwärts, über Lengries und Fall nach Vorderriss und Walgau, zu Fuß und zu Ross, und mit Kriegszeug, unterwegs vom Herrn von Ettal unentgeltlich mit Fourage versehen, bis nach Partenkirchen. Was nun hier, an dem Bestimmungsorte der kriegerischen Expedition, vor sich gieng, darüber mangelt es uns allerdings an thatsächlicher Überlieferung. Wir erfahren indes doch über die Zeitdauer der Occupation, dass selbe um fünf Tage währte, und weiterhin, wie hoch sich das Kriegsvolk belaufen hat. An einem Freitag war man von Tölz ausgezogen und am Ende der nächsten Woche hatte man auf dem Rückmarsche Wolfratshausen zum Quartier genommen; so ist Winzerers Bericht: »Am Samstag gen die nächst sind wir kommen gen Wolfratshausen und da verzehrt bei dem Christopher Wirt für Mal und Wein

[1]) Königl. Kreisarchiv in Landshut.

[2]) Auf Betheiligung von Leuten aus dem Isarwinkel weist eine Notiz über Gerichtswandel in Tölz anno 1477 hin, worin es heißt, der Ludl Kendler von Vächach habe Buße zahlen müssen, weil er den Töml aus dem Moos (im Isarwinkel) mit einem Spieß auf den Kopf geschlagen, als man gen Partenkirchen zog.

4 fl. 48 kr.; mit achtundsechzig Pferd; das Fußvolk ist gewesen ob sechshundert Mann, hat sich selbs verzehrt.«

Wenn wir uns nun die Bedeutung dieses Geschehnisses aus den Mittheilungen des Tölzer Pflegers im Zusammenhang mit den Chroniken-Überlieferungen klarzulegen versuchen, so werden wir dem wahren Sachverhalte wohl damit am nächsten kommen, dass wir annehmen, der Streit habe seinen Ausgang von dem Funde guter Erze in den Partenkirchener Bergen genommen, zunächst in Verhandlungen um das beiderseitig beanspruchte Bergregal für die ganze Grafschaft Werdenfels sich bewegt, im Verlaufe derselben aber eine schlimme Wendung durch einen Zwischenvorfall, nämlich durch gewaltsames Vorgehen eines bischöflichen Beamten gegen herzogliche Leute bekommen. Die Fehde endete damit, dass Bischof Sixtus von Freising zum Nachgeben gezwungen wurde; einen Beweis hiefür haben wir in der Thatsache, dass Herzog Albrecht in Geltendmachung des Berghoheitsrechtes für Werdenfels eine Bergordnung schuf, deren Erlass am Sonntag nach St. Augustin anno 1477[1]), sohin in demselben Monate, in welchem die oben besprochene feindliche Action vor sich gegangen ist, wir sicherlich in ursächlichen Zusammenhang mit diesem Ereignisse bringen dürfen.

Unmittelbar darauf ist eine rege Thätigkeit in Erprobung des Werdenfelser Gebirges auf seine Nutzbarmachung durch Bergbau wahrzunehmen. Herzog Albrecht wollte sich nicht auf die Inanspruchnahme der in der landesherrlichen Regalität des Bergbaues begründeten Abgaben von bestimmten Quoten des Ertrages beschränken, sondern des besseren Gewinnes halber auch auf eigene Rechnung schaffen lassen. Dem Tölzer Pfleger waren in dieser Angelegenheit seines Herrn wiederholt Geschäfte obgelegen. Wir sehen ihn im Monate September 1477 neuerdings auf dem Wege nach Partenkirchen, um über die Erzhaltigkeit der Berge sich Kenntnis zu verschaffen; er meldet hierüber:[2]) »Mein gnädiger Herr hat mit mir geschafft, gen Partenkirchen zu reiten; bin ich zu Töllentz ausgeritten Pfinztag (Donnerstag) vor Egidi, von Pfinztag bis Montag in Partenkirchen gewesen, Speys in das Gebirg tragen lassen.« Am St. Gilgentag an seinen Amtssitz zurückgekehrt, traf er daselbst den Rentmeister von Straubing, welcher vom Herzog dieser Bergwerksinteressen wegen zu ihm geschickt war. Darauf begab er sich mit diesem neuerdings in das Werdenfelser Gebiet, um erzführende Berge zu beschauen, wie er in seinem Amtsbuch bemerkt: »Seind der Rentmeister und ich am Ertag (d. i. Dienstag) gen Partenkirchen kommen und haben Mitihen (Mittwoch) still liegen müssen, Schnee halber, und am Pfinztag sind wir an dem Gebirg gewesen.« Über das Resultat dieser Bergwerksforschungen wissen wir wenigstens dies, dass sie für einige Zeit zu wirklichem Bergbau geführt haben. In den Jahren 1478 und 1479 sehen wir den Hüttenmann Hans Knulling von St. Sigmund im Pusterthale bestellt, um für herzogliche Bergwerksantheile die Arbeiten zu leiten; solche sind im Jahre 1478 an einem Stollen, genannt zu unser lieben Frau, und an Gruben am Simetsberg erwähnt.[3]) Auch auf Bergbau-Erträgnisse in Ammergau wurde Bedacht genommen; der Pfleger von Tölz hatte anno 1477 zweimal dort zu schaffen, ließ Erz, in Fässer geschlagen, nach

[1]) Lori, Sammlung des bayrischen Bergrechtes, S. 116.

[2]) Amtsrechnung von Tölz vom Jahre 1477.

[3]) Amtsrechnung von Tölz vom Jahre 1478.

Tölz verbringen und von dort auf der Isar nach München führen; mit deren Erprobung begnügte man sich zunächst nicht, wollte noch mehr davon bekommen; so verzeichnet Winzerer: »Hab' einen Knecht in Ammergä gehabt, da mein gnädiger Herr mir geschafft hat, mehr Erz bringen zu lassen gen München, also hat man mir geschickt aus etlichen Gruben hundertzwanzig Pfund Erz, das hat der Vistler von Ammergä gen Töllentz geführt.«

Zu gleicher Zeit wurden im Gebiete von Benediktbeuern Bergbauten angestellt. Auf eine solche Unternehmung deutet eine Aufschreibung im Tölzer Pflegsamtsbuche vom Jahre 1477 hin, worin es heißt: »Nach Geschäft meines gnädigen Herrn hab ich dem Sekenhofer in München und dem Streytln in Iffeldorf einen Tag gesetzt gen München von der grub wegen zu pewrn« (Benediktbeuern). Der Herzog ließ dort im gleichen Jahre aus eigenem Interesse nach Erz suchen und wurden hievon dreihundert Pfund über Tölz nach München zur Probe geliefert. Wenige Jahre später verlegte sich der Münchener Patricier Heinrich Barth auf Bergbau im Gebirge am Kochel- und Walchensee. Meichelbek meldet in seiner Klosterchronik von Benediktbeuern, dass kurze Zeit vor der Erbauung der Kesselbergstraße, sohin vor 1492, der ebengenannte Münchener Rathsherr mit Erlaubnis des Abtes von Benediktbeuern sich beflissen habe, nachzusehen, ob in den Klosterbergen keine Gattungen von Erz zu finden wären; er habe sich darum genug Mühe gegeben, gleichwohl aber nichts Ausgiebiges finden können. Indes wurden damals die Bergbauspeculationen in jener Gegend von Barth nicht vollständig aufgegeben; wir sehen ihn dort im Jahre 1505 neuerdings thätig, da er sich vom bayrischen Landesherrn die Vergünstigung erwirkt hatte, »am Jochbache, der über den Kesselberg herabrinnt«, ein Hammerwerk und ein Schmelzwerk einzurichten für die Erze von seinem Bergwerke am Jochbach. Dies Unternehmen war aber nicht lohnend und wurde nach Umfluss von dreizehn Jahren völlig fallen gelassen.[1])

Verfolgen wir, wie in den Siebziger-Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts auch im Isarthale Bergbauversuche angestellt worden sind, so begegnen wir solchen vom Ursprungsgebiete der Isar bis Tölz. In den Bergen von Klais und Mittenwald wurden, wie es in Partenkirchen geschehen, von Vertrauensmännern des Herzogs Erhebungen gepflogen, ob man nicht edle Metalle zutage fördern könnte. Winzerer berichtet hierüber von amtswegen anno 1477: »Nach Geschäft meines gnädigen Herrn ist Bartolomä Schrenk und ich geritten gen Mittenwald und haben das Bergwerk an der Klö (Klais) beschaut und von da werzer in die Thäler nach der Isar und Garwenndelthal suchen lassen.« Vier Tage lang machten sie von Mittenwald aus gemeinsame Wanderungen in das Gebirge. In dem vorhin genannten Jahre ließ man zwei Tiroler Erzknappen, den Hans Schindl von Schwaz und den Hans Sächsenkammer von Rattenberg kommen und nahm sie einige Monate in Sold, um zuverlässige Erfahrungen über erzführende Berge zu gewinnen.[2]).

Im südlichsten Isarthal-Gebiet schafften dieselben vierundzwanzig Tage und fanden dort gutes Erz in Klais, wovon sie selbst Proben nach München verbrachten. Auch vom Alberstein wurde Erz nach Tölz zur Erprobung geführt.

[1]) Meichelbek, Chronik von Benediktbeuern, S. 223.

[2]) Amtsrechnung von Tölz vom Jahre 1477.

Dass in diesen Isarbergen der Bergbau einige Zeit für lohnend erachtet wurde, kann nach den vorhandenen urkundlichen Enthüllungen als feststehend gelten. Wir erfahren aus den Jahren 1483, 1484 und 1485 von Bergwerksarbeiten, woran Herzog Albrecht einen Antheil hatte. Ungefähr um die gleiche Zeit wurden in Klais neue Erzlager aufgedeckt, derenthalben Caspar Winzerer sich dorthin begeben musste. Ingleichen verlautet aus dem Jahre 1487, dass in Mittenwald an einem Bergwerke gearbeitet wurde, woran Herzog Albrecht betheiligt war.

Was den Isarwinkel anbelangt, so scheinen dort Bergbauversuche in dem die Gerichte Hohenburg und Tölz von dem Kloster Tegernsee trennenden Gebirge um 1470 Eingang gefunden zu haben. Damals erwirkte sich Wernherr von Kez die Erlaubnis, am Alpbach bei Tegernsee und »an anderen Enden der Gegend« nach Gold, Silber und Blei zu schürfen.«[1]) Dass das Vertrauen auf einen Bergsegen dort einige Zeit nachhaltend war und dass Herzog Albrecht selbst sich einen solchen erwartete, darauf weist uns ein Vorkommnis aus dem Jahre 1477 hin, welches der Pfleger von Tölz in seiner Amtsrechnung also in Rede bringt: »Als mein gnädiger Herr mit mir geschafft hat, den Jäger von Tegernsee zu fangen von des Bergwerks wegen, da hat der Richter von Wolfratshausen diesen gefangen und gen Töllentz gebracht am Samstag nach unsers Herrn Frohnleichnam, und ist hernach zu dreimalen zu Töllentz gewesen und den Jäger gefragt.«[2]) Diesen Vorgang, welchen uns Winzerers Worte dunkel lassen, möchte ich dahin erklären, dass man von dem Jäger von Tegernsee sich Kunde verschaffen wollte, wo er in dem von ihm begangenen Gebirge Leute angetroffen habe, welche nach Erz suchten. Es verlautet zwar darüber nichts, was man von dem gefangenen Jäger erfuhr, doch gieng man noch in demselben Jahre von Tölz aus daran, im Tegernseer Winkel sich umzusehen, ob edle Metalle dort zu finden seien. Es wurden zwei Bergknappen von Olstat mit noch anderen Leuten ausgeschickt, um dort zu suchen,[3]) und als die obengenannten Bergmänner von Schwaz und Rattenberg in den Isarwinkel gekommen waren, hatten dieselben unter Führung von ortskundigen Einheimischen das gleiche zu thun. Dass man gerade damals darauf bedacht war, im Isarwinkel es mit Bergwerksproduction zu versuchen, geht aus amtlichen Notizen klar hervor; so ist documentiert, dass die mehrerwähnten Tiroler Knappen im Auftrage des Herzogs in den um Tölz gelegenen Bergen nach Erz haben suchen müssen,[4]) und von dem Isarwinkler Ul Spät heißt es, dass er von Bergwerkswegen das Gebirge zwei Monate begangen habe. Im Jahre 1481 bekommen wir zum erstenmale vom Kirchstein Erfahrung, nicht jedoch, dass ein Bergwerk dort aufgethan wurde, sondern nur, dass man ein solches sich erhoffte.[5]) Ein Knecht hatte dort Erz gefunden; als

---

[1]) Lori, Sammlung des bayrischen Bergrechtes, Seite 98.

[2]) Da aus den amtlichen Aufschreibungen des Tölzer Pflegers erhellt, dass gleich ihm auch dem Richter von Wolfratshausen wiederholt in Bergwerksangelegenheiten Amtsgeschäfte im Isaralpen-Gebiete aufgetragen gewesen sind, so war es mir nahe gelegen, gleichzeitigen Pflegamtsbüchern von Wolfratshausen nachzuforschen, um mir noch mehr sachdienliche geschichtliche Hilfsmittel zu verschaffen; die hiewegen in den k. bayr. Archiven geschehenen Recherchen sind aber erfolglos geblieben.

[3]) Amtsrechnung von Tölz vom Jahre 1477.

[4]) Anm. wie unter Ziffer 3.

[5]) Amtsrechnung von Tölz vom Jahre 1481.

dem Tölzer Pfleger dies zu wissen gethan wurde, da ließ er den Peter Kohlhauf zu sich kommen; hierauf gieng der Bergrichter[1]) mit diesem Isarwinkler Bauern und mit noch andern Leuten auf den Berg; weitere Angaben fehlen, was auf Enttäuschung schließen lässt. Vorgreifend auf eine spätere Zeit möchte ich hier erwähnen, dass wir den Anfang der Bergwerksthätigkeit am Kirchstein um das Jahr 1616 zu suchen haben werden, als der damalige Tölzer Pfleger Julius Cäsar Crivelli gemeinsam mit dem Kammerrath und Jägermeister Lorenz Preysing von Kronwinkel seitens des Herzogs Maximilian die Vergünstigung erhielt,[2]) dort nach Silbererz zu suchen und bergmännisch zu hauen und zu bauen.

Mit besonderem Interesse sind endlich noch die Andeutungen des Pflegers Caspar Winzerer darüber aufzunehmen, dass man schon um das Jahr 1485 die Ausdehnung der Bergwerksarbeiten von Innthaler Gewerkschaften in das Rissthal und an das bayrische Grenzterritorium wahrgenommen habe; im genannten Jahre sei ihm aufgetragen gewesen, Leute in die Riss zu schicken, »um dort luegen zu lassen«, wo die Innthaler Bergleute arbeiteten und man habe dort acht Tage lang gesucht. Noch wichtiger ist uns, dass er Folgendes in seinem Amtsbuch niedergelegt hat: »Mein gnädiger Herr hat einen Kundschaftstag mit Herzog Sigmund von Österreich in der Riss halten lassen; dazu sind geschafft gewesen Wilhelm Machselrainer, Toman Pipperl[3]) und Martin Jäger; die auf Kundschaft zogen, sind gewesen bei dreißig Personen.«

Im Zusammenhange mit der schon vorhin constatierten Thatsache der Annäherung der Innthaler Bergleute an die Riss in dem gleichen Jahre werden wir diesen Kundschaftstag ohne Bedenken dahin deuten dürfen, dass er mit Feststellung von Grenzen und bindenden Abmachungen für eine Bergwerksunternehmung im Rissthale sich zu befassen hatte.

Ziehen wir die Zeit in Betracht, in welcher diese Tagsatzung in Hinterriss vor sich gegangen ist, so wird uns auch noch Kenntnis davon, dass das Rissthal eine geraume Periode hindurch von tirolischen Gewerkschaften in ihre Bergwerksarbeiten einbezogen gewesen ist, da auch die Fugger[4]) solche noch betreiben ließen, welche hiezu doch keinesfalls vor ihrer Antheilnahme an den Schwazer Bergwerken, frühestens um 1520, gekommen sind.[5])

Die urkundlichen Enthüllungen, welche ich habe geben können, sind in ihrer Gesammtheit wohl hinreichend, um zu erweisen, wie es in den letzten drei Jahrzehnten des fünfzehnten Jahrhunderts zu einem mächtigen Anlaufe in Bergbauversuchen im Isaralpen-Gebiete gekommen ist. Hiemit habe ich mich der vorgesetzten geschichtswissenschaftlichen Aufgabe entledigt.

Nur im allgemeinen soll zum Schluss noch hervorgehoben werden, dass der gewaltige Eifer in Bergwerks-Unternehmungen bald in Rückgang gekommen ist,

[1]) Im Jahre 1481 scheint ein Bergrichter in Tölz sesshaft gewesen zu sein. Lori bekundet in seinem Werke über bayrisches Bergrecht die Meinung, dass im fünfzehnten Jahrhundert Bergrichter zeitweilig in Mittenwald und zeitweilig in Tölz ihren Amtssitz gehabt haben.

[2]) Lori, Sammlung des bayrischen Bergrechtes, S. 403.

[3]) Toman Pipperl ist wohl der von Meichelbek in seiner Chronik von Benediktbeuern (Bd. II, S. 192) anno 1479 erwähnte Tölzer Förster dieses Namens.

[4]) Noch in unserer Zeit hat eine Flur in Hinterriss den Namen Fuggeranger.

[5]) Vergleiche die Zeitschrift des historischen Vereines für Schwaben, Band IX.

denn die Erfolge blieben hinter den Erwartungen zurück. Der kurfürstliche geheime Rath Johann Georg Lori, unser gründlichster Kenner des bayrischen Bergbauwesens in älterer Zeit, spricht sich dahin aus, dass im Gebiete von Werdenfels die Bergwerke im sechzehnten Jahrhundert zumeist wieder aufgelassen worden seien, und von den in ebendemselben Jahrhundert hin und wieder im Gebiete von Benediktbeuern aufgetauchten bergmännischen Versuchen sagt der Klosterchronist Meichelbek, dass sie immer zu Enttäuschungen und Unkosten geführt hätten.

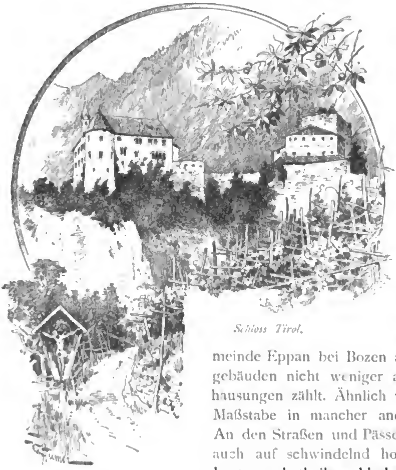
Längst sind auch sowohl im tirolischen, als wie im bayrischen Gebiete des Rissthales die einstmals dort bestandenen Schmelzöfen verschwunden und im Isarwinkel ist das einzige Erzbergwerk am Kirchstein von Staatswegen zu Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts endgiltig aufgegeben worden.[1]) Die Erinnerung aber daran, dass vor Zeiten Erzknappen an diesem Berge und an der Benediktenwand geschafft haben, um aus deren Klüften Silber zu gewinnen, lebt noch in der Bevölkerung des Isarwinkels durch Überlieferung fort.

[1]) Nach einem bei dem k. bayr. Rentamte Tölz eingesehenen Schriftstücke — wovon ich mir im Jahre 1869 dort eine Abschrift habe nehmen können — ist am 4. December 1696 ein kurfürstlicher Auftrag an das Pflegamt Tölz ergangen, zu ermitteln, welche Unterthanen im Isarwinkel Baumaterialien oder Requisiten vom Kirchsteinbergwerke hätten; nachdem hiewegen die Erhebungen gepflogen waren, begab sich der Pflegscommissär von Tölz zum Bergwerk, um »die vorhandenen Berghäuschen und anderen Bergwerksgebäulichkeiten« zu verstiften und zu verkaufen.

Schlösser und Burgen in Tirol.

Von

J. C. Platter.



Schloss Tirol.

Uber dreihundert tirolische Schlösser und Burgen verzeichnet Graf Brandis in seinem vor mehr als zweihundert Jahren erschienenen »Ehren-Kräntzl«, und wenn man dazu alle die kleineren Edelsitze rechnet, so geht die Zahl der landesfürstlichen und bischöflichen, der gräflichen und sonst noch adeligen Kampf- und Wohnungsbauwerke im Bereich der gefürsteten Grafschaft ins Ungemessene. Als Beweis dafür möge die eine Thatsache gelten, dass die Landgemeinde Eppan bei Bozen allein unter ihren 560 Wohngebäuden nicht weniger als 156 einstmals adelige Behausungen zählt. Ähnlich verhält es sich in geringerem Maßstabe in mancher anderen Gemeinde des Landes. An den Straßen und Pässen, in den Städten sowohl, wie auch auf schwindelnd hohen Felsenklippen trifft man heute noch theils wohlerhaltene oder wieder hergestellte Schlösser und Burgen; die große Mehrzahl jedoch der einst so stolzen, wehrhaften Ritterbauten ist lange schon in Brandschutt und Asche versunken oder durch Vernachlässigung im Laufe der Zeit immer mehr verfallen zu Ganz- oder Halbruinen, — wertlos für die Besitzer, dafür um so reizvoller für Dichter und Künstler, für die gesammte, immer mehr sich vergrößernde Gilde der Alpenfahrer.

Nach Anlage und Bauart der alten Burgen waren in Tirol einst sämmtliche drei Haupttypen derselben vertreten. Am Eingang ins Val di Non schauen heute noch die Trümmer der vor Zeiten als uneinnehmbar gepriesenen Höhlenburg

Kronmetz aus der fast unzugänglichen Felsennische auf das Etschthal hernieder und unter den Wasserburgen nimmt das Castell Toblino im gleichnamigen Alpensee die hervorragendste Stelle ein. Freilich sind diese beiden Arten von alten Herrenvesten nur in sehr geringer Anzahl im Lande vorhanden, da ja leicht begreiflich die vielen Hügel und Felsvorsprünge für die Anlage von Hochburgen weitaus günstiger sich erwiesen. Eine Hochburg im vollen Sinne des Wortes ist es denn vor allem, welcher die gefürstete Grafschaft ihren Namen zu danken hat.

Schloss Tirol thront heute wie vor Jahrhunderten hoch über Stadt und Land im »Burggrafenamt« auf freiem Hügel, als Erb- und Stammburg, deren Besitz allein das Anrecht gab auf die Huldigung des Volkes, wie auch jetzt noch Tirol in der ganzen Meraner Gegend kurzweg das »Hauptgschloss« heißt. Schloss Tirol, das römische Teriolis, war im IV. Jahrhundert wohl der Wohnsitz des Statthalters von Rhätien, im XII. Jahrhundert tauchten sodann die Grafen von Vinstgau in dem von Karl dem Großen eigentlich dem Bischofe von Chur unterstellten Chur-Rhätien als weltliche Machthaber auf und nahmen ihren Sitz auf der alten Römerburg, wonach bald die Grafen und das Schloss und das mehr und mehr sich vergrößernde Gebiet der genannten Dynasten unter dem gemeinsamen Namen »Tirol« immer weiter bekannt wurde. Von da an blieb das Schloss die Residenz der Landesherren, bis sich im Jahre 1363 der Übergang der Grafschaft an das Haus Habsburg vollzog.

Zum eigentlichen Schlosse bildeten die nahegelegenen Burgen Thurnstein und Brunnenburg vormals sturmfeste Vorwerke, während das etwa eine halbe Stunde entfernte Dorf Tirol auf dem Plateau des Küchelberges wahrscheinlich aus einem römischen Legions-Lager hervorgegangen ist. Schloss Tirol selbst besteht aus einem älteren nördlichen Theile, von dem vor Zeiten ein bedeutendes Stück in die Tiefe gestürzt ist, und aus einem jüngeren südlichen Bauwerk, das, nun ebenfalls schon über 400 Jahre alt, u. a. den Rittersaal und die Schlosskapelle zum hl. Pancratius enthält. Besonders die letztere bildete mit ihrem hochinteressanten, dem XII. Jahrhundert entstammenden Portal und den reichen Wandmalereien die größte Sehenswürdigkeit der Burg. Aus dem Dunkel der Vorzeit erstanden und wieder in den Hintergrund geschoben im Lauf der Jahrhunderte, hat Tirol seine bewegtesten Tage unter Margaretha Maultasch gesehen, die hier zuerst mit Johann von Böhmen, und als sie diesen wegen Untüchtigkeit an Geist und Körper im Jahre 1341 glücklich verjagt hatte, mit ihrem zweiten Gemahl Ludwig von Brandenburg Hof hielt. Hier war es, wo im Jahre 1342 »Handschlag und beyschlaf in gegenwart des Kaysers (Ludwig des Bayer) von des Kaysers Sun, genannt Markgraf Ludwig von Brandenburg, und Frawen Margarethen, Kunig Heinrichs von Beham Tochter« mit großem Pompe vollzogen wurde. Von Margarethens Hofhalt und ihren Liebesabenteuern weiß die Sage manch wunderliche Episode zu erzählen, doch dürfte davon wohl nicht allzuviel auf volle Glaubwürdigkeit Anspruch haben. Nebstbei war die vielgelästerte Gräfin jedenfalls ein tapferes, willenstarkes Weib, wofür sie durch die erfolgreiche Vertheidigung ihrer Stammburg gegen König Karl, den Bruder ihres früheren Gatten Johann, anno 1347 den besten Beweis erbrachte. Mit dem Tode dieser Fürstin sank der letzte Spross der alteinheimischen Tiroler Dynastie ins Grab; das Land hatte sie

schon vor ihrem Ableben an Herzog Rudolf von Österreich, ihren Vetter, unwiderruflich abgetreten; und durch diesen Wechsel der Herrschaft verlor auch das alte Hauptschloss mehr und mehr seine Bedeutung. Der Schwerpunkt der Landesverwaltung wurde erst nach Meran und schließlich dauernd nach Innsbruck verlegt.

Einmal noch sah die Burg in jenen Zeiten fröhliche, glanzvolle Tage, das war, bevor Herzog Leopold III. anno 1386 zu jener Unglücksschlacht bei Sempach gegen die Eidgenossen zog, die ihn sammt der Blüte der tirolischen Ritterschaft um Sieg und Leben brachten.

Lange Zeit hatten sodann die Landeshauptleute an der Etsch ihren Sitz auf dem Schlosse Tirol, und endlich wohnten im alten Castell wohl gar nur mehr ein Schlosshauptmann und der Burgkaplan.

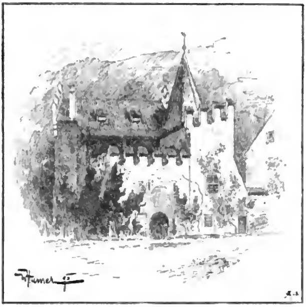
Ja, zu Beginn des XIX. Jahrhunderts, als Tirol an Bayern gekommen, da schien das letzte Stündlein für das Kleinod des Landes geschlagen zu haben. Schloss Tirol wurde im Jahre 1808 an den Meistbietenden öffentlich versteigert und sollte sogar gänzlich abgebrochen werden. Dies letztere verhinderte Baron Sebastian von Hausmann, indem er die Burg sammt Zugehör für 2200 Gulden käuflich an sich brachte; von ihm löste die Stadt Meran das Stammschloss ein und machte dasselbe nach der Rückkehr des Landes unter österreichische Herrschaft bei der Huldigungsfeier im Jahre 1816 dem Kaiser Franz I. zum Geschenk. Die letzte große Festlichkeit spielte im Jahre 1838 auf Schloss Tirol sich ab, als dort Kaiser Ferdinand den Enkel des Nationalhelden Andreas Hofer mit dem Sandhof in Passeier feierlich belehnte. Nachher wurde es wieder still in den altehrwürdigen Hallen und Gängen und vielfach wurde geklagt, dass für die bauliche Einhaltung des Schlosses so gar nichts geschehe, bis endlich vor wenig Jahren hierin eine Besserung eintrat. Die bloßgelegten Gemächer des über der oberwähnten Absturzstelle gelegenen Tractes erhielten eine neue Bedachung, das äußere Thor wurde hergestellt und das schon recht verwitterte Mauerwerk vielfach erneuert; trotz alledem aber bildet den Hauptvorzug der Tiroler Landesburg neben den geschichtlichen Erinnerungen ihre wundervolle Lage über den Rebgeländen des Etschthales und die entzückende Aussicht, die man von den sturmumtobten Mauern und Zinnen weit in die Ferne genießt. Dies bekundet auch der berühmte Tiroler Topograph J. J. Staffler, indem er schreibt:

»Ich erlasse mir den Versuch, das große, bezaubernde Bild zu zeichnen, das hier der Gesichtskreis umspannt. Viele Beschreiber haben sich daran gewagt, allein sie blieben alle weit zurück hinter dem Original. Keiner hat noch das harmonische Ineinanderschmelzen der einzelnen Theile zu einem überaus schönen Ganzen, keiner die überall aufsprießende Lebensfülle der kräftigsten und zugleich zartesten Natur, und keiner den reinen, wolkenlosen Himmel, der über dem Lande schwebt und dasselbe so wunderbar verklärt, naturgetreu beschrieben. In allen Schilderungen vermisst man das Eigenthümliche, das Charakteristische der Landschaft, den Geist, der sie belebt und den sie athmet. Darum möge jeder, dem es gegönnt ist, den Schlosshügel von Tirol ersteigen und selber sehen und selbst genießen!«

Neben dem Haupt- und Stammschlosse besitzt aber das Burggrafenamt noch eine weitere einst landesherrliche Fürstenburg, die sich in der vormals

tirolischen Hauptstadt Meran selbst befindet und gleichfalls in hohem Maße Beachtung verdient, wenn sie auch nicht viel mehr ist, als ein Haus von ziemlich bescheidenem Format, und es einem wohlgezogenen Achtpfünder ein Leichtes sein müsste, sie über den Haufen zu schießen.

»Ein feste Burg« ist also, wie Anton Edlinger in seinem Prachtwerk »Aus deutschem Süden« treffend schreibt, die landesfürstliche Burg in Meran wohl sicher nicht, was sie aber, Gott sei Dank, auch nicht nöthig hat; ein günstiges Geschick ließ sie dennoch zu hohem Alter kommen, während von vielen ihrer Zeitgenossen der seiner Gefräßigkeit wegen allbekannte Zahn der Zeit kaum noch einige spärliche Knochen übrig ließ. Hart am Ende war freilich auch bei ihr schon alle die Herrlichkeit und wenig hätte gefehlt, so wäre die Meraner Fürstenburg vor ein paar Decennien demoliert worden, um einem modernen Neubau Platz zu machen.



Burg Meran.

Ein um Tirols Geschichte, Kunstschätze und Schlösser hochverdienter Mann, Dr. David Ritter von Schönherr in Innsbruck, war ihr noch rechtzeitig beigesprungen und hatte dann die Väter der Stadt zur Schonung und zur Erhaltung des altehrwürdigen Bauwerkes verpflichtet. Erzherzog Sigmund, der Nachfolger des Herzogs Friedl mit der leeren Tasche, erbaute die Burg in Meran vor mehr als 400 Jahren in dem Garten des ererbten Hauses unter den bergseitigen Lauben, dem späteren Kelleramts- und heutigen Magistratsgebäude, hart am Fuße des sonnigen Küchelberges und seiner in die Stadt heruntersteigenden Rebengelände. Die Anwesenheit des Erzherzogs in Meran ist vielfach urkundlich nachzuweisen und somit auch sein Aufenthalt in der Burg, sowie der seiner ersten Gemahlin Eleonora, des Königs Jakob von Schottland schöngeistiger Tochter. Kluge Regierungsacte, aber auch noch andere Beweise fürstlicher Huld und Gnade sind von Erzherzog Sigmund in Meran ausgegangen, und zu letzteren darf sich nach einer Andeutung Schönherrs auch das in Meran heute noch florierende Geschlecht der »Herzog« zählen, das nach verbrieften Indiscretionen mehr als seinen stolzen Namen von dem edlen Fürsten geerbt haben dürfte.

Auch der Nachfolger Sigmunds, Maximilian, der erste Max als deutscher Kaiser, kam zum öfteren nach Meran, und die bescheidenen Räumlichkeiten, die er, seinen einfachen Gewohnheiten treu, in der Meraner Burg bewohnte, zwei Zimmer des ersten Stockes, führen seitdem die großtönende Benennung »Kaiserzimmer«. Dieselben bestehen aus zwei Gemächern, einem Schlafzimmer und einem Wohn-, Empfangs- und Speisezimmer. Die erstere dieser beiden schön getäfelten Stuben ist mit einem breiten gothischen Bette, mit Kasten und Truhen etc. möbliert. Zur Montierung der Bettstätte sind alte Linnenstoffe mit eingewirkten

Verzierungen und der immer wiederkehrenden Inschrift »amor« in gothischen Minuskeln, und eine Decke mit sehr alter Stickerei verwendet. Kunstvoll, aber räthselhaft erwiesen sich die reichen decorativen und figuralen Malereien des Erkers, dessen Wände völlig von einer bedeutsamen Handlung umspielt sind, der aber niemand so recht auf den Grund gekommen ist. Die Wandfläche ober der Erkerthür ziert ein treffliches Holzreliefbild Kaiser Maximilians I. aus der Kapelle der Burg Hasseck in Hall, für welche es im Auftrage des Kaisers angefertigt wurde. Das an die Schlafkammer stoßende Wohnzimmer ist das vornehmste des ganzen Hauses. Was dem Besucher an diesem Zimmer sofort in die Augen fällt, das ist der mächtige grüne Kachelofen, der sich in schöner Gliederung fast bis an die Decke des Zimmers erhebt. Er ist, wie seine Ornamentik beweist, speciell für Erzherzog Sigmund gebaut worden.

Mit besonderem Schmuck ist auch in diesem Zimmer der Erker bedacht. Die Malereien beziehen sich auf den fürstlichen Erbauer des Hauses und seine Gemahlin, Eleonora von Schottland, sind aber leider stark beschädigt. Einen kostbaren Wandschmuck hat das Zimmer vor einigen Jahren erhalten durch ein (wie behauptet wird, aus einem größeren Bilde geschnittenes) Porträt Kaiser Maxens und seiner Gemahlin Maria von Burgund, deren historisch beglaubigte Kleinheit und geringe Schönheit auf dem Bilde treulich und heiter zum Ausdruck gelangen.

Außer den Kaiserzimmern, der Kapelle, einer sehr einfachen Küche u. s. w. enthält die Burg noch eine Anzahl anderer Räumlichkeiten, vom dunkeln »Schatzgewölbe« im Schlosshofe bis hinauf zum traulichen Thurmstübchen, aus dessen Fenster der Blick weithin über die Dächer hinausdringt in das freundlich-fröhliche Gemenge von Häusern und Gärten der heutigen Curstadt Meran.

Wer aber über diese alte tirolische Fürstenburg, die wohl von allen nach Meran kommenden Fremden besichtigt wird, noch mehr und zwar durchaus interessante Einzelheiten erfahren will, dem sei hiefür das originell ausgestattete zweite Bändchen in der Sammlung: »Ellmenreichs Bücher aus Tirol« auf das beste empfohlen.

Einen schroffen Gegensatz zu der kleinen traulichen Burg in Meran bildet wenige Stunden thalabwärts die vielbesungene Felsruine Greifenstein. Kommt ein Fremder von Bozen oder Meran her gegen das Dörfchen Siebeneich, so wird ihm die nur mehr in wenigen arg verwitterten Mauerresten auf fast gleichfarbigem Felsen befindliche Ruine momentan freilich kaum in die Augen fallen, und will er sich dann bei einem Landmann am Wege nach dem Schlosse Greifenstein erkundigen, so schüttelt der Bauer in neun von zehn Fällen bedächtig den Kopf und meint, ein Schloss mit solchem Namen gäb's im ganzen Umkreis nicht. Erst wenn nach längerer Rede und Gegenrede der Fremde, der den Namen »Sauschloss« vielleicht einmal irgendwo gelesen hat, sich dessen wieder erinnert, und nun in dieser Weise fragt: dann heißt es freilich: »Ja so, das Sauschloss meinen Sie, ja, wenn Sie das nur gleich gesagt hätten.« Und nun nimmt der Mann seine Pfeife aus dem Munde und zeigt in freundlich zuvorkommender Weise mit dem Rohre hinauf, hoch hinauf scheinbar in die freie Luft, und erst wenn man mit gutem Auge seinem Pfeifenrohre folgt, so erscheint gleichsam schwimmend im tiefblauen Himmelsraume auf senkrechter Felsenzinne das dach- und fensterlose Schloss so klein wie ein Kartenhaus in der Kinderstube. Von Siebeneich führt

an dem ehemaligen Kosmaskirchlein vorüber ein steiler Fußsteig zum Schlosse empor, welchen unser Bauer wieder mit dem Pfeifenrohre zeigt, worauf er mit dem altgewohnten »Pfiet Gott!« zwischen den »Weinpergeln« verschwindet und dabei wohl leise brummend sich darüber wundert, dass doch diese Fremden immer andere Namen für die alten Schlösser haben müssen, als sie »gang und gäbe« seien im Lande.

Hat nun der Wanderer nach allerdings beschwerlicher Kletterarbeit endlich die Höhe erreicht, so lohnt ihm von einer Fensternische des Schlosses aus reiche Thal- und Fernsicht den ermüdenden Aufstieg. Überetsch, der vielgepriesene »Rheingau der Alpen« mit einem halbdutzend Burgen und Schlossruinen im Vordergrund, die Steilhänge der Mendel, Schwarz- und Weißhorn und all die Berge am linken Ufer der bei Sigmundskron vereinigten Flüsse Eisak und Etsch zeigen sich dem Auge in reichem Scenenwechsel, während tief unten im Thale die Schlote rauchen und Straße, Strom und Eisenbahn wie Fäden durch das grünschimmernde Filigrangewebe der Reben die Ebene entlang sich ziehen.

Die Ruine selbst gewährt außer ihrer Lage nicht viel des Interessanten; von erhaltenen Räumlichkeiten, von Inschriften, Malereien oder dergleichen findet sich keine Spur in dem verwitterten Gemäuer, welches nun aber auch schon mehr als 800 Jahre hindurch der Zeit als Object der Zerstörung gedient hat.

Greifenstein galt in den ältesten Zeiten als Welfengut, das kühne Gegenstück zur stolzen Veste Hocheppan jenseits der Etsch, und Friedrich Graf von Eppan erscheint nach seinem Rückzuge aus Bozen vor der Macht der Trientiner Bischöfe als erster Besitzer des heutigen Sauschlosses. Erst nach seinem Tode und der Theilung des väterlichen Erbes begannen sich die Söhne Heinrich und Arnold den Namen »Herren von Greifenstein« beizulegen.

Später gelangten die Ritter von Starkenberg in den Besitz des Schlosses. Unter ihnen erhielt die unzugängliche Felsenburg besonders im Kampfe gegen Herzog Friedrich mit der leeren Tasche große Bedeutung. In den Jahren 1416 und 1417 wurden die dem Adelsbunde gegen Friedrich angehörigen Ritter Wilhelm und Ulrich von Starkenberg von Herzog Friedl im Schlosse belagert, aber der mit in der Veste befindliche Sänger Oswald von Wolkenstein, aus seinen Sängerfahrten mit dem Pulver näher vertraut, vernichtete durch Brandraketen die Belagerungswerke des Landesfürsten in so nachdrücklicher Weise, dass der Herzog abziehen und Frieden schließen musste.

Doch der faule Friede bekam bald wieder allerlei Risse, neuerdings entbrannte die Fehde zwischen dem vom Volke vergötterten Fürsten gegen die adeligen Raubritter im Lande, welche jedoch diesmal den Kürzeren zogen und eine ihrer Burgen nach der anderen unter dem Jubel der Bürger und Bauern fallen sahen. Greifenstein widerstand, weil unzugänglich von allen Seiten, am längsten und bildete gerade in dieser Zeit eine prächtige Illustration zu dem Raubritterthum des Mittelalters, sodass die Greifensteiner mit Mord und Brand und Gewaltthaten aller Art geradezu als eine der schrecklichsten Landplagen im Etschthal betrachtet wurden.

Aber auch für die Vertheidiger des zuletzt eng umschlossenen Felsennestes schlug endlich das letzte Stündlein und um St. Andräi des Jahres 1426 mussten sie die ohnehin schon halb gebrochene Veste an Herzog Friedrich übergeben.


Greifenstein.

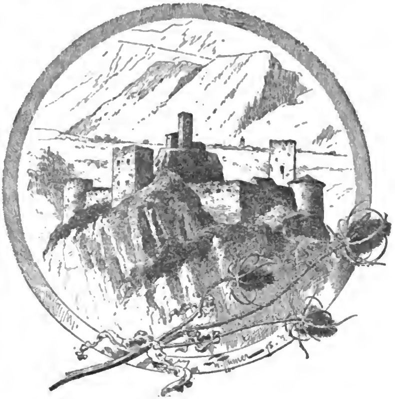
Aus dieser Belagerung stammt nun auch die nach und nach im Volke zum allgemeinen Gebrauch gewordene Bezeichnung »Sauschloss«, indem nämlich die Vertheidiger nach der alten Sage ein Schwein über die Felsen hinab ins Lager der herzoglichen Scharen geworfen hätten, zum täuschenden Beweise, dass sie mit Lebensmitteln noch vollauf versehen seien. Ein neuerer Geschichtschreiber versucht dagegen mit Geschick die Erklärung der Sage als eine ironische Ausschmückung des an dem Bozner Rathsherrn Nikolaus Hochgeschoren daselbst begangenen Mordes. Dieser besaß nämlich einen bedeutenden Leibesumfang und als nun die Kunde nach Bozen kam, dass der als Friedensvermittler nach Greifenstein gesandte Rathsherr von den Dienstmannen des Schlosses über die Felsen hinabgestürzt worden sei, da meinten die Bozner, bei denen der ehrenfeste Herr Nikolaus nicht gerade sehr beliebt war, der Starkenberger Ritter habe die »fetteste Sau im Etschland« über die Burgschroffen hinunterwerfen lassen.

Zwei nicht viel besser erhaltene Burgruinen grüßen jenseits der Etsch herüber: Sigmundskron und Haselburg. Von den drei Burgen, welche Herzog Sigmund der Münzreiche in Tirol, vom Meraner Fürstenhause abgesehen, sich einst zu seinem Lieblingsaufenthalte erwählte, und die (nebst vier anderen) seinen Namen trugen, liegen zwei in Trümmern, während nur eine aus den Ruinen sich wieder erhob und nun mit spiegelblanken Fenstern hinausschaut ins grüne Innthal bis hinunter, wo das bläulich schimmernde Kaisergebirge den Blick begrenzt.

Es ist dies Schloss Sigmundslust bei Vomp am Inn, welches zur Zeit, als Tirol noch seine eigenen Grafen besaß, als landesfürstliches Jagdschloss diente. Liegt Sigmundslust im schönen Innthal, von blühenden Obstbäumen, grünenden Wiesen und freundlichen Dörfern umgeben, so hatte des Herzogs Laune dafür seinem zweiten Schoßkinde einen um so einsameren Platz angewiesen zwischen wildzerklüfteten Kalkfelsen, mitten im smaragdgrünen Fernsteinsee. Dort hielt der Herzog Rast auf seinem Schlosse Sigmundsburg, wenn er sich und seine Leute in den umliegenden Klammen und Schluchten müde gehetzt, oder er hielt die Angel zum Fenster seiner Kemenate hinaus und sah dem Spiele der Wellen zu, in welchen die zierlichen Bergforellen sich tummelten. Wohl rauschen noch die Wetterwolken um die Spitze des Wanneckberges, oder es spiegeln sich die himmelhohen Fichten im grünklaren Wasser des Fernsteinsees, doch Sigmunds-

burg ist nicht mehr, und nur eine malerische Ruine ziert noch die romantisch gelegene Insel.

Einmal, vor Jahren, soll die Ruine nach langer Zeit wieder einem Fürsten als Nachtquartier gedient haben, indem König Ludwig von Bayern an einem mondhellen Sommerabende sich entschloss, auf der Insel im Fernsteinsee zu übernachten. Eine Wegmachersfrau an der Landstraße lieferte Speck und Kartoffeln, wozu dann die hohen Herren von der Begleitung des Königs das Vergnügen hatten, Holz und Wasser herbeizuschleppen, Kartoffeln zu schälen und an dem alten Gemäuer das Mahl zu bereiten. Für den Fürsten wurde zwischen den Mauertrümmern aus Waldmoos, Baumzweigen und Mänteln ein Nachtlager bereitet und so schlief derselbe mehrere Stunden in Herzog Sigmunds Schlossruine.



Sigmundskron.

Die dritte endlich unter des schwärmerischen Habsburgers Lieblingsburgen war Sigmundskron im Etschthal. Und gerade diese, die größte von allen, war es, welche er nicht von Grund auf neu baute, sondern einfach durch allerdings weitläufige und kostspielige Renovierung des uralten Castells Formicar oder Firmian in den Siebziger-Jahren des XV. Jahrhunderts für sich gewann. Zur Zeit, als dort Maurer und andere Handwerker zu Hunderten beschäftigt waren, mit Errichtung der riesigen Mauern und Rundthürme, sowie dann wieder, als der Herzog frohe Zechgelage feierte im Rittersaale, — damals mag wohl kaum jemand daran gedacht haben, dass alles das noch einmal so kommen werde, nur nicht dort oben auf dem grünumwucherten Schlossfelsen, sondern drunten im Thale zwischen den Reben und Obstbäumen, und zwar nicht zur Befriedigung der Laune eines allerdings gutmeinenden Fürsten, sondern einzig und allein im Interesse und zum Nutzen des Volkes.

Wieder klirrten, wie vor 400 Jahren, die Hämmer und Steinmeißel in den umliegenden Steinbrüchen, wieder wurden Balken und Stangen herbeigeschleppt zur Errichtung von Gerüsten aller Art und das Etschbett lieferte manche Fuhre Sandes zur Herstellung des Mauerwerkes an den Pfeilern der Etschbrücke, am Bahnhofe und an den Häusern des Örtchens Neu-Sigmundskron. Während sogar der gepflasterte Weg, welcher zu dem heutigen in seinem untersten Theile als Pulvermagazin dienenden Schlosse emporführt, immer mehr dem Verfalle entgegengeht, zieht an der Etsch entlang die neue Eisenstraße durchs Thal dahin

und auf der Brücke aus Stein und Eisen tönen des Posthorns lustige Klänge, wenn der Mendelwagen mit fröhlichen Alpenfahrern auf der neuen Hochgebirgsstraße an der einsam seitwärts trauernden Ruine vorübereilt.

Gleichwie Sigmundskron, so gehört auch die am linken Eisakufer auf einem steilen Felskopfe aufragende Haselburg heute zu dem Besitzthum der Grafen von Sarnthein-Toggenburg. Von Bozen führt der Weg am Eisak thalabwärts theils auf der Landstraße, theils durch dichten Waldesschatten in mäßiger Steigung zum Schlosse empor, vor dessen halbverfallenem Eingangsthor zwei verwahrloste Teiche unweit der Ruine eines Wirtschaftsgebäudes schon von vorneherein auf die Zustände im Innern des alten Herrenbaues schließen lassen. Die Gebäulichkeiten selbst sind von ziemlichem Umfang und lassen ahnen, wie bedeutend die Hallen und Säle waren, welche vom XIII. Jahrhundert bis in die Neuzeit herauf eine lange Reihe von tirolischen Adelsgeschlechtern beherbergten. Heute sind von dem Schlosse nur noch die Thürme und Thore, sowie die Ringmauer und Wohnräume auf der südlichen Seite einigermaßen erhalten, während auf der Nordseite an der senkrecht in die Ebene abfallenden Felswand eine weite Lücke klafft, da hier Stück um Stück des Gebäudes schon längst in die Tiefe gestürzt ist. Dafür öffnet sich nun aber gerade hier eine entzückende Aussicht auf die umliegenden Berge und Thalabhänge wie auch auf die zwischen Eisak und Talfer keilartig eingeschobene Stadt Bozen, dann weiter auf die rebengrüne Ebene, die sich viele Meilen weit an der Etsch entlang thalauf- und abwärts erstreckt. In westlicher Richtung erhebt sich das Plateau von Überetsch mit seinen weißen Dörfern und einzelnen Höfen und darüber steigt die neue Mendelstraße, wie ein Kreidestrich auf dunklem Grunde, den Berg hinan.

So prächtig und weitumfassend die Aussicht vom Schlosse nun ist, so trübselig sieht es im Innern der Halbruine jetzt aus. In den früheren Prunkgemächern, soweit davon noch Reste vorhanden sind, haust eine Bauernfamilie, von welcher der Schlossherr nichts weiter verlangt, als dass sie die zum einstigen Edelsitze gehörigen Wiesen, Äcker und Weinberge landesüblich bearbeite und dabei den Pachtbedingungen gegenüber der gräflichen Gutsverwaltung pünktlich nachkomme. Das Erträgnis aus den Grundstücken beim »Schlosse« und aus einer kleinen Gastwirtschaft in der Thorwartstube bildet das bescheidene Einkommen der Burgwächterleute, welche im übrigen nach ihrem Ermessen im Hause schalten und walten und dessen noch vorhandene Räume nach bester Möglichkeit ihren landwirtschaftlichen Zwecken dienstbar machen. So wurde z. B. ein vor Zeiten in farbenprächtigen Wandmalereien prangender Saal ohne viel Federlesens zu einem Heustadel umgewandelt, während anderseits den häufig genug die Thürme und Mauern umtobenden Wetterstürmen jeglicher Spielraum zu weiterer Zerstörung gewährt ist.

Für Maler und Zeichner allerdings bietet die mehr und mehr zerfallende Haselburg mit ihrem massiven Rundthurm an der einen Ecke, dem Blumengärtchen im einstigen Schlossgraben und der steilen Felswand mit den Mauerresten darüber reiche Gelegenheit zu Studien aller Art, wozu dann noch der laubdichte Buchenwald kommt und die melancholischen Weiher dazwischen, in deren dunklem Gewässer es flutet und tönt, wie von Nymphengeflüster und der Glocken harmonischem Klange.



Haselburg.

Und nun hinein dem Ufer der rauschenden Talfer entlang, vorbei an den Burgen Maretsch und Klebenstein zu einem der berühmtesten und stolzesten Schlösser des Landes, welchen Rang nunmehr R u n k e l s t e i n aufs neue gewonnen hat, seit es nach argem Verfall wieder hergestellt und sodann durch kaiserliche Schenkung zum Bozner Stadtschlosse geworden ist.

Im Jahre 1237 von Friedrich und Beral von Wanga, zwei bischöflichen Lehnsleuten, erbaut, war die auf senkrechter Felswand über der bei Bozen in den Eisak mündenden Talfer trotzig aufragende Herrenveste schon im Jahre 1275 vom Grafen Meinhard von Tirol bis auf den Grund zerstört worden, und erst nach hundert Jahren baute der neue Schlossherr Niklas Vintler die Burg wieder ganz neu auf und ließ verschiedene Räume des ausgedehnten Schlosses mit den berühmten Fresken schmücken, welche, zum großen Theil heute noch erhalten, die herrliche Dichtung Gottfrieds von Straßburg: »Tristan und Isolde«, sowie Episoden aus Pleiers Garel-Cyklus in charakteristischer Zeichnung und lebendiger Ausführung zur Darstellung bringen.

Doch nicht gar zu lange dauerte all die Herrlichkeit an Kunst und Minnesang und allerlei Ritterspielen auf Runkelstein. Nachdem der Herrensitz später in andere Hände übergegangen und im Jahre 1520 fast der ganze östliche Theil des Schlosses durch eine Pulverexplosion zerstört worden, gieng es in mancherlei Wechselfällen ziemlich rasch bergab mit dem mächtigen Ritterbau, und als erst durch Widmung der Kaiserin Maria Theresia Alt-Runkelstein im 18. Jahrhundert fürstbischöfliches Mensalgut geworden, da wurde dem gänzlichen Verfall des ehemals so schmucken Prunkkästchens ritterlicher Kunstliebe in keiner Weise mehr Einhalt gethan. Es war deshalb auch die höchste Zeit, dass die Halbruine im Wege des Rückkaufes durch Erzherzog Johann Salvator im vorigen Jahrzehnt wieder an das österreichische Kaiserhaus gelangte, wonach Kaiser Franz Joseph I., welchem der hochgesinnte Erzherzog die alte Vintler-Veste zum Geschenk machte, durch den Wiener Dombaumeister Schmidt deren Wiederaufrichtung durchführen ließ. Lange hätte das zerfallende Bauwerk auf keinen Fall mehr dem gänzlichen Ruin widerstehen können, denn morsch und faul zerbröckelte sogar schon der Felsen unter dem Fuße der Mauern, infolgedessen bereits im Jahre 1868 eine ganze Wand des Schlosses in die Talfer hinabgestürzt war. Mit möglichster Beschleunigung wurden nun die Arbeiten in Angriff genommen und mit großem

Kostenaufwande in Zeit von ungefähr vier Jahren soweit zu Ende geführt, dass die Burg ohne alle modernen Zuthaten sich wieder erhob in ihrer ehemaligen imposanten Gestalt, wie sie auf unserm Bilde erscheint.

So bietet nun, mit Thurm und Zinnen bewehrt, und im Innern geschmückt mit weltbekannten und berühmten Bildwerken der Vergangenheit, Neu-Runkelstein nach innen und außen das getreue Bild einer echten deutschen Ritterburg, die denn auch nach ihrer erfolgten Wiedereröffnung Tag für Tag zahlreiche Besucher aus nah und fern in ihren Mauern zählt.

Den Hauptanziehungspunkt im Innern des Schlosses bilden selbstverständlich die in zwei geräumigen Sälen, den sogenannten »Rittersälen«, befindlichen und zum großen Theile noch gut erhaltenen Frescobilder aus den erwähnten Sagenkreisen; weiter fesselt aber auch noch eine ganze Reihe von anderen Bildwerken in den verschiedenen Räumlichkeiten das Auge, so z. B. die Triaden an der Saalwand gegen das Innere des umfangreichen Burghofes, ferner allerlei Jagd- und Turnierscenen am Badezimmer und Waffensaal, Gemälde in der einstmaligen Schlosskapelle, sowie Wappenmalereien da und dort an den Wänden und Fensternischen, von welch letzteren aus man eine reizende Aussicht in das paradiesische Etschland genießt.

Weit unten in schwindelnder Tiefe treiben die Wellen der Talfer, den Schlossfelsen umspülend, mit gedämpftem Rauschen vorüber, und an den sanft geneigten Seitenhöhen zieht Rebe an Rebe, einem endlos grünen Netze gleich, ununterbrochen sich hin. Von der ebenfalls neuen Thorbrücke zu Runkelstein eröffnet sich ein besonders entzückender Ausblick auf die sonnenstrahlende rebengrüne Landschaft von Bozen-Gries, welche an die zahlreichen Villen, Hotel-Pensionen und Herrensitze so innig sich anschmiegt, wie die Wellen des auf- und niederflutenden Alpensees an dessen felsige Ufer. Infolge der Nähe des Curortes bildet Schloss Runkelstein auch einen der beliebtesten Ausflugspunkte der Wintergäste von Gries, wie denn noch immer gilt, was Victor von Scheffel über die Vintler-Veste gesungen:

»Noch heute freut's mich, o Runggelstein,
Dass einstmals zu guter Stunden
In der Talfer felsenges Thal hinein
Zu dir den Weg ich gefunden.
Wer immer ins sonnige Etschland fährt,
Halt' Einkehr in diesen Räumen,
Und ist ihm eine Isolde beschert,
Mag er von ihr hier träumen.«

Vom Etschthal gegen Norden hin begegnet dem Wanderer gleichfalls manch stolze Burg; z. B. Karneid am Eingang ins Eggenthal, dann Trostburg, die Geburtsstätte des Minnesängers Oswald von Wolkenstein, auf hohem Felsen thront Säben, das einstige Römer-Castell, später Bischofssitz und nunmehr ein stilles Frauenkloster. Jenseits des Eisak grüßt das stattliche Schloss Palaus von einem parkumschlossenen Hügel nieder. Ob der Stadt Brixen erheben sich Schloss Krakofel und die rebenbekränzte Seeburg, und bei Vahrn trauern über dem schattigen Kastanienwäldchen die Trümmer der einstigen Bischofsburg Salern.

Besonderes Interesse erweckt jedoch am Eingang ins Pusterthal Schloss R o d a n k, das heutige R o d e n e c k. Was seit einigen Jahrzehnten die hoch über

der Eisakschlucht erbaute Franzensfeste, das und noch mehr war vor Jahrhunderten Schloss Rodeneck mit den dazugehörigen kleineren Burgen Straßhof, Freienthurn etc. und der besonders »anno Neun« und 1813 in den Tiroler Freiheitskriegen hart umstrittenen, bald von den Feinden und dann wieder von den Tirolern eroberten und auch damals zerstörten Mühlbacher Klause, die ebenfalls lange Zeit unter der Herrschaft von Rodank stand. Die auf senkrechtem Felsen hoch über dem Rienzfluss thronende Burg beherrschte mit ihrem Gebiete die Einmündung der Pusterthaler- in die Brennerstraße, und außerdem bildete Rodeneck innerhalb seiner umfangreichen Mauerwerke ein kleines Städtchen für sich, in welchem schon im XII. und XIII. Jahrhundert außer den Kriegsknechten und dem Schlossgesinde zahlreiche Gewerbsleute mit ihren Familien wohnten. Die letzteren wurden später nach dem, am nahen Falserbache erbauten Dorfe Mühlbach verwiesen und trugen dazu bei, diesen Ort rasch zu Blüte und Wachsthum zu bringen, wie denn auch Mühlbach schon im Jahre 1269 von Friedrich von Rodank und den Grafen von Görz zum Marktflecken erhoben wurde.

Die Herren von Rodank starben zu Beginn des XIV. Jahrhunderts aus, und mit dem Erlöschen dieses Geschlechtes fiel deren ganzer Besitz im Jahre 1305 an die Grafen Meinhard und Albert von Görz und Tirol. Später kamen Schloss und Herrschaft Rodeneck nach mancherlei Zwischenfällen an die Herzoge von Österreich und im Jahre 1491 machte damit Kaiser Maximilian I. dem Ritter Veit von Wolkenstein ein sehr wertvolles Geschenk, zum Lohne dafür, dass dieser »Ihro Majestät von Jugent auf grossen Eyffer gedienet unnd sonderlichen in Niderland sein Treu unnd Mannligkeit erwisen hat«.

Nun begann für Rodeneck bald eine Zeit ganz außerordentlicher Blüte. Die Wolkensteiner, die in kurzer Frist zu Glanz und Ansehen kamen, trennten sich in die heute noch bestehenden Linien »Trostburg« und »Rodeneck«, und die letzteren begannen sodann ihre Veste an der Rienz in so mannigfacher und reicher Weise auszustatten, dass Schloss Rodeneck Jahrhunderte hindurch ein wahres Schatzkästlein bildete und als ein förmliches Seitenstück zum Ambraser Fürstenschlosse im In- und Auslande gepriesen wurde.

Christof Freiherr von Wolkenstein-Rodeneck legte gegen Ende des XVI. Jahrhunderts eine wertvolle Bibliothek, ein kostbares Münzen- und Antiken-Cabinet im Schlosse an, wie er auch eine Gemälde- und Wappensammlung errichtete und die Burgkapelle erbaute.

Besonderes Augenmerk richteten die Herren der Veste auf die Rüstkammer, die derart reichlich bedacht war, dass daraus gegen Ende des dreißigjährigen Krieges ganze Heerestheile der landesfürstlichen Wehrmacht bewaffnet werden konnten. Im Jahre 1678 umfasste die Herrschaft Rodeneck 25 Kirchen, 8 Schlösser, zahlreiche Einzelhöfe und mehrere Dörfer; kein Wunder also, dass die mittlerweile in den Grafenstand erhobenen Wolkensteiner sich als nahezu alleingebietende Dynasten fühlten am Unterlaufe der Rienz.

Damit hatte aber auch die Glanzperiode für die prächtige Herrenveste ihren Höhepunkt erreicht, denn mit dem großen Brande vom Jahre 1694 kam für Schloss Rodeneck unaufhaltsam die Zeit des Niederganges, des Verfalles.

Zunächst wurden die Waffen: Tausende von Gewehren, dann kunstvoll gearbeitete Leibharnische, mehrere metallene Mörser und sogar die fünfzehn Kanonen



Runkelstein.

im Bausch und Bogen an die Regierung verkauft; etwas später wanderte das Silber aus der kostbar ausgestatteten Kapelle in die Münze, Bibliothek und Archiv erlitten in den Napoleonischen Kriegen um die Wende des letzten Jahrhunderts durch Plünderung unersetzlichen Schaden, sogar die von Oswald von Wolkenstein im Jahre 1442 selbst angefertigte Handschrift seiner Minnegesänge und sonstigen Lieder ist leider für immer aus dem Schlosse verschwunden. Wer heute, am bequemsten von Mühlbach aus, die Burg besucht, der findet an Stelle der vormals palastartig eingerichteten Veste eine freilich noch immer durch die geschichtlichen Erinnerungen, wie auch in ihren massiven Wällen, Mauern und Thürmen interessante Halbruine, in der als besondere Rarität der Kerker des Hexenmeisters Lauterfresser, eines Opfers aus der finstern Zeit der Folter und der Scheiterhaufen, den Fremden gezeigt wird.

Weiter hinauf, der Rienz entlang, ist besonders die Gegend von Bruneck mit Schlössern und Burgen reich bedacht. Da ist vor allen Schloss Bruneck selbst welchen auch die vom Brixener Bischof Bruno im XIII. Jahrhundert erbaute Stadt Bruneck ihren Namen verdankt, dann Michaelsburg und Lamprechtsburg, die wieder erneuerte Chelburg, die noch in ihren Ruinen stattliche Klosterveste Sonnenburg und endlich Ehrenburg, das Stammschloss der Grafen von Künigl.

Das vom bewaldeten Getzenberg hoch überragte Schloss Ehrenburg zerfällt, wie schon aus der Bauart hervorgeht, der Hauptsache nach in zwei ganz verschiedene Theile, nämlich in die alte Burg mit dem hohen Thurm und den gothischen Dächern zur Linken und in das neue Schloss mit seinen regelmäßigen Fensterreihen, dem glatten Dach und den Zinnenthürmen an den Ecken. Den Ursprung der »Airnburg«, wie die Veste in alten Urkunden genannt wird, führen diese letzteren bis in das XI. Jahrhundert hinauf, um welche Zeit »Rudolf I. Chunig von Airnburg« nebst einem Ansitz im Thale auch die Burg auf dem waldumschlossenen Hügel in seinem Besitz hatte. Später erwarben die Ritter von Künigl noch eine Reihe anderer Besitzungen, und zahlreiche Familienmitglieder stiegen zu hohen geistlichen und weltlichen Würden und Ämtern empor, wie ja bereits um das Jahr 1350 ein Künigl als Hochmeister des Deutschen Ritterordens in Preußen erwähnt wird. In Würdigung ihrer Verdienste zu Kriegs- und Friedenszeiten wurde die Familie schon in früher Zeit in den Freiherrn- und Grafenstand erhoben, sie befinden sich auch — ein gewiss seltener Fall — heute noch im Besitze der uralten Stammburg, welche in Bezug auf Bauart und Einrichtung die reiche Pracht aus älteren Zeiten mit dem Schönheitssinn der Neuzeit vereinigt.

Den Hofraum von Ehrenburg umschließen zierliche Säulengallerien, und eine bequeme Treppe führt in das erste Stockwerk empor, wo zunächst im geräumigen Prunksaale die lebensgroßen Ahnenbilder, Ritter im Eisenharnisch, Hofleute und Kirchenfürsten, stattliche Frauen und Edelfräulein voll Liebreiz und Anmuth von den Wänden niederblicken, während am Plafond Schild an Schild die Wappen der Familienverwandtschaft glänzen. An diesen Ritter- oder Ahnensaal reihen sich in langer Zimmerflucht moderne Salons in eleganter Ausstattung und fast jeder eine kleine Gemäldegallerie für sich, während aus dem Thurmzimmer an der rechten Seite des Schlosses eine Wendeltreppe emporführt in das zweite Stockwerk mit den Gemächern der Schlossherrin und einem zweiten



Rodeneck.

Saal, dessen Wände wieder eine Reihe von lebensgroßen Porträts der gräflichen Vorfahren schmücken.

Die hohen Fenster gewähren eine reizende Aussicht auf das am Fuße des Schlosshügels stillfriedlich hingelagerte Dorf Ehrenburg, sowie hinaus auf das liebliche Rienzthal und jenseits des Flüsschens auf die grünbewaldeten Bergabhänge über dem Dorfe Kiens, von wo der altersgraue Thurm der ebenfalls dem Grafen Künigl zugehörigen Burg Schöneck herübergrüßt. Hat der Besucher alle die zahlreichen Räume dieses behaglich und luxuriös ausgestatteten Sommerheims durchwandert, so führen ihn wenige Schritte sozusagen mit einem Schlage zurück um viele Jahrhunderte, denn in den unmittelbar anstoßenden Gängen und Hallen der alten eigentlichen Ehrenburg weht Schritt für Schritt die Luft des alten eisernen Ritterthums: enge Treppen und schmale Pforten, Schießscharten in den dicken Mauern wechseln mit ziemlich geräumigen Hallen, in denen an

den Fensteröffnungen heute noch an Stelle der Glasscheiben schwere Balkenthüren angebracht sind. Diese Balkenverschlüsse, welche nach außen hoch oben in eisernen Angeln hängen, wurden (ähnlich unseren modernen Jalousien) mehr oder weniger weit aus der Öffnung hinausgespreizt, um Luft und Licht in die Halle einzulassen. Andere Gelasse zeigen sich vom Plafond bis zum Boden herab in noch gut erhaltenem Holzgetäfel, wobei auch die Schubfenster und allerlei versteckte Wandschränke nicht fehlen. In den kleinen winkeligen Burghöfen, sowie in den Gewölben des Erdgeschosses treibt sich vorwitziges Hühnervolk in Menge herum, nur die alten schaurig-dunkeln Verließe werden von allen gern gemieden, ebenso wie das oberste, fensterlose Thurmgemach, wo in weltverlassener Einsamkeit Tag um Tag und Jahr für Jahr die große Thurmuhr ihr schwerfälliges Tick-Tack ertönen lässt. Dieser älteste Theil der ausgedehnten Gebäulichkeiten enthält auch die Bibliothek mit dem vergilbten Familienstammbaum, dessen unzählige Äste und Zweiglein jedoch schon lange nicht mehr darauf Platz fanden, um bis auf die Generationen unserer Zeiten heraufzureichen, in welchen das alte tiroler Grafengeschlecht der Künigl zu Ehrenburg und Warth noch immer seine Blüten treibt.

Unter den Herrensitzen im östlichen Pusterthal nimmt unstreitig das bei Lienz auf einem Felshügel über der Isel gelegene Schloss Bruck, die Residenz der vormals regierenden Grafen von Görz, die erste Stelle ein.

Schloss Bruck präsentiert sich als ein mit Mauern und Thoren, mit Thurm und Vorwerken wohl versehenes, ursprünglich romanisches Bauwerk, in welch letzterer Hinsicht noch vor allen der gewaltige Bergfried, ein 28 *m* hoher, sieben Stockwerke zählender Thurmbau, vollkommen erhalten ist. Der Eingang ins Schloss (dessen felsiger Untergrund am Fuße des Hügels deutliche Gletscherschliffe zeigt) führt von Süden durch ein halbrundes Thorwerk, auf welches dann bald ein zweiter Thorbau folgt, der mit allen Vertheidigungsbehelfen des Mittelalters, der Pechnase, dem Wehrgang, Mauerzinnen und dem Schlupfpförtlein für Fußgänger bestens versehen erscheint. Von diesem inneren Thore zieht sich ein gewölbter Gang in den Burghof hinein, wo rechts und links auslaufend Freitreppen in den stattlichen Herrenbau, sowie in die reich bemalte Schlosskapelle und in das Gesindehaus dem Besucher die Wege weisen.

In dem schönen Schlosse, das heute einem Lienzer Bürgersmanne zu eigen ist, und nebstbei als Brauhaus und Gastwirtschaft dient, residierten durch Jahrhunderte die mächtigen souveränen Grafen von Görz, bis der letzte derselben, Graf Leonhard V., in der Lienzer Pfarrkirche in die Gruft gesenkt wurde und Kaiser Maximilian I. sein reiches Erbe antrat. Später wurde Bruck zum Gerichtshaus und Criminalgefängnis, und im XVII. Jahrhundert spielte sich hier ein Hexenprocess ab, der wohl als die schauerlichste Justiz-Tragödie dieser Art im Lande bezeichnet werden kann. Es ist dies der Process gegen Emerenzia Pichler von Defereggen, welche sammt ihren Kindern dem schrecklichen Wahnglauben jener finsteren Weltanschauung zum Opfer fiel. Das Anklageverfahren dauerte gegen zwei Jahre, unterdessen lagen die Beschuldigten: Mutter, Kinder und Großmutter allesammt im Gefängnis. (Im Schlossthurm zu Bruck, von wo man eine so herrliche Aussicht in die ringsum prächtige Landschaft genießt, hat der Verfasser selbst noch die Fallklappe gesehen, durch welche mit einer bis heute erhaltenen hölzernen

Winde die Gefangenen in das damals thür- und fensterlose Burgverließ auf den nackten Felsgrund hinuntergelassen wurden.) Die alte Großmutter, die Mutter der Emerenzia Pichler, fand bald aus dem Gefängnisse die Erlösung im Tode, ebenso starb nach längerer Haft eines der Kinder; die übrigen aber, drei Kinder sammt ihrer Mutter, mussten vom Januar des Jahres 1679 bis in den Herbst des folgenden Jahres alle Leiden schwerster Gefangenschaft tragen. Die Mutter und wohl auch die zwölf bis vierzehn Jahre zählenden älteren Kinder wurden gefoltert, und es ist wahrhaft rührend in den Acten zu lesen, wie sehr sich die Emerenzia Pichler trotz aller Kreuzverhöre, Daumschrauben und anderer Torturen gewehrt hat, ihre Kinder als mitschuldig an den Hexentänzen und Zauberfahrten zu erklären. Es nützte alles nichts, so oft die bis zur Verzweiflung gequälte Mutter nach der Ablösung von der Folterbank ihr »Geständnis« bezüglich der Kinder mit aller Entschiedenheit widerrief und zurücknahm, so »hat hierauf der Acht- und Bannrichter bevolchen, die Delinquentin ob dero absonderlich verstockter Widerspenstigkeit neuerlich aufzuziechen«.

Was Wunders, dass schließlich die »Hexe« willenlos alles mit sich geschehen ließ und zu jeder, auch der unsinnigsten Frage und Zumuthung Ja und Amen sagte? Mit den Kindern gieng es noch viel leichter. Kaum dass die älteren den Ernst ihrer Lage halbwegs erkannten — der älteste Sohn wurde in loco torturae bald zum »Geständnis« gebracht, — die jüngeren hatten ohnehin nichts gegen den Vorhalt ihrer Theilnahme an den Zauberthaten der Mutter und Großmutter einzuwenden und das sechsjährige »Mariele« erzählte harmlos und selbstvergnügt vor den Richtern, wie sie bei den nächtlichen Hexentänzen als Mäuslein dabei gewesen, während ihre Geschwister Hündchen, Wölfe, Füchslein und andere Thiere dargestellt hätten.

Wohl hatten die Beschuldigten in Doctor Matthäus Perkhofer einen wackeren Vertheidiger, der sich sogar erkühnte, Hagelschäden, Hochgewitter, Misswachs, Viehkrankheiten und dergleichen Landplagen auf natürliche Ursachen zurückzuführen; doch war auch seine Mühe umsonst, das Urtheil lautete für die Mutter und die zwei älteren Kinder auf den Tod mit nachfolgender Verbrennung der Leichen. Die Kinder wurden enthauptet, die Mutter zuerst mit Zangen gezwickt und sodann vom Henker auf dem Scheiterhaufen erdrosselt. Das allerjüngste Mädchen kam mit dem Leben davon, wurde aber mit Ruthen gepeitscht und musste den schrecklichen Hinrichtungs-Act an Mutter und Geschwistern auf dem Lienzer Galgenfelde mitansehen.

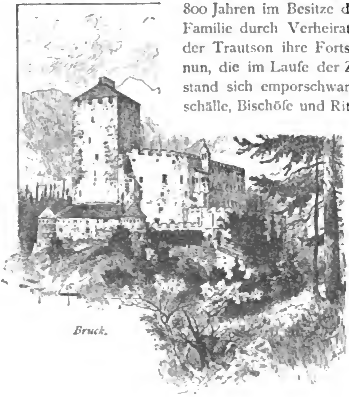
Wenn auch nicht in gleich großer Anzahl wie der Süden des Landes, so hat doch Nordtirol ebenfalls eine stattliche Reihe von Burgen und Schlössern aufzuweisen, von welchen im Wippthal zunächst Schloss Trautson zu Matrei ins Auge fällt. Das »Matreier Schloss«, wie die alte Herrenveste im Volksmunde heißt, erscheint mit seiner breiten Front quer über das Thal gelagert, auf der einen Seite schlängelt sich die vom Brennerpass kommende Sill um den senkrecht abstürzenden Schlossfelsen herum, welcher mitten durch den Eisenbahnverkehr in einem kurzen Tunnel die Durchfahrt offen lässt. Den ältesten Theil der Burg bildet ein ungeschlachter, trotziger Thurm, der in seinen Anfängen wohl noch bis auf die Römer-Mansion Matrejum, welcher der Markt Matrei seine Entstehung verdankt, zurückreichen dürfte. Die übrigen Gebäulichkeiten unterscheiden



Ehrenburg.

sich kaum von den Hallen und Gängen, den Kemenaten und Erkern anderer Adelsitze, und man möchte beim Durchwandern derselben nicht glauben, dass hier der Heimsitz eines der glänzendsten Fürstenhäuser des Landes und des Reiches zu suchen sei.

Das heutige Schloss sowie auch die auf dem nahen Leimbühel in grauer Vorzeit gestandene Veste Raspenbühel befanden sich schon vor ungefähr 800 Jahren im Besitze der Herren von Matrei, welche Familie durch Verheiratung in dem Rittergeschlechte der Trautson ihre Fortsetzung fand. Aus dieser Linie nun, die im Laufe der Zeiten bis in den Reichsfürstenstand sich emporschwang, giengen Minister und Marschälle, Bischöfe und Ritter vom Goldenen Vlies, sowie Äbtissinnen und Sternkreuz-Ordensdamen hervor. Im Jahre 1775 erlosch mit dem Reichsfürsten Wilhelm die lange Reihe der Herren von Trautson und deren Besitzungen giengen auf die mit ihnen verschwägerten Fürsten von Auersperg über. Zum Schlosse gehörte in alter Zeit auch der über Matrei sehr hübsch am Waldesrande gelegene Ansitz Ahrnholz, der jetzt mit einem schmucken Neubau zu einer



Bruck.

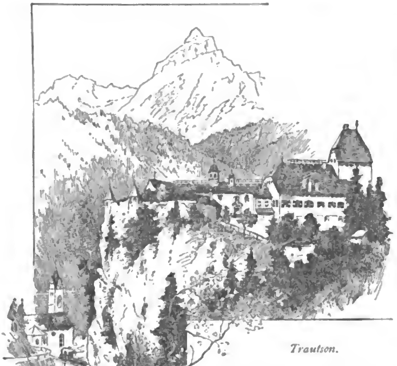
im Sommer viel besuchten Fremden-Pension umgewandelt erscheint. In Sigmundskron ein Pulvermagazin, auf Schloss Bruck eine Bierbrauerei, Ahrnholz ein Sommerfrisch-Etablissement: so ändern sich die Zeiten und mit ihnen auch allenthalben die Menschen!

Wenn nun, wie oben erwähnt, Schloss Trautson dem von Süden kommenden Alpenfahrer nördlich des Brenners zuerst begegnet, so steht andererseits unter den alten Fürsten- und Herrensitzen Nordtirols an Bedeutung und Popularität in Tirol wie auch auswärts Schloss Ambras jedenfalls obenan.

Das Schloss ist von der Landeshauptstadt Innsbruck in angenehmer Wagenfahrt auf einer schönen Straße am Waldessaume sehr bequem zu erreichen, oder aber noch ungleich anziehender gestaltet sich ein Spaziergang am schlachtenberühmten Berg Isel vorbei über die Sill und dann auf schattigem Wege durch dichten Wald zum Tummelplatz, dem »Ehrenfriedhof des Landes Tirol«, wo inmitten kleiner Kapellen und hoher dickästiger Fichtenstämme viele Tausend tapfere Krieger aus den Feldzügen von Napoleons Zeiten her bis zu den blutigen Kämpfen um Lombardo-Venetien ihre stille Ruhestätte gefunden haben. In früheren Jahrhunderten diente die Waldlichtung den Herrschaften im nahen Schlosse zur Abhaltung der Turniere (daher der Name »Tummelplatz«), außerdem aber wurden besonders im XVI. Jahrhundert im weiten Schlosspark mit seinen zahlreichen Labyrinthen und Paradiesen, Grotten und Teichen gar mancherlei prunkhaft-ergötzliche Feste gefeiert. Über die Entstehung von Ambras lässt sich gerade so wenig sagen wie über die ersten Schicksale dieses heute kaiserlichen Besitzthums und auch der zu Eingang dieses Aufsatzes erwähnte Tiroler Burgen-Chronist weiß in dieser Hinsicht nur Folgendes zu berichten:

»Schloss Amraß wird zwar im Itinerario Germaniae Amraß oder Umraß, gleichsamb ein Sommer- oder Schattenhaus genent, weilen es die zu Insprugg wohnenden Lands-Fürsten vor ein Orth der Erlustigung gebraucht, ist aber schon vor Alters bekannt und also benamst gewesen, zumalen Andreas Brunerus anregung thuet, dass es von Henrico Hertzogen in Bayern seinem Herrn Schwagern Friedrichen Hertzogen in Schwaben umb das Jahr 1138 gewalttätig abgenomen und geblindert worden, ist absonderlich sehenswerth, vorderist wegen der alda befindenden Kunst- und Rist-Cammer, in wellicher ein menge der von unterschidlich berüembte Kriegs-Helden gebrauchte Harnisch vorhanden, nicht weniger befindet sich alda ein Vorrath der außerlesnisten Büecher, und in der Kunst-Cammer ein so grosse Anzahl von unterschidlichen Edlgestain und Goldgemachten Geschirrn, Haidnischer Götzenbilder, Künstliche Gemahl und andere Seltzamkeiten, dass die Nattur die Menschenhand und Köstlikeit den Besichtiger in zweifl stellen, wellicher unter disen er den Ehrenpreyß sollte zueschreiben.«

Nun, später ist zwar vieles von allen diesen Herrlichkeiten vor den ins Land dringenden Feinden nach Wien gerettet worden, nachdem aber manches davon im Laufe der nachgefolgten langen Friedenszeit wieder zurückgebracht wurde, so bietet Ambras auch heute noch in der großen Waffensammlung, dann im sogenannten spanischen Saal und in dem eine herrliche Aussicht auf das Innthal gewährenden Hochschloss eine Fülle von Sehenswürdigkeiten. Unter diesen erregen jedoch beim Publicum im allgemeinen begreiflicherweise diejenigen Schaustücke am meisten Interesse, welche von den die Führung besorgenden

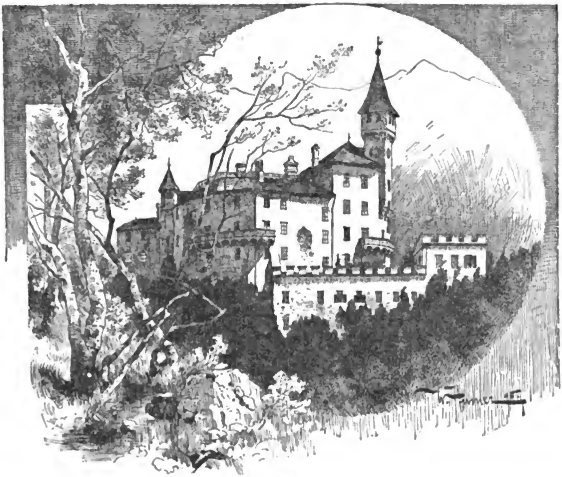


Trautson.

Aufsehern als Einrichtungs-Gegenstände, als Schmucksachen oder sonstige Reliquien der berühmten Augsburger Patricier-Tochter Philippine Welser gezeigt werden. Diese einstige Herrin von Ambras ist es denn auch, durch welche das Schloss den Reiz lieblicher Romantik für immer gewann, hier verlebte sie unter dem Titel einer Freiin von Zinnenberg als Gemahlin des Landesfürsten Erzherzogs Ferdinand eine Reihe von glücklichen Jahren, und mit einer gewissen Wehmuth in Blick und Ton zeigt der Cicerone im Hochschloss das Zimmer und die Bettstelle darin, in welchem nach seiner Angabe die »gnädigste Frau von Ambras«, wie sie vom Volke genannt wurde (am 24. April 1580 im Alter von 53 Jahren) ohne sichtbaren Todeskampf lächelnd verschied.

Bietet also Schloss Ambras mehr idyllisch-heitere Erinnerungen, so befindet sich unter den Burgen weiter durchs Innthal hinab gar manche, welche in verschiedener Weise die düstere, blutgetränkte Vergangenheit ins Gedächtnis zurückrufen. Da ist bei Jenbach, in wenig Mauertrümmern erkennbar, die einstige Trutzveste Rottenburg, das Stammschloss der stolzen, gleichnamigen Grafen, deren letzter bald nach seinem jähen Sturz im Kampfe gegen Herzog Friedl mit der leeren Tasche in die Gruft gesenkt wurde; weiter die dach- und fensterlose Ruine Kropfsberg, die Schlösser drüben im Brixenthal, welche im Bauernkrieg unter blutigen Kämpfen in Flammen aufgiengen, dann die kriegsberühmte einstige Kufsteiner Festung Geroldseck und ihre wehrhafte Schwester *Rattenberg*, die alte Zollstätte und Straßensperre am Inn. Stadt und Festung »Ratinperch« — wie der älteste Name lautete — bildeten Jahrhunderte lang einen viel umstrittenen Zankapfel zwischen den Herrschern in Bayern und Tirol, bis endlich das ganze Gebiet zu Beginn des XVI. Jahrhunderts der gefürsteten Grafschaft einverleibt wurde. Die über der Stadt sich erhebende, einstige Veste besteht aus zwei Theilen, der unteren Festung und dem auf einer schroffen Felswand erbauten Hochschlosse; zwischendurch führte in alter Zeit die Heerstraße, während jetzt, senkrecht unter dem ehemaligen Straßenzuge, in einem kurzen Tunnel die Eisenbahn in derselben Richtung dahinzieht. Wenige denken bei der Durchfahrt daran, das einst gerade über ihnen das Richtbeil des Henkers mit dumpfem Schlage

niederfiel auf das Haupt Wilhelm Bienners, des berühmten Kanzlers von Tirol, den seine Feinde am Hofe des Landesfürsten zu Innsbruck nach mancherlei Intriguen dem Schafott zu überliefern vermochten. Der kaiserliche Reichshofrath und tirolische Kanzler, Dr. Wilhelm Bienner, ein geistreicher, wohlunterrichteter, kräftiger Mann, hatte unter der Erzherzogin-Witwe Claudia in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts den wichtigsten Einfluss auf die tirolische Landesregierung. Allein die Gunst der Landesfürstin und sein moralisches Übergewicht, das viele am Hofe drückend fanden, erweckten bald Feinde und Neider, und sein Hang



Ambras.

zur Satire, in Verbindung mit einigen, den Höflingen besonders verhassten Regierungsprojecten steigerte den Neid zur unerbittlichen Rachsucht.

Mit dem Tode der Erzherzogin war der Zeitpunkt zur Ausführung derselben gekommen. Bienner wurde unerwartet eines Tages vor den Geheimen Rath beschieden, und während der Rathssitzung nahm ein eigens abgeordneter Commissär alle seine Papiere in Beschlag. Bald darauf wurde der Kanzler im Kloster Wilten, dem Asylrecht des Stiftes zum Trotz, gewaltsam aus der Freistätte entführt und in den Kerker geworfen, seine Feinde hatten unterdessen eine Anklage wegen verschiedener erdichteter Verbrechen zustande gebracht. Die Anklage hat man mit einigen in seinen Papieren entdeckten Versen begründet, welche satirische Beziehungen auf die verstorbene Erzherzogin enthielten.

Allein Bienner behauptete standhaft, dass sie nicht von ihm, sondern unterschoben seien. Dessenungeachtet wurde er, da sein Sturz von den Höflingen nun einmal beschlossen war, als schuldig erkannt, zum Tode verurtheilt, und zur Vollziehung des Urtheils auf die Festung Rattenberg überbracht. Erzherzog Ferdinand Karl, dessen Lehrer Bienner gewesen, hatte wohl einen eigenen Boten mit der Begnadigung an den Commandanten von Rattenberg abgesandt; allein dieser (wie allgemein geglaubt wird) durch die Sorgfalt der Innsbrucker Höflinge im Orte Mühlau aufgehalten, kam erst um 3 Uhr nachmittags in der Festung an, und des Unglücklichen Haupt war bereits um 10 Uhr vormittags auf dem Richtplatze im Schlosshofe gefallen. Dies geschah am 17. Juli 1651.

Die Güter des Kanzlers wurden eingezogen, nur das ihm gehörige Schloss Büchsenhausen bei Innsbruck erhielt die Witwe fünf Jahre später zurück. Die letztere, welche die Sage aus Verzweiflung über den unschuldigen Henkertod ihres Mannes einen schauerlichen Selbstmord begehen lässt, starb eines natürlichen Todes am 8. Februar 1661 in Büchsenhausen, so dass also die heute noch in Tirol volksthümliche Geschichte vom »Bienner-Weibele« und dessen nächtlich-gespenstischen Umgängen jeder thatsächlichen Grundlage entbehrt.

Bienners Kinder erreichten theils im öffentlichen Dienste, theils im geistlichen Stande angesehene Stellungen, sein Geschlecht ist aber bald gänzlich erloschen. In unserer Zeit erinnert wohl wenig mehr an den unglücklichen Kanzler von Tirol, keine Gedenktafel findet sich am Rattenberger Schlossthurm oder zu Büchsenhausen, nur ein Straßentäfelchen an der Kirchenmauer in Rattenberg trägt seinen Namen.

Ferners hat Hermann Schmid die Schicksale Bienners in seinem bekannten Buche (allerdings dem Roman entsprechend ausgeschmückt und mehrfach historisch ungenau) zur Darstellung gebracht, wonach sodann der bereits früher erwähnte Historiker Dr. Ritter von Schönherr im »Tiroler Amtsblatt« die geschichtlichen Irrthümer des genannten Romans in dankenswerter Weise richtig stellte.

Auf dem Plateau der nun längst in allen ihren Theilen zur Ruine zerbröckelten Veste von Rattenberg blühen heute duftende Blumen in buntschimmerndem Farbengemisch, freundliche Anlagen wurden geschaffen und Volksfeste gefeiert an der Stelle, wo einstmals ein mächtiger deutscher Tiroler Staatsmann seinen letzten traurigen Gang gethan.

In mancher Hinsicht ähnliche Schicksale wie Rattenberg hatte Geroldseck, die Hauptveste im nördlichen Grenzgebiete, während der verschiedenen Kriegsstürme bis in unser Jahrhundert herein zu erleiden. Wie die Entstehung von Rattenberg, so ist auch der Ursprung der Kufsteiner Festung vollkommen in das Dunkel der Vorzeit gehüllt, und wenn man den Namen Geroldseck mit jenem Schwaben Gerold in Verbindung bringt, dem einst Karl der Große die Verwaltung des Herzogthums Bayern übertrug, so ist dies eben eine der vielen Muthmaßungen, die so oft bei den Chronisten die Stelle von Urkunden und sonstigen Beweismitteln vertreten müssen. Caofstein oder Chuofstein, das heutige Kufstein, wird freilich schon vor dem Jahr 1000 als Schiffstation am Innfluss urkundlich angeführt und zweifellos war wohl bereits damals der mitten aus dem Innthal steil und felsig aufragende spätere Schlossberg befestiget, wenn auch die Veste Geroldseck erst im XIII. Jahrhundert in der Geschichte auftauchte. Wie

die Küchlein um die Henne, so schmiegten sich die Häuser des Marktes, der späteren Stadt, fast ringsum an den Felskegel an, und soviel Schutz auch die Festung den friedlichen Bürgern gewährte, so mancherlei harte Drangsal musste Kufstein gerade der Drohburg halber, die Land auf und Land ab die ganze Gegend beherrschte, mehr als einmal erdulden. Schwere Stürme sind im Laufe der Jahrhunderte über Stadt und Festung dahingebraust, die erstere wurde zu wiederholtenmalen in Asche gelegt, die letztere mit ihren Mauern und Thoren, mit den zahlreichen Bastionen, den Thurm-Kolossen und Vorwerken, in Trümmer geschossen. Im XIII. Jahrhundert kam Kufstein durch die Verheiratung Ludwigs von Bayern-Brandenburg mit Margaretha Maultasch an Tirol; letztere Fürstin trat sodann, wie schon früher einmal erwähnt, ihren ganzen Besitz an Österreich ab.

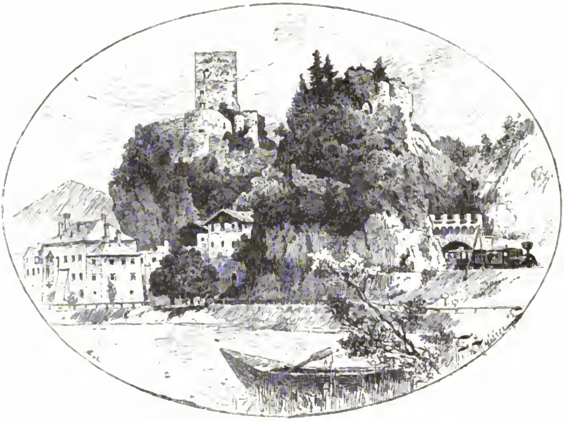
Damit war die Ursache zu jahrhundertelangem Hader gegeben, denn die bayrischen Herzoge trachteten fort und fort auf die Wiedergewinnung der Grenzherrschaften Kufstein, Rattenberg und Kitzbühel, welche ihnen auch thatsächlich nach blutigen Kämpfen durch den Schärdinger Friedensvertrag anno 1369 noch einmal auf mehr als ein Jahrhundert anheimfielen. Während dieser Zeit nun hat besonders Kufstein einen ganz bedeutenden Aufschwung genommen, wenn auch der Ort, wie Konrad Fischnaler neuestens in seinem Buche über die Tiroler Städtewappen nachweist, schon in den Jahren 1329, 1344 und 1363 urkundlich als Stadt erscheint, so dass also die glänzende fünfhundertjährige Stadt-Jubiläumsfeier des Jahres 1893 wohl etwas verspätet gekommen ist. Die größte Bedeutung erhielt die Veste Geroldseck, welche auch häufig nach dem Namen der Stadt als »Festung Kufstein« bezeichnet wird, im bayrischen Erbfolgestreit, zu Beginn des XVI. Jahrhunderts, als Kaiser Maximilian sich mit Erfolg bemühte, die drei Grenzbezirke neuerlich für das Haus Habsburg zu gewinnen. Nur Stadt und Festung Kufstein leisteten hartnäckig Widerstand, so dass Kaiser Max die 14 Fuß dicken Mauern längere Zeit hindurch erfolglos beschoss und trotz seines Heeres von 9000 Mann gegen die Veste nichts Ernstliches auszurichten im Stande war. Ja, der bayrische Commandant, Hans von Pienzenau, soll sogar dem Kaiser zum Hohn den Befehl gegeben haben, die von den Kugeln berührten Mauerstellen mit einem Besen abzukehren. Dies versetzte den mächtigen Habsburger-Fürsten in solchen Zorn, dass er der ganzen Besatzung den Tod ankündigte und gleichzeitig die Herbeischaffung zweier Riesen-Kanonen verfügte, deren furchtbaren Geschossen die stolzen Mauern und Thürme schließlich erliegen mussten.

Nun bot der Pienzenauer nothgedrungen seine Ergebung an, doch der Kaiser nahm die Reste der Festung mit stürmender Hand und am gleichen Tage noch sollte die ganze am Leben gebliebene Mannschaft den Henkerstod im kaiserlichen Lager erleiden. Thatsächlich wurden auch Hans von Pienzenau und mehrere seiner Kampfgenossen an Ort und Stelle enthauptet, der großen Mehrzahl jedoch schenkte der Kaiser auf die Fürbitte des Herzogs Erich von Braunschweig das Leben. Der Pienzenauer, ein schöner Mann im Alter von 36 Jahren, starb, gleich Wilhelm Bienner auf Rattenberg, muthig und ungebeugt, er verlangte als letzte Gnade einen Becher Wein, leerte ihn mit kräftigem Hochruf auf das bayrische Pfalzgrafen-Haus und bot sein Haupt dann dem Henker dar.

Als nun Kufstein und Geroldseck im Jahre 1507 endgiltig mit Österreich vereiniget waren, ließ der Kaiser möglichst rasch die in einen Trümmerhaufen

verwandelte Veste wieder aufrichten und dieselbe insbesondere durch einen mächtigen Thurm verstärken, der auf der obersten Kuppe des Schlossberges erbaut wurde. Dieser Thurm, heute noch der »Kaiserthurm« genannt, ist ein gewaltiger Rundbau mit sehr dicken Mauern und vier Stockwerken Höhe, abgeschlossen durch einen riesigen aus Holz gezimmerten Dachstuhl mit Knauf und Flaggenstange.

Zum zweitenmale wurde die Festung beim bayrisch-französischen Einfall im Jahre 1703 und zwar diesmal von den Bayern erobert, nachdem die Stadt in Brand gerathen und oben auf dem Schlosse durch Explosion des Pulvermagazins gleichfalls ein verheerendes Feuer entstanden war. Als erst Kufstein gefallen, da



Rattenberg.

war es dem Kurfürsten Max Emanuel auch nicht schwer, die Veste Rattenberg zu gewinnen und sich hiedurch den Weg bis nach Innsbruck zu bahnen. Doch das Kriegsglück wurde ihm untreu, seine Truppen konnten im Innern des Landes keine Erfolge erringen, allenthalben rückte der Landsturm aus, und nachdem die Zillerthaler und Unterinnthaler Bauern Rattenberg zurückerobert hatten, musste etwas später auch die bayrische Besatzung auf Geroldseck Stadt und Festung Kufstein wieder an die Österreicher übergeben. Nun war Ruhe volle hundert Jahre lang. Während dieser Zeit beherbergte die auch als Staatsgefängnis benützte Veste manch interessanten Häftling, darunter im Jahre 1791 die bekannte Pariser »Amazone der Revolution«, Théroigne de Mericourt, genannt die schöne Lütticherin. Bald nachher schlug das Kriegsgetümmel neuerlich an die Pforten Tirols und als

Schlüssel des Landes wurde Kufstein auch diesmal wieder von Norden her zuerst in Mitleidenschaft gezogen. Die Veste nebst der Stadt und Umgebung wurde im November des Jahres 1805 von den Bayern ohne besondere Anstrengung eingenommen und diesmal verstanden dieselben Kufstein so gut und sicher zu halten, dass die Tiroler »anno Neun« trotz der größten Anstrengungen und der kühnsten Streiche des heldenhaften Bauernführers Speckbacher die Festung nicht zu erobern vermochten. So oft auch die tirolischen Landsturmmassen nach den Schlachten am Berg Isel das Land bis auf den letzten Winkel in ihre Hände bekommen hatten, Kufstein widerstand ganz allein allen Angriffen der Bauern wie der österreichischen Truppen. Die Festung wurde von den nahen Höhen aus mit glühenden Kugeln beschossen, Speckbacher suchte die Innbrücke durch brennende Schiffe, die er oberhalb Kufstein in den Fluss setzte, in Brand zu stecken, ebenso löste er mit Todesgefahr die am Fuße des Schlossberges im



Geroldseck.

Inn hängenden bayrischen Proviantschiffe ab, es war jedoch alles umsonst; Major Aicher capitulierte nicht und die blauweiße Fahne auf dem Kaiserthurme machte erst fünf Jahre nachher wieder der Standarte mit dem Doppeladler Platz, als durch den Wiener Frieden ganz Tirol neuerlich an Österreich kam. Damit hatten die Stürme und kriegerischen Wechselfälle für Kufstein und Geroldseck, hoffentlich auf immer, ihr Ende erreicht; der Kaiserthurm diente wieder allerlei politischen Gefangenen, so z. B. Polen und Italienern zum unfreiwilligen Aufenthalte, in den Jahren 1863 bis 1865 bewohnte auch der bekannte ungarische Räuberhauptmann Rosza Sandor eine der obersten Thurmzellen, an deren weißgetünchter Mauer heute noch in etwas unbeholfener Malerei sein lebensgroßes Bildnis zu sehen ist.

In der letzten Zeit wurde das Festungs-Commando aufgelöst und Kufstein hat als militärische Grenzwacht aufgehört zu bestehen. Indessen wird die durch viele hundert Jahre so sehr gefürchtete Veste Geroldseck auch ohne Besatzung und Kanonen sicher für alle Zeit eine der ersten Sehenswürdigkeiten der ganzen Gegend und eine herrliche Zierde der ringsum blühenden Landschaft bilden.

Aus den Bergen der Maurienne und der Tarentaise.

Von

Dr. Carl Blodig und L. Purtscheller.

I.

(L. P.) Eine Gebirgswelt von ernstem, hochalpinem Charakter, von gewaltigem Aufbau und großer, viel gerühmter Schönheit empfängt uns, wenn wir von Chambéry, der alten, geschichtlichen Hauptstadt Savoyens, durch die tief eingeschnittene Thalfurche hinaufsteigen, aus deren hoch geflügelter Pforte die Wildwässer des Arc hervorbrechen.

Die Grajischen Alpen — das ist der Name dieser Gebirgswelt — werden nördlich von der Montblanc-Gruppe und der Penninischen Gebirgskette, südlich von den Cottischen Alpen und im Südwesten von den Hochgipfeln des Dauphiné begrenzt, mit denen sie aber geringe Ähnlichkeit gemein haben.

Eine Fülle von Vorzügen gereichen dieser Gebirgswelt zur besonderen Zierde: ihre äußere Umrahmung wird gebildet durch die Blätter- und Blütenpracht einer hesperischen Vegetation, die Innenthäler und Hochterrassen zeigen malerische Ansiedelungen, wohlgepflegte Culturen und üppige Alpenweiden, in den höheren Regionen aber dehnen sich rauhe, eindrucksvolle Felswildnisse, gewaltige Gletscher und weite Hochkare, energisch ausgezackte Kämme und stolze, himmelanstrebende Gipfel, die durch die Schönheit ihres Aufbaues und die Pracht und Ausdehnung ihrer Gesichtskreise überraschen.

Die Grajischen Alpen werden durch den Col de la Galise 2998 *m*, der das Val d' Orco vom Val d' Isère trennt, in zwei fast gleich große Gebiete geschieden: in einen nördlichen Theil, dem die Gruppen: Grand Paradis, Tsanteleina, Aiguille de la Grande Sassière, Invergnan und Rutor als Haupterhebungsmassive angehören, und in einen südlichen Theil, der die Stöcke: Glaciers de la Vanoise, Grande Casse und Grande Motte, Aiguille de Polset, Punta Roncia, Rocciamelone, Charbonel, Ciamarella, Albaron und Levanna umfasst.

Den ersten Rang unter diesen Gebirgscomplexen nimmt unzweifelhaft die Grand Paradis-Gruppe ein, ein Berggebiet, dessen Schönheiten und Reize allseits anerkannt sind. Viel weniger bekannt jedoch, insbesondere in deutsch-alpinen Kreisen, sind die anderen Theile der Grajischen Alpen, namentlich jene Berggebiete, die das obere Arc- und Isèrethal umgeben.

Zu den ersten Specialkennern der Grajischen Alpen gehören Rev. W. A. B. Coolidge, das rühmlichst bekannte Mitglied des Alpine Club, und Herr

H. Ferrand, einer der hervorragendsten alpinen Schriftsteller Frankreichs, und erlauben wir uns, Dr. Blodig und ich, den beiden Herren für die uns gütigst ertheilten Auskünfte und Rathschläge auch an dieser Stelle den besten Dank auszusprechen.

Das vom Arc durchströmte Thal der südgrajischen Alpen trägt seit alter Zeit den Namen »Maurienne«, über dessen Herkunft aber keinerlei befriedigende Erklärungen vorliegen, während das Isèrethal und dessen Verzweigungen Tarentaise genannt werden.[1]) Den Mittelpunkt der nördlichen Grajischen Alpen bildet der Col du Nivolet 2641 *m*; im südlichen Theile stellt der Col Iseran 2769 *m* den markantesten Knotenpunkt dar.

Zu unterscheiden von dem Col Iseran ist der Mont Iseran, der an der Nordost-Seite des ersteren aufragt. In älteren Geographien und Karten, ja selbst noch in einem 1889 erschienenen Reisebuche über Savoyen wird der Mont Iseran als ein Hochgipfel von 4045 *m* angeführt, und an dem Schnittpunkte des Arc-, Isère- und Orcothales verlegt. Der Irrthum datiert aus den Jahren 1825—1827, indem der Escadron-Chef im königl. Ingenieur-Corps zu Paris, M. Coraboeuf, bei seinen 1803—1811 in der Monte Rosa-Gruppe ausgeführten astronomischen und geodätischen Arbeiten einen in den Grajischen Alpen befindlichen Gipfel mit 4045 *m* Höhe bestimmt hatte. Ob sich diese 4045 *m* hohe Erhebung das Grand Paradis, die Ciamarella, den Albaron, die Aiguille de la Grande Sassière oder die Levannaspitzen an der franco-italienischen Grenze bezog, kann nicht mehr festgestellt werden. Das 1845 vom sardinischen Generalstabe unter dem Titel »Le Alpi che cingono l'Italia« herausgegebene Werk war in diesem Punkte ebenfalls völlig im Unklaren, indem es die Höhenzahl 4045 auf den Mont Iseran übertrug. Der Irrthum dieses Werkes gieng in die 1853 aufgenommene und 1858 veröffentlichte Karte des sardinischen Generalstabes über (Savoyen gehörte damals zum Königreich Sardinien), bis 1860 englische Alpinisten das Phantasie-Gebilde eines 4045 *m* hohen Mont Iseran zerstörten und nachwiesen, dass der Mont Iseran in Wirklichkeit nur 3241 *m* hoch sei. Die Engländer machten aus ihrer Entdeckung kein Hehl, aber ungeachtet aller Berichtigungen in zahlreichen Schriften, erhielt sich der 4045 *m* hohe Mont Iseran noch fast drei Jahrzehnte in Büchern und Karten.

Die Grajischen Alpen tragen ein ausgesprochen hochalpines Gepräge. Das Element des Erhabenen, Ernsten und Großen tritt bei ihnen unvermittelt hervor; sie rangieren ungefähr mit der Bernina- und Ortlergruppe, und sind die Gipfel, wie allenthalben in den West-Alpen, schöner als die Thäler. Der hochalpine Charakter ist insbesondere in der Grand Paradis-Gruppe, in der Kette der Ciamarella und Levanna, im Massiv der Tsanteleina und des Vanoise-Gletscher, in der Grande Casse und im Mont Pourri stark vertreten, und dem Gebirgsfreunde erwarten dort nicht nur eine Fülle ernster, hochinteressanter Aufgaben, sondern auch

[1]) Auch über die Herkunft des Namens »Grajische Alpen« lässt sich nichts Bestimmtes mittheilen. An der gewagten Etymologie eines Plinius, dass diese Berge ihren Namen von den Griechen hätten, die in mythischer Zeit hier durchgezogen sein sollten, scheinen nur mehr die Verfasser geographischer Lehrbücher festzuhalten. Mit »Alpis Graja« bezeichnete man ursprünglich den kleinen St. Bernhard, später gieng dieser Name auf die ganze Gebirgswelt über, in der sich dieser Hochpass befindet.

seltene, wunderbare Genüsse. Und das Schönste ist, dass wir diese Hochgebirgswelt in vollster Ruhe, Stille und Beschaulichkeit genießen können! Hier gibt es noch keine mit raffiniertem Luxus ausgestatteten Riesen-Hotels, keine übervölkerten Promenaden und lärmdurchtobten Speisesäle; der große Geist des Gebirges ist hier allein mit seinem Alpengebäude.

Vielleicht sind diese Zeilen geeignet, die Aufmerksamkeit der Alpinisten auf ein Gebiet zu lenken, das Herr Ferrand mit vollstem Rechte als eine »région poétique, fantastique et pittoresque« schildert, und das gewiss in nicht geringerem Maße unsere Beachtung verdient, als all die kleinen Zacken, Nadeln und Thürme unserer Kalkberge, über deren Erkletterung die ost-alpine Literatur so eingehend berichtet.

Und so laden wir denn die geehrten Leser und Alpenfreunde ein, uns zu folgen auf unserer Fahrt nach jenem schönen Gebirgslande, durch die großen Stromthäler hinauf, über die Hochpässe hinüber, empor zu den stolzen Gipfeln und Zinnen, und wenn es uns auch nur gelungen sein sollte, einiges Licht und Verständnis über diese Bergeswelt zu verbreiten, so werden wir uns für unsere Mühe hinlänglich belohnt fühlen!

Rocciamelone 3537—3548 *m*, Monte Muret 3060 *m*, Monte Lamet 3478—3452 *m*, Punkt 3432—3444 *m*, Punta Roncia 3620 *m*, Punta Clairy 3165—3170 *m* und Punta Nera 3040—3143 *m*.[1])

(L. P.) Zu den besuchenswertesten und zugänglichsten Berggebieten der West-Alpen gehört unstreitig der Mont Cenis, jene große, geschichtlich berühmte Gebirgssenke, die Frankreich von Italien und die Cottischen Alpen von dem Grajischen Gebirgssysteme trennt.

Schon lange vor jeder geschichtlichen Überlieferung eines der Hauptvölkerthore der Alpen, erhob sich der Mont Cenis in den letzten Jahrhunderten zu einer der belebtesten und wichtigsten Hauptstraße des Völkerverkehres, der seit dem Durchstich des großen Tunnels einen neuen großartigen Aufschwung erhielt. Ist auch die Existenz einer Straße zur Römerzeit nicht bezeugt, so haben doch wiederholt römische Heere den Pass überschritten. Außer den Legionen der alten Römer und den beutesüchtigen, gallischen Horden, sah der Mont Cenis die tapferen Scharen der Longobarden, den Heerbann Karls des Großen und anderer deutschen Könige, an seinen Wällen stritten die Freiheitsmänner der ersten Republik gegen die Heere Piemonts und Savoyens, ihn überschritt Napoleon I. an der Spitze seiner Colonnen, sowie Pius VII. als Gefangener desjenigen Mannes, den er kurz vorher zum Kaiser gekrönt hatte. Aus seinem Riesenleibe entwuchs endlich der große Tunnel: ein Werk genialer Thatkraft, des Fortschrittes und des Friedens, dessen Eröffnung aber gerade in die Zeit fiel, als im Norden Frankreichs die Kriegsfurie ihre ganze Furchtbarkeit entfaltete.

Eine Stunde südlich des Pass-Einschnittes, in der Höhe von 1924 *m*, erhebt sich das von Ludwig dem Frommen gestiftete und von Napoleon I. restaurierte

[1]) Bei jenen Erhebungen des Grenzkammes, die zwei Cotierungen tragen, bezieht sich die erste Höhenzahl auf die italienische, die zweite auf die französische Messung. Gipfel mit nur einer Höhenzahl geben die Cotierung der italienischen Karte.

Hospiz, ein langgedehntes, durch eine Kapelle getheiltes Gebäude, dessen nördlicher, längerer Flügel Stallungen und Kasernenräume für Soldaten und Carabinieri, und dessen südlicher Flügel die eigentlichen Hospizräume enthält.

Der Mont Cenis, eine von drei Seiten von bedeutenden Höhen überragte Hochfläche darstellend, ist berühmt durch seine Flora, aber mehr als diese fesselt die wahrhaft großartige, nur von wenig anderen Alpenstraßen erreichte Umgebung: der dunkelgrüne, ernst träumerische, 6 km^2 große See, an dessen Ufer Grönlands Sonne ein kleines Erlenwäldchen hervorzaubert, die im Firn- und Eisschmuck erstrahlenden, weit über 3000 *m* ansteigenden Berge, das Klingen und Rauschen



Rocciamelone.

der allseits herabstürzenden Wasser, von denen die junge, dem See entströmende Cenischia am Plateau-Ende bei Gran Croce einen schönen Wasserfall bildet, endlich der entzückende Blick in die Ferne, in das Thal von Susa mit der gleichnamigen Stadt und der sie hoch überragenden, gletscherbelasteten Rocciamelone, sowie auf das gegen die piemontesische Ebene abdachende Hügelgelände, dessen weiche Wellen im zitterigen Sonnendufte verschwinden.

Der Rocciamelone, ein Berg, dessen Name auch deutschen Alpinisten nicht unbekannt ist, galt unser Besuch, als wir, Herr E. W. Bodenmann aus St. Gallen und ich, am 14. Juni 1890 in Susa eintrafen, um sofort — es war bereits 11 U. vormittags — den Aufstieg zu unternehmen. Die Ersteigung der Rocciamelone gilt trotz ihrer beträchtlichen Höhe von 3537 *m* als sehr leicht, wenn auch als ziemlich einförmig; der Anstieg führt bis Casa d'Asti 2834 *m*, einer ex voto gestifteten Kapelle, über terrassierte Fruchtfelder und ausgedehnte Weidehänge;

erst oberhalb derselben, wo die nackten Felsen des steil abfallenden Süd-Grates betreten werden, ändert sich die Sachlage je nach der Schneebedeckung und Jahreszeit einigermaßen.

Die Sage berichtet, dass Bonifacio Roero d' Asti, ein Kreuzfahrer, als er im Heiligen Lande in die Gefangenschaft der Muselmänner gerieth, das Gelübde that, der Gottesmutter auf dem höchsten Berg der Alpen eine Kapelle zu erbauen, wenn er wieder die Freiheit erlange. Roero entkam der Gefangenschaft und löste dieses Gelübde, indem er (1. September 1358) auf der höchsten Spitze der Rocciamelone der heiligen Jungfrau einen Altar errichtete und unterhalb bei Casa d' Asti ein kleines Unterstandshäuschen erbaute, in deren Nähe in späterer Zeit die heutige, solid gemauerte Kapelle entstand. Alljährlich aber wird am 5. August zur Ehre der Gottesmutter in der Kapelle, oder wenn es die Witterung erlaubt, auf der Spitze der Rocciamelone selbst eine Messe gelesen, zu der eine Menge Andächtiger aus allen Gegenden herbeiströmt. Hier liegt nun das Volk auf den Knien, in der stillen Poesie des Gottesglaubens versunken. Der Jochwind spielt um die Silberlocken des Greises, während sich ringsum die Alpenwelt in erschütternder Größe und Majestät aufbaut.

Einige Minuten nach 4 U. standen wir vor der Kapelle, und ich schlug meinem Freunde vor, den Anstieg den nächsten Tag fortzusetzen, um das noch erübrigende Tageslicht zur Herstellung eines trockenen Lagers in der einen mächtigen Schneekegel bergenden Kapelle benützen zu können. Allein Bodenmann fürchtete einen Wetterumschlag für den folgenden Tag und so entschlossen wir uns, ungeachtet der uns noch von dem Gipfel trennenden Höhendifferenz von 700 *m* und der durchaus nicht günstigen Schneeverhältnisse, die Ersteigung zu vollenden. Um 7 U. — die Überschreitung des Grat war keine leichte Arbeit gewesen — betraten wir die Spitze der Rocciamelone und genossen mit wonniglichem Gefühle die über alle Beschreibung großartige Rundsicht. Vor uns lagen die Hochgipfel Piemonts, Savoyens und des Dauphiné, von der Montblanc-Kette bis zum Monte Viso, von den Écrins bis hinüber zum vielgipfeligen Monte Rosa, alle in leuchtender Schneepracht, vom rosigen Lichte der untergehenden Sonne übergossen, übergewaltig, erschütternd, die Sinne berauschend, während sich in der Tiefe die Stadt Susa, unzählige Dörfer und Landhäuser, in der Ferne aber die Ebene, das Pothal, Städte und Märkte ausbreiteten.

Erst 8 U. trafen wir wieder bei der Kapelle ein. Wir aßen etwas und wechselten unsere stark durchnässten Strümpfe, dann aber kam die Nacht, eine lange, bitterkalte, schlaflose Nacht, die durch die unmittelbare Nachbarschaft des Schneekegels einen besonderen Beigeschmack erhielt.

Die Rocciamelone ist auch vom Mont Cenis-Passe über den an ihrer Nordseite angelagerten Glacier de Roche Melon zu ersteigen. Ein anderer interessanter Anstieg ergiebt sich aus dem Val di Viù über Col Brillet, Roccie Rosse und den Ostgrat, welchen Weg, wie die Rivista 1889 und das Bollettino 1893 des C. A. I. berichten, zum erstenmale die Herren L. Cibrario und L. Vaccarone aus Turin mit dem Führer B. Re-Fiorentin am 8. August 1889 einschlugen.

Herzlich froh, unsere auf den harten Steinboden gebetteten, halberstarrten Glieder wieder in erwärmende Bewegung zu versetzen, erhoben wir uns bei den

ersten Anzeichen des Tages, um den Mont Muret, 3060 *m*, dem östlichen Nachbarn der Rocciamelone, einen Morgenbesuch zu machen.

In die Mulde eines kleinen, östlich anliegenden Hochthälchens absteigend, erklommen wir über leichte Felsen und Firnhänge den südöstlich von der Spitze herabziehenden Grat und betraten um 7 U., 2³/₄ Stunden nach Aufbruch von der Casa d' Asti, den höchsten Punkt. Wir hatten diesen Umweg — unser Plan war nach Susa abzusteigen — nicht zu bereuen, denn die herrliche, durch keine Wolke getrübte Fernsicht ergänzte in vorzüglicher Weise das Bild, das wir am Vorabende leider allzu kurz von der nun in voller Größe und im blendenden Schneeglanze vor uns stehenden Rocciamelone genossen hatten.

Einige Stunden später wanderten wir die prächtige Straße hinauf, die sich von Susa in weit ausgreifenden »Echelles« zur Höhe des Mont Cenis hinanzieht. Aus herrlichen Gärten und glanzblätterigen Dickichten, über die der sommerliche Chor der Cicaden erklingt, gewinnt der Wanderer in ein paar Stunden die Region der Tannen, der Alpenrosen und der vom Gletschereise umgürteten Hochseen.

Der Tourist ist im Mont Cenis-Hospiz vorzüglich verpflegt, auch schöne Schlafräume stehen zur Verfügung, wenn nicht gerade, wie an jenem Tage auf der Passhöhe größere Truppenansammlungen stattfinden. Doch fanden wir noch leidliche Unterkunft und Verpflegung, und meinem Freunde gelang es sogar in der zweiten Nacht die »Chambre Napoléon« als Schlafstätte zu gewinnen, die sonst den Fremden verschlossen bleibt.

Im Osten und Nordosten des etwa 1¹/₂ Stunden langen Hochthales erheben sich, aus dem massiven, kräftig entwickelten Gebirgskämmen hervortretend, einige stolze, hoch emporstrebende Hörner und Kuppen, die diesen Theil des Hochpasses von dem wild einsamen, hochpittoresken Vallée de Ribon trennen. Der Primas dieser Gipfelgruppe ist die Punta Roncia, ein durch seine breite Firnauflagerung von allen Hochzinnen der Umgebung leicht erkennbares Massiv, das mit der benachbarten Rocciamelone den südlichsten Eckpfeiler der Grajischen Alpen darstellt. Ungefähr 3 *km* westlich von der Punta Roncia erhebt sich die gleichfalls überfirnte Cima Paré 3367 *m* in der französichen Karte (1 : 80.000) »Signal du Gran Mont Cenis« genannt und mit 3375 *m* cotiert, während sich im Südosten der Roncia gegen die Rocciamelone hin die Roche Michel 3413 *m* und der Monte Lamet anreihen.

Diese Berge, mit Ausnahme der Cima Paré, bildeten unser Tagesprogramm, als wir am Morgen, 16. Juni 1890, das Mont Cenis-Hospiz verließen und bei einem Fort vorüber in das kleine Val Roncia einbogen. Bald betraten wir den Schnee, der in dieser noch stark winterlichen Jahreszeit alle Kare und Hochmulden ausfüllte und erkletterten über steile Hänge, apere und verschneite Felsen den vom Monte Lamet westlich herabziehenden Grat, der uns in 4¹/₄ Stunden vom Hospiz aus auf den Gipfel brachte. Derselbe stellt eine allseits sehr steil abfallende, in einigen scharfen Felszacken auslaufende Hochwarte dar, die ein wundervolles Bild auf den Mont Cenis-Pass und dessen Umgebung, auf die Hochgipfel der Cottischen Alpen, namentlich auf die bizarr geformten Dents d' Ambin und das Thal von Susa gewährt. Während Bodenmann einen Morgenimbiss einnahm, brach ich auf, um die kaum 300 Meter entfernte, uner-

steiglich aussehende, namenlose Felsnadel, Punkt 3432—3444 der italienischen und französchen Karte zu untersuchen, die ich damals für die Roche Michel hielt. Das Terrain ist in diesem Theile des Grenzkammes sehr compliciert und die französische, wie die italienische Karte weisen mancherlei Unrichtigkeiten auf. Mit dem Pickel die hart gefrorenen Firnschneiden bearbeitend, erreichte ich die dem Mont Lamet abgekehrte Ostseite der Felsnadel. Hier führten einige Fußstufen und Risse direct in die Höhe und nach kurzer Kletterei — nur 15 Minuten vom Mont Lamet — stand ich zur großen Verwunderung meines Freundes auf der Spitze.

Nach meinem Wiedereintreffen bei Bodenmann setzten wir unseren Marsch in Nordrichtung über dem Gebirgskamme fort und gewannen über eine stark bewächtete Firnkuppe, für die man den Namen Le Chapeau vorschlagen könnte, in 45 Minuten den Col du Chapeau 3298 *m*. Dieser Col stellt eine ziemlich leichte Verbindung zwischen dem Mont Cenis und dem Vallée de Ribon her, wird aber sehr selten überschritten. Vor uns, jedoch durch weite, von der Sonne stark erweichte Schneefelder getrennt, erhob sich der prachtvolle Schneedom der Punta Roncia, das letzte, aber nicht leicht erreichbare Ziel unserer Kammtour. In der That fielen uns die letzten 1½ Stunden, insbesondere das Stufentreten über den steilen Südosthang beschwerlich genug, und wir waren herzlich froh, als wir 1 U. 30 nachmittags auch diesen Gipfel erklommen hatten.

Die Rundsicht von der Punta Roncia ist jener von der Rocciamelone völlig ebenbürtig, ja sie übertrifft sie noch durch die wilde Großartigkeit der allseits aus unmittelbarer Nähe sich herandrängenden Gebirgsmassen und durch imponierende Gipfelgestalten, unter denen insbesondere der königliche Charbonel, der Albaron, die eisfunkelnde Ciamarella, der Roc Noir und die Dent Parrachée hervorragen.

Überaus mühsam und nicht ungefährlich wegen der stark erweichten, zur Lawinenbildung geneigten, steilen Schneehänge, gestaltete sich der Abstieg ins Val Roncia, den wir, den Col du Chapeau unterhalb traversierend, ungefähr zwischen diesem und dem Monte Lamet ausführten. Der letzte Theil des Abstieges gieng in einer steil absetzenden, ziemlich breiten Schneerinne vor sich, über die wir in raschem Tempo abfuhren, die Traversierung dagegen hatte mehr als 1½ Stunden in Anspruch genommen. Mit vollem Behagen, ein munteres Bächlein zur Seite, lagerten wir auf sonniger, blumendurchwirkter Alpenmatte, indem wir den Rest unseres Proviantes aufzehrten und von der kräftigen Sonne unsere erweichten Schuhe und Strümpfe trocknen ließen.

Lange Schatten warf der Abend und die höchsten Gipfel erstrahlten im Feuerglanze der untergehenden Sonne, als wir, höchst befriedigt über die erhaltenen Eindrücke, das Mont Cenis-Hospiz wieder betraten.

Für den nächsten Tag, 17. Juni, stand die Punta Clairy, und der Abstieg ins Arcthal und die Rückfahrt durch den großen Tunnel nach Bardonecchia auf dem Programme. Die Punta Clairy, eine schöne, gegen die Hochfläche des Mont Cenis in steilen Felswänden abfallende Pyramide, wird sowohl über den an ihrer Südwestseite eingeschnittenen Col Solières 2635 *m*, als auch vom Osten über den Colle de la Breccia 2716 *m* ohne besondere Mühe erstiegen; wir aber entschieden uns, nachdem wir den schönen Lago del Moncenisio an seinem Südufer umgangen und die Straße über den kleinen

Mont Cenis erreicht hatten, den Berg gerade von vorne anzupacken. Es war dies mit Rücksicht auf die großen winterlichen Schneemassen, die allenthalben noch das Gebirge bedeckten und unserem Gipfel das Aussehen eines Gletscherberges verliehen, der kürzeste und verhältnismäßig beste Weg, wenn sich auch mein Gefährte über die Schwierigkeiten etwas beklagte. Unsere überflüssigen Sachen bargen wir unter einer Felswand. Über Felsen und Rasenköpfe ansteigend, passierten wir mehrere Schneehalden und einen etwa 30 Grad geneigten, beiderseits scharf abfallenden Schneegrat, der an einem Felsabsatz endigte, über den wir uns mit turnerischer Geschicklichkeit hinaufarbeiten mussten.

Um 10 U. 10 — 5 Stunden 10 Minuten nach Aufbruch vom Hospiz — betraten wir den höchsten Punkt, auf dem wir 45 Minuten verblieben. Die Punta Clairy ist von allen kleineren Erhebungen in der Umgebung des Mont Cenis-Passes die am leichtesten erreichbare; ihre Ersteigung erfordert bei normalen Verhältnissen vom Hospiz aus nicht mehr als 4 Stunden. Das Rundbild umfasst die ganze Hochfläche des Mont Cenis mit allen sie einschließenden Höhen, Theile des Susathales, die Rocciamelone, den südöstlich kühn aufstrebenden Mont Giusalet mit der vorgelagerten Cima di Bard, die charakteristischen Felsennadeln der Dents d'Ambin und die Kette der Roche d'Ambin bis zur prächtig geformten Pierre Menue; über das Arcthal erheben sich die großen Berge der Maurienne.

Wir nahmen den Abstieg in Südwest-Richtung gegen den Col Sollières, oft bis zu den Knien in den gänzlich erweichten Schnee einsinkend, und erreichten gegen 12 U. die am Fuße des Berges deponierten Sachen.

Die Wanderung über den Kleinen Mont Cenis 2184—2801 *m* und durch das bei Bramans ins Arcthal ausmündende Vallon d'Ambin, sowie der sich daranknüpfende Straßenmarsch nach Modane gestaltete sich zwar heiß und etwas ermüdend, aber wir fühlten uns reichlich entschädigt durch die ununterbrochene Reihenfolge schöner, mit den Reiz der Neuheit ausgeschmückter Thal- und Gebirgsbilder. Der interessanteste und malerischeste Punkt der Straße ist bei Fort de l'Esseillon, das sich auf einem hohen, das Thal quer absperrenden, allseits sehr steil abstürzenden Felsrücken erhebt. In schwindelnder Schlucht grollt der mächtige Bergstrom, zu beiden Seiten der castellartig aufgethürmten, umfangreichen Festungswerke schweben Wasserfälle über die Felswände herab, während an der rechten Seite des Arcthales die imposante, schneegekrönte Mauerkrone der Dent Parrachée hervorschaut: ein durch Kunst und Natur gleich prächtiges Gesammtbild, dem wenig andere in den Alpen an die Seite zu setzen sind.

In Modane, wo wir erfuhren, dass die nach Bardonecchia abgehenden Züge nach italienischer Zeit — 42 Minuten vor der französischen Zeit — abfahren, blieb uns gerade noch Zeit, eine Fahrkarte zu lösen, dann brachte uns der Eisenbahnzug, das stattliche Örtchen in weitem Halbkreise umfahrend, durch die »Galleria del Frejus« hinüber in das italienische Gebiet. Der große Tunnel liegt bekanntlich nicht unter dem Mont Cenis-Passe, sondern an der Nordost-Flanke des Col de Fréjus (Höhe des Col 2528 *m* nach der ital. und 2551 *m* nach der franz. Messung), oder genauer 1610 *m* unterhalb der Pointe de Fréjus. Die Durchbohrungsarbeiten begannen in Bardonecchia am 31. August 1857, in

Modane am 7. Mai 1862 und am 26. December 1870, nachdem man auf der italienischen Seite auf 7080·25 *m* und auf der französischen Seite auf 5153·30 *m* vorgedrungen war, fiel die letzte trennende Scheidewand zwischen den beiden Staaten. »Perrupit Acheronta Herculeus Labor!« Diese Worte könnte man als eine passende Inschrift an die Tunnel-Portale heften! Die Gesammtkosten des Durchstiches betragen ungefähr 75 Millionen Franken; die Länge des Tunnels ist 12.233·55 *m*; sein Culminationspunkt liegt 1294·59 *m* über dem Meere, welche Ziffer gegen das Süd-Portal um 3·07 *m*, gegen das Nord-Portal um 135·63 *m* differiert.

Die ersten Pläne des Durchstiches der Alpenkette datieren aus dem Jahre 1832, doch bedurfte es noch lange Jahre, günstigere politische Verhältnisse und gewaltige Fortschritte der Technik, bis die Ingenieure Grandis, Grattoni und Sommeiller mit der großen Arbeit beginnen konnten. In Bardonecchia zeigte man uns auf einer Granit-Pyramide das Medaillon-Bildnis des Vaters der großen Idee, des Berggeometers Joseph Médail, der, wie die Inschrift sagt, »prima concepì l' ardita idea del traforo del Fréjus e tenacemente la propugnò dedicandovi i suoi studi e la sua vita.«

Am Morgen, dem 18. Juni, 4 U. 30, brachen wir von Bardonecchia auf, um uns einen Einblick in die Thäler, Hochpässe und Gipfelgruppen von Bardonecchias vielgestaltige Umgebung zu verschaffen. In das nordwestlich herabziehende Valle della Rhô eintretend, erreichten wir auf gutem Thalwege das Piano dei Morti (Clot des Morts) — so benannt, weil sich hier vor Zeiten ein Asyl für Pestkranke befand — und rechts abbiegend, in 3½ Stunden den Colle della Rhô 2566 *m*. Das Wetterglück der früheren Tage war uns nicht mehr hold; eine Bergspitze nach der anderen hüllte sich in Nebel, während ein eisiger, orkanähnlicher Südweststurm unsere Glieder durchrüttelte. Unsere Absicht, die Rocca Bernaude 3229 *m* zu erklimmen, musste aufgegeben werden; wir überzeugten uns aber, dass auch dieser Theil der Cottischen Gebirgswelt reich an stattlichen, schön geformten, nicht leicht ersteiglichen Hochgipfeln sei.

Um nicht ganz unverrichteter Dinge nach Bardonecchia zurückzukehren, beschlossen wir, die nahe, bequem zugängliche Punta Nera zu ersteigen und den Rückweg über den Col de Fréjus zu nehmen. Aber Boreas, statt seine Kräfte zu erschöpfen, verdoppelte seine Wuth, ein Hagelschauer peitschte uns das Gesicht und zeitweise war der Sturm so heftig, dass er uns den Berg hinauftrieb und zum Niederkauern zwang. Und dies alles Mitte Juni, in einem der südlichsten Theile der Alpen, in unmittelbarer Nähe der Oleander-, Lorbeer- und Myrtenhaine!

Unter diesen Umständen war, als wir nach zweistündiger Anstrengung den Gipfel erreicht hatten, an ein längeres Verweilen oder eine Ausdehnung der Tour nicht zu denken, und so fuhren und liefen wir denn, so schnell als möglich, über die steilen Schnee- und Schutthänge der vom Sturme geschützten Nordostseite hinab. Aus den Nebeln tretend, die von glänzenden Regenbogenfarben umsäumt, wie riesige Fahnen durch die Luft flatterten, lag Bardonecchias Umgebung im »sonnigsten Sonnenscheine« vor uns da, und bald hatten wir auch das sehr empfehlenswerte »Ristorante Sommeiller« erreicht.

Hier erwartete uns, unmittelbar vor unserer Abfahrt nach Turin, ein Abenteuer. Obwohl wir uns schon am Vortage der Local-Behörde vorgestellt

hatten, schien doch unsere Anwesenheit den Verdacht einer Tischgesellschaft von Officieren erregt zu haben, die kurz vorher den Speisesaal verließ. Wenige Minuten später trat ein elegant gekleideter Herr auf uns zu, und erklärte in feierlicher Amtsmiene: »Messieurs, je suis le commissaire de police de la frontière, chargés de surveiller le mouvements des personnes à la frontière; veuillez me présenter vos papiers!« Begleitet war der Herr von einem handfesten Polizeimanne, während sich am Ausgange des Saales zwei Carabinieri postiert hatten. Ich händigte dem Commissär, nachdem ihm die nöthigen Aufklärungen zutheil geworden waren, meinen Pass, meine ämtliche Eisenbahn-Legitimationskarte und die Mitgliedskarten des D. u. Ö. A.-V. und des C. A. I. ein. Herr Bodenmann hatte nichts anderes als eine Geschäftskarte bei sich. Unser Anerbieten, an die Sede Centrale des C. A. I. zu telegraphieren, bei der wir uns vor einigen Tagen vorgestellt hatten, wurde barsch abgewiesen; dies werde, meinte der Commissär, eventuell schon amtlich besorgt werden. Insbesondere auf unsere Karten und Aufschreibungen war der Commissär sehr neugierig; zum Glück enthielten letztere keine Skizzen, die einen Verdacht erwecken konnten. Die Durchsicht der Papiere veranlasste den Commissär etwas höflicher zu sein und er verabschiedete sich mit der Frage, ob es gestattet sei, die Papiere auf kurze Zeit mitzunehmen, was selbstverständlich gewährt wurde. Mit dem Commissär entfernte sich auch das vor den Fenstern angesammelte Publicum, das vergeblich unsere Arretierung erwartet hatte. Der nun hereintretende Wirt, aufgebracht über die Art und Weise, wie man seine Gäste behandle, theilte uns mit, dass er schon am Morgen, bald nach unserem Aufbruche, unsertwegen ein scharfes Verhör zu bestehen hatte; man hielt ihm vor, er hätte uns als verdächtig anzeigen und trotz des hinterlassenen Gepäckes nicht ziehen lassen sollen, da wir kaum wiederkehren dürften. Am Bahnhofe erhielt ich wieder meine Papiere zurück und ein feiner Herr, der Sous-Préfet und Schriftsteller Carrera, bemühte sich, uns durch seine liebenswürdige Gesellschaft bis zur Abfahrt des Zuges Genugthuung zu geben.

Abends trafen wir wieder in Turin, der prächtigen, an Monumenten reichen Hauptstadt Piemonts ein, in deren herrlichen Bergkranz weiters einzudringen uns in den nächsten Tagen vergönnt war.

Die Aiguilles d'Arves.

(L. P.) Wer von einer der Hochzinnen des schönen Berglandes Savoyen, des Dauphiné oder des benachbarten Italiens seine Blicke auf den vielgipfeligen, sich in weiter Runde aufbauenden Alpenkranz richtet, dem werden drei scharfgeschnittene, kegelförmige Felshörner ins Auge fallen, die in keckem, wild phantastischem Aufbaue, gleich dem Dreizack des meerbeherrschenden Neptun, die Luft durchstacheln. Diese drei Felshörner, deren scharf geschnittene Silhouette sich auffallend von dem Archipel der sie umstehenden Schneegipfel und Firnhäupter abhebt, sind die Aiguilles d'Arves, Berge von stolzem Adel und alter, rühmenswerter Geschichte, deren Besuch kein Alpinist, der das westliche Alpenland bereist, unterlassen darf.

Die Aiguilles d'Arves bilden die Haupterhebung des Gebirgskammes, der das Arcthal von den Alpen von Bourg d'Oisans trennt. Bei der Rocca Chardonnet,

3 *km* südlich des Mont Thabor von der Hauptkette der Cottischen Alpen sich ablösend, streicht dieser Kamm zuerst in westlicher, dann in nordwestlicher Richtung zu den Aiguilles d'Arves, und verzweigt sich nach stark gekrümmtem Verlaufe zur Kette der Grandes-Rousses und der Belledonne.

Obwohl von großen Thälern umtieft, lassen sich die Aiguilles d'Arves weder von der Ebene, noch von einem Thale vollständig überblicken; sie lieben es, ihre herrliche Gestalt den profanen Blicken der Menge zu entziehen. Trotz der nicht sehr bedeutenden Höhe der Aiguilles d'Arves — die höchste derselben steigt nicht über 3514 *m* empor — behaupten dieselben eine hohe, achtunggebietende Stellung in dem sie umgebenden, weiten Horizont von Bergriesen, aus dem vor allem die Barre des Écrins, die Meije, Dent Parrachée, Grande Casse und der Mont Pourri hervorragen, und Namen von bestem alpinen Klange und anerkannter Autorität, wie Coolidge, Whymper, Bonney, Moore, G. Studer, Schulz, Gröbli, Fiorio, Ratti, Rey, Vaccarone, haben sich mit ihnen beschäftigt.

Das erste Licht über die Aiguilles d'Arves verbreitete Whympers Buch »Scrambles amongst the Alps«, und seither brachten fast sämmtliche alpine Zeitschriften, wie das »Alpine Journal«, das »Annuaire du Club Alpin Français«, das »Annuaire de la Société des Touristes du Dauphiné«, das Bollettino del Club Alpino Italiano«, das »Jahrbuch des Schweizer Alpen-Clubs« und die »Österreichische Alpen-Zeitung« mehr oder minder ausführliche Berichte hierüber.

Die Aiguilles d'Arves bestehen aus drei in der Richtung von SSW. nach NNO. angeordneten und durch vergletscherte Sättel getrennten Felshörnern, die sich in der Weise gruppieren, dass die Aiguille Méridionale südlich nahe dem Hauptkamme, die Aiguille Centrale und die Aiguille Septentrionale etwas nördlich der ersteren in einem Seitenaste aufragen.

Während der kleinsten dieser Felsnadeln, der doppelzackigen Aiguille Septentrionale, die Höhe von 3400 *m* zuerkannt wird, herrschten hinsichtlich der Suprematie der beiden anderen Aiguilles bis heute Widersprüche und Zweifel, die erst durch genaue Messungen behoben werden könnten. Doch ist die überwiegende Mehrzahl der Ersteiger, namentlich Rev. W. A. B. Coolidge der Ansicht, dass die Höhe der Aiguille Méridionale mit 3504 *m*, die der Aiguille Centrale mit 3509 *m* anzunehmen sei.

Die erste Ersteigung der Aiguille Centrale vollführte der Notar Benoît-Nicolas Magnin aus Saint Michel mit seinen beiden Brüdern gelegentlich einer Jagd am 2. September 1839, doch gerieth diese Ersteigung, die durch die Auffindung der von Magnin auf der Spitze hinterlassenen Kupfermünzen hinlänglich bezeugt ist, gänzlich in Vergessenheit, denn sonst hätten E. Whymper, A. W. Moore und H. Walker und die Führer M. Croz und Chr. Almer, als sie 1864 den Col des Aiguilles d'Arves überschritten, die Erklimmung der Felsnadeln nicht als ein unmögliches Kletterkunststück erklärt. Aber wie so mancher seiner Nachfolger täuschte sich auch der tüchtige Führer Croz über die Ersteiglichkeit einer nicht aus unmittelbarster Nähe besichtigten Felswand, denn sonst hätte der kühne Besieger des Matterhorns wohl nicht den Ausspruch gethan: »Ma fois! Je crois que vous ferez bien de les laisser à d'autres.« Noch pessimistischer als Croz

urtheilte Almer, der geradezu erklärte, dass er die Ersteigung nicht um tausend Franken versuchen möchte.

Aber auch für die Aiguilles d'Arves nahte die Zeit der Conquista! 6 Jahre nach der Überschreitung des Col des Aiguilles d'Arves durch Whymper und Genossen (1870) erschien der verdienstvolle Alpinist Rev. W. A. B. Coolidge in dieser Gebirgsgruppe, um dieselbe, wie so viele andere Berggebiete der Westalpen mit der ihm eigenen Sorgfalt und Unermüdlichkeit zu erforschen. Coolidge, der diese Gebirgsgruppe, wie keine andere liebgewonnen hatte, wiederholte seine Besuche Jahr für Jahr, und nachdem er als erster Tourist (10. Juli 1874) mit dem Führer Ch. Almer die Ersteigung der Mittleren Nadel auf demselben Wege (Nordost-Seite) wie Magnin bewerkstelligt hatte, wurde von ihm 22. Juli 1878 auch die Aiguille Méridionale und am darauffolgenden Tage (23. Juli 1878) auch die Nordspitze der Aiguille Septentrionale zum erstenmale erklommen. Wer der Südspitze der Aiguille Septentrionale den ersten Besuch abstattete, lässt sich nicht mehr ermitteln; Coolidge erstieg diese Spitze mit seiner Tante, Miss Brevoort, am 3. Juli 1873.

Von den späteren Expeditionen auf die Aiguille Centrale beansprucht die Partie A. Balduino, G. Costa und L. Vaccarone besonderes Interesse. Diese Herren eröffneten (31. Juli 1876) mit ihrem tüchtigen Führer A. Castagneri eine neue Route, indem sie auf der Nordost-Seite der Nadel anstiegen und über die Südost-Seite herabkletterten; auch die Aiguille Septentrionale (Nordspitze) musste sich eine Überschreitung gefallen lassen, die von den Herren C. Kellerbauer, K. Schulz und dem Verfasser (20. Juli 1885) in der Weise ausgeführt wurde, dass man die Südost-Seite zum Anstieg und die Nordost-Seite als Abstieg benützte. Auch die zur Gruppe der Aiguilles d'Arves gehörigen Hochpässe, wie der zwischen der Aiguille Méridionale und der Aiguille Centrale eingeschnittene, schwer passierbare Col de Gros Jean und der zwischen der Mittleren und Nördlichen Nadel gelegene Col des Aiguilles d'Arves erhielten durch Whymper und Genossen, durch Rev. Coolidge und A. Benoist ihre ersten touristischen Besuche; doch möge hier diese kurze Andeutung dienen.

Der Verfasser dieser Zeilen hat die Gruppe der Aiguilles d'Arves zweimal, 1885 mit den Herren Professoren Kellerbauer und Schulz und 1893 mit Herrn Carl Blodig, besucht. Es scheint überflüssig, den geehrten Lesern eine genaue Beschreibung der Ersteigung der Felsnadeln zu geben. Prof. Schulz hat über alle drei Aiguilles im Jahrbuche des S. A. C. 1885 und Dr. Blodig über die Aiguille Méridionale in der »Österreichischen Alpen-Zeitung« 1893 eine so anziehende und charakteristische Schilderung entworfen, dass ich einfach auf sie verweisen darf.

Bekannt, wenigstens in der literarisch-alpinen Welt, ist der misslungene Versuch, den Kellerbauer, Schulz und der Verfasser — nach der glücklichen Ersteigung der Nördlichen und Mittleren Nadel — auf die Aiguille Méridionale unternahmen. Nach einem in bester Erinnerung stehenden, aber ziemlich kalten Bivouac auf dem Col Lombard (ca. 3100 *m*) an der Südseite der Aiguille Méridionale brachen die genannte Gesellschaft (22. Juli 1885) morgens 4 U. 10 auf, und erreichten in 1 Stunde 40 Minuten den Grateinschnitt an der Südost-Flanke des Gipfelthurmes der Aiguille Méridionale. Die Schwierigkeiten, die

sich hier dem Bergsteiger entgegenstellen, sind eigenthümlicher Art. Eine Felsstufe leitet nach links über die Ecke, um nach wenigen Schritten in einem flachen, durchschnittlich $\frac{1}{2}$—$\frac{3}{4}$ *m* breiten, stark nach auswärts geneigten Bande überzugehen, das in der sehr steil abstürzenden, über 500 *m* hohen Wand eingesenkt ist. Der zu überwindende Gipfelthurm ragt noch 40—50 *m* über die Scharte empor, indem er gegen das Felsband in einen mächtigen Überhang und mehr zur Rechten in eine sehr steile Felswand abfällt.

Der Schlüssel der Ersteigung liegt in der Erkletterung des etwa 6 *m* hohen, plattigen Felsüberhanges; der erste für die Hand passende Griff befindet sich ungefähr $3\frac{1}{2}$ *m* über dem Felsbande. Man kann diese Stelle pikant, abscheulich, nervenerschütternd, hochinteressant nennen, jedenfalls hat sie die kaum abzuleugnende Wirkung, dass sich hier »Leben und Sterben« auf einer schmalen Grenze begegnen.

Während Schulz, durch eine Verwundung des Daumens an thätigem Eingreifen gehindert, in der Scharte zurückblieb, untersuchte ich, auf Kellerbauers Schultern stehend, den Überhang, allein der Befund — Kellerbauer versuchte auch den Pickel an die Wand zu stemmen, um mir einen erhöhten Auftritt zu verschaffen — belehrte mich, dass es besser sei, weitere Versuche zu unterlassen. Die Anstrengungen vorausgegangener Tage, wobei mir der größere Theil der Arbeit zufiel, wirkten nachhaltig auf uns ein; Kellerbauer und Schulz hatten überhaupt seit einem Jahre — mit Ausnahme der beiden Aiguilles — keine Bergbesteigung unternommen. Das höchst beklagenswerte Unglück, das sich einige Tage später an der Südwand der Meije ereignete, rechtfertigte gewiss hinlänglich unsere damalige Entschließung, und die Ersteigung der mit einer herrlichen Aussicht begabten Aiguille du Goléon 3429 *m* ließ uns unser damaliges Missgeschick unschwer ertragen.

Aber der kühne Felsthurm der Aiguille Méridionale stand seither als noch unerstiegen auf meinem Programme! Und wenn ein Alpinist wie Rev. Coolidge erklären darf: »Ces montagnes m'ont tellement intéressé que j'y suis revenu bien des fois, et s'il se passe un été sans que je parcours les environs de ces fières sommités, j'ai le mal du pays, ou plutôt le mal des Aiguilles«, so ist es umso leichter verzeihlich, wenn sich dieses »mal des Aiguilles« auch bei anderen Bergfreunden bemerkbar macht.

Ein Eisenbahnzug brachte uns — Dr. Blodig und mich — am 20. Juli 1893 vom Bodensee nach Genf an den Ufern des Leman, und nachdem wir in der Stadt die Nacht verbracht hatten, fuhren wir am 21. Juli früh morgens durch das von düsteren Felsklammen eingeengte und vom Fort de l'Ecluse beherrschte Rhonethal hinab nach dem Bahnknotenpunkte Culoz. Hier bestiegen wir den Eilzug und erreichten den hochpittoresken, in poesievoller Einsamkeit daliegenden Lac du Bourget, Aix les Bains und Chambéry berührend, Saint Michel de Maurienne, wo wir den dem Mont Cenis zueilenden Zug verließen, und die über den Col du Galibier nach Briançon führende Kunststraße einschlugen. Diese Straße, die bis zu einer Jochhöhe von 2658 *m* ansteigt, ist nach der Stilfserjoch-Straße die höchste Kunststraße Europas; auch gleicht sie darin ihrer älteren Genossin, dass sich von der Übergangshöhe ein wunderbares Bild auf das Hochgebirge des Dauphiné mit dem Pelvoux, den Écrins und der Meije-Kette enthüllt. Unter

steten Rückblicken auf das in seinem Unterlaufe üppig begrünte Arcthal und der nördlich aufragenden, firnbekränzten Pointe Rénod, erreichten wir das hochgelegene Val de Valloire mit dem gleichnamigen Dörfchen und abends die Sennhütte »A côte passat« in dem kleinen Seitenthälchen Aiguilles d'Arves, wo wir die Gastfreundschaft einer urwüchsigen, rothbackigen Alpenmaid in Anspruch nahmen.

Am nächsten Tage regnete es völlig unausgesetzt, aber desto schöner stieg der Morgen des 23. Juli über das Bergthal! Dem Thal-Innern zustrebend und



Aiguilles d'Arves (von Westen).

eine Reihe steiler Schneehänge und leichter Felsstufen erklimmend, betraten wir 6 U. 5 — 2 St. 45 Min. nach Aufbruch von der Sennhütte — den Col des trois Pointes 3100 *m* in dem Bergrücken, der unser Thal von dem benachbarten Vallon du Goléon trennte. Wohl ist es, wie wir aus dem Fremdenbuche im Hôtel von Juge Frères in La Grave entnahmen, Herrn G. Corrà — Section Turin des C. A. I. — am 13. September 1891 gelungen, mit dem Führer Casimir Therisod aus Val de Rhemes direct aus dem Vallon des Aiguilles d'Arves die Scharte neben der Südlichen Nadel zu gewinnen, allein er benöthigte von den Hütten von

Commandraut bis zur Spitze 6—7 Stunden, ein Weg, der zwar neu, aber keineswegs vortheilhafter erscheint, als der gewöhnliche Anstieg aus dem Thale von Goléon.

Der Sohle dieses einsamen Hochthales uns zuwendend, deponierten wir unter einem Steinblocke an der Zunge des Glacier Lombard unser überflüssiges Gepäck, und verfolgten dann den Gletscher bis unterhalb des Col Lombard. Hier stiegen wir rechts in die steilgestuften Felsen ein, und erkletterten die oberwähnte unmittelbar vor dem Gipfelthurm der Aiguille Méridionale herabziehende, in ihrem oberen Drittheil durch vorgelagerte Felsen etwas markierte Rinne, die uns 9 U. 5 auf die bereits genugsam geschilderte Scharte brachte. Nach vorläufiger kurzer Besichtigung der überhängenden Gipfelwand und der ihr zur Rechten emporstrebenden Felsabbrüche vertauschten wir die Bergschuhe, die mit den Rucksäcken in der Scharte zurückblieben, mit Kletterschuhen, und standen nach wenigen Schritten am »mauvais pas«, wie die überhängende Gipfelwand genannt wird. Wir hatten uns folgende Methode ausgedacht, die wir auch einhielten: ich sollte, auf Blodigs Schultern stehend, die Felswand erklettern, und dann meinem Gefährten mit dem Seile hinaufhelfen; die um meine Mitte geknüpften, doppelt genommen gegen 40 *m* langen Seile sollten aber, da der Stand Blodigs auf dem schmalen, etwa 30° geneigten, nur wenige Rauhigkeiten darbietenden Bande zu unsicher schien, an einem Mauerhaken befestigt werden, den wir in eine Felsritze eintreiben wollten. Es fand sich eine solche Felsritze einige Meter rechts am Fuße des Überhanges auf dem Bande, hier wurde ein 15 *cm* langer Mauerhaken eingeschlagen, und nun nahte der große Moment, dem wir schon einige Tage vorher erwartungsvoll entgegengeblickt hatten.

Was die Erkletterung des Felsüberhanges sehr erschwert, ist der Umstand, dass sich das oberhalb befindliche Terrain von dem Bande aus nicht übersehen lässt, der Kletternde weiß also nicht, ob er, von den Schultern des Untenstehenden sich abschwingend, in der Höhe einen sicheren Griff erhaschen kann, der ihn aus seiner heikeligen Lage befreit. Manche Alpinisten werden vielleicht diese und ähnliche Stellen — und die vorhandene Literatur bezeugt dies zur Genüge — weder besonders schwer, noch sehr gefährlich finden; es ist eben Mode, öfter gemachte, wenn auch sehr schlechte Passagen als ziemlich harmlos hinzustellen; dem Eingeweihten aber werden diese Urtheile ebenso wenig imponieren, wie die Wunderthaten der »Fanciulli Alpinisti« auf dem Matterhorn oder auf der Dent Blanche, von denen das »Bollettino« und die »Rivista« des C. A. I. öfter berichten.

Nachdem Blodig auf dem Bande einen möglichst festen Stand gefasst hatte, kletterte ich auf dessen Schultern, aber ich konnte keinen passenden Griff erreichen, der mir ein Emporziehen auf die Wand erlaubt hätte. Der Gedanke, beide Pickel aneinander zu binden und so einen Auftritt herzustellen, wurde als unpraktisch verworfen, dagegen meinte Blodig, ich sollte mit dem einen Fuß auf die Handfläche seines ausgestreckten linken Armes treten, was ich auch mit aller Vorsicht that. Indem mein Gefährte, obwohl unsicher genug stehend, auch mit dem rechten Arm nachschob, gelang es mir, auf beiden ausgestreckten Armen stehend, einen sicheren Griff zu erfassen, und in demselben Augenblicke schwang ich mich mit einer gewaltigen Ruckstemme über den Überhang, dem Auge des Freundes entschwindend. »Hurrah! der Gipfel ist unser!« rief ich zu ihm hinab, und

nach ein paar Schritten stand ich in dem kaminartigen Einriss, der zwar steil, aber völlig gefahrlos zur Gipfelschneide emporführt. Nun konnte auch Blodig, durch das Seil unterstützt, nachklettern, und 20 Minuten nach Verlassen der Scharte drückten wir uns neben dem Steinmann die Hände.

Derselbe enthielt in einer Flasche die Karten von 8 Partien mit 12 Personen, darunter auch die Karten zweier Damen, die den Gipfel 1891 mit den Führern M. Gaspard und E. Rey erklettert hatten.

Die Aussicht war zwar nicht mehr so schön, wie in den ersten Morgenstunden, der beste Theil des gewaltigen Rundbildes, die hohen Berge des Dauphiné waren durch aufsteigende Nebelmassen verdeckt, aber die nähere Umgebung, der Blick auf unsere eigene Gruppe, auf die im Sonnenlichte erstrahlende Kette der Grandes Rousses und auf einzelne Hochgipfel im Nordosten war von entzückender Schönheit. Interessant, und auch dem Laienauge auffallend, ist das Gestein der Aiguille Méridionale. Es besteht, wie das der beiden anderen Nadeln, aus einer Verbindung von Conglomeraten und breccieartigen Gebilden, die aus sehr verschiedenen Bestandtheilen, Kalk, Hornsteinen, Gneis, Protogin, Sandsteinen, zusammengesetzt sind, und dürften in den europäischen Alpen wenig andere Hochgipfel von über 3500 *m* zu finden sein, deren Bau lediglich aus Trümmergestein besteht.

Nur allzu rasch entschwanden uns die der Betrachtung der Aussicht gewidmeten Minuten, dann traten wir den Rückweg an, wobei ich mich als Letzter an dem doppelten Seile herabließ, das ich durch einen Seilring laufen ließ, der an einem allerdings nicht ganz unverrückbaren Blocke befestigt war. Nachdem wir unsere Kletterschuhe abgelegt und später auch die an der Gletscherzunge geborgenen Sachen aufgepackt hatten, wanderten wir durch das Val du Goléon hinaus gegen La Grave. Grüner, freundlicher, farbenbunter wurden die Berghänge, und als die Sonne die Nebel zertheilte und die Meije-Kette mit ihren riesigen Nordabstürzen plötzlich hervortrat, da standen wir, wie festgebannt, vor dem herrlichen Bilde.

Ein Spaziergang um Mürren entrollt uns wohl das großartigste Hoch-Belvedere der Alpen — die ganze Gipfelreihe von den Wetterhörnern bis zum Lauterbrunner Breithorn; es gibt nur einen Gorner Grat und einen Brévent, aber wer die kühn herabhängenden, wild zerrissenen Hängegletscher der Meije nicht sah, der hat nichts gesehen! Und über diesen hochgethürmten, blauschimmernden Eismassen durchirren die furchtbaren Zacken des Meije-Grates die Luft! Fast jede Einzelheit des Gratüberganges vom Pic Central zum Grand-Pic de la Meije, den die Brüder Zsigmondy und der Verfasser 1885 zum erstenmale ausführten, zeigte sich dem Blicke. Herr J. P. Farrar, ein hervorragendes Mitglied des Alpine Club, sandte mir im Juni v. J. mit einem sehr freundlichen Schreiben das Seil, das ich vor neun Jahren an der Brêche Zsigmondy zurücklassen musste. Farrar hatte 1893 mit Führer Klucker aus Sils den Übergang vom Pic Central zum Grand-Pic ausgeführt und war genöthigt, da seine Seile nicht ausreichten, sich des dort hängengebliebenen Seiles zu bedienen. Er erklärte sich bereit, wenn ich es wünsche, das Seil wieder an derselben Stelle zu befestigen, da er den Gratübergang in umgekehrter Richtung zu wiederholen gedenke. Gleichzeitig theilte Herr Farrar mit, dass er nur durch die Nothlage veranlasst worden sei, eine Reliquie zu

beseitigen, die seines Erachtens »an die glänzendste aller Erstlingstouren in den Alpen« erinnere. Das Seil (aus Manilahanf) ist an seiner Oberfläche stark aufgerieben, aber noch widerstandsfähig; völlig morsch dagegen und in kleine, spröde Stückchen abbröckelnd ist der aus einem Stück Seidenseil von Prof. Schulz angefertigte Seilring; vielleicht zeigt sich das Seidenseil deshalb viel weniger gut erhalten, weil es durch seine liegende Stellung auf der Felsplatte der Feuchtigkeit in größerem Maße ausgesetzt war.

Jawohl! Ein freudiges, erhebendes Gefühl lässt die Erinnerung an eine kraftvolle, kühn beherzte That in uns zurück. Aber zur Energie des Handelns gehört auch die Energie des Entsagens! Auch an den wilden Felszacken der Meije haftet die Lehre, dass Kühnheit und Maß, Kraft und Besonnenheit sich unbedingt miteinander paaren müssen, sollte der Lichtglanz, den die Erinnerung um vergangene Tage webt, nicht durch einen düsteren, bitter kalten Nebel verdunkelt werden.

Die Grandes Rousses.

(C. B.) Nächst den heimischen Bergen unseres engeren Vaterlandes, die uns sozusagen täglich zum Fenster hereingucken, reizen uns wohl vor allem die mit hochtönenden Namen versehenen Gipfel zum Besuche. Das Faust'sche »Name ist Schall und Rauch« passt für Bergesnamen entschieden nicht. Ich erinnere mich ganz wohl, wie mir als Jungen gelinde Schauer über den Rücken liefen, wenn am Tische meines die Alpinistik sehr hochhaltenden Vaters Namen wie Großglockner, Triglav, Matterhorn, Ortler genannt wurden. Gleich nach Ersteigung der das schöne Graz umgebenden Höhen hatte ich mir ein Verzeichnis der von mir im Laufe der Zeiten zu ersteigenden Gipfel angelegt; einige stehen noch heute »auf dem Papiere«, ohne mit dem Sterne, dem Zeichen der glücklichen Besiegung, versehen zu sein, viele neue Namen kamen allmählich dazu, etliche wurden unbarmherzig durchgestrichen, nachdem ich von benachbarten Hochzinnen auf sie heruntergeblickt, oder von befreundeter Seite in Erfahrung gebracht hatte, dass sie besser waren als ihr Ruf; besser heißt hier schlechter, nämlich leichter zu besteigen.

Aber die Grandes Rousses zierten nie den Reigen dieser hochedlen Schar und doch nehmen die in ihnen zugebrachten Stunden einen hervorragenden Platz ein, wenn ich die herrlichen Zeiten, die das Wandern im Hochgebirge mir brachte, vor meinem innern Auge vorbeiziehen lasse. Die erste Kunde von dem Dasein dieser prächtigen Gebirgsgruppe hätte ich bei etwas aufmerksamerem Studium der Österreichischen Alpen-Zeitung vom 13. November 1891 erhalten können, aber ich gestehe offen, dass mir die ganz kurz gehaltene Notiz im Tourenberichte des Rev. W. A. B. Coolidge entgieng. Aber beim ersten Blicke auf das Blatt »St. Jean de Maurienne« der französischen Generalstabskarte 1 : 80.000, welches ich behufs Ersteigung der Aiguille d'Arves Méridionale angeschafft hatte, sprang mir die eisgepanzerte Kette der Grandes Rousses in die Augen. Diese mächtigen Gletscher sowie die Côte 3473 bestimmten mich, der Gruppe, welche von unserem eigentlichen Excursions-Gebiete für 1893 den westlichen Grajischen Alpen etwas entlegen war, meine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Die Gebirgsgruppe der Grandes Rousses bildet einen Theil der Alpen von Oisans. Östlich von Grenoble, nordöstlich von Bourg d'Oisans gelegen, streicht die Kette zwischen Arc und Romanche im wesentlichen von Süden nach Norden und wird gegen Süden durch die Romanche, gegen Osten durch den Ferrand und Arvan, gegen Norden und Westen durch den Flumet und l'Eau d'Olle von ihren Nachbarn geschieden. Die genannten Flussthäler sind ausnahmsweise tief eingeschnitten und hängt die gänzlich isolierte Gruppe mit den benachbarten Gebirgsmassen nur durch begraste Kämme zusammen. Die Kette der Grandes Rousses ist in ihrer größten Ausdehnung, von Süden nach Norden gerechnet, etwa 40 *km* lang, wovon 18 *km* auf das eigentliche Hochgebirge kommen. Der mittlere Theil, etwa 10 *km* lang, ist mit durchwegs zusammenhängender Eis-



Grandes Rousses (von SO.).

bedeckung versehen. Die Breite des eisbedeckten Gebietes beträgt im Mittel $3\frac{1}{2}$ *km*. Der bedeutendste Gletscher der Gruppe, der Glacier de St. Sorlin, hat $4\frac{1}{2}$ *km* Länge. Das Massiv zeichnet sich weniger durch kühne Gipfelbildung, elegante Felsnadeln und zierlich geschwungene Eisgrate als durch seine Masse aus: in einer Länge von mehr als 10 *km* sinkt der Kamm nirgends unter 3000 *m* hinab. Ihren Namen haben diese Berge von der Farbe des Felsens; roux bedeutet fuchsroth; dieselbe rührt von dem hohen Eisengehalte des Gesteines her. Allerdings tritt diese gelbröthliche Färbung erst an der längere Zeit den atmosphärischen Einflüssen ausgesetzten Bruchfläche zutage. Schlägt man ein solch röthlich gefärbtes Stück entzwei, so zeigt die frische Bruchfläche einen grünen Ton. Die Gruppe trägt nach dem einen ihrer Hauptgipfel auch den Namen »de l'Étendard«. Dieser Gipfel erreicht mit 3473 *m* eigenthümlicherweise die genau gleiche Höhe als der Sommet Sud. Die bedeutendsten Erhebungen des Hauptkammes sind, von Norden nach Süden gerechnet, der Sommet Nord auch Pic de l'Étendard (zu deutsch Fahnenberg) 3473 *m*. Der Sommet Sud auch schlechthin les Grandes Rousses oder Pic Bayle — sogenannt nach dem Pfarrer Bayle, der in Oz am

Westabhange der Gruppe lange wohnte und sich viele Verdienste um die Erforschung und Bekanntmachung der Gruppe erwarb — 3473 *m* und der Sommet 3 mit 3332 *m*. — Wir bestiegen alle diese Gipfel und noch zwei zwischen dem Sommet Sud und dem Étendard gelegene Felsberge. — Die Grandes Rousses tragen die westlichsten ausgebildeten Gletscher der Alpen. Das kleine Firnfeld an der noch westlicher liegenden Belledonne 2981 *m* hat keine Zunge und verschwindet nach Aussage der Führer des Dauphiné in sehr heißen Sommern fast gänzlich. Im Westen und Norden umgibt ein ganzer Kranz von Hochalpenseen die Gruppe der Grandes Rousses. Doch sind die Hänge des Gebirgszuges fast vollkommen von Wald entblößt und bietet sich dem Wanderer nirgends ein etwa die Schönheit des Gosausees erreichendes Bild dar.

Bezüglich der Geschichte dieser Berge muss man sehr weit zurückgreifen, wenn man den Gelehrten glauben darf. Eine Anzahl von Mauerresten im südlichen Theile dieser Berge, besonders beim Dorfe Huez, lassen »unzweifelhaft« auf die einstige Anwesenheit der Römer schließen. Denn nur diese sollen Mauern von solcher Festigkeit und Dicke hergestellt haben. Es führte nämlich eine alte Römerstraße, das Gebiet der Grandes Rousses umsäumend, gegen den Kleinen St. Bernhard. Auch befinden sich am Südhange der Gruppe zahlreiche verlassene Bergbaue, deren Anlage nach Angabe der Fachgelehrten auf römischen Ursprung hinweisen. Auch später noch, unter den Dauphins, wurde der Bergbau auf Silber eifrig betrieben, bis die Minen sich wahrscheinlich erschöpften. Heutzutage wird noch an einigen Stellen auf Kohle geschürft.

Die alpine Geschichte der Grandes Rousses beginnt mit dem Jahre 1863. Am 6. August dieses Jahres bestiegen die Herren Mathews und Bonney unter der Führung des Michel Croz den Étendard. Sie erreichten den Gipfel von Westen her über den Col du Couard. Die Details dieser Erstlings-Ersteigung können im 1. Bande des »Alpine Journal« nachgesehen werden. Durch diese Schilderung verlockt, wandte sich M. C. Oakley diesen Bergen zu und erstieg im Jahre 1864 den Sommet Sud, der eigentlich Sommet Central heißen sollte, da ja südlich sich auch noch ein fast ebenbürtiger Gipfel befindet.

Im Jahre 1872 wurde der Étendard von M. Puiseux über den Glacier de St. Sorlin erstiegen und folgte ihm im darauffolgenden Jahre Altmeister G. Studer auf demselben Wege. Wieder ein Jahr darauf sah der stolze Gipfel Rev. W. A B. Coolidge auf seinem Scheitel; doch begnügte sich dieser nicht mit der einfachen Erreichung des Gipfels, sondern stieg — der erste — auf der Südseite unter mannigfachen Schwierigkeiten ab. Doch alle diese Besteigungen drangen nicht in das größere Publicum im alpinen Sinne, bis der obgenannte Pfarrer von Oz, Mr. Bayle, nach seiner im Jahre 1874 durchgeführten Besteigung des Berges von Westen her über den Glacier des Rousses für die prächtige Gruppe auch in französischen Kreisen Propaganda machte.

Endlich eröffnete Herr Henri Ferrand, der verdienstvolle und glückliche Durchforscher der Alpen der Maurienne und Tarentaise, den nun allgemein üblichen Weg, indem er von Westen über den Glacier des Rousses den Aufstieg und nach Norden über den Glacier de St. Sorlin den Abstieg vollzog. Ende der Siebziger-Jahre erbaute dann die Société des Touristes du Dauphiné am Nordabhange der Petites Rousses, westlich vom Hauptkamme der Grandes

Rousses eine Unterkunftshütte, Refuge de la Fare, sobenannt nach dem benachbarten Eissee Lac de la Fare.

Um diese Gruppe zu besuchen, benützt man am besten eine der folgenden Einbruchsstationen: Vom Norden kommend verlässt man die durch den Mont Cenis führende Eisenbahn in St. Jean de Maurienne, geht über den herrlichen Col d'Arves nach St. Jean d'Arves über den Col d'Ornon nach den Alphütten »Les Aigues Rousses«, wo man sich in unmittelbarer Nähe des Glacier de St. Sorlin, des größten Gletschers der Gruppe, befindet; das ist ein mäßiger Tagmarsch von St. Jean de Maurienne. Kommt man von Westen, so wird die Eisenbahn bis Vizille, südlich von Grenoble, benützt, dann folgt man der längs der Romanche gegen La Grave ziehenden Straße bis Pont des Sables, biegt hier nach Norden in das Thal des obgenannten Flumet ein und erreicht Oz auf guten Wegen. Von hier ist in einigen Stunden das wundervoll gelegene Refuge de la Fare erreichbar. Von diesem 2216 *m* hoch gelegenen Heim der Société des Touristes du Dauphiné sind in 4 bis 5 St. die Hauptgipfel der Grandes Rousses ohne jede Schwierigkeit oder Gefahr ersteigbar. — Wer endlich vom Dauphiné, also von Südosten, kommt, wird unseren Weg einschlagen und in Clavans d'en haut oder einer höher gelegenen Hütte nächtigen.

Ich hatte Rev. W. A. B. Coolidge, dem ich alle nur wünschenswerten Aufklärungen über die nachfolgenden Touren verdankte, von meiner Absicht, die Grandes Rousses zu besuchen, leider nichts mitgetheilt, da die Reise dahin bis zu unserer Abfahrt von Bregenz noch sehr im Ungewissen lag. Ich war also nur auf die oben erwähnte Notiz in der »Österreichischen Alpen-Zeitung« angewiesen, doch genügte diese für die Feststellung der Einbruchsstation in das benannte Gebiet vollkommen. Herr Purtscheller hatte anfänglich keine besondere Lust, in ein so entferntes Gebiet zu gehen, als ich ihm aber die Karte mit den verlockenden Gletschern wies und vollends als er diese schöne Gruppe in voller Ausdehnung von der Aiguille d'Arves Méridionale sah, da pflichtete er mir bei, dass wir die Gegend nicht verlassen dürften, ohne uns eine wenigstens oberflächliche Kenntnis der Grandes Rousses anzueignen.

Ganz abgesehen von dem Zauber, den eine wenig gekannte Berggruppe auf den Touristen ausübt, so mussten uns ihre, die ganze Umgebung beherrschenden Gipfel, besonders nach Westen, einen ungehinderten Einblick in die letzten Ausläufer der Grajischen Alpen, des Dauphiné und weit hinaus über das französische Bergland darbieten. So verließen wir denn am 24. August 1893 um 8 U. morgens das ausgezeichnete Hôtel der Herren Juges frères in La Grave 1525 *m* und wanderten der hoch über der brausenden Romanche führenden Straße folgend thalauswärts. — Die vortrefflich gehaltene Straße führt von Briançon über den Col de Lautaret 2075 *m* nach Grenoble. Der Tag war von wunderbarer Reinheit und der Anblick der unvergleichlichen Nordwand der Meije entlockte mir ungezählte Ausrufe der Bewunderung. Weiter draußen im Thale, nachdem die Meije hinter einigen gewaltigen Felsrippen verschwunden ist, bieten die zahlreichen Zungen des Glacier de Mont de Lans, eines der größten Gletscher der Alpen, dem Wanderer eine Reihe der schönsten Hochgebirgsbilder dar. Nachdem wir der Straße 1¼ St. in ziemlich kräftigen Schritten gefolgt waren, machten wir bei einer ganz prächtigen Quelle Halt. Mächtige, mit üppigem Moose überwachsene

Blöcke, von einem alten Bergsturze herrührend, lagen in einem Tümpel; zwischen ihnen floss das klare und sehr kalte Wasser in anmuthigen Windungen hin; ein am Rande des Wassers stehender kräftiger Fichtenstamm gab willkommenen Schutz vor den bereits kräftig herniederbrennenden Sonnenstrahlen. Nach einer Rast von 20 Minuten brachen wir wieder auf, überschritten bei Le Dauphin die Romanche und erreichten um 10 U. 35 eine Holzbrücke, welche uns wieder an das rechte Ufer des Flusses brachte; nach Angabe eines an der Straße beschäftigten Mannes konnten wir nämlich, wenn schon hier den Fluss übersetzend, unseren Weg wesentlich abkürzen. Die Karte ist nicht sehr genau und gab uns nur über die Hauptwege Aufschluss. Nach Überschreitung des Flusses beschlossen wir, unseren durch die Straßenwanderung arg mitgenommenen Füßen eine kleine Erholung zu gönnen und erst um 11 U. 20 giengen wir wieder weiter, nachdem wir in der Romanche ein köstliches Halbbad genommen hatten. Nun stieg der Weg in zahlreichen Windungen nach Mizoën 1206 *m* hinauf, welches Dörfchen wir nach Vergießen manches Schweißtropfens um 11 U. 50 erreichten. Auf dem Wege dahin fesselte uns die im Hintergrunde des Val de Vénéon gewaltig aufsteigende Roche de la Muzelle derartig, dass wir schon an Umkehr und Besteigung dieses Gipfels dachten; doch hätte uns diese Unternehmung wieder weiter von den Grajischen Alpen entfernt und so unterblieb die Tour. In Mizoën wies man uns auf die Frage nach einem Gasthaus in eine wirklich traurig aussehende Spelunke. Mit dem Abschiede von der Hauptstraße hatten wir den breitgetretenen Touristenweg verlassen und waren in eines der am seltensten besuchten Gebiete der Alpen eingedrungen. Unten auf der Hauptstraße rollten Wagen auf Wagen, die Insassen in Toiletten nach der neuesten Pariser Mode, nach Mizoën verirrte sich bislang mit Ausnahme einiger an den Fingern beider Hände herzuzählender Mitglieder der französischen und englischen alpinen Vereine noch niemand. Und doch kann die Gegend sich mit den herrlichsten in den Alpen messen: die Ketten der Meije und des Mont d'Ollan mit ihren bizarren Formen ziehen den Blick auch des verwöhntesten Bergsteigers immer wieder auf sich.

Um 12 U. 35 schritten wir thaleinwärts und kamen um 1 U. 45 nach Clavans d'en haut, von wo mehrmals Coolidge den Aufstieg auf die Grandes Rousses angetreten hatte; das Dörfchen besteht nur aus wenigen Hütten, welche der Heuernte in den höheren Gebieten halber verlassen waren. Da wir unter diesen Umständen auf Unterkunft in den Hochalpen sicher rechnen konnten, so marschierten wir weiter und kamen zum Sommerdorfe Le Perron, wo wir bei uns entgegenkommenden Heuern über die Lage der höchsten dermalen bezogenen Alphütten und die Wege dahin Erkundigungen einholten. Nach einer weiteren halben Stunde kamen wir zu einem prächtigen Wasserfalle, der Cascade des Ferrand. Donnernd stürzte der Fluss zwischen etwa 50 *m* hohen Felswänden in eine Schlucht hinab, mit seinem Gischt an den beiderseitigen Hängen eine ganz tropenhaft üppige Vegetation hervorrufend. Wunderbare Ranunkeln, Campanulaceen, Anemonen, Vergissmeinnicht bildeten kleine Büsche; die einzelnen Exemplare waren von einer geradezu verblüffenden Größe und Farbenpracht. Der Weg bis hieher war gut gehalten, nun aber löste er sich in eine Unmasse von Alpensteigen auf, welche nach allen Richtungen der Windrose über die Wiesen führten. Wir erkundigten uns bei einer gerade beim Vesperbrote versammelten Familie nach einer Cloche

Valleret oder nach einem ehemaligen Besitzer Chéze genannten Hütte, welche man uns in Clavans d'en haut als die dem Gletscher nächst gelegene bezeichnet hatte.

Nach befriedigender, aber des Patois halber ziemlich schwer zu verstehender Auskunft stiegen wir über schöne Rasenhänge in der uns angegebenen Richtung rein westlich gegen das Massiv der Grandes Rousses hinan. Um 4 U. nachmittags erreichten wir die Hütte und wurden wir von der Pächterin derselben sehr freundlich bewillkommt. Da weder Herr Purtscheller noch ich aufrecht in derselben stehen konnten, es überdies wundervolles Wetter war, so nahmen wir vor der Hütte auf dem schwellenden Rasen Platz und nahmen hier einen einfachen aus Butterbrot bestehenden Imbiss ein. Leider waren die Gipfel der Grandes Rousses durch eine vorliegende hohe Terrainstufe verborgen. Dafür entschädigte uns der Blick auf die Alpen des Dauphiné, die in ganz zauberhafter Abendbeleuchtung nur wenige Stunden in der Luftlinie entfernt ihre erhabenen Häupter in den tiefblauen Himmel streckten. Erst der fallende Thau trieb uns in die Hütte. Dieselbe unterschied sich bei oberflächlicher Betrachtung in nichts von den in den deutschen und österreichischen Alpen befindlichen Sennhütten, und doch war der Aufenthalt in derselben trotz der Zuvorkommenheit der Bewohner, mit der sie uns die besten Plätze bei Feuer und Tisch aufdrängten, eine wahre Pein! Der vollkommene Holzmangel der Gegend zwingt die Leute nämlich, sich zur Feuerung der gedörrten Kuhfladen zu bedienen! Nachdem selbe einen genügenden Grad von Festigkeit erreicht haben, werden sie mit einer Schaufel vom Rasen abgehoben und mit der noch feuchten Innenseite an Mauern, Zäune u. dgl. angeklebt. Schließlich fallen sie, von Sonne und Luft getrocknet, herab, man wendet sie um, lehnt sie gegen Mauern, lässt sie bis zum völligen Dürrwerden im Freien; dann werden sie in Säcken oder ohne solche auf dem Oberboden aufbewahrt. Diese Dinger geben nun eine zur Bereitung von Suppe und warmer Milch völlig ausreichende, sehr gleichmäßige Hitze, verbreiten aber, besonders kurz nach dem Anheizen, einen Qualm und Gestank, von dem man sich nur schwer einen Begriff machen kann. Wir suchten daher zeitigst unser Lager auf dem Heuboden auf. Hatten wir zwei Tage vorher in Côte passat am Fuße der Aiguille d'Arves tüchtig gefroren, so schwitzten wir heute umsomehr. Der Dachraum schien buchstäblich luftdicht gegen die Außenwelt abgeschlossen zu sein, er befand sich zudem über dem Kuhstalle und konnte ich erst Schlaf finden, nachdem ich mich bis auf die dem Körper zunächst befindliche Hülle ausgezogen hatte.

Mit dem Instincte des Bergsteigers erhob ich mich trotz völliger Dunkelheit um 2 U. 45 morgens des 25. Juli und nachdem Herr Purtscheller mit gewohnter Vorsicht trotz des begreiflicherweise lebhaften Protestes der Hüttenbewohner Licht gemacht hatte, zündete er die Laterne an, bei deren Scheine wir uns ankleideten und uns über die wackelige Leiter in den unteren Hüttenraum begaben. Nach Genuss einer kleinen Schale Milch fragten wir nach unserer Schuldigkeit. Die Pächterin, die schon tags vorher bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit über ihre große Armut gewinselt hatte, meinte, sie wolle das gänzlich unserer »générosité« überlassen. Herr Purtscheller war darüber nicht wenig belustigt und meinte, die Dame halte uns wohl für verkappte Prinzen. Ich überschlug schnell die von uns genossene Milch, etwa $1\frac{1}{2}$ Liter, die uns verabfolgte Butter, etwa

für 30 Centimes, und legte der Frau, die wirklich ärmlich aussah, 4 Franken auf den Tisch. Da sie kein Wort des Dankes fand, mich vielmehr recht geringschätzig anblickte, so fragte ich sie, ob sie etwa nicht zufrieden sei. Da meinte sie, sie müsse es wohl sein, aber unter 5 Franken habe ihr noch kein Reisender gegeben! Während Herr Purtscheller voll gerechten Unwillens die Hütte verließ, konnte ich es nicht übers Herz bringen, ihm so ohneweiters zu folgen. Ich hielt ihr in eindringlichster Weise ihre Lügenhaftigkeit vor: tags vorher hatte sie behauptet, wir seien die ersten Bergsteiger, die sie in ihrer Hütte aufnehme und heute betrage das Entrée plötzlich 5 Franken für die Person! Diese kleine Standrede machte sichtlichen Eindruck und riefen mir, als ich kurz darauf die Hütte verließ, sowohl die Frau, als ihr Schwager und ein zur Heuarbeit gedungener Knecht den landesüblichen Gruß »Bon voyage, allez doucement!« nach. — Ich muss übrigens bemerken, dass dies der einzige Schnürungsversuch war, der uns auf unserer vierwöchentlichen Reise in Frankreichs Bergen begegnete. Sehr oft wollten die Leute überhaupt nichts annehmen, sie sagten: So wenig Milch und Butter hätte ja gar keinen Wert auf einer Alpe, — für die Benutzung des allerdings oft mageren Heustockes wurde die kleinste Gabe mit herzlichem Danke angenommen; wir wurden regelmäßig zum Wiederkommen eingeladen und gaben sich die Leute redliche Mühe beim Trocknen unserer öfters feuchten Wäschestücke.

Es war noch tiefe Dämmerung, als wir um 3 U. 40 die Hütte verließen und uns in westlicher Richtung gegen den hier noch unsichtbaren Glacier du Grand Sablat wandten. Wir folgten einem Viehwege, der uns in mäßiger Steigung über Wiesen und kleine Felsterrassen, zuletzt zwischen mächtigen Trümmern, anscheinend einer alten Moräne entstammend, um 5 U. an den Gletscher brachte. Wir hielten uns, da die unteren Partien ziemlich zerklüftet waren, an den linken, nördlichen Rand derselben und schritten, abwechselnd einer Seitenmoräne und schneebedeckten Hängen folgend, einem oberhalb der mächtigen Zunge liegenden, sanft geneigten Gletscherboden zu. Um 5 U. 15 betraten wir diesen und steuerten in nordwestlicher Richtung gegen eine Mulde, die uns den besten Zugang zum oberen Gletscherbassin zu bieten schien. Den in der Mitte des Gletschers befindlichen Spalten ausweichend, giengen wir ziemlich nahe an seinem linken Rande dahin; einmal mussten wir den mächtigen Strom einer kürzlich abgegangenen Eislawine kreuzen, welche über die Wände des Mont Savoyat, der im Norden des Glacier du Grand Sablat sein felsiges Haupt erhebt, abgestürzt war. Die Eisblöcke waren noch nicht abgeschmolzen, scharfkantig ragten die größeren von ihnen aus der Masse der Lawine hervor, und unserer Übung gelang es ganz gut, von Block zu Block zu klettern und zu springen, ohne den Eispickel zu Hilfe nehmen zu müssen. Diese Art der Vorwärtsbewegung brachte uns rasch aufwärts und nach Erkletterung einer steilen, plattigen Felswand erreichten wir um 6 U. 5 ziemlich leicht den deutlich abgesetzten Rand des zweiten, oberen Firnbeckens des Glacier du Grand Sablat. Hier machten wir auf einer Felsrippe einen kleinen Halt von 10 Minuten, nahmen einen Imbiss, füllten die Flaschen zur Limonadebereitung und brachen um 6 U. 15 wieder auf. Wir befanden uns nun in einem herrlichen Gletscher-Circus, der nur nach Osten offen und von schön geformten Fels- und Eisgipfeln eingeschlossen war.

Im Süden thürmte sich gegen den Punkt 3135 der französischen Generalstabskarte, dessen weiterer Verlauf den Glacier du Grand Sablat vom Glacier de Sarennes trennt, eine gewaltige Eismasse auf, einem gefrorenen Wasserfall von riesigen Dimensionen täuschend ähnlich sehend. Nach Norden schwingt sich das Firnfeld zum Col du Grand Sablat zwischen Sommet Sud und Mont Savoyat auf, von welchem seinerzeit Rev. W. A. B. Coolidge beide Gipfel erstieg. Gegen Westen aber steigt das Eisfeld sanfter zum Hauptkamme der Grandes Rousses auf, und da wir zuerst einen Blick nach dem Westabfalle des Gebirges thun wollten, so richteten wir unsere Schritte dahin. Um 6 U. 55 war der Hauptkamm, der hier aus mächtigen Blöcken besteht, erreicht und legten wir hier unser Gepäck ab, da wir zuerst dem Sommet 3 als südlichster Haupterhebung des Zuges unseren Besuch zugedacht hatten und auf dem Wege nach dem Hauptgipfel, dem Sommet Sud, doch wieder hier vorbeikommen mussten. Um 7 U. 4 hatten wir über einen recht luftigen Eiskamm, der nach Osten in einer prächtigen Wächte überhieng, den Gipfel des Sommet 3 mit 3332 *m* erreicht und überließen wir uns nun mit vollem Genusse der umfassenden Aussicht. Wir waren bisher fast nur auf unseren Weg bedacht, so ziemlich ohne uns um die Fernsicht zu bekümmern, gestiegen, da wir ja eine große Aufgabe, die Begehung des Hauptkammes der Grandes Rousses in einer Ausdehnung von 4 *km* Luftlinie vor uns hatten! Nun aber, als die Westalpen von der Punta dell'Argentera bis zum Mont Blanc vor uns lagen, waren wir doppelt entzückt, uns diesen Bergen zugewandt zu haben.

Da der Hauptgipfel unseren Standpunkt um 140 *m* überragte, die Aussicht mithin eine noch bedeutendere sein musste, verließen wir den Sommet 3 schon um 7 U. 9 und langten abfahrend und im Dauerlaufe um 7 U. 14 bei unserem Gepäcke am Plateaurande an. Wir überzeugten uns, dass auch von Westen, vom Refuge de la Fare ausgehend, dem Kamme, auf welchem wir standen, ohne Schwierigkeit beizukommen ist, und giengen um 7 U. 20 aufbrechend in nördlicher Richtung, indem wir dem Kamme möglichst folgten, an die Besteigung des Sommet Sud. Die Beschaffenheit des Schnees war eine ganz vortreffliche; kaum dass der Fuß einen Eindruck auf dem festen Firne hinterließ, sodass sich die nun folgende Gratwanderung zu dem Hauptgipfel äußerst genussvoll gestaltete. Der Blick schweifte von den Zermatter Gipfeln nach den das Mittelmeer umsäumenden Bergen der See-Alpen und bildeten besonders die abenteuerlich in die Lüfte ragenden Aiguilles d'Arves ein überaus fesselndes Bild. Um 7 U. 45 hatten wir einen schönen eisbedeckten Gipfel, der ungefähr 3400 *m* hoch sein dürfte, erreicht und sahen uns nur mehr durch einen in flottem Abfahren schnell zu gewinnenden Sattel von dem Culminationspunkte der Grandes Rousses getrennt. Dieser stieg mit einer Signalpyramide gekrönt in blendender Weiße vor uns in die Höhe. Um 8 U. 15 war auch dieser infolge der guten Schneeverhältnisse ohne Schwierigkeit gewonnen und nun machten wir eine halbstündige Rast behufs genauer Betrachtung der Rundschau.

Zufolge der Lage der Grandes Rousses im äußersten Westen der Alpen erscheinen diese mit Ausnahme der Aiguilles d'Arves und der nur drei Meilen in der Luftlinie entfernten Riesen des Dauphiné nicht sehr hoch. Der Mont Blanc ist 13, die Dent du Midi 17, das Matterhorn — bei der seltenen Reinheit des Tages

bis in das Detail deutlich erkennbar — 20 geographische Meilen entfernt; letztere Entfernung ist der des Großglockners von der Weißkugel gleich. — Aus der Masse der Grajischen Alpen, welche unserer Unkenntnis der Bergformen halber uns damals noch unentwirrbar war, traten besonders ein gewaltiger Felsberg und ein Eisdom hervor. Ich machte eine kleine Skizze derselben und entpuppten sie sich später als die Grande Casse und der Charbonel. Mit Vorliebe verweilte der Blick auf den Hochzinnen des Dauphiné; die unvergleichliche Meije, die furchtbar wilden Écrins, der mehrgipfelige Pelvoux, die von ausgebreiteten Gletschern umgebenen Les Bans, die Riesenpyramide der Roche de la Muzelle ziehen die Aufmerksamkeit immer wieder auf sich. Südlich wird der Gesichtskreis von dem weiten Bogen der See-Alpen, deren einzelne Gipfel mir Herr Purtscheller namhaft machte, bekränzt. Besonders die Argentera und die Cima dei Gelas ragten mächtig über die anderen Berge hervor. Von den Gebirgsgruppen, die nach Westen hin erblickt werden, ist es die Kette der Belledonne mit 2981 *m*, welche noch Hochgebirgscharakter aufweist. Darüber hinaus ist die Aussicht nur durch die Sehkraft des Auges beschränkt. Das herrliche Midi de la France mit seinen üppigen Culturen, die das kleinste Plätzchen sorglich ausnützen, liegt hier vor uns. Bis gegen Lyon schweift der Blick und versicherten mich Mitglieder des Club Alpin Français, dass man von den Höhen um Lyon die Gipfel des Dauphiné bei günstigen Verhältnissen ganz wohl sehe; darunter könne die langgestreckte Crête des Grandes Rousses deutlich ausgenommen werden. Gegen Norden zogen die Gruppen des Bec d'Aiguille 2893 *m* und der Puy Gris 2960 *m*, beide den Bergen Savoyens angehörig, durch ihre spitzen Formen die Aufmerksamkeit auf sich. Zwischen den ebengenannten Bergen und der Belledonne erblickten wir den großen See von Bourget.

Trotz einer Entfernung von 13 geographischen Meilen behauptete der erhabene Mont Blanc seinen Rang als »Monarch« noch immer. Wie in orangefarbenes Licht getaucht ragte er imposant über die gewiss gewaltigen Berge der Maurienne und Tarentaise heraus und meinte Herr Purtscheller, dass wir schleunigst hinauf müssten, wenn wir nicht schon längst oben gewesen wären. In fliegender Hast hatte ich die Fernsicht notiert und wandte nun auch der näheren Umgebung meine Aufmerksamkeit zu. Da wir uns im Centrum der von Norden nach Süden streichenden Kette befanden, konnten wir außer der östlichen und westlichen Abdachung auch den Bau der Seitenkämme und der nächstgelegenen Gletscher studieren. Die Gruppe als Ganzes hatten wir zwei Tage vorher von der Aiguille d'Arves Méridionale weit besser betrachten können.

Der Abfall gegen Westen ist ungemein steil. In mit ungezählten Eiscouloirs durchzogenen Wänden, welche mächtigen Strebepfeilern gleich dem langgestreckten Glacier des Rousses entragen, stürzte der Kamm dorthin ab. Kein einziger 3000 *m* erreichender Gipfel befindet sich westlich des Hauptkammes. In den der Kette der Grandes Rousses ziemlich parallel verlaufenden Petites Rousses schwingt sich der gleichnamige Gipfel nur auf 2813 *m* auf.

Gegen Osten dagegen zweigen drei bedeutende Kämme ab. Der südlichste trägt einen 3135 *m* hohen Pic, der mittlere vom Pic Sud abzweigende den 3340 *m* erreichenden Mont Savoyat; der nördlichste geht vom Hauptkamme beim Étendard ab, senkt sich zum Col des Quirlies 2950 *m*, und schwingt sich in der Cime du Grand Sauvage (Große Wildspitze; überall die gleichen Namen!) zu 3229 *m* auf.

Zwischen dem Haupt- und dem südlichsten Seitenkamme wälzt der mächtige Glacier de Sarennes seine Masse zu Thal. Zwischen dem südlichen und mittleren Seitenkamme befindet sich der morgens von uns überschrittene Glacier du Grand Sablat. Zwischen dem mittleren und dem nördlichsten Nebenkamme liegt der Glacier de Quirlies, dessen Tücken wir noch an demselben Tage kennen lernen sollten. Nördlich endlich, von dem dritten zwischen ihm und dem Hauptkamme, strömt der prächtige Glacier de St. Sorlin dahin, sogenannt von dem am Arvan gelegenen Orte St. Sorlin d'Arves. — Fast über alle diese Kämme und Gletscher hatten wir von unserem Standpunkte einen wundervollen Überblick, und nur die Überlegung, dass die Sonne an diesem Tage keine Ausnahme von der Regel, im Westen unterzugehen, bilden werde, konnte uns bestimmen, die herrliche Zinne, auf der, nebenbei gesagt, kein Lüftchen wehte, um 8 Uhr 40 zu verlassen. Wir hatten beschlossen, wenn möglich, alle drei Haupterhebungen der Grandes Rousses zu besteigen und standen uns zwei Wege offen, um dem dritten, nördlichst gelegenen an den Leib zu gehen. Wir konnten entweder auf dem Hauptkamme bleiben und dessen Erhebungen, deren ich von der Aiguille d'Arves aus zwischen dem Pic Sud und dem Étendard drei wesentliche, eine Schneespitze und zwei Felsgipfel, gezählt hatte, überschreiten, oder wir mussten zum Sattel östlich vom Pic Sud absteigen, den Glacier de Quirlies gewinnen, zum Col de Quirlies aufsteigen und den Étendard von Osten, beziehungsweise Ostnordosten ersteigen. Wir entschieden uns für den ersteren Weg, da wir auf diese Weise nur wenig an Höhe zu verlieren gedachten. Wenigstens sah die Fortsetzung des Grates zum Étendard, soweit wir von unserem Standpunkte aus urtheilen konnten, nicht sehr tief geschartet aus und auch nach dem Anblicke von der Aiguille d'Arves aus rechnend, schien uns der Übergang ganz gut durchführbar.

Die Luftlinie zum Étendard betrug genau 2 *km* und wenn sich uns nicht ganz außergewöhnliche Schwierigkeiten in den Weg stellten, durften wir hoffen, in längstens drei Stunden drüben zu sein. Der erste Theil des Abstieges ließ sich ganz gut an: flottes Abfahren brachte uns rasch auf den nächstgelegenen Sattel, und stiegen wir von ihm über den noch immer gut tragenden Schnee auf die erste der drei uns vom Étendard trennenden Spitzen, eine zierliche Firnschneide. Um 9 U. 10 war diese erreicht; wir betrachteten mit Bewunderung den imposant aufsteigenden Pic Sud, den wir soeben verlassen und schickten uns zum Weitermarsche an. Doch zeigte sich der Grat schon von hier aus gesehen weit weniger harmlos als vom Sommet Sud. Die Nordseite des von uns eben bestiegenen Firngipfels stürzte in ziemlich steiler Felswand ab und erst nach tüchtiger Kletterarbeit standen wir um 9 U. 35 in der nächsten Scharte, die den tiefsten Punkt des Kammverlaufes zwischen Sommet Sud und Étendard bildete. Wir gönnten uns hier eine kleine Rast, da uns die Schultern infolge der bedeutenden Belastung — wir trugen die für die Besteigung der Aiguille d'Arve Méridionale benöthigten Seile und auch sonst an Proviant, Reservekleidung u. s. w. etwas zu viel — empfindlich schmerzten. Um 9 U. 40 nahmen wir den ersten der vor uns gewaltig aufragenden Felsgipfel in Angriff, aber erst nach sehr exponierter, stellenweise geradezu bedenklicher Kletterei standen wir, mehrmals gezwungen an seiner lothrechten Westseite zu traversieren, auf seinem Scheitel 10 U. 10. Aber etwa noch drei oder vier derartige Köpfe, einer immer abschreckender als

der andere aussehend, lagen zwischen uns und der letzten Einsattelung vor dem Étendard.

Da wir vom Sommet Sud aus nach Norden blickend nur die Südabdachung der im Kamme liegenden Gipfel sehen konnten, diese aber hier ihre firnbedeckten, sanft geschwungenen Hänge wiesen, während die Nordseite durchgängig steile Felsgrate zeigte, so ist diese Unterschätzung des Grates bezüglich seiner Schwierigkeit, die wir uns zuschulden kommen ließen, leicht erklärbar. Da nun ohne ausgiebiges Abseilen schon die nächste Felsstufe nicht erreichbar schien, unsere großen, d. h. stark gefüllten Rucksäcke uns außerdem am Klettern ungemein hinderten, so hielten wir ernstlichen Kriegsrath. Wir beschlossen nun in Ansehung des Umstandes, dass der schließliche Erfolg trotz mehrmaligen Abseilens sehr zweifelhaft werden konnte, da uns ja schon im Aufstiege zum nächsten Zacken große Hindernisse entgegenzutreten schienen, den Rückweg bis zu der um 9 U. 35 erreichten Scharte anzutreten; dann mussten wir auf das mittlere Becken des Glaciers des Quirlies absteigen und, einmal dort angekommen, lag der weitere Weg offen vor uns. Um 10 U. 15 verließen wir den etwa 3300 *m* hohen Felsgipfel und stiegen südlich nach dem oben erwähnten Sattel ab; von ihm weg bewegten wir uns, so lange es Firn gab, theilweise abfahrend in ziemlich raschem Tempo gegen Osten den tieferen Theilen des Gletschers zu. Einige kleinere Spalten wurden mit leichter Mühe überschritten, schon war ich voll froher Hoffnung, als plötzlich nach einer fast ebenen Stelle ein gewaltiger Eisbruch, den wir von oben gar nicht wahrgenommen hatten, unser Vordringen hemmte. Die ziemlich flüchtig gezeichnete Karte, die auf den Gletschern keinerlei Höhenangaben bringt, gab uns überhaupt keine Aufschlüsse und waren wir während unserer Touren öfters sehr erstaunt, mächtige Firnbrüche anzutreffen, wo die Karte auch nicht die mindeste Andeutung von der Existenz solcher wichtigen Dinge gemacht hatte. Wir versuchten nun zuerst etwas nördlich über eine die Eismasse einengende Felsnase den ebenen Gletscher, der in verlockender Nähe vor uns lag, zu erreichen; aber nachdem wir etwa 20 Meter sehr steil über theilweise vereiste Felsen abwärts geklettert waren, sahen wir uns am Rande einer mindestens 50 Meter hohen Felswand, über die es kein Hinabkommen gab.

Nach Norden nahmen die Wände rasch an Höhe zu und nach einem einzigen Blicke dahin lag die Unmöglichkeit, dort durchzukommen, nur zu klar am Tage. Wir kletterten daher die 20 *m* wieder hinauf und nahmen nothgedrungen den Eisbruch selber in Angriff. Er hatte hier eine Breite von etwa 80 *m* und wurde südlich, also an seiner orographisch rechten Seite, gleichfalls von gänzlich ungangbaren Felsen eingerahmt. Angesichts dieses Waldes von Thürmen und Pfeilern, dieser Menge trügerischer Spalten und Schneebrücken hätte ich unter anderen Umständen zur vollständigsten Umgehung gerathen; das hätte aber in diesem Falle den nochmaligen Aufstieg nach den Sommet Sud bedeutet und dann wäre es für heute mit der Erreichung des Étendard endgiltig vorbei gewesen. So wurden denn die getreuen Seile aus dem Rucksacke gezogen und aneinandergebunden; wir schnallten die Steigeisen an, nahmen noch einen tüchtigen Schluck Limonade und nun begann Herr Purtscheller, von mir am Seile gehalten, über die stellenweise spiegelglatte Eismasse, die im ganzen einen 60° übersteigenden Neigungswinkel aufwies, Stufen zu schlagen. Zwischen

Eisthürmen und überhängenden Blöcken wand er sich hindurch, bis das gespannte Seil seinem weiteren Abstiege Halt gebot. Dann rannte er seinen Pickel möglichst fest ein, legte das Seil, den alpinen Flaschenzug bildend, darüber, und dann kam ich, ab und zu eine Stufe ausbessernd, nach. Dreimal wiederholte sich dasselbe Spiel, und als ich, Herrn Purtschellers Vorgehen nachahmend, über die noch zuletzt vorhandene Randkluft sprang, war es 11 U. 30.

Wir rollten nun das längere der Seile ein, banden uns an das kürzere, da diese Vorsicht der vorgerückten Tageszeit wegen geboten schien, warfen noch einen befriedigten Blick auf den Gletschersturz und dann gieng es in nordöstlicher Richtung nach dem Col des Quirlies, zu dem ein sanft geneigtes Firnfeld hinanführte. Der Marsch nach diesem Passe gestaltete sich zu einem sehr mühsamen. Sengend heiß brannte die Sonne uns auf den Rücken, kein Luftzug kühlte unsere heißen Stirnen, da wir uns in einem allseitig von hohen Bergen umgebenen Gletscherkessel befanden. Zudem sanken wir bei jedem Schritte bis zu den halben Waden in den erweichten Schnee und waren wir herzlichst froh, als wir um 12 U. am Col anlangten und uns ein erfrischender Nordwind begrüßte. Auf dem Glacier des Quirlies hinwandernd, hatten wir die beste Gelegenheit, den von uns verlassenen Grat bezüglich seiner Begehbarkeit zu mustern. Nun priesen wir erst recht unseren Entschluss, seine weitere Verfolgung aufzugeben. Einer Riesensäge gleich lag er vor uns und hätte die Überwindung aller dieser größeren und kleineren Zähne und Zacken sicherlich einige Stunden härtester Arbeit gekostet. In der Nähe der Passhöhe angekommen, stiegen wir etwas gegen Osten an den den Col begrenzenden Felsen an, legten unser Gepäck zwischen Steinblöcken nieder, gönnten unseren Gliedern eine viertelstündige Rast und sprachen auch unseren Vorräthen tüchtig zu. Prächtig nahm sich von unserem Ruheplatze aus der von uns vorhin überwundene Gletscherbruch aus und mit aufrichtiger Hochschätzung unser selbst verfolgten wir mit dem Feldstecher die kühne Trace durch denselben.

Um 12 U. 15 brachen wir wieder auf, aber diesmal in bequemster Ausrüstung. Ich hatte sogar meinen Sack am Col gelassen und schritt, im Flanellhemde, die getreuen Steigeisen für alle Fälle um den Leib geschnallt, einige Stücke Chocolade in der Tasche, nur mit dem Pickel bewaffnet, behaglich dahin. An diesem Tage kam mir so recht der gewaltige Unterschied zwischen der Kraftleistung des »Führer-Touristen«, und der des führerlos Gehenden zum Bewusstsein.

Der Weg vom Col des Quirlies zum Étendard ist klar vorgezeichnet; man geht anfänglich etwas nach Nordwesten, biegt dann zum Grate ein und hält sich fast immer auf diesem selbst oder wenige Meter von ihm entfernt auf der Nordost-Flanke. Die ganze Partie hat in den unteren Theilen große Ähnlichkeit mit der Besteigung des Mönches vom Mönchsjoche aus, nur ist der Hang etwas steiler als dort und ist die Entfernung nur halb so groß.

Uns wurde die Besteigung etwas durch die Umstände, wie sie die vorgerückte Stunde mit sich bringt, erschwert. Gegen Osten liegend, der Sonne daher vom frühen Morgen ausgesetzt, zeigten die Firnhänge sich stark erweicht. An mehreren Stellen lagen die Schneemassen nur locker auf dem darunter befindlichen Eise auf, und lief das Schmelzwasser in kleinen Bächen zwischen den beiden Schichten herab.

Da sich der Schnee an unseren mit Steigeisen bewaffneten Füßen zu großen Klumpen ballte, so war es sehr oft nöthig, diese mittelst eines kräftigen Pickelschlages von der anhaftenden Last zu befreien. Diese Umstände machten die Besteigung dieses sonst so harmlosen Gipfels zu einer sehr ermüdenden, ja stellenweise geradezu zur höchsten Vorsicht mahnenden.

Um 1 U. 30 hatten wir die Spitze des Pic de l'Étendard, 3473 *m*, erreicht und lagerten uns, vor dem leichten Nordwinde durch die imposante Gipfelwächte geschützt, auf einigen Steinplatten.

Trotz der vorgerückten Stunde war die Aussicht noch immer vollkommen klar und prägte sich mir insbesondere die Gruppe der drei Aiguilles d'Arves unauslöschlich dem Gedächtnisse ein. Die Rundschau unterscheidet sich bei der geringen Entfernung von dem Sommet Sud natürlich nur in Bezug auf die allernächste Umgebung einigermaßen von der des letztgenannten Gipfels. Doch möchte ich der vom Étendard gebotenen insoferne den Vorzug geben, als der Anblick des Glacier de St. Sorlin, den man in seiner ganzen Ausdehnung gleichsam aus der Vogelschau erblickt, überaus prächtig wirkte. In durchwegs gleicher Breite von 1½ *km* zieht er 4½ *km* lang zu Thal. Darüber hinaus erblickt man üppig grüne Wiesen, gelblich braune Felsen rahmen das vollendet schöne Bild ein, welchem in der Rundschau vom Sommet Sud aus nichts Ähnliches an die Seite gestellt werden kann. Von hier aus käme gewisslich niemandem der Gedanke, auf dem Grate zum Sommet Sud zu wandern! Man erkennt nur mit Mühe den vom letzteren Gipfel aus so zahm aussehenden Grat wieder. Gleich in nächster Nähe vom Étendard erheben wilde, mit secundären Zacken und Nadeln getrennte Felsthürme ihre Häupter.

Um 1 U. 45 nahmen wir endlich — wohl für immer — Abschied von der schlanken Spitze. Wir nahmen den Abstieg über den zum Aufstiege benützten Grat und langten um 2 U. 30 auf dem Col des Quirlies an. Um von hier nach St. Jean d'Arves zu kommen, von welchem Orte ein Sträßchen über den Col d'Arves nach der Eisenbahnstation St. Jean de Maurienne führt, lagen uns zwei Wege offen: wir konnten entweder in nördlicher Richtung über den Glacier de St. Sorlin direct nach dem Thale des Arran absteigen und über St. Sorlin nach dem Col d'Arves gehen, oder wir mussten uns südlich dem Glacier de Quirlies zuwenden, über ihn vorerst in das Thal des Ferrand — in dem Clavans und Chêze, von dem wir morgens aufgebrochen waren, liegen — absteigen; dann galt es über den Col de Valette nach dem Arvanthale zu gehen und zuletzt hatten wir noch den ca. 2000 *m* hohen Col d'Ornon zu überschreiten, um St. Jean d'Arves, unser präsumtives Nachtquartier, zu beziehen. Leider wussten wir am 25. Juli 1893 nicht, dass der Col, auf dem wir standen, der Col de Quirlies sei. Die Karte bringt nämlich weder Côte noch Namen, und so getrauten wir uns nicht, zu später Nachmittagsstunde einen so mächtigen Gletscher, als es der Glacier de St. Sorlin ist, und von dessen Begehbarkeit, namentlich in den unteren Partien, wir gar nichts wussten, zum Abstiege zu wählen.

Erst einige Wochen später fanden wir alle nur möglichen Aufklärungen über die Höhencôten und Namen der Gruppe der Grandes Rousses in einer Monographie über diese Berge aus der Feder des mehrfach erwähnten Herrn Henri Ferrand. Es war eben unser Ausflug nach den Grandes Rousses ein

improvisierter gewesen, so dass die erste Bedingung für führerlose Wanderungen, die vollständige Beherrschung der Literatur, leider mangelte.

Um 2 U. 50 verließen wir den Col des Quirlies und stiegen nach Süden auf den gleichnamigen Gletscher ab. Derselbe ist in seinem mittleren Theile fast spaltenlos und sehr angenehm zu begehen. Die Abstürze des Sommet Sud, des Mont Savoyat, des Étendard, der Firnbruch des Gletschers selber machten mich noch oftmals umsehen.

Um 3 U. 30 langten wir unter Freund Purtschellers ausgezeichneter Führung am Rande der — orographisch gerechnet — linken Seitenmoräne an und machten bei Gelegenheit des Einrollens unseres Seiles eine Rast von 10 Minuten. Wir befanden uns nun im obersten Abschnitte des vom Ferrand durchströmten Thales.

Zwischen großen Blöcken führte uns ein schmaler Pfad, der wohl von Schafen ausgetreten sein musste, nach den tieferen Terrassen, wobei uns alsbald die bei der großen Nähe des Gletschers ganz außergewöhnliche Üppigkeit der Wiesen auffiel. Die südliche Lage des Gebirges, der große Wasserreichthum und nicht zuletzt die geologische Beschaffenheit des Gesteins — stark eisenschüssiger Kalk — gaben zusammen die Erklärung.

Dabei befanden sich auf Räumen, die in den österreichischen Alpen wohl von einem Dutzend Hütten besetzt wären, deren eine oder zwei. Wir überquerten nun eine Menge Rinnsale, was manchmal des sehr lockeren Grundes halber sehr ermüdend war; hierauf mussten wir über einen grasigen Rücken in das Quellgebiet des Ruisseau du Grand Sauvage übergehen; dieser Bach geht in seinem späteren Verlaufe mit dem Ferrand parallel und umgiengen wir, um nicht zu tief absteigen zu müssen, seine unzähligen Quellbäche in gewaltigem Bogen. Um 3 U. 40 hatten wir die Moräne des Glacier des Quirlies verlassen und um 4 U. erreichten wir eine ehemals den Zollwächtern zur Wohnung dienende Hütte. Es geht nämlich über den nahegelegenen Col de la Valette die Grenze zwischen Savoyen und dem Dauphiné, also vor dem Jahr 1860 zwischen Italien und Frankreich. Jetzt ist die Hütte von Schafhirten bewohnt.

Trotz der vorgerückten Tageszeit konnte ich es nicht über mich bringen, kurzweg weiter zu marschieren und ließ ich mich in dem schwellenden Grase nieder. Mit Ausnahme der Bergwiesen des in der botanischen Welt ob seiner reichen Flora sehr bekannten Hochlantsch in Steiermark kann ich mich nicht erinnern, irgendwo eine so farbenprächtige Vegetation gesehen zu haben. Der abgebrauchte Vergleich mit dem farbigen Teppich passte für diese Wiesen ausnehmend gut, denn der vorherrschende Eindruck, den man bei Betrachtung dieser Blumenpracht empfieng, war nicht mehr grün, sondern aus roth, gelb und blau gemischt. Es ruhte sich hier wie auf Polstern und erst nach mehrmaliger Aufforderung von Seiten Purtschellers riss ich mich von dem duftigen Pfühle, von dem aus sich ein herrlicher Anblick der Grandes Rousses bot, los.

Um 4 U. setzten wir unseren Marsch fort und wandten uns in nördlicher Richtung dem tiefsten Punkte des vor uns liegenden grasigen Rückens, dem ca. 2250 *m* hohen Col de la Valette, zu. Auf der Passhöhe angelangt, winkten wir dem westlichen Ausläufer des Dauphiné, dem erhabenen Roche de la Muzelle, noch einen Scheidegruß zu und schritten nach leider fruchtloser Anfrage bei einem des

Weges ziehenden Eseltreiber, dessen Patois vollkommen unverständlich war, den breitesten der in großer Menge dahinziehenden Alpwege fürbass.

Wir befanden uns, nachdem die Passhöhe überschritten war, im Gebiete des Arvan, der uns nach St. Jean de Maurienne geleiten sollte. Leider kann man seinem Laufe nicht ohneweiters folgen, da er auf größere Strecken in völlig ungangbaren Schluchten dahinbraust. Der Col de la Valette befindet sich auf einer breiten Terrasse. Eine Orientierung ist, außer in Bezug auf die Hauptrichtung, bei der großen Menge der durch kleine Hügelketten geschiedenen Alpwege sehr schwierig. Unser Weg führte in wenigen Minuten zu einer großen, leider verlassenen Alphütte und wandten wir uns nun der von der Karte im allgemeinen gegebenen Richtung folgend nach Nordosten. Plötzlich hörte der Weg auf und befanden wir uns gleich darauf am Rande eines wohl 50 *m* hohen Absturzes. Wir giengen längs desselben hin, spähten nach einer Fortsetzung unseres Weges, konnten aber keine entdecken. Über von Wandeln unterbrochene steile Rasenpartien arbeiteten wir uns nun einige Zeit ziemlich mühsam abwärts, bis wir vor einem in den Alpen vielleicht einzig dastehenden Schutthalden-Complex von etwa einer Wegstunde Querschnitt standen. Links unter uns schoss der Bach zur Tiefe, in seinem Rinnsale eine Menge kleiner Wasserfälle bildend, rechts oben waren schroffe Wände, da gab es keine Wahl. Es folgte nun ein Rennen über die Schutthalden, dass mir Hören und Sehen vergieng. Die Hänge, aus schwärzlichem Thonschiefer bestehend, hatten eine mittlere Neigung von über 45°, kleine Wandeln wechselten mit weniger stark geneigten Stellen.

Schon nach wenigen Minuten der tollen Jagd war ich in vollem Schweiße. Ich hatte einen weit ungünstigeren Stand als Herr Purtscheller, da die Spitze meiner stark abgenutzten Pickelklinge vollkommen den Dienst versagte. Bei jedem zweiten Schritte musste man sich mit dem Pickel verankern, um überhaupt weitergehen zu können, und wenn nun mein stumpfes Werkzeug immer wieder ausbrach, so war ich jedesmal in Gefahr, den Hang bis zum Bachbette, etwa 200 *m*, hinabzukollern. Einmal im Gleiten hätte es bei der Härte des Gesteines und der bedeutenden Neigung kein Aufhalten mehr gegeben.

Das Gefährliche bei der Sache war besonders darin gelegen, dass Partien mit mehr verwittertem, loser aufliegendem Geschiebe, wo man sich durch kräftiges Einsetzen des Sohlenrandes wenigstens theilweise festhalten konnte, mit solchen Stellen wechselten, wo die harten Schieferplatten unmittelbar zutage traten. Der äußere Anblick aber ließ nicht immer einen richtigen Schluss zu und so musste ich alle meine Kräfte zusammennehmen, um diese schier unendlich erscheinenden Hänge zu überwältigen.

Kurz vor 5 U. 15 hatten wir die letzte Runse überwunden und traten — ich mit einem lauten, tiefgefühlten »Gott sei Dank« — auf den Rasen. Ein sehr steiler Zickzackweg führte uns über einen begrünten Hang nach einer Alphütte, welche an der rechten Thalseite, der von Aigues Rousses gegenüberliegt, deren Namen ich aber leider zu erfragen vergaß.

Um 5 U. 30 legten wir hier unser Gepäck ab und labten die ausgetrockneten Gaumen an der vortrefflichen Milch.

Unsere Mittheilung, dass wir über die schwarzen Schieferhänge schräg abwärts traversierend hiehergelangt seien, wurde mit ungläubigem Lächeln beant-

wortet. Allerdings sahen dieselben von unten einer gänzlich glatten Wand zum Verwechseln ähnlich.

Herr Purtscheller, der den ganzen Tag die Führung gehabt hatte, wollte, etwas abgespannt, hier übernachten. Leider waren aber Sommergäste, zwei kränkliche Kinder, aus Grenoble anwesend, welche die Betten besetzt hielten, und Heu gab es auf dem Nordabhange des Gebirges so gut wie keines. Also brachen wir um 6 U. 5 wieder auf und strebten, von dem sehr freundlichen Älpler ein Stück begleitet, auf einem guten Maulthierpfade dem ca. 2000 *m* hohen Col d'Ornon zu.

Tüchtig ermüdet erreichten wir denselben um 7 U. 30 und stiegen mit gewaltigen Schritten auf der östlichen Abdachung des Bergrückens nach St. Jean d'Arves hinunter.

Aber auch hier sollten unsere müden Glieder noch keine Ruhe finden, denn nochmals hieß es etwa 150 *m* nach La Tour hinaufsteigen. St. Jean d'Arves ist nämlich der Sammelname für eine Reihe zerstreuter Dörfchen und Weiler, wie La Villette, Le Villard, Le Villaret, Le Plan, La Tour u. s. w. La Tour hatte den Vorzug der schönsten Lage an der Südabdachung des 2207 *m* hohen Mont Charvin und des Besitzes eines für mäßige Ansprüche genügenden Gasthauses. Die guten Betten des Hôtels Grand chemals Arlaud waren es, welche mir als Leitstern über den Col d'Ornon und schließlich von der namenlos schmutzigen Wirtschaft in einem der von uns passierten Bestandtheile von St. Jean d'Arves hierher gedient hatten. Um 8 U. 5 langten wir in La Tour an und schliefen nach wenigen Minuten um die Wette.

Der nächste Tag brach wieder klar und herrlich an. Erst um ½8 U. entwanden wir uns dem guten Lager, beglichen unsere sehr bescheidene Rechnung, und giengen um 8 U. 30 an unser heute sehr leichtes Tagewerk. In einiger Zeit wird der Reisende, ohne über Berg und Thal wandern zu müssen, von der Bahnlinie nach St. Jean d'Arves gelangen, da eine längs des Arvan von St. Jean de Maurienne nach St. Sorlin führende Straße im Baue ist.

Im Jahre 1893 fehlte aber noch ein längeres Zwischenstück, so dass wir gezwungen waren über den 1754 *m* hohen Col d'Arves zu gehen. Doch möchte ich Fußgehern rathen, auch nach der völligen Herstellung der Straße unserer Route zu folgen, denn die Rundschau vom Col d'Arves sucht weit und breit ihresgleichen. In einer halben Stunde war der Col erreicht und genossen wir hier noch einmal einen umfassenden Blick auf die Gruppen der Grandes Rousses und der Aiguilles d'Arves. Über die Senkung des Col de l'Infernet leuchtet die Meije herüber und vervollständigt das entzückende Panorama.

Die Stunde des Abschiedes von diesem so bevorzugten Punkte schlug schneller als es uns lieb war; doch wollten wir mittags den Eisenbahnzug in St. Jean de Maurienne erreichen. So rissen wir uns denn gewaltsam von dem überaus schönen Bilde los und trabten über Villarembert und Fontcouverte nach St. Jean de Maurienne. Um 11 U. 45 hatten wir die Bahnstation erreicht und eine Viertelstunde später führte uns der Zug nach der oberen Maurienne, neuen Bergen, neuen Freuden entgegen.

Dents d'Ambin (Dent Orientale 3343 m) und Roche d'Ambin 3377—3381 m.[1])

(L. P.) Schöne, glanzvolle Bilder, ausgestattet mit allen Farben- und Lichteffecten eines sommerdurchglühten südlichen Hochthales begleiteten uns, als wir — 26. Juli 1893 — mit der Eisenbahn von St. Jean de Maurienne nach Modane, am Nord-Portale des Mont Cenis-Tunnels, hinauffuhren.

Aber bald änderte sich die Scenerie! Ernster, felsenkahler, höher wurden die Berge, funkensprühend durchdonnert die Locomotive die Tunnels; unten aber in qualvoller, felsumgürteter Enge braust der gewaltige Bergstrom, der wasserreiche, jugendstarke Arc, dessen Quellbergen wir nun mit frohem Muthe entgegenpilgerten. Nach 1½stündiger Fahrt erreichten wir Modane, wo die Reisenden ein gutes Buffet für die Vexationen der italienischen Zollbehörde entschädigt, und hier vertrauten wir uns nach kurzem Aufenthalte der Diligence an, die hierauf nach Lanslebourg fuhr.

Die alte Straße folgt dem rechten Ufer des Arc, die von uns benützte neue Chaussée zieht an der linken Thalseite dahin, bei Verney, dem vorläufigen Ziele unserer Fahrt, vereinigen sich beide Straßenzüge. Drüben am rechten Arcufer grüßt das Dorf Bourget und näher dem Flusse das ärmliche Avrieu (das ehemalige Brios), wo Kaiser Karl der Kahle bei seiner Rückkehr aus Italien an Gift gestorben sein soll, das ihm ein jüdischer Arzt gereicht hatte.

Der Glanzpunkt der Landschaft ist die Festung Esseillon, die auf hohem, das Thal quer absperrenden Felsrücken thront. Fast überall fallen die Felswände, auf deren abgestuften Terrassen die einzelnen Forts aufragen, sehr steil, theilweise senkrecht in die schwindelige Schluchtentiefe ab, aus der der ungeberdige Arcstrom wild heraufgrollt, während ein paar Wasserfälle schleierartig über die Abgründe schweben, deren Grund von nächtlichem Halbdunkel erfüllt ist.

In der Ferne zeigt sich Sollières-Sardières, in dessen Weichbilde Berold von Sachsen, der erste Markgraf der Maurienne, und wie einige Geschichtsforscher behaupten, der Stammvater des Hauses Savoyen, den Markgrafen von Susa schlug.

In Verney ¼ St. von dem auf einem Gipshügel erbauten Dörfchen Bramans entfernt, hielt uns die schlechte Witterung vier volle Tage gefangen, die uns aber durch die Güte und Billigkeit der Gaststätte, sowie durch die Freundlichkeit der Wirtsleute sehr erträglich gemacht wurden.

Die Dents d'Ambin und die Roche d'Ambin gehören jener vielgipfeligen stark vergletscherten, hochpittoresken Gebirgskette an, die vom Mont Cenis in einer mehrfach gebrochenen Linie, zuerst in südlicher, dann in westlicher Richtung zum Col de Fréjus hinzieht. Zu den bevorzugtesten Theilen des Cottischen Alpensystemes zählend, erreicht diese Kette in der Aiguille de Scolette, auch Pierre-Menue genannt, mit 3505—3500 m ihre höchste Erhebung, an die sich dann die Rognosa d'Étache 3385—3389 m, die Roche d'Ambin oder das Signal d'Ambin, die Dents d'Ambin, die Pointe de Ferrand oder der Mont Niblé 3364—3374 m, der Mont Balme oder die Punta Sommellier 3321—3334 m,

[1]) Bei jenen Punkten, denen zwei Höhencoten beigegeben sind, bezieht sich die erste Cote auf die italienische und die zweite auf die französische Messung.

die Cima Giusalet oder das Signal de Cléry und der Mont Ambin 3270—3251 *m* als bedeutendste Gipfelpunkte anreihen.

Die beachtenswertesten und meist genannten Erhebungen dieser Gebirgskette sind aber die Dents d'Ambin, auch Aiguilles de Savine genannt, die aus drei scharf ausgeprägten, bizarr geformten, dolomitähnlichen Felsnadeln bestehen, deren Fuß auf einem mächtigen, pyramidalen, allseits vergletscherten Massiv aufruht. Von einem östlichen oder westlichen Standpunkte aus betrachtet, haben die Dents d'Ambin einige Ähnlichkeit mit den Drei Zinnen bei Schluderbach, doch steigen erstere viel weniger hoch und breit aus ihrer Unterlage heraus. Die Dents d'Ambin liegen etwas abseits vom Hauptkamme der Cottischen Alpen in einem vom Süden nach Norden abzweigenden Seitengrate, und kann die Höhe der Westlichen Nadel auf ca. 3350 *m*, die der Mittleren Nadel auf ca. 3330 *m* und die der Östlichen Nadel (entsprechend der italienischen Militärkarte) auf 3343 *m* angenommen werden.[1])

Südwestlich von den Dents d'Ambin, mit diesen durch einen Fels- und Schneegrat verknüpft, erhebt sich die schön befirnte Kuppe der Roche d'Ambin, italienisch Rocca d'Ambin, eine von allen Seiten mehr oder minder leicht zugängliche Hochwarte.

Wohl jeder Alpinist, der mit den schönen Bergen der West-Alpen Bekanntschaft gemacht, hat dem Dents d'Ambin seine Achtung und Bewunderung gezollt, und diese beanspruchen sie nicht nur wegen des pikanten Reizes, den ihre Ersteigung ausübt, sondern auch wegen der herrlichen Rundschau, deren Grenze sich vom Monte Viso bis zum Mont Blanc, von der Argentera-Kette in den See-Alpen bis zur Superga bei Turin erstreckt. Daher finden wir auch in der Liste der ersten Erforscher dieser Gebirgswelt Namen, wie Barale, Baretti, Coolidge, Corrà, Fiorio und Ratti, und wohl niemand wird den Besuch dieser Felsnadeln bereuen.

Die erste Ersteigung des Dent d'Ambin Occidentale führte Martino Baretti am 10. August 1875 mit den drei Führern A., F. und G. Sibille aus; die Dent Centrale wurde zuerst (26. August 1883) von den rühmlich bekannten führerlosen Alpinisten Cesare Fiorio und Carlo Ratti nach einem sehr anstrengenden Marsche von Susa aus (unter gleichzeitigem Besuche der Dent Occidentale) erstiegen, und die dritte Nadel, die Dent Orientale, erreichte als erster Giovanni Gerra am 18. Juli 1884 mit den Führern F. und E. Sibille, über welche Ersteigungen das »Bollettino« Nr. 24, der »Alpinista« 1875 und die »Rivista« 1884 des C. A. I. berichten.

---

[1]) Über die Höhen der Dents d'Ambin wurden mir von den Herren Rev. W. A. B. Coolidge in Oxford und Prof. Carlo Ratti in Turin bereitwilligst die nöthigen Aufklärungen ertheilt, wofür ich beiden Herren bestens danke. Die französische Karte cotiert nur die Dent Occidentale (mit 3382 *m*) und die italienische Militärkarte nur die Dent Orientale (mit 3343 *m*). Eine von diesen Messungen ist unrichtig, da der Höhenunterschied zwischen den beiden Nadeln höchstens 10 *m* beträgt. Da die französische Karte sämmtliche Punkte auf dem Grenzkamme um ca. 10 *m* höher ansetzt, als die italienische Karte, so habe ich die italienische Messung, also die Zahl 3343, als Basis für die beiden anderen Dents d'Ambin angenommen, obwohl selbstverständlich auch die französische Messung die Grundlage abgeben könnte, wie es Herr Agostino Ferrari in seinem Artikel: »I Tre Denti d'Ambin« (Rivista 1894, S. 122) gethan hat.

Versöhnliches, lang vermisstes Blau erstrahlte aus den Lücken des noch stark bewölkten Firmamentes herab, als wir Verney am 31. August, 9 U. vormittags verließen, und auf der Straße gegen den Kleinen Mont Cenis emporstiegen, die durch das bei Bramans schluchtartig ausmündende Vallon d'Ambin hinanzieht. Auf der Terrasse, wo die Église Saint Pierre d'Etravache, eine der ältesten Kirchen der Maurienne thront, öffnet sich ein prächtiger Blick auf die Pointe de l'Echelle, die Aiguille de Polset und Dent Parrachée und auf das zu Füßen ausgebreitete Arcthal, welches, fast jedes grünen Schmuckes entbehrend, einen Hauch poetischer Melancholie aufweist.

Hier oben aber, im wasserdurchrauschten Hochthale, traten freundlichere Bilder an uns heran! Stattliche, hundertjährige Lärchen schmücken der Alpe grün gesenkte Triften, und bei Le Planais, wo der Weg die Thalsohle verlässt und zum Col du Petit Mont Cenis hinanklimmt, weht der erfrischende Odem eines noch unverkümmerten Hochwaldes. Auch an diesen Bergpfaden hat die Historia ihre Erinnerungszeichen zurückgelassen, und wer es liebt, einige Jahrhunderte mit seiner Phantasie zu überbrücken, dem können die alten, ausgetretenen Steine erzählen, an denen die vorüberbrausenden Wogen menschlicher Geschicke ihre Denkzeichen hinterlassen haben.

Etwas unterhalb der Passhöhe bogen wir, einem Fußsteig folgend, rechts ab, und erreichten auf fast ebenem Alpboden die Granges de Savine 2222 *m* im gleichnamigen Hochthale. Es war 1 U. nachmittags, als wir bei den Hütten eintrafen, und obgleich die Zeit für die Ersteigung der Dents d'Ambin nicht mehr ausreichte, beschlossen wir doch, bis zum Thalhintergrunde vorzudringen und uns über deren Lage zu orientieren. Südwärts, über den Thalschluss des Vallon d'Ambin, ragte die schöne Fels- und Schneekuppe der Pointe de Ferrand und ihr zur Rechten die dreieckige Pyramide der Rognosa d'Étache auf; unser Ziel jedoch war durch Vorberge verdeckt.

Wir erstiegen die mäßig hohe Thalstufe und umgiengen den schönen, still einsamen Lac de Savine 2458 *m*, aber die hohen Berge hatten sich bereits in tief herabhängende Nebel gehüllt, so dass wir nur die unmittelbare Umgebung des Sees und den das Thal abschließenden Col de Clapier 2472—2491 *m* sehen konnten, über den man durch das Vallon di Chiavrie nach Susa gelangt. Vor dem rauhen Winde bei einem Felsen Schutz suchend, warteten wir vergebens auf Aufhellung, und kehrten dann zu den Granges de Savine zurück, wo uns ein gutes Heulager erwartete.

Unsere Hoffnung, dass der nächste Tag unserem Unternehmen günstiger sein werde, wurde nicht getäuscht! Prachtvoll brach der Morgen an, und alsbald erstrahlten die Berge in goldigem Lichte. Wir verabschiedeten uns von der Sennerin, die den Verlust eines Schafes beklagte, um 5 U. 15, und waren um 6 U. bei dem See, von dessen südlichem Ufer wir unmittelbar über die steilen Gras- und Felshänge emporstiegen. Nun zeigten sich auch, aber noch in beträchtlicher Höhe, die Dents d'Ambin, gleich riesigen Bergkrystallen über einen sehr steilen, völlig vergletscherten Hang aufstrebend, ein das Auge mächtig ergreifendes, an die Südtiroler Kalkberge erinnerndes Bild. Die Sonne warf ihre vollen Strahlen auf das bräunlichgelbe, mit funkelndem Neuschnee bedeckte Felscastell, dessen Bezwingung keine leichte Arbeit verhieß.

Rechts abbiegend, stiegen wir, theils über weichen, unsicheren Schnee, theils über hartes Eis, in das wir Stufen schlugen, steil empor und traversierten mühsam in westlicher Richtung zur Schnee-Einsattlung hinan zwischen den Dents d'Ambin und einer östlich vorgelagerten beschneiten Kuppe. Um 8 U. 45 hatten wir dieses anstrengende und durchaus nicht leichte Wegstück hinter uns; es wäre jedenfalls vortheilhafter gewesen, den Anstieg etwas mehr innerhalb des Lac de Savine mit Umgehung des Gletschers vorzunehmen. Schon hier auf diesem über 3200 *m* hohen Schneesattel und von der ganz nahe aufragenden Gratkuppe ist die Aussicht von wunderbarer Schönheit, doch hielten wir uns hier nur eine Viertelstunde auf.

Die Ersteigung der zweithöchsten Felsnadel, der Dent Orientale, erfolgt auf der Südostseite; die Hauptschwierigkeit besteht in der Überwindung einer ungefähr 25 *m* hohen, sehr steil abstürzenden Felswand, oberhalb ist der Fels leichter erkletterbar, unten vermittelt ein Schutthang den Zugang. Wir ließen die Rucksäcke auf dem Schneesattel zurück und überschritten eine Scharte und den erwähnten, damals überschneiten Schutthang und standen bald vor der fast senkrechten Wand. Ich stieg links hinaus, wo schmale Bänder weiter emporführten, aber hier hatte das Fortkommen große Schwierigkeiten. Zu meiner Linken fiel die Wand in gewaltiger Tiefe senkrecht ab, ein Umkehren und ein Versuch weiter rechts war umständlich und bot keinen sicheren Erfolg; doch über mir, nur durch eine etwa 3 *m* hohe Felsstufe getrennt, trat die Steilheit der Wand bedeutend zurück und versprach ein sicheres Gelingen. Die Felsstufe war in der Mitte von einem ungefähr 30 *cm* breiten, horizontal verlaufenden, schräg nach unten abfallenden Bande durchsetzt; sollte ein kurzer Halt auf diesem Bande möglich sein, so hatten wir das Spiel gewonnen. Aber das glatte, mit feinem Kies bestreute Felsband schien unseren nägelbeschlagenen, ebenso glatten Bergschuhen keinen sicheren Auftritt zu gestatten, und ich ersuchte daher meinen Freund, da ich die Hände nicht frei hatte, dass er mir die Schuhe ausziehen möge, damit ich diese Stelle in Strümpfen erklettere. Es gestaltete sich diese Manipulation auch für Dr. Blodig nicht leicht, aber der Zweck war erreicht, denn nach wenigen Secunden stand ich oberhalb der Felsmauer und konnte meinen Gefährten mit dem Seile nachhelfen. Einige Minuten später, um 9 U., erreichten wir den höchsten Punkt; wir hatten zur Erkletterung der Nadel vom Schneesattel aus 35 Minuten benöthigt.

Die Dents d'Ambin sind Aussichtsberge ersten Ranges. Nicht nur der Umfang, die Größe und Fremdartigkeit der Alpenrundschau entzückt das Auge, sondern auch die Fülle malerischer Bilder. Fern im Süden erblickten wir die gezackte Kette der Argentera und den Monte Viso mit anderen schönen Bergen seiner Umgebung, alle noch im winterlichen Schneeschmucke prangend, im Südosten thürmten sich der Pelvoux, die Ailefroide, die Écrins, die Meije und die übrigen Hochzinnen des Dauphiné zu riesiger Höhe empor, etwas näher reihten sich unsere nächsten Ziele, die Dent Parrachée, die Grande Casse, die Grande Motte, und draußen in weiterer Ferne grüßte der Mont Blanc erhaben, still und herrlich herüber. Aber auch die Berge in unserer unmittelbaren Umgebung: die Aiguille de Scolette, die Rognosa d'Étache, die Pointe de Ferrand, die Roche d'Ambin und die über dem Col Clapier aufragende Cima Giusalet

imponieren durch ihre Schönheit und Größe, und gerne schweift das Auge, von dieser glitzernden Schneepracht völlig geblendet, hinaus in das Thal von Susa und in die weite, blauduftige, piemontesische Ebene, oder zu dem aus der Tiefe heraufblinkenden Lac de Savine, auf dessen ruhiger Fläche sich die Sonnenstrahlen wie in einem Metallschilde spiegeln.

Nach einer Viertelstunde verließen wir unsere Hochwarte voll dankbarer Empfindung, dem Buche »Erinnerung« ein neues, hochinteressantes Blatt hinzugefügt zu haben.

An der Felswand angelangt, fiel uns ein sehr enger, schräg eingerissener Kamin ins Auge, den ich zwar schon beim Aufstieg bemerkt hatte, der mir aber schwieriger erschien, als die freie Felswand. Diesem Kamin vertrauten wir uns an, und erreichten glücklich und rasch den Fuß des Felsabsturzes und einige Minuten später unsere auf dem Sattel zurückgelassenen Rucksäcke.

Um ins Thal abzusteigen, war es — 10 U. 15 — noch zu früh, wir wollten uns von dieser erhabenen Hochgebirgspracht nicht allzu schnell trennen, und so beschlossen wir noch, die benachbarte Roche d'Ambin zu ersteigen, die mit den Dents d'Ambin durch einen nicht schwer begehbaren Grat verbunden ist. Wir stiegen über einige Schneemulden hinab, umgiengen zwei Gratkuppen und einige Zacken, und erreichten zuletzt über einen etwas brüchigen Schneegrat, 1 Stunde 5 Minuten vom Schneesattel aus, die mit einem soliden, pyramidalen Steinmanne versehene Spitze, deren Rundsicht, was Schönheit und Ausdehnung betrifft, jener von den Dents d'Ambin kaum nachsteht.

Der Abstieg, ein allerdings nicht ganz leichtes Unternehmen, sollte in westlicher Richtung ins Vallon d'Ambin ausgeführt werden. Schon hier, und während des ganzen Abstieges, lenkte die herrlich gestaltete Rognosa d'Étache unsere Aufmerksamkeit auf sich, so dass deren Ersteigung für den folgenden Tag geplant wurde, welches Vorhaben aber infolge Ungunst der Witterung nicht zur Ausführung kam. Über sehr steile Schneehänge und Terrassen absteigend, bogen wir, uns alsbald links wendend, in einen schnee- und schutterfüllten Seitengraben ein, der uns zu den obersten Grashängen des Vallon d'Ambin und dann auf den Thalweg brachte. Fels und rauhes Blockwerk bildeten den Hintergrund des von gewaltigen Bergen umstandenen Thales, dazwischen aber mengte sich die herrliche, in hochsommerlicher Doldenpracht prangende Alpenvegetation.

Bald trafen wir einen Schafhirten; der aber auf unsere Fragen über die Namen der Berge wenig Bescheid wusste, und später auch eine von Frauen und Kindern völlig angefüllte Alphütte, deren Räume aber zu klein waren, um noch zwei weitere Personen aufzunehmen. In der Nähe des über den Bach führenden primitiven Steges entdeckten wir ein dem Verenden nahes Schaf, an dem Dr. Blodig mehrere Knochenbrüche constatierte; es war unzweifelhaft das in den Granges de Savine vermisste Stück und konnte nur über die Felswände herabgestürzt sein. Ein hochstämmiger Lärchen- und Tannenwald nahm uns auf; mächtige Wasserfälle stürzten aus den Felsen hervor und der Bach sang sein ewig altes, ewig junges Lied.

Bei den Hütten von Le Planais, wo wir nach vielen Rasten abends 4 U. 50 eintrafen, erhielten wir durch die große Freundlichkeit eines hier stationierten Gendarmerie-Unterofficieres ein Heulager mit Decken angewiesen, und seine

Frau sorgte in echt französischer Liebenswürdigkeit für die Beschaffung eines Abendbrotes. Die nebelige, sich erst später aufhellende Witterung des darauffolgenden Tages gestattete kein weiteres Eindringen in die schöne Bergwildnis des Kleinen Mont Cenis, und so wanderten wir wieder nach Verney hinaus, um unser Glück in einem anderen Alpengebiete zu versuchen.

Die Dent Parrachée 3712 *m.*

(C. B.) Ich hatte im Einverständnisse mit Herrn Purtscheller an Rev. W. A. B. Coolidge das Ansuchen gestellt, mir eine Liste jener Gipfel einsenden zu wollen, deren Besuch er zur Gewinnung einer allgemeinen Übersicht über die Berge der Maurienne und Tarentaise nothwendig erachte. Unter diesen befand sich auch die Dent Parrachée. Ein Blick auf die Karte zeigt, dass dieser Gipfel vor allem als Eckpfeiler der herrlichen Vanoise-Gruppe, deren höchste Erhebung sie zugleich bildet, einen überaus günstigen Standpunkt zum Einblicke in dieses Massiv gewährt. Ferner beherrscht sie das Thal des Arc von Modane bis aufwärts über Bessans und gewährt von ihrem Gipfel einen ungehinderten Blick auf die gewaltige, von der Rocciamelone bis zum Mont Thabor die Grenze zwischen Frankreich und Italien bildende Bergkette. Die Dent Parrachée, in Bezug auf die Höhe unter den Bergen der südlichen Grajischen Alpen den fünften Platz einnehmend, wird aber, was den gewaltigen Aufbau des Berges, die Steilheit seiner Flanken und kühne Form der die Grate krönenden Felsthürme betrifft, vielleicht nur von der Grande Casse und dem Mont Pourri übertroffen. Im Bezug auf die Gletscherentwicklung steht die Vanoise-Gruppe, der sie angehört, an erster Stelle. Der Glacier de l'Arpont und der mit ihm vereinigte Glacier de la Vanoise stellen die größte zusammenhängende Gletschermasse der gesammten südlichen Grajischen Alpen dar.

Die Vanoise-Gruppe, deren Culminationspunkt die Dent Parrachée, wie oben bemerkt, bildet, erhebt sich nordwestlich von Modane, südöstlich von dem sehr besuchten Höhencurorte Pralognan; sie hängt gegen Norden durch den 2527 *m* hohen Col de la Vanoise mit dem Massiv der Grande Casse, gegen Südwesten durch den ca. 2500 *m* erreichenden Col d'Aussois mit der Gruppe der Aiguille de Péclet zusammen. Westlich bespülen die vom Col d'Aussois und Col de la Vanoise kommenden Quellflüsse des bei Moutiers in die Isère fließenden Doron den Fuß der Gruppe; gegen Osten wird dieselbe durch die am Col de la Vanoise und Col de la Leisse entspringenden Bäche, welche sich bei Entre deux Eaux vereinigen und bei Thermignon in den Arc münden, begrenzt. Die Vanoise-Gruppe trägt auf einem Raum von fast 12 *km* Länge und zwischen 2 und 4 *km* wechselnder Breite eine durchwegs zusammenhängende Firnbedeckung. Die Haupterhebungen sind die gegen Süden vorgeschobene Dent Parrachée 3712 *m* und der Firnkegel des Dôme de Chasseforêt 3597 *m*. Dieser etwa mit dem Großvenediger zu vergleichende Gipfel entragt vollkommen vergletschert dem großen, aus den Glaciers de la Vanoise, de l'Arpont und du Pelvoz gebildeten Firnplateau.

Dieser Gipfel wird von genauen Kennern der Gegend als der schönste »Aussichtsberg« der Maurienne und Tarentaise, welche Gebiete sich in ihm

berühren, bezeichnet. Die Karte bringt ferner in dem zwischen Dent Parrachée und Dôme de Chasseforêt gelegenen Kamme noch eine 3619 *m* cotierte Erhebung; wie ich mich überzeugte, ist diese namenlose Spitze ein die umgebenden Firnbecken um einige hundert Meter überragender, langgezogener Felsgrat ohne charakteristische Formen.

Was nun den Aufbau der Dent Parrachée anbelangt, so laufen in ihrer scharfen Spitze drei scharfe Grate von Nordosten, Südosten und Südwesten zusammen. Der von der Spitze nach Südwesten abgehende Grat entsendet, nachdem er eine Länge von etwa 400 *m* erreicht hat, vom Punkte 3611 einen Seitengrat direct nach Süden. Zwischen dem Nordost- und Südost-, sowie zwischen dem Südost- und Südwest-Grate ziehen steile, auf der Karte namenlose Firnfelder zu Thal. Nördlich ist der schöne Glacier de la Dent Parrachée vorgelagert, dessen Firnfeld mit dem des Glacier de l'Arpont verschmilzt.

Um des »trockenen Tones« bald ledig zu werden, will ich nur noch bemerken, dass die erste bekanntgewordene Besteigung des Berges am 3. August 1864 von den Herren Blanford, Cuthbert und Rowsell unter Führung des trefflichen Joseph Victor Favret ausgeführt wurde. Ich sage erste bekanntgewordene, indem die Gesellschaft zu ihrer gewiss geringen Freude am Gipfel ein Signal vorfand. Seither haben eine größere Anzahl von Besteigungen stattgefunden. Doch gilt der Berg nach mündlicher Mittheilung einiger Herren Officiere des 13. Bataillons der Chasseurs Alpins, die den Gipfel erstiegen hatten, noch immer als einer der schwierigsten der Maurienne.

Wir hatten Verney ca. 1220 *m*, am 2. August um 4 U. 20 nachmittags mit dem Stellwagen verlassen und kamen nach einer dreiviertelstündigen, sehr hübschen Fahrt durch das an malerischen Blicken reiche Arcthal nach Thermignon 1280 *m*. Hier verließen wir den Wagen und wandten uns durch Getreidefelder und weiter oben durch ziemlich dichten Wald der Alpe La Losa ca. 2300 *m* zu. Diese liegt südöstlich von der Dent Parrachée und wählten wir sie aus dem Grunde als Nachtquartier, da wir vorhatten, den Berg von Süden über eine sehr steile Firnhalde zu ersteigen. Rev. W. A. B. Coolidge hatte mir nämlich geschrieben, dass sich der gewöhnliche Aufstieg von Westen über die Alpe Fournache vollziehe. Man ersteigt den Col de l'Arpont im Südwesten des Gipfels und erreicht die Spitze über den Grat. Er habe aber vernommen, dass der Berg einmal vom Süden erstiegen worden sei; doch könne er darüber keine Aufklärungen erhalten und wäre er mir sehr verpflichtet, wenn ich ihm nach gelungener Durchführung die Details für seinen »Führer« mittheilen könnte. Da uns alle Aufstiege neu waren, beschlossen wir, seinem Wunsche zu willfahren. Aber schon während des Weges nach La Losa gefiel Herrn Purtscheller eine das obgenannte Firnfeld beherrschende, ganz kolossale Wächte gar schlecht. Auch der in der Zeit vom 27. bis 31. Juli gefallene Neuschnee, der auf der doch 400 *m* niedrigeren Aiguille de Savine uns tüchtig zu schaffen gemacht hatte, flößte uns bei der bedeutenden Neigung des Firnes Bedenken gegen unsere Unternehmung ein.

Da wir uns in ziemlicher Unkenntnis über die Lage der Hütte befanden, außerdem der Abend heranrückte, so schlugen wir beim Steigen ein sehr rasches Tempo an und gerade zur rechten Zeit, als die Dämmerung für uns, die wir in einer

tiefen, nach Osten gelegenen Schlucht stiegen, anbrach, bemerkten wir hoch oben eine Anzahl Kühe, die von einem Hirten heimgetrieben wurden. Wir änderten rasch unsere Richtung, querten ein langes Schuttfeld und stiegen die steilen Rasenhänge hinan, bis wir den zur Alpe führenden Viehweg erreichten. Nun ließen wir uns etwas Zeit und erreichten um 6 U. 40 die Hütte La Losa, wo wir sehr freundlich aufgenommen wurden. Die Leute, die seit etwa 17 Jahren die Alpe beziehen, theilten mir mit, dass während dieses Zeitraumes noch nie ein Fremder die Hütte betreten habe. Seit einigen Tagen jedoch sei ein Geometer der neuen Landesvermessung halber mit mehreren Gehilfen einquartiert. Aber auch für unser Unterkommen versprach man, bestens sorgen zu wollen. Als die Leute vernahmen, dass ich Arzt sei, kam sofort ein junges Mädchen, das von einem an Maul- und Klauenseuche erkrankten Thiere angesteckt war, mit der Bitte um Hilfe zu mir. Ich gab ihr ein im Bregenzerwalde öfters mit Erfolg angewandtes Recept und gelang es später nur mit Mühe, für die von uns genossene Menge Milch und Butter eine geringe Entschädigung anzubringen.

Solange es die Sonne, die hier noch prächtig schien, erlaubte, brachten wir den Abend vor der Hütte zu und bewunderten das ungemein malerische Panorama, welches die Grandes Rousses, die Aiguilles d'Arves, die Gipfel des Dauphiné und den Kranz der Cottischen Alpen zwischen Mont Thabor und Mont Cenis einschloss; die über letztgenannten Pass führende Straße lag mit ihren Windungen, Cantonièren, Befestigungen und Kunstbauten tief unter uns an der gegenüberliegenden Thalseite und bot ein ebenso lehrreiches als anziehendes Bild dar.

Leider trieb uns der sofort mit Sonnenuntergang aufspringende Wind bald in die Hütte, wo wir nach Ankunft des Geometers und seiner zum Theile dem Soldatenstande angehörenden Gehilfen recht enge saßen. Bald floss Rede und Gegenrede gemüthlich von den Lippen und warnte uns der selbst in freien Stunden der edlen Bergsteigerei zugethane Ingenieur eindringlichst vor einem Versuche auf die Dent Parrachée von Süden. Er theilte mir mit, dass er auf einer das fragliche Firnfeld beherrschenden Höhe seit zwei Tagen arbeite und da habe er gesehen, dass von 7 U. morgens an keine Viertelstunde verstrichen sei, ohne dass eine kleinere oder größere Lawine abgieng. Diese Verhältnisse wurden zwar mit jedem Tage besser, doch waren die großen Wächten über dem Firnhange sehr drohend und um die Serie der Annehmlichkeiten dieser Route zu einer vollständigen zu machen, so seien die Felsen der östlichen Begrenzung der Firnmulde durch Steinfall einem seiner Gehilfen fast verhängnisvoll geworden, indem ein fallender Stein die am Rücken angebundene Messlatte zerschlug und dem Mann die Splitter um die Ohren sausten. Vom ersten Sonnenblicke, der die nach Süden geneigte Wand treffe, habe das Bombardement bis abends nicht mehr aufgehört. Das waren nun gute Aussichten für unser Vorhaben, und da der Sprecher einen vollkommen vertrauenswürdigen Eindruck machte, auch schon eine größere Anzahl Hochgipfel der Gegend, darunter die Dent Parrachée, erstiegen hatte, so beschlossen wir, seinem Rathe zu folgen und in Anbetracht der großen Neuschneemassen den Berg von der ungefährlicheren Westseite zu packen. Da leider der Ingenieur und seine Schar die größte Hütte besetzt hatten, so wurden wir in eine benachbarte geführt und verbrachten die Nacht

in einem etwa 4 *m* im Gevierte haltenden Raume in Gesellschaft einer Frau, fünf Kindern im Alter von $^1/_4$ bis 6 Jahren, einer Katze, eines Hundes und eines Kanarienvogels. Da Herr Purtscheller mir das einzig verfügbare Bett großmüthig überließ, während er sich mit einer auf Stroh bereiteten Lagerstätte behalf, schlief ich ganz wundervoll.

Am 3. August traten wir um 4 U. 10 in die sternklare Nacht hinaus, nachdem wir die Frau durch eine Bagatelle zu lebhaften Dankbezeugungen gebracht hatten. Ein prächtiger Morgenwind zog schneidend zu Thal und wundervoll beleuchtete der fast volle Mond unseren Pfad. Wir folgten nun zuerst einige Schritte dem tags zuvor benützten Wege, bogen dann gegen Westen um und wandten uns über mit prächtigen Alpenblumen bedeckte Wiesen einem von Ost nach West streichenden, begrasten Rücken zu. Dieser führte uns auf theilweise ausgetretenen Pfaden zu einem mit Signalstangen versehenen Gipfel zwischen den Punkten 3021 und 3381 der französischen Generalstabskarte. Wir befanden uns nun auf dem vom Punkte 3611 abgehenden Südgrate des Berges und gedachten, wenn es angienge, zu dieser Vereinigungsstelle des Süd- und Westgrates zu gehen, ohne gegen das westlich gelegene Gebiet von Fournache abzusteigen. Da der Grat aber schon nach etwa einer Viertelstunde Weges mit sehr wilden Felsthürmen besetzt war, so zogen wir, gewitzigt durch unsere schlimmen Erfahrungen an den Grandes Rousses, es vor, der gewöhnlichen Route zu folgen. Wir verließen um 6 U. 15 südlich vom Punkt 3381 den Grat und stiegen in westlicher Richtung über ziemlich leicht zu begehende Fels- und Schneepartien auf ein großes Firnfeld, welches oberhalb den Alpen von Fournache liegt, hinab. Um 6 U. 40 waren wir auf demselben angelangt; einige Pickelhiebe genügten, um Wasser für unsere Limonadeflaschen zu schaffen und nach einem etwa 5 Min. betragenden Aufenthalte schritten wir nun in nördlicher Richtung, den Col de l'Arpont links lassend, gegen den Westgrat — besser gesagt, Südwestgrat — vor. Erst nach ziemlich mühevoller Arbeit hatten wir alle vorgelagerten Bollwerke, bestehend aus einer zahlreichen Menge Eiscouloirs, schuttbedeckten Felshängen, kleinen Wandeln und vereisten Platten überwunden und setzten wir um 8 U. 15 unseren Fuß auf den Südwestgrat dicht unterhalb des Punktes 3611.

Ich muss bemerken, dass wir gleich beim Betreten der zum Südwestgrate führenden Steilhänge unsere Steigeisen angeschnallt hatten und dass wir nur diesem ganz unschätzbaren Hilfsmittel unser rasches Fortkommen verdankten; ein ohne Steigeisen gehender Tourist hätte uns unmöglich zu folgen vermocht, ohne einige hundert Stufen zu schlagen. Das folgende Stück des zur Spitze des Berges führenden Grates war in denkbar schlechtestem Zustande. Knietiefer pulveriger Neuschnee bedeckte das harte Eis der Hänge und wo derselbe vom Sturme abgeweht war, da gab es vereiste Felsen und graugrünliches Eis, so dass die Wanderung über den bei guten Verhältnissen gewiss ziemlich harmlosen Grat sich zu einer recht ungemüthlichen gestaltete. Da wir überdies der Wächten halber nur zuletzt auf dem Grate selber gehen konnten und uns immer auf der sehr steil abfallenden Nordflanke des Berges bewegen mussten, kam zur Schwierigkeit noch die Gefahr des Abtretens einer Lawine. Um 9 U., also nach fünfstündigem ununterbrochenem Marsche von La Losa betraten wir den stolzen

Gipfel. Das erste war, dass wir unsere vollständig gefrorenen Schuhe auszogen und die fast gefühllosen Füße den Sonnenstrahlen aussetzten. Schon nach wenigen Minuten wurden selbe wieder warm und möchte ich erforderlichen Falles dieses Vorgehen allen Herren Vereinsgenossen wärmstens anempfohlen haben. Schon während der letzten Viertelstunde hatten wir einigemale Gelegenheit gehabt, gegen den direct südlich von der Spitze abschießenden Hang zu blicken und mehr als eine Steinsalve flog, losgelöst von dem schmelzenden Neuschnee, in die Tiefe. Das tröstete uns einigermaßen darüber, dass uns eine eventuelle Erstlingstour entgangen war. Als wir aber von der Spitze den exorbitant steilen Hang betrachteten, auf dem das Losgehen einer Lawine unter unseren Tritten den obwaltenden Verhältnissen gemäß fast mit Sicherheit anzunehmen war, da gaben wir uns mit dem Erreichten recht gerne zufrieden. Unser erster Blick galt diesmal der Grande Casse; stand doch die Ersteigung dieser höchsten Erhebung des Frankreich angehörenden Theiles der Grajischen Alpen als nächster Gegenstand auf unserer Tagesordnung. Rev. W. A. B. Coolidge hatte uns als interessantesten Aufstieg auf diesen Gipfel die Route von Süden, directe von Entre deux Eaux angerühmt. Finster dräuend stand der Doppelgipfel vor uns und zwischen den Zwillingshäuptern schoss, der Pallavicini-Rinne am Glockner ähnlich, aber um ca. 300 *m* länger, ein Couloir hinab!

Wenn wir die Dent Parrachée erstiegen hatten, um in die untere Maurienne einen guten Einblick zu erhalten, so hatten wir unseren Zweck vollkommen erreicht. Imposant breitet sich der Glacier de la Vanoise zu unseren Füßen aus, lockend erhebt sich an seinem nördlichen Ende der Dôme de Chasseforêt, eine gleichseitige Pyramide von tadelloser Weiße bildend. Wir fassen sofort den Entschluss, einen Versuch zu seiner Besteigung machen zu wollen, wenn die Schneeverhältnisse in den unteren Regionen dies gestatten. Doch trennte uns eine Wegstrecke von 5 *km* und zwar durchwegs über Eis von seinem Scheitel, und nach dem auf der Nordseite des Berges lagernden Neuschnee zu urtheilen, erwartete uns ein hartes Stück Arbeit.

Gegen Westen schweift unser Blick über die recht unansehnlich erscheinenden Pointe Rénod 3372 *m* und Aiguille de Péclet 3538 *m* nach den fernen Grandes Rousses! Wie prächtig erglänzt das blendend weiße Haupt des Étendard! Links von ihr grüßen die Aiguilles d'Arves herüber und südlich breitet sich die Masse der Alpen des Dauphiné aus, voran die Barre des Écrins, wie ein dräuendes Ungethüm mit ihrer ungeschlachten Masse die anderen Berge weit überragend. Südlich und südöstlich drang unser forschender Blick in die strahlenförmig angeordneten Thäler des Frankreichs Grenze bildenden Gebirgszuges ein. Die dolomitartigen Formen der Aiguille de Savine (Dents d'Ambin) fesselte aus naheliegenden Gründen besonders unsere Aufmerksamkeit. Standen wir doch zwei Tage vorher auf einem ihrer zierlichen Gipfel. Herr Purtscheller wies mir die in östlicher Richtung gelegenen Gipfel von der Rocciamelone bis zur Punta Roncia, welche er einige Jahre vorher anlässlich einer Frühjahrs-Campagne in stürmischem Siegeslaufe bezwungen hatte. Gerade über der Thalfläche des Arc über Lanslebourg hinaus erhob sich die imposante Masse des gleichfalls auf unserem Index stehenden Charbonel 3760 *m*. Sein leuchtender, sanft ansteigender Firnpanzer versprach eine bequeme Tour und bot der von unserem

Standpunkte aus gänzlich isoliert erscheinende Berg einen überwältigenden Anblick. Nördlich von ihm zeigte die Grenzkette gegen Piemont einige kühne Felsgipfel. Ganz in unserer Nähe, nur durch das nach Entre deux Eaux führende Thal von uns geschieden, fielen uns zwei dicht beisammen stehende Gipfel durch den Contrast ihrer Erscheinung besonders auf. Eine zierliche Schneespitze, die Pointe de Vallonet, und ein einem schwarzen Würfel ähnliches Gebilde, welches aus blendend weißen Firnfeldern mauergleich aufstieg, der Grand Roc Noir. Den letzteren Gipfel hätten wir bei günstiger Witterung schon längst vom Thale aus sehen können, da er den ganzen Lauf des Arc von Thermignon bis Modane beherrscht. Doch war es vom 26. Juli bis 2. August, so lange wir uns im Thale befanden, immer trübe gewesen. Da des gewaltigen Neuschnees wegen vor einigen Tagen an eine genussvolle Besteigung der Grande Casse nicht zu denken war, so beschlossen wir schon hier oben, den nächsten Tag zur Besteigung der beiden Spitzen zu verwenden. Nachdem wir noch die Fernsicht gegen die Mont Blanc- und Monte Rosa-Gruppe bewundert hatten, traten wir um 9 U. 40 den Abstieg an. Zuerst benützten wir, dem Südwestgrate folgend, unsere Stufen, wobei sich das Tasten nach einem sicheren Tritte durch den Neuschnee noch zeitraubender als im Aufstiege gestaltete. Als wir aber nach etwa viertelstündigem Absteigen auf einem Punkte im Grate angelangt waren, von welchem ein anscheinend durchwegs mit Schnee bedeckter, nicht sehr steiler Hang zum Glacier de la Dent Parrachée führte, machte ich Herrn Purtscheller den Vorschlag, gleich hier den Abstieg zu versuchen, statt bis zum Col de l'Arpont noch einige hundert Meter mühsam über den arg verschneiten Grat abzusteigen.

Ich setzte mich nun, nachdem ich den aufliegenden Neuschnee und seine Unterlage gehörig geprüft hatte, nieder und fuhr, die mit den Steigeisen bewehrten Füße taktmäßig einstoßend, thalab. Mein Pickel, welcher mich auf den Schutthängen unter dem Col de la Valette so sehr im Stiche gelassen hatte, war in Verney vom Schmiede entsprechend verbessert worden und bewährte sich mit seiner langen, scharfen Klinge vortrefflich; bei jedem Schlage, den ich mit einem Fuße that, hackte ich den Pickel ober mir ein und fuhr nach Maßgabe der größeren oder geringeren Steilheit langsamer oder schneller hinab. Herr Purtscheller, dem mein Gehaben etwas »unalpin« vorkommen mochte, gieng aufrecht herab, kam aber volle 15 Minuten nach mir unter dem völlig verschneiten Bergschrunde an. Hier legten wir unsere Steigeisen ab, banden uns an das Seil und beriethen über den weiteren Weg.

Der Dôme de Chasseforêt lag, durch einige tiefausgehöhlte Gletscherbecken, welche gewaltige Klüfte aufwiesen, von uns getrennt, in schimmernder Pracht vor uns. Wir beschlossen, uns zu seiner Ersteigung dem wasserscheidenden Kamme der Vanoise-Gruppe zuzuwenden. Dieser verläuft, einige mäßige Erhebungen abgerechnet, ziemlich flach von Süd nach Nord und führten von unserem Standpunkte an dem Anfange des Glacier de la Dent Parrachée und de l'Arpont mehrere von Felsrippen eingeschlossene Firnhänge in mittlerer Steigung nach diesem Kamme. Wir steuerten nun über den obersten Theil des Glacier de l'Arpont derjenigen dieser Rippen zu, welche am tiefsten in den genannten Gletscher herabreichte, da wir dem ganz ungeahnte Dimensionen annehmenden Neuschnee sobald als möglich entfliehen wollten. Als wir aber nach ungemein

erschöpfendem Schneewaten um 11 U. 10 einen Sattel erreicht hatten, der etwa im ersten Drittel der zu erklimmenden Gletscherhöhe lag, da war es klar, dass unter so ungünstigen Schneeverhältnissen der Dôme de Chasseforêt frühestens um 3 oder 4 U. nachmittags erreicht werden konnte. Dann trafen wir aber so spät in Thermignon ein, dass am nächsten Tag an eine Besteigung der gleichfalls 3500 *m* übersteigenden Höhen des Grand Roc Noir und der Pointe de Vallonet nicht wohl zu denken war. Das Wetter versprach auch am nächsten Tage schön zu bleiben; wir wollten aber lieber zwei Gipfel in einer neuen Gruppe besteigen, als heute einen zweiten »mitnehmen«.

Wir gönnten uns nun eine halbstündige Rast, bewunderten den herrlichen Felsbau der Dent Parrachée, erfreuten uns unseres kühnen Abstieges über die von hier mauergleich aufragende Firnwand und verließen unseren schönen, balkonartig über dem großen Gletscherbecken aufragenden Sitz um 11 U. 35. Nach lustigem Abfahren erreichten wir, einige größere Spalten theils überspringend theils umgehend, um 11 U. 50 das apere, flache Gletscherfeld des Glacier de la Dent Parrachée. Während unseres Marsches hatten wir das reizende Schauspiel, wie zwei junge Gemsen, durch uns aufgeschreckt, in fliegender Hast über den Gletscher jagten. Sie nahmen bedeutende Klüfte mit derselben Leichtigkeit, mit der unser einer über ein Rinnsal tritt. Auch sonst trafen wir an diesen Tagen auf zahlreiche Gemsenspuren, die nach den verschiedenen Sätteln der das große Gletscherbecken einschließenden Felsgrate hinaufführten. Am schneefreien Gletscher angelangt, ließen wir uns auf einer gewaltigen Felsplatte, die von der Sonne angenehm durchwärmt war, nieder, breiteten unser tropfnasses Seil zum Trocknen aus und genossen nochmals so recht mit Andacht den großartigen Anblick des sich hier vielleicht von seiner günstigsten Seite präsentierenden Gletschercircus. Südlich stürzt die Dent Parrachée in trotzigen, von mehr minder breiten Eiscouloirs durchfurchten Steilwänden in den gleichnamigen Gletscher ab.

Gegen Südwesten, Westen und Norden breitet sich der große Arpontgletscher aus und bietet der demselben in fleckenloser Reinheit entragende Dôme de Chasseforêt ein einzig schönes Bild. Nach Osten blickend, trifft das Auge über dem sehr steilen Gletscherabsturze sofort auf die Hänge der gegenüberliegenden Thalseite, die hier — ein freundliches Bild — ausnahmsweise mit Wald bedeckt sind; darüber thronen der Grand Roc Noir und die fein zugespitzte Pointe de Vallonet. Wir setzten die Route auf den erstgenannten Berg in großen Zügen fest und verließen, nachdem wir uns wieder einmal von der geradezu phänomenalen Ungenauigkeit der Karte überzeugt hatten, um 12 U. 25 unseren ideal schönen Punkt.

Nicht ohne einige Schwierigkeit gelangten wir über das von mächtigen Bächen überflutete Gletscherende, welches gänzlich einer Stirnmoräne entbehrte, was auf entschiedenes Vorrücken dieses Gletschers schließen lässt. An seiner — orographisch gerechnet — linken Seite trafen wir kaum fünfzehn Schritte vom Eise auf üppige Alpenmatten und bewunderten wir die prächtigen Wasserfälle, die der dem Glacier de la Dent Parrachée seinen Ursprung verdankende, mächtige Bach bildet; in wilder, enger Klamm von etwa 30 *m* hohen Felswänden eingeschlossen, stürzt er hinab, mit seinem Gischt uns Fernabstehende besprühend.

Der weitere Abstieg vollzog sich über sehr steile Alpenwiesen gegen die auf der Karte le Mont benannte Alpe, die uns von den Mähdern als Grange d'Arpont bezeichnet wurde.

Die Alpenwiesen zeigten, dank einem ganz vorzüglichen Bewässerungssysteme auch an den steilsten Böschungen eine seltene Üppigkeit. Das ordnungsmäßige Öffnen und Schließen der aus mehr minder großen Steinplatten bestehenden Stauungsvorrichtungen wird durch Aufstellung von Stäbchen, an deren oberen Ende Papierblätter eingeklemmt sind, geregelt. Die Daten des Öffnens oder Schließens der Canäle werden auf dem Papiere verzeichnet.

Um 2 U. 15 kamen wir bei der Alpe le Mont an, stiegen über ganz miserabel gehaltene Alpwege nach der von Thermignon nach Entre deux Eaux führenden Straße ab. Wir erreichten dieselbe zwischen Le Villard und Notre Dame de Pré; sie führte uns, noch öfters schöne Blicke auf die obenerwähnten Wasserfälle bietend, nach Thermignon, wo wir nach einem Bade in dem von Entre deux Eaux kommenden Gewässer — auf der Karte wie so vieles andere namenlos — um 3 U anlangten. Zum Schlusse möchte ich noch allen etwa in dieser Gegend reisenden Vereinsgenossen die Besteigung der Dent Parrachée wärmstens anempfehlen. Als Aussichtspunkt behauptet dieselbe in diesem Theile der Alpen einen hervorragenden Platz und würde der Aufstieg von Fournache, welches ober Aussois zu erreichen ist, zu nehmen sein. Als Abstieg wäre unsere Route als die weitaus leichteste und zugleich schönste zu wählen.

Grand Roc Noir 3537 *m* und Pointe de Vallonet ca. 3535 *m*.

(L. P.) Gleich einem auf hohen Felshügel trotzig herabschauenden, mittelalterlichen Castell thront der Gand Roc Noir und sein firnumlagerter Nachbar, die Pointe de Vallonet, auf dem energisch ausgebildeten, reich vergletscherten Kamme, der das Vallon de la Rocheure vom obersten Arcthale trennt. Überall, sei es auf den Höhen des Mont Cenis, oder sei es auf einem der Bergeszinnen des Isère- oder Arcthales, begegnet der Blick dem düster dräuenden Felsprisma des Grand Roc Noir, einer jener kunstvoll geformten Berggestalten, die der große Baumeister des Alpengebäudes zu unserer Bewunderung aufgerichtet.

Die Ersteigung des Grand Roc Noir und der Pointe de Vallonet ist keine alpine Großthat, die Tour kann vielmehr als leicht und bequem gelten, wenn auch die Erklimmung der Gipfelmauer des Grand Roc Noir einige Gewandtheit und Sicherheit im Felsklettern erfordert. Ihre Eintheilung betreffend, gehören beide Gipfel-Erhebungen zu der an schönen Hochgipfeln, Gletschern und Wasserfällen reich ausgestatteten Gruppe der Méanmartin, die durch den Col Iseran 2769 *m* mit dem Massiv der Ouille Noire und Aiguille Pers zusammenhängt.

Dr. Blodig und ich waren am Abende unserer Ersteigung der Dent Parrachée mit der Diligence von Thermignon nach Lanslebourg gefahren, wo wir die Nacht zuzubringen gedachten. Der über 1100 Einwohner zählende, am Fuße des Großen Mont Cenis gelagerte Flecken hat seit Eröffnung der Mont Cenis-Bahn jede Bedeutung für den Transit-Verkehr völlig eingebüßt; er war von Chasseurs Alpins besetzt, die an demselben Tage die bedeutende Marschleistung von Val d'Isère über den Col Iseran ausgeführt hatten. Eine Militär-Kapelle hielt auf der ge-



Gezeichnet von E. T. Compton. Lichtdruck von Junghanss & Koritzer, Meiningen.

Charbonel 3760 m.

räumigen Straße Platzmusik ab, und überall machte sich ein reges Leben bemerkbar. Nach dem Abendessen stellte sich Dr. Blodig dem Herrn Commandanten vor, indem er das uns von der Section Tarentaise ausgestellte Empfehlungsschreiben vorlegte und der Commandant hatte die Güte, ihn an Herrn Oberlieutenant v. Rochelambert zu weisen, der uns, selbst ein tüchtiger Alpinist, über die umliegenden Berge jede erwünschte Auskunft gab. Zu den Chasseurs Alpins, einer Elit-Truppe Frankreichs, werden nur Mannschaften ausgewählt, die zu Gebirgstouren volle Lust und Eignung besitzen. Die Bataillone bleiben das ganze Jahr im Hochgebirge stationiert, und werden selbst größere Gletscherpassagen — Übergänge von 3000—3400 *m* Seehöhe — ausgeführt. Auch die Ersteigung von Hochgipfeln wird von den Officieren der Chasseurs Alpins mit Eifer betrieben, wie wir uns bei verschiedenen Gelegenheiten überzeugen konnten.

Am anderen Morgen, 4. August 4 U. 10, schlugen wir, Lanslebourg in nördlicher Richtung verlassend, den sehr rauhen, steinigen Saumpfad ein, der zu den oberhalb sich ausbreitenden Weideterrassen emporführt. Bei den Alphütten von Pramariaz, 5 U. 30 bis 5 U. 40, erquickten wir uns mit etwas Milch, und dann stiegen wir weiter über schöne, reich begrünte Weideterrassen, dem breiteingelagerten, fast eben verlaufenden, sterilen Hochthale zu, dessen Hintergrund von dem Massiv des Grand Roc Noir abgeschlossen wird.

Mild und klar strahlte die Sonne aus dem wolkenlosen Firmamente, und über allen Formen und Farben lag eine wunderbare Harmonie. So festgefügt auch die riesigen Berge erscheinen, so leicht und gedankengleich schwebten sie empor in den Luftraum. Ein Blocklager überschreitend, stiegen wir über Schnee, Eis und Fels den Wandabstürzen des Grand Roc Noir zu, an dessen Fuß wir 8 U. 40 anlangten. Schon beim Anstieg hatte sich die Umgebung von Lanslebourg, die Mont Cenis-Straße und das obere Arcthal entrollt, hier aber rundete sich die Landschaft zu einem großartig angelegten, hochalpinen Bilde. Der Charakter der Gebirgsschau liegt in der schönen Zusammenstellung von Thal- und Gipfelprospecten und in der reichen Gliederung der vertical aufsteigenden Massen. Die reichsten Farbencontraste finden sich aber nicht in der Tiefe, sondern in der Höhe: in der coloristischen Verschiedenheit zwischen Fels, Schnee, Himmelsblau, Licht und Schatten, in dem Dufte der Ferne und in der Farbe des Horizontes, während die aschgrauen Ackergevierte der ausgebrannten, regenbedürftigen Culturregion — und dies gilt für die ganze Obere Maurienne — jedes warmen Farbentones entbehren. Vor uns, d. i. nach S. und W., strebte die schwarze Felswand des Grand Roc Noir nahezu senkrecht empor und deren Erkletterung von dieser Seite würde, wenn nicht gerade unmöglich, ein schweres Stück Arbeit sein; doch rechts an der Ostseite zeigt sich der Gipfelkörper etwas gebändert und von einem seichten Kamin durchschnitten. Über diese der Point de Vallonet zugekehrte Ostwand, die gegen N. in einen sehr tiefen, schwindeligen Abgrund absetzt, erfolgte nun die Ersteigung, die in keinem ihrer Theile ernstere Schwierigkeiten verursacht. Einige Vorsicht anwendend, erreichten wir schon nach 13 Minuten die Spitze, auf der sich nun auch der Blick nach Norden enthüllte.

Und dieser Blick war wunderbar genug, um die Seele mit stiller Bewunderung zu erfüllen! Gerade im Norden, kaum 10 *km* entfernt, erhob sich, aus leichten Morgennebeln hervortretend, die doppelgipfelige Grande Casse und ihr zur Rechten

die Grande Motte, östlich dehnten sich in weitem Halbkreise die Glaciers de la Vanoise mit der Dent Parrachée, dem Dôme de Chasseforêt und Dôme de l'Arpont aus, gegen Süden erblickten wir die Berge des Mont Cenis-Passes, darunter die Dents d'Ambin und gegen Osten und Nordwesten standen in langer Reihe die Gebirge des Arc- und Isère-Ursprunges, aus deren schwer zu entwirrbaren Gipfelreihen der Charbonel, die Ciamarella, die drei Levannaspitzen, Tsantelcina und Grande Sassière hervorragten. Unmittelbar uns zu Füßen, von der Pointe de Vallonet abzweigend, erstreckte sich der stark überfirnte, kräftig modellierte Gebirgskamm zur Pointe du Châtelard und zur Méanmartin, die von hier in interessanter, aber sehr langer Kammwanderung zu erreichen wäre.

Über eine halbe Stunde blieben wir auf der Spitze, und stiegen dann zu den zurückgelassenen Rucksäcken am Fuße der Felswand zurück, um noch der benachbarten, durch einen Firnsattel getrennten Pointe de Vallonet einen Besuch zu machen. Zur Erkletterung der sehr steilen, aber gut gebänderten Gipfelfelsen benöthigten wir 30 Minuten; die Spitze scheint aber keineswegs höher, als der Grand Roc Noir zu sein, so dass deren Cotierung mit 3566 *m* in der französischen Karte 1:80.000 entschieden zu hoch ist. Nur schwer und ungerne trennten wir uns von dieser Hochzinne, die mit dem Grand Roc Noir dasselbe prachtvolle Panorama gemein hat, und traten auf demselben Wege den Rückweg nach Lanslebourg an, wo wir mittags 1 U. 15 bei drückender Sonnenhitze eintrafen.

Abends fuhren wir, nachdem wir noch vorher dem gefälligen Herrn Oberlieutenant über den Verlauf unserer Tour Bericht erstattet und für seine Beihilfe gedankt hatten, durch das an schönen Scenerien reiche obere Arcthal nach Bessans hinauf, einem vortrefflichen Touristen-Standorte, das schon manchem Freunde der Berge ein angenehmes, still trauliches Asyl bot.

Der Charbonel 3760 *m*.

(C. B.) Wir waren nach der hervorragend schönen Besteigung des Grand Roc Noir und der Pointe de Vallonet am 4. August abends nach Bessans gekommen und hielten unseren Einzug in dem für anspruchslose Bergsteiger sehr empfehlenswerten Gasthause Cimaz. Von hier aus sollten der Charbonel 3760 *m*, der Albaron 3662 *m*, die Ciamarella 3676 *m* und die Levanna 3640 *m* bestiegen werden. Glücklicherweise wurde inzwischen das Gasthaus in Bonneval, circa 8 *km* von Bessans, welches uns Rev. W. A. B. Coolidge als eingegangen bezeichnet hatte, wieder eröffnet, so dass wir den letztgenannten Berg von Bonneval aus besteigen konnten. Die 17 *km* von Bessans bis zur Levanna hatten mich in manchem Traume verfolgt!

Rev. W. A. B. Coolidge hatte den Charbonel mit der Bemerkung »sehr instructive Aussicht« auf unsere Liste gesetzt und rechtfertigte der Berg diese Anempfehlung vollkommen. Im Centrum eines etwas verzogenen Dreiviertel-Kreises liegend, welchen der Hauptzug der Grajischen Alpen zwischen Ciamarella und Mont Cenis bildet, gegenüber der prächtigen vom Grand Roc Noir zur Pointe de Méanmartin ziehenden, vergletscherten Kette, musste er in diese Gebirgsgruppen einen ganz vortrefflichen Einblick bieten.

Außerdem bürgt die Höhe von 3760 *m* — der Charbonel nimmt in Bezug darauf unter den westlichen Grajischen Alpen den dritten Platz ein — für eine hervorragende Fernsicht. So war denn seine Besteigung für den nächsten Tag festgesetzt und riss ich mich, Herrn Purtschellers Drängen nur widerwillig nachgebend, von der äußerst interessanten Gesellschaft eines höheren Beamten und seiner liebenswürdigen Gattin los, um gegen 10 U. das Lager aufzusuchen. Da wir am 3. und 4. August hohe Berge bestiegen und nur wenig geschlafen hatten, so war ich, offen gesagt, nicht sehr böse, als es am 5. morgens regnete und wir zu einem Rasttage gezwungen waren. Bei schönem Wetter der Ruhe zu pflegen, hätten weder Herr Purtscheller noch ich übers Herz gebracht. Der Tag wurde mit Aufzeichnung von Notizen, Briefschreiben und dem Studium der französischen Grammatik verbracht und machte Herr Purtscheller, da das Wetter gegen Nachmittag besser wurde, einen Ausflug in die Vallée de Ribon. Nach Tisch kam mein neugewonnener Freund, Herr v. Rochelambert, Oberlieutenant der Chasseurs Alpins von Lanslebourg nach Bessans. Er wollte den Sonntag zu einer Gemsjagd ausnützen und begleitete ich ihn gleichfalls ein Stück in die Vallée de Ribon. Nach Bessans zurückgekehrt, benützte ich die Zeit bis zum Eintreffen Freund Purtschellers, um von dem Platze vor der Kirche, welche auf einem kleinen Hügel steht — 1742 *m* —, die Gegend etwas anzusehen. Bessans liegt 1721 *m* hoch auf dem linken Ufer des Arc, zwischen der Ausmündung der Vallées d'Avérole und de Ribon. Von üppigen Wiesen und theilweise bewaldeten Bergen umgeben, macht der Ort, überhöht von der Kirche, einen sehr freundlichen Eindruck. Gegen Westen zu winken von dem zwischen Grand Roc Noir und der Pointe de Méanmartin parallel dem Arc verlaufenden Hochgebirgswalle an einigen Stellen vielversprechende Eisbrüche herab; nach Nordosten hin erblickt man die Pointe du Grand Fond 3422 *m* und den Albaron 3662 *m*, beide in blendend weißem Firnmantel. Nördlich erhebt der finstere Wächter des Arcthales Les Croix de Don Jean Maurice 3140 *m* das Haupt, und südlich stürzen die Ausläufer der Punta Roncia in gewaltigen Wänden unmittelbar auf die Wiesen ab.

Tritt man in den Ort selber ein, so winken die recht ärmlichen, theilweise als Souterrain gebauten Häuser wohl etwas düster. Auch die Bevölkerung macht einen ernsten, etwas ablehnenden Eindruck. Der harte Kampf ums Dasein ist es wohl, der die Leute noch rauher und finsterer macht als in anderen Gebirgsgegenden. Wir hatten am Sonntag, den 6. August, abends Gelegenheit, die Leute beim landesüblichen Jeu des boules zu beobachten. Welch eigenthümlicher Gegensatz gegen einen Sonntag in einem steirischen oder bayrischen Gebirgsdorfe! Kein wüstes Schreien und Lärmen, keine Rauferei, kein anwidernder Anblick Betrunkener, aber anscheinend auch keine rechte Herzensfreude, kein Zitherklang, kein frohes Lied.

Die Leute treiben ihr Kugelspiel mit einem Ernste, der stellenweise grotesk wirkte und sah ich keinen derselben den Mund zum Lachen verziehen. Die weibliche Bevölkerung trägt eine haubenartige Kopfbedeckung, nicht unähnlich der Haube der Damen du Sacré Coeur, die kleinen Kinder in den buntesten Farben, die Mädchen meist mit rothen oder gelben Bändern geschmückt, die verheirateten Frauen in Schwarz. Von einer Nationaltracht der Männer fiel mir

eine Weste mit gestickten Borten auf. Das erste Geschenk eines jungen Mädchens an ihren erklärten Liebhaber oder Bräutigam ist dann ein paar solcher Borten.

Da sich gegen Abend des 5. August das Wetter völlig aufheiterte, begaben wir uns zeitig zur Ruhe, da ja am Morgen sehr früh aufgebrochen werden musste. Wir verließen Bessans am 6 August um 3 U. 55 morgens bei wolkenlosem Himmel und pilgerten die gegen Bonneval thaleinwärts führende Straße entlang, bogen bei der Kapelle St. Etienne nach Osten ab und erreichten um 4 U. 30 das am Eingange der Vallée d'Avérole gelegene Alpendörfchen La Goulaz 1751 *m*. Einige Zeit, nachdem wir die Hütten hinter uns gelassen hatten, flammte der Gipfel des Charbonel in feurigem Rothe auf, und so oft ich das Schauspiel des Sonnenaufganges im Hochgebirge auch schon gesehen hatte, ich blieb unwillkürlich stehen und stattete von neuem den Zoll meiner Bewunderung ab. Wir hatten ursprünglich vor, den Charbonel über den vom Gipfel nach Nordwest sich absenkenden Gletscher zu ersteigen; auch Rev. W. A. B. Coolidge hatte uns diese Route in die ihm seinerzeit eingesandte Karte eingezeichnet; ebenso hatte die von der Dent Parrachée und dem Grand Roc Noir vorgenommene Ocular-Inspection das gleiche Resultat bezüglich der besten Route ergeben, und ich weiß selber nicht, wie es kam, dass wir, statt die Hänge zu unserer Rechten zu ersteigen, auf dem Thalwege blieben und nach Avérole wanderten.

Wir kamen hier um 5 U. 30 an, und muss ich diesem interessanten Orte einige Zeilen widmen. Avérole 2035 *m* ist ein aus etwa zwei Dutzend Hütten bestehendes Alpendörfchen in dem gleichnamigen Thale. Am Fuße der 3477 *m* hohen Ouillarse d'Avérole gelegen, zählt es zu den höchstgelegenen, das ganze Jahr bewohnten Ortschaften Frankreichs. Es ist nach Angabe des General-Inspectors der Elementarschulen Savoyens, dessen Bekanntschaft ich in Bessans zu machen so glücklich war, der höchstgelegene Ort Savoyens, in dem sich eine Schule befindet Im Département Hautes Alpes soll bei Gap eine ebenso hoch oder noch höher gelegene Schule existieren; doch konnte ich darüber nichts Bestimmtes erfahren Hier sah ich auch zum erstenmale europäische Troglodyten; die Leute leben mit ihrem Vieh zusammen in unterirdischen Räumen, welche durch kleine, gerade an der Erdoberfläche gelegene Fensterchen erhellt werden.

Diese Einrichtung scheint durch die Unmöglichkeit, sich im Winter auf andere Weise warm zu halten, geboten worden zu sein. Die vollständige Entholzung, die, wie an anderem Orte bemerkt wurde, zum Heizen mit Kuhfladen trieb, hatte hier eben noch andere Übelstände im Gefolge. Wir überschritten bei Avérole den Bach gleichen Namens auf einer hochgewölbten steinernen Brücke und folgten kurze Zeit dem in das Vallon de la Lombarde führenden Wege, der, außer von Ziegen und Schafen, auch fleißig von Schmugglern und Zollwächtern benützt zu werden pflegt. Man gelangt nämlich durch das Vallon de la Lombarde zum 3083 *m* hohen Col de l'Autaret, der auf große Entfernung der einzige Pass ist, der, ohne dass man einen größeren Gletscher betreten müsste, von Frankreich nach Italien führt. Bei der ganz ungewöhnlichen Höhe der Eingangszölle auf Zündhölzer und Schafe werden nun diese beiden Artikel nebst einigen anderen, in Italien billig zu bekommenden Lebensmitteln in großen Mengen herübergeschafft. — Um nun dieser Umgehung des Gesetzes einigermaßen zu steuern, mussten für die Zollwächter eine Reihe Dinge ersonnen werden, die in

anderen Gegenden ziemlich unbekannt sein dürften. So gehen diese Leute auch im Dienste zu Zeiten in Civilkleidung und tragen, wenn sie sich in hochgelegenen Orten auf die Lauer legen, in einer Art »Kraxe« einen tüchtigen Schlafsack mit sich, in welchem sie dann, das Gewehr im Arme, eine oder auch zwei Nächte auf der Höhe zubringen.

Damit mag wohl zusammenhängen, dass sich nicht weniger als drei dieser bedauernswerten Leute während meines nur zweitägigen Aufenthaltes in Bessans, schwerer Rheumatismen wegen, an mich wandten. Wir verließen den obbezeichneten Weg bald, da er nur allmählich ansteigend thaleinwärts führte und stiegen nordwestlich unter dem Punkt 2578 der französischen Generalstabskarte über Rasen, der weiter oben von kleinen Schutthängen und Felspartien durchsetzt war, sehr steil hinan. Um 7 U. 30 hatten wir die oberste der drei Terrassen, welche den Fuß des eigentlichen Felsmassives des Charbonel gegen Norden umgeben, erreicht, und hier machten wir an einem kleinen Eissee eine viertelstündige Rast, füllten unsere Flaschen mit Wasser, nahmen ein kleines Frühstück ein und vertieften uns in die Betrachtung des gegenüberliegenden Albaron, die Anstiegsrichtung auf diesen Berg festsetzend. Um 7 U. 45 setzten wir unseren Marsch fort und stiegen gegen 8 U. in die Felsen des sich gegen den Punkt 3205 senkenden Nordostgrates ein. Dieselben zeigten anfänglich hinreichende Stufung, um den Weg zu einem angenehmen, und genügende Steilheit, um ihn zu keinem langweiligen werden zu lassen.

Als wir aber höher kamen, zwang uns die Steilheit und Brüchigkeit der Felsen, in die Ostwand einzubiegen, wobei wir einige ziemlich schwierige Traversierstellen überwinden mussten. Der Einstieg vom Grate in die Wand vollzog sich unter einem ungemein ausgeprägten, gelblichen Felsmassive, welches mit einem nach landläufigen Begriffen senkrechten Absatze dem Kletternden das weitere Verweilen auf dem Grate verwehrt.

Um 8 U. 45 hatten wir die Ostwand betreten, und nach halbstündigem Verweilen in derselben, wobei wir uns immer ziemlich nahe dem Grate bewegten, sahen wir links ober uns die Firnwellen des Glacier du Charbonel über der Felswand aufblitzen. Noch ein steiles, mit tiefem, sehr weichem Schnee bedecktes Couloir war zu erklimmen und wenige Minuten nach 9 U. 15 standen wir auf dem Gletscher und begrüßten freudig den anscheinend in einer kleinen Stunde erreichbaren Gipfel. Insoweit es die gegen den Ostgrat stark überhängenden Wächten und die mancherorts auftretende Zerklüftung des Firns erlaubte, hielten wir uns möglichst nahe dem Rande des Plateaus, da hier der Schnee etwas besser trug. Doch mussten wir im Vorangehen mehreremale abwechseln, da die Neigung des Firnhanges uns zwang, mehr gegen die Mitte des Gletschers zu gehen, wo der Neuschnee in großer Masse lag. Ganz oben dagegen, etwa 50 *m* unter der Spitze, hätten wir einige Dutzend Stufen schlagen müssen, wenn nicht andere Besteiger des Charbonel, anscheinend zwei Tage vorher, dies gethan hätten; so bedienten wir uns dankbaren Herzens dieses Hilfsmittels und langten um 10 U. auf der Spitze des Charbonel an. Dôme de Chasseforêt und Charbonel sind die populärsten Berge der Gegend, letzterer, nach meinem Urtheile, wohl seiner Höhe und leichten Erreichbarkeit halber. Seine Rundschau ist sehr instructiv, aber schön ist sie nicht; dazu überragt der Berg seine unmittelbaren Nachbarn zu

sehr. Das südlich und östlich gelegene Stück des Panoramas ist ziemlich einförmig, nördlich und nordöstlich treten nur Ciamarella und Albaron halbwegs hervor, von Thalaussichten ist gar keine Rede! Nur die Fernsicht ist infolge der bedeutenden Höhe eine sehr ausgedehnte; sie reicht von den Grandes Rousses über die Dauphiné- und Cottischen Alpen bis zu den Zermatter Gipfeln. Deutlich nimmt man die großen vom Mont Blanc gegen Courmayeur strömenden Gletscher aus und zum erstenmale sehen wir Dent Blanche und Weißhorn von Frankreichs Bergen aus. Wir hatten uns einige Meter unterhalb des Gipfels an geschützter Stelle niedergelassen, da ein starker Nordwestwind den Berg umbrauste. Von hier betrachteten wir das interessante Schauspiel, wie die über der italienischen Ebene aufsteigenden Wolkenmassen den Grenzkamm gegen Frankreich zu überschreiten versuchten. Plänklern gleich krochen einige Nebelfetzen über die Wasserscheide, sich an die Schneefelder anschmiegend, bis der Sturm sie packte und zurückwarf, worauf das Spiel von neuem begann. Touristisch interessant war für mich der Blick direct nach Süden, woher die ersten Bezwinger des stolzen Gipfels gekommen waren. Sigr. Leopoldo Barale mit den Führern Antonio Castagneri und Giorgio Vincendet hatten nämlich im oberwähnten Vallon de la Lombarde den ganzen Berg umgangen, gewannen dann über Wiesen, leichtgestuften Fels und Schneefelder ein im Süden des Charbonel gelegenes Joch, den Col d'Ouille Mouta und erreichten schließlich über den Südgrat die Spitze; es war der 10. Juli 1874.

Der Grat sieht von oben nicht sehr gut aus, ist aber nach mündlichen Angaben des Herrn Luigi Cibrario aus Turin leicht zu begehen. Um 10 U. 50 verließen wir unsere Hochwacht und stiegen, anfänglich unserer Anstiegsroute folgend, den Firnhang hinab, bis die geringere Neigung ab und zu ein flottes Abfahren gestattete. Doch mahnten, noch ziemlich hoch oben, einige mächtige Spalten zur Vorsicht und banden wir uns, das Abfahren nichtsdestoweniger fortsetzend, für einige Zeit ans Seil.

Wir mussten uns nun entscheiden, ob wir der gewöhnlichen Route folgen wollten; auf dieser verlässt man den Gletscher ziemlich hoch oben und benützt einen Felskamm, der einige kleine Abstürze zeigt und den Wanderer gegenüber dem Punkte 1876 in das Thal bringt. Wir konnten aber auch, dem Gletscher in seiner ganzen Länge folgend, erst bei Punkt 2538 dicht über seiner Zunge die Terra firma zu erreichen streben. Da der Gletscher ein schnelleres und müheloseres Fortwärtskommen versprach, als die steilen Fels- und Rasenhänge, so bogen wir von der durch die tiefen Fußstapfen unserer Vorgänger gekennzeichneten Route ab und stiegen westlich den Gletscher hinunter. Die Sache gieng anfänglich ganz nach Wunsch, bis wir ober der in schwärzlichen Eiswänden abstürzenden Zunge ankamen. Glatt geschliffene Felsen thürmten sich, den in vollem Rückgange befindlichen Gletscher einsäumend, zu beiden Seiten der Zunge auf und schon der erste Blick auf diese Verhältnisse ließ erkennen, dass da eine harte Nuss zu knacken sein werde. Wir stiegen nun so lange auf dem Gletscher ab, bis die Steile und besonders die Härte des Eises ein längeres Verweilen auf demselben unthunlich erscheinen ließ. Dann kletterten wir an der orographisch rechten Seite der Zunge in einem von dem Eise und der benachbarten Felswand gebildeten, sehr steilen Kamine ein

Stück abwärts, bis wir auch diesen, der Glätte seiner Wände halber, zu verlassen gezwungen waren.

Mit ziemlicher Anstrengung stiegen wir nach rechts auf eine glattgescheuerte Platte hinaus und wandten uns zuletzt noch einmal der Gletscherzunge zu. Nachdem wir auf dieser in Stufen etwa zehn Meter abgestiegen waren, gelangten wir mittelst eines tüchtigen Sprunges wieder auf die Felswand und hielten uns auf derselben bis zur Höhe des Zungenendes bei Punkt 2538. Unter diesem stiegen wir ein Stück nach Westen ab, die Felsen wurden rauher, es traten kleine Geröllfelder auf und gerade auf Vincendières, ein kleines Alpendörfchen zwischen La Goulaz und Avérole, zuhaltend, kamen wir bald auf Rasenhänge, welche uns, von mehr minder hohen Wandeln durchsetzt, rasch abwärts gelangen ließen. Nach etwa einer Viertelstunde Marsches vom Zungenende trafen wir auf einen Schafsteig, und langten, die steilen Hänge im Zickzack absteigend, um 1 U. am linken Ufer der Ruisseau d'Avérole gerade Vincendières gegenüber an. Nach einem weiteren Marsche von 20 Minuten machten wir, gegenüber La Goulaz angekommen, Halt und nahmen, der kleinen Waschbecken von Bessans gedenkend — Freund Friedmann nennt solche Diminutivausgaben »Tiroler Nüscherln« — eine ausgiebige Waschung vor.

Um 2 U. brachen wir wieder auf, und schritten, immer am linken Flussufer auf einem dicht am Wasser hinführenden, sehr malerischen Fußwege thalauswärts. Hier gab es endlich wieder einen schönen Fichten- und Lärchenbestand, ein zu Bewässerungszwecken abgeleiteter Bach floss murmelnd neben uns, der Eisdom des Charbonel leuchtete ab und zu durch die Baumwipfel. Wir blickten, so lange die Vorberge es erlaubten, noch oft nach ihm um und hielten um 2 U. 30 unseren Einzug in Bessans.

(Der zweite Theil dieser Arbeit erscheint in der Zeitschrift 1896.)

Die Fünffingerspitze als Typus eines Modeberges.

Von

L. Norman-Neruda.

So lange die älteren Generationen der Pionniere des Bergsteigens auf ihr Reiseprogramm die Namen bedeutender, schon vor ihrer ersten Besteigung wohlbekannter Hochgipfel setzen konnten und man noch wenig achtete auf die gründliche Durchforschung einzelner mehr oder weniger durch natürliche Grenzen eingeschränkter Gebiete; zu einer Zeit als im Westen wie im Osten, auf der Nordseite wie auf der Südseite des europäischen Hauptgebirgszuges der Wanderer sozusagen bloß seine Hand nach den Lorbeeren der Eroberung auszustrecken hatte und infolgedessen so sehr vieles übersehen wurde, das heute unserer Beachtung, unseres aufmerksamen Studiums und unserer enthusiastischen Bewunderung würdig erscheint; als es der Hauptzweck schien, womöglich den höchsten Gipfel eines Gebietes als Erster zu betreten — da wusste man nichts von Modebergen. Damals stieg man hinauf auf die luftigsten Höhen, entweder weil man eine große Befriedigung darin empfand, einen Ort zu erreichen, wo noch nie der Boden von menschlichem Fuße betreten worden war; weil man bei schönem Wetter (worauf man schon deshalb bei Beginn einer Tour mehr als heutzutage achtete) die großartigen Panoramen anstaunen wollte, die, den Luftballon ausgenommen, nur die bedeutende Bergeshöhe bieten kann; weil man in der körperlichen Bewegung in reiner Luft Nutzen für den Körper und Genuss für den Geist fand; oder weil der eine oder der andere Gelehrte von seinem Wissensdrange hinaufgetrieben wurde, sei es nun um meteorologische Studien zu betreiben, Gletscherbewegungen zu beobachten, die Geheimnisse der in großen Höhen theilweise veränderten Functionen der menschlichen Organe, besonders der Lungen und des Herzens (Blutcirculation) zu erforschen, oder um Pflanzen zu sammeln, Steine zu behämmern und Gebirgsformation zu ergründen. Hie und da hörte man wohl etwas von diesem oder jenem Alpenwanderer, der weder von wissenschaftlichem Drange oder Gesundheitsrücksichten, noch durch seine Liebe zu Fernsichten angespornt wurde, den Spitzen der Bergesriesen zuzustreben. Man fragte sich und andere, im engeren Freundeskreise und öffentlich, was wohl der Zweck der mühsamen, oft auch gefährlichen Touren sei, die von jenen unternommen wurden, welche durch ihre Besteigungen weder der Wissenschaft dienen zu wollen behaupteten, wolkenlosen Gipfelrundsichten zuliebe sich abmühten, noch deshalb bergwärts sich zu wenden vorgaben, weil

sie in der dadurch bedingten körperlichen Bewegung ein Heilmittel für ihre Kräftigung erheischenden Knochen, Sehnen und Muskeln sahen, oder einer Degeneration derselben vorzubeugen bestrebt waren. Und wenn eine Antwort damals auf diese Frage gegeben wurde, so war sie gewiss die, dass für sie der Genuss und die Freude des Steigens und des Kletterns an und für sich und die Überwindung von Hindernissen schon eine genügende Begründung des Bergsteigens oder Alpinismus sei, ganz abgesehen von dem Nutzen, welchen das Bergsteigen oder der Alpinismus für die Gesundheit, die Kunst und die Wissenschaft bieten kann. Das Echo jener Frage und dieser Antwort, den Widerhall der Vorwürfe und der Verspottung derjenigen Alpenwanderer, die freimüthig erklärten, sie stiegen bloß »weil's mi freut«, hören wir noch heute. Aber die Frage tönt nicht mehr so laut, nicht mehr so herausfordernd spöttisch, während die Antwort in immer kräftigerem und selbstbewussterem Chore beinahe aus aller Herren Länder kommt; wir kennen nun zur Genüge diejenigen, welche die Frage thun; wir wissen, dass sie den Geist des Alpinismus im Flachlande, welches so viele von ihnen niemals verlassen, ergründen zu können glauben, und dass sie sich nicht scheuen, Dinge zu begutachten, für welche ihnen jegliches Verständnis, ja die Möglichkeit, ein solches zu besitzen, mangelt. Wenn wir und unser Thun und Treiben in den Bergen heutzutage verspottet und verdammt werden, so wissen wir, dass dies zumeist von dem marktschreierischen, nimmersatten, sensationshungrigen Journalismus gethan wird, der so sehr häufig sich gerade dort mit dem Scheine des Verständnisses und der Beurtheilungskraft costümiert, wo sein Mangel an Kenntnissen und an logischer Denkungsfähigkeit am größten ist. Er borgt einige sogenannte technische Ausdrücke, wendet sie nach Thunlichkeit am falschen Orte an und weiß nicht, wie lächerlich er in den geborgten Federn aussieht. Er glaubt sich mit den Federn des Adlers so glücklich ausstaffiert zu haben, dass man ihn allgemein für einen solchen hält, und bemerkt dabei nicht, dass ihn der Costümier als Zettel im »Sommernachtstraum«, Act III, Scene 1, gekleidet auf den Maskenball geschickt hat. Auf der Seite derjenigen aber, die sich nicht scheuen, frei zu bekennen, dass sie dem Alpinismus als Selbstzweck huldigen, haben wir nicht nur alle jene, welche den Alpinismus regelmäßig ausüben und sich schon deshalb in der Lage befinden, ein wertvolleres Urtheil abzugeben, sondern noch manchen Mann, der den Alpinismus ursprünglich bloß als Mittel zu seinem Zwecke ansah. Aber selbst diejenigen, welche vornehmlich wissenschaftliche Zwecke bei ihren Alpenwanderungen verfolgen, werden durch den Zauber berührt, den die »Technik« und das Pfadfinden in schwierigerem Terrain auf den Bergsteiger ausübt, und manches unternimmt dann der Mann der Wissenschaft, das mit dieser in sehr losem Zusammenhange steht — wenn man überhaupt von solchem Zusammenhange sprechen kann. Tyndall, zum Beispiel, den zuerst sein Wissensdrang auf die Berge trieb, hat mehr als einmal in seinen Schriften angedeutet, dass ihm der Alpinismus, abgesehen von den wissenschaftlichen Beobachtungen, die er in seiner Ausübung anstellen konnte, Freude bereite, und er hat den Wunsch, führerlos oder gar allein zu gehen, nicht nur verstanden, sondern selbst des öfteren gehegt und einigemale sogar befriedigt.

Will man ganz strenge urtheilen, so darf man vom Mont Blanc sagen, dass er der älteste Modeberg ist, denn bevor der eigentliche Alpinismus, d. h. das

Bergsteigen als Selbstzweck, existierte, wurde er mehrmals bestiegen, wohl hauptsächlich, weil er die höchste Erhebung der Alpen ist. Als man zu steigen angefangen hatte, um zu steigen, wurde zum Beispiel das Matterhorn Modeberg — und ist es bis heute geblieben; aber will man vorurtheilsfrei nach dem Grunde seiner Popularität suchen, so ersieht man, dass diese wenigstens anfänglich zu einem ganz bedeutenden Theile in der Katastrophe bei der ersten Ersteigung im Jahre 1865 zu finden ist. Große technische Schwierigkeiten hatten dazumal und noch viel später nichts mit der Popularität eines Berges zu thun. Die herrliche Pointe des Écrins, die schon 1864 erstiegen wurde und meines Wissens dem Bergsteiger, oder wenigstens dem Leiter einer Expedition bedeutende technische Aufgaben stellt, ist niemals ein Modeberg gewesen, und erst in den letzten Jahren hat sie sich eines häufigeren Besuches zu erfreuen. Dagegen wurde die Jungfrau schon früh beliebt und wird noch heute stark besucht, obwohl sie gewiss keine technischen Schwierigkeiten bietet.[1]) Zu den älteren Modebergen gehören auch der Monte Rosa, Bernina, Ortler, Großglockner, Groß-Venediger u. s. w., und keiner von diesen bietet unter gewöhnlichen Verhältnissen und auf den besten Anstiegsrouten technische Schwierigkeiten. Es fällt aber bei ihnen auf, dass sie alle nicht nur Hauptspitzen ihrer Gruppen, sondern absolut die höchsten Erhebungen derselben sind, wie schon aus ihren Namen, verglichen mit den Namen ihrer Gruppen, deutlich erkennbar ist. Ihre Popularität verdanken sie also nebst der Thatsache, dass sie für Krethi und Plethi, wenn nicht ohne Mühe und Anstrengung[2]), so doch gewöhnlich ohne Schwierigkeit und Gefahr zu ersteigen sind, noch dem althergebrachten Verlangen der Touristen, innerhalb einer gewissen Grenze — und diese ist meistentheils die Umgrenzung der Gruppe selbst — den höchsten Berg zu ersteigen, wozu noch beitragen mag, dass die höchsten Gipfel einer Gruppe nach ihrem Dafürhalten unbedingt die schönste Aussicht bieten müssen, worunter gewöhnlich die ausgedehnteste und uneingeschränkteste verstanden wird. Inwiefern der zuletzt angeführte Grund Berechtigung hat oder nicht, sowie die Darlegung der damit verbundenen ästhetischen Fragen, kann ich hier nicht besprechen. Es würde dies zu weit über die natürlichen Grenzen meines Aufsatzes hinaus drängen.

Die älteren Modeberge haben also ihren Ruf und ihren zahlreichen Besuch hauptsächlich ihrer verhältnismäßigen Höhe zu verdanken; außerdem, einer wenigstens, zum Theile dem Umstande, dass gleich bei seiner ersten Ersteigung eine fürchterliche Katastrophe eintrat. Es kam dann eine Zeit, wo — so paradox dies auch klingen mag — einige schwierig zu erreichende Gipfel deshalb häufiger erstiegen wurden, weil sie gar so selten erstiegen wurden. Diese bildeten die zweite Abtheilung der Modeberge. Zu ihr gehört beispielsweise die Dent Blanche. Sie wurde 1862 zuerst von T. S. Kennedy und W. Wigram erstiegen.

Interessant ist, dass es Zweifler gab, die behaupteten, es sei den genannten Herren unmöglich gewesen, wirklich festzustellen, dass die Spitze von ihnen erreicht worden war, weil diese an jenem Tage ein dichter Nebel einhüllte. Im

[1]) Natürlich gilt dies von dem gewöhnlichen Wege, der von den allermeisten Ersteigern der Jungfrau eingeschlagen wird.

[2]) Dies hängt hauptsächlich von der körperlichen Eignung des Individuums zum Bergsteigen ab.

Jahre 1865 wollte Edward Whymper untersuchen, ob die Spitze 1862 wirklich betreten worden war, obwohl er persönlich nicht daran zweifelte. Auch er hatte gegen schlechtes Wetter zu kämpfen, konnte aber dennoch feststellen, dass sich unweit der Spitze ein Steinmann befinde. Zwei Tage später traf er mit Kennedy in Zermatt zusammen und erzählte diesem, er habe auf der Dent Blanche dessen Steinmann gesehen. Sein Erstaunen war kein geringes, als Kennedy sagte, er habe keinen Steinmann errichtet. Es stellte sich heraus, dass dieser von J. Finlaison herrührte, welcher am 11. September 1864 die zweite Besteigung ausgeführt hatte. Whymper scheint von dieser Nachricht enttäuscht gewesen zu sein und es ist, scheint es mir, aus seinen Worten[1]) recht deutlich erkennbar, dass er sich, besonders bei dem schlechten Wetter, kaum dazu entschlossen hätte, die Tour zu unternehmen, wenn gar keine Zweifel über die Ersteigung Kennedys vorhanden gewesen wären. Dies wäre wenigstens ganz im Sinne der damaligen Pionniere gewesen, die, durch die Anzahl der noch unerstiegenen Berge verlockt, selten schon erstiegene Gipfel besuchten.

Lange Zeit wurde die Dent Blanche äußerst selten bestiegen, bis es endlich dazu kam, dass Touristen gerade sie erklettern wollten, weil so wenige hinaufstiegen, und ihre Besteigung schon wegen ihrer Seltenheit einen Wert zu haben schien.

Die dritte Abtheilung der Modeberge sieht ganz anders aus. Es ist für sie nicht nöthig, hoch zu sein, ja ihre Popularität ist von ihrer Höhe gänzlich unabhängig, und ob sie nun schöne Aussichten bieten oder nicht, ist ziemlich gleichgiltig. Ihre Existenzberechtigung als Modeberge besteht hauptsächlich darin, dass sie von ihren ersten Besteigern sehr schwierig, ja außergewöhnlich schwierig genannt werden, und dass man ohne sonderliche Mühe und Zeitverlust an ihren Fuß gelangen kann. Sie sind meistentheils Felsberge. Hat einmal ein vorzüglicher Kletterer behauptet, ein von ihm als Erster erstiegener Berg sei »technisch« außerordentlich schwierig, viel schwieriger als dieser oder jener andere anerkannt sehr schwierige Berg, und ist seine Aussage von anderen bestätigt und wiederholt worden, so hat der Berg die beste Aussicht, ein Modeberg zu werden. Von Jahr zu Jahr wird er häufiger erstiegen, tüchtige und weniger tüchtige Kletterer hinterlassen ihre Visitenkarten auf seinem Gipfel, und es gibt keine Touristen, deren Unfähigkeit groß genug ist, um sie zu veranlassen, seine Bekanntschaft für spätere Zeiten aufzuheben, d. h. wenn sie ihre Unfähigkeit ein wenig abgewetzt haben werden; sie meinen sich in die Reihe erfahrener und guter Kletterer zu stellen, wenn sie sagen können, sie seien auch oben gewesen. Das genügt aber nicht — sie glauben sich mit einem ganz ungewöhnlichen Glorienscheine zu schmücken — einem Glorienscheine, der selbst in den ausführlichsten Werken über Hagiologie bisnun unbeschrieben geblieben ist — wenn sie die Erkletterung des Modeberges, entgegengesetzt den Ansichten guter Kletterer, als »technisch« nicht besonders schwierig hinstellen, und so kommt es denn, dass kein Modeberg den Ruf der Schwierigkeit lange behält. Die Dauer dieses Rufes hängt von verschiedenen Umständen ab; oft davon, dass ein thatsächlich größere Schwierigkeiten bietender Berg »erfunden« wird, auf den sich

[1]) Ed. Whympers »Berg- und Gletscherfahrten«. Deutsch von Dr. Fr. Steger. Braunschweig. G. Westermann. 1892. S. 332—371.

nun Aller Augen richten. Die Mär wird bestätigt. Der neu erfundene Berg ist wirklich schwieriger zu erklettern als unser letzter Modeberg, und siehe da, unser alter Freund wird »leicht«, und nach einigen Jahren lächelt selbst der Anfänger bei dem Gedanken, dass er ehemals für »schwer« galt.

Zu den Modebergen dieser Abtheilung gehört die Kleine Zinne; ja sie war vielleicht der allererste dieser Gattung.[1]) Sie wurde im Jahre 1881 von Michel und Hans Innerkofler zum erstenmale erstiegen. Demeter Diamantidi machte die Tour als erster Tourist mit den genannten Führern noch in demselben Jahre.[2]) Michel Innerkofler, dessen Ruf als Führer damals in den Dolomiten einzig war, bezeichnete die Tour als eminent schwierig. Einige Zeit wurde sie beinahe ausschließlich von einigermaßen tüchtigen Touristen bestiegen; aber heute lässt sich Jeder hinaufziehen, und natürlich fällt ihm die Kletterei nicht besonders schwer, wenn er wieder wohlbehalten hinuntergekommen ist. Der moderne Hanswurst des Alpinismus, der auf der Kleinen Zinne nicht gestanden hat, schämt sich dessen so sehr, dass er entweder sofort zu ihr hinreist, um die Unterlassungssünde durch Buße zu tilgen, oder er behauptet, darüber befragt, er habe ihr seinen Besuch schon abgestattet, obwohl dies mit den Thatsachen nicht übereinstimmt. Seine Antwort kleidet er in das würdige Gewand grammatikalischer Vergangenheit, während die Wahrheit in wahrscheinlich intimen Beziehungen zur Vorzukunft steht.

Verhältnismäßig lange führte die Kleine Zinne die Hegemonie in der modernen, oder dritten Abtheilung der Modeberge. Sie ahnte wohl kaum, dass diese nicht viel länger anhalten würde, als am 9. Juli 1887 Dr. Carl Diener in der »Deutschen Zeitung« (Wien) die Aufmerksamkeit eroberungssüchtiger Touristen auf einen anderen Dolomitzacken lenkte. Er schrieb: »In der Langkofelgruppe erscheint insbesondere die bisher unerstiegene, namenlose Felszinne zwischen Langkofel und Grohmannspitze sowohl ihrer relativen Höhe als der scheinbar jeden Angriffes spottenden Steilheit halber der Beachtung wert.« Als aber schon 1888 die ersten Angriffe auf diese »namenlose Felszinne« gemacht wurden, welche alle erfolglos blieben, und diese im Jahre 1889 auf den nunmehr »Fünffingerspitze« benannten Zacken, obwohl mit demselben Misserfolge, wiederholt wurden, da mag die Kleine Zinne doch Übles für die Zukunft geahnt haben, und es war vielleicht ein Buhlen um Gunst und Stellung, die sie zu verlieren fürchtete, als sie Herrn Dr. Hans Helversen mit den Führern Veit und Josef Innerkofler am 28. Juli 1890 gestattete, sie zum erstenmale von Norden zu ersteigen. Aber wie es so oft geschieht, wenn man zum letzten Mittel greift musste auch die Kleine Zinne sehen, dass sie besser daran gethan hätte, dies bleiben zu lassen und den Nordweg für spätere Zeiten aufzubewahren, denn schon einige Tage darauf, am 8. August, gelang die erste Ersteigung der Fünffingerspitze den Herren Robert Hans Schmitt und Johann Santner. Mit der Route, welche die genannten Herren wählten, werden wir uns später beschäftigen. Der Bericht Schmitts über die Besteigung erschien in der »Österreichischen Alpenzeitung« 1890, Seite 215. Er schließt mit den Worten: »Die Tour ist bei weitem die schwierigste, welche ich jemals unternommen habe. Bei keinem

[1]) Vgl. C. Diener, Erschließung der Ostalpen, III, S. 514.

[2]) Österreichische Alpenzeitung, 1881, S. 259.

anderen Gipfel hat man so viele böse Stellen zu überwinden. Wer wohl unsere Karten herabholen wird?«

Solche Worte, gesprochen von einem so tüchtigen Felskletterer, wie es Herr Schmitt ist, mussten die Fünffingerspitze mit einem Schlage aus der fraglichen Stellung eines »Problems« in diejenige eines vielumworbenen Gipfels versetzen. Wer wollte nicht gerade derjenige sein, oder wenigstens derjenigen Partie angehören, die jene Karte herabholen sollte? Und doch gieng keiner an den Berg, bis über ein Jahr später, am 4. September 1891. Ich kann mir diese Zurückhaltung zum Theile dadurch erklären, dass sich keine Führer fanden, welche die etwaigen Fünffingerspitz-Candidaten leiten wollten, aber auch dadurch, dass Schmitts Worte den tüchtigsten Führerlosen den Muth nahmen. Aber umsomehr wurde in alpinen Kreisen von der Fünffingerspitze und über die Möglichkeit gesprochen, ihre Besteigung zu wiederholen.

Ich habe an anderen Orten (»Alpine Journal«, XVI, Seite 214) erwähnt, was mich dazu veranlasste, im September 1891 die zweite Ersteigung zu versuchen, und es ist beinahe zur alpin-historischen Anekdote geworden, wie ich anstatt der zweiten Ersteigung bloß die dritte beanspruchen konnte.[1]) Der von mir eingeschlagene Weg hatte bis dicht unterhalb des Gipfels mit dem Schmitt'schen nichts gemein. Der letztere spielt sich auf der Südwand ab, der meinige auf der Nordwand. Noch im gleichen Jahre wurde ein dritter Weg — der sogenannte Daumenscharten- oder Ostweg — gefunden und der meinige einmal wiederholt. Der Bann war gelöst, und im folgenden Jahre, 1892, wurde der Berg häufig erstiegen. Der von Schmitt und Santner gewählte Weg wurde nicht mehr genommen, der Daumenschartenweg meistentheils, der meinige zweimal benützt. Der Besuch steigerte sich im Jahre 1893, aber der Schmitt'sche Weg wurde nicht begangen. Dagegen wurde der Berg sowohl von Norden nach Osten, wie von Osten nach Norden traversiert. Auch wurden schon einzelne Stimmen laut, nach welchen zum Beispiel die Traversierstellen am Daumenschartenwege »nicht schwierig« seien, und der Nordweg »eine sehr interessante und an einer Stelle ziemlich schwierige Kletterei darbiete.«[2]) Sic transit gloria montis! Wenn nun die Schwierigkeiten für die mit

[1]) »Erschließung der Ostalpen«, III, Seite 361—364, gibt genaueren Bericht über die zweite und dritte Besteigung, sowie überhaupt über die Geschichte des Berges. Einzelne Fehler haben sich jedoch in den Bericht eingeschlichen, ohne dass dies dem Autor zur Last fiele. Als ich mit Josef Innerkofler am 21. Juni 1890 den Versuch machte, von Süden aufzusteigen, scheiterte er nicht »ungefähr 50 *m* unterhalb des höchsten Gipfels«. Ein Scheitern 50 *m* unterhalb des Gipfels wäre kaum denkbar, weil man dort schon aus dem Kamine heraus und weiter oben in leichteren Schrofen sich befindet. Thatsächlich scheiterte unser Versuch, bevor wir den Schmittkamin betraten. Es war so viel Eis darin, dass ein weiteres Vordringen eo ipso zur Unmöglichkeit wurde. — Die Notiz, Ö. A.-Z. 1890, S. 166, auf die sich dieser irrige Bericht stützt, rührt nicht von mir her, und ich habe auch keine Ahnung, wie sie entstand. Ich bemerkte sie zu spät, um sie richtigstellen zu lassen; auch schien mir der Irrthum, als ich ihn bemerkte, kaum bedeutend genug, um ihn nach mehreren Jahren zu besprechen. Dies hole ich bei dieser Gelegenheit nach. — Eines Versuches auf den Berg, der von Albrecht von Krafft und R. H. Schmitt am 28. August 1889 gemacht wurde, wird keine Erwähnung gethan. Sie stiegen bloß etwa 20 *m* vom Langkofeljoch aus in die Höhe. Die Felsen waren stark verschneit und vereist und dazu das mitgenommene Seil zu kurz. — Endlich kamen Klucker und ich nicht 20 Minuten nach der Immink'schen Partie auf der Spitze an, sondern, wie damals constatiert wurde, 8 Minuten.

[2]) Siehe Mittheilungen 1893, S. 260, und Ö. A.-Z. 1893, S. 278.

Führern gehende Touristengilde angeblich zu schwinden anfiengen, so zeigte sich der Berg doch nicht den führerlosen Bergsteigern in ebenso huldvoller Gnade. Dies geht recht deutlich aus den Berichten jener Führerlosen hervor, sowie aus denjenigen ihrer Nachfolger im Jahre 1894.[1]) Da ist eben der Unterschied zwischen der durchschnittlichen Beurtheilungfähigkeit der Führerlosen und derjenigen der mit Führern gehenden Touristen zu finden. Damit soll durchaus nichts Kränkendes für die letzteren gesagt werden. Es gibt Touristen, die mit Führern gehen, welche im allgemeinen vollkommen richtig die Schwierigkeiten einer Besteigung beurtheilen können, und diese stehen den Führerlosen vielleicht bloß in Bezug auf die Übung im Pfadfinden nach. Dagegen gibt es auch Führerlose, welche nicht befähigt sind, ein Urtheil zu fällen, denn anstatt einen Führer aufzunehmen, schließen sie sich tüchtigen Führerlosen an und machen eine Besteigung nur insoferne wirklich führerlos mit, als sie sich den Führerlohn ersparen und ihren eigenen Rucksack tragen müssen.

Endlich im Jahre 1894 nahm der Besuch der Fünffingerspitze abermals zu und wäre wohl ganz phänomenal geworden, wenn es das Wetter erlaubt und — nicht der Winklerthurm eine beachtenswerte Concurrenz geboten hätte. Dieser war nach längerer Zeit im Jahre 1893 wieder zum erstenmale erstiegen worden, und der Ruf seiner Schwierigkeit in aller Alpinisten Länder gedrungen. Im Jahre darauf wurde die lange vernachlässigte, kühne Felsnadel, die nun einmal aus der alpinen Rumpelkammer hervorgezogen worden war, nicht nur über ein dutzendmal bestiegen, sondern — da sich das undankbare Ding bloß von einer Seite ersteigen ließ — ihm ein Abstieg auch nach einer andern Seite durch Abseilen gewaltsam abgerungen. Für die Fünffingerspitze war das Jahr 1894 aber deshalb von Bedeutung, weil der Schmitt'sche Weg wieder aufs Tapet gebracht wurde. Am 16. Juli stieg ich allein durch den Schmittkamin auf und nach Osten ab[2]) — eine neue Art der Traversierung — und Antonio Dimai, der leitende Führer bei der zweiten Erkletterung, führte zweimal hinauf: das zweitemal Herrn Johann Pemsel aus Nürnberg, dessen vorletzte glücklich ausgeführte Tour dies war. Das Wetter vereitelte andere Versuche, von Süden aufzusteigen. Der Daumenschartenweg blieb der bevorzugte, besonders von Anfängern und untüchtigen Touristen benützte. Was nun das Jahr 1895 bringen mag, das kann ich nicht sagen; aber wunderbar wäre es nicht, wenn der Besuch unseres Berges sich abermals steigerte, und besondere Aufmerksamkeit dem Schmittkamine gezollt würde. Wenn heute die Fünffingerspitze der Felsen-Modeberg par excellence ist, so deuten verschiedene Anzeichen daraufhin, dass der Weg von Süden die Moderoute par excellence werden wird. Der moderne Kletterfex kann sich doch nicht mit dem Daumenschartenwege begnügen, dessen »Traversierstellen« »nicht schwierig« sind, oder mit dem Wege von Norden, der bloß »eine sehr interessante« und nur »an einer Stelle ziemlich schwierige Kletterei darbietet«! Das genügt doch so einem nicht und nothgedrungen greift er zum Schmittkamine. Da wird er an mehr als einer Stelle »ziemlich schwierige Kletterei« ausüben müssen, wenn er es nicht, so wie sonst, vorzieht, es sich

[1]) Siehe Ö. A.-Z. 1893, S. 65, und ganz besonders Ö. A.-Z. 1894, S. 268. Vgl. L. Purtschellers Aufsatz, Zeitschr. 1894, S. 135, sowie R. von Arvays Artikel, Alpenfreund 1895, S. 1021.

[2]) Vgl. Ö. A.-Z. 1894, S. 194.

verhältnismäßig bequem zu machen und, dem Führer folgend, zu jenen Mitteln zu greifen, die es guten Führern ermöglichen, selbst den plumpsten, unbeholfensten Touristen, sogar den am schwierigsten zugänglichen Steinmännern zu Füßen zu legen. Könnt ihr euch, verehrte Leser, so recht deutlich das stolze, siegesbewusste, selbstbewusste, erhebende und wohlthuende Gefühl jener Schmittkaminfeger der Zukunft vorstellen im Momente, wie sie, dem argen Schlunde, wenn auch nicht mit ganz heiler Haut, so doch noch lebendig, entronnen, den kletterschuhbekleideten Fuß auf die nach Süden geneigte Schrofenterrasse des Fünffingerspitzgipfels setzen und das ihre Heldenbrust athemraubend einschnürende Hanfgeflecht in jene Lage zurückschieben, welche den Lungen einen weniger eingeschränkten Gebrauch ihrer automatischen Thätigkeit gestattet? Welche Befriedigung nach gelungener That! Welcher Genuss, sich nun auch zu jener noch — glücklicherweise — kleinen Anzahl von Auserwählten zählen zu dürfen, welche diese Elite-Tour hinter sich hat! Sie möchten im Übermaße ihres Glückes die ganze Welt umarmen; da aber ihre Arme hiezu nicht ausreichen, begnügen sie sich mit der schlankeren Gestalt Antonio Dimais und des anderen sie begleitenden Führers. Diese beiden werfen verstohlene Blicke auf das Seil: Wie viele solche Heldenthaten kann wohl so ein Clubseil vertragen? — denken sie still bei sich.

Ich übergehe nun zur Beschreibung der drei Anstiegsrouten auf unseren Berg und zwar nach der chronologischen Reihenfolge ihrer ersten Begehung.

Der Südweg (d. h. durch den Schmittkamin).

Literatur: R. H. Schmitt, Ö. A.-Z. 1890, S. 215. Norman-Neruda, Ö. A.-Z. 1894, S. 194 »Erschließung der Ostalpen«, Bd. III, S. 361.

Die Südwand der Fünffingerspitze zeigt annähernd die Form der inneren Seite einer rechten Hand. Leicht ist der Daumen und sein Ballen erkennbar. An ihn reihen sich von rechts nach links[1]) die anderen Finger; doch lassen sie sich nicht so deutlich erkennen, wie der Daumen. Dieses hat zu zwei verschiedenen Ansichten geführt, wo der Zeigefinger zu suchen sei. Dr. Darmstädter bezeichnet als Zeigefinger den großen, dicken Hauptthurm, während dieser mir und anderen als Mittelfinger gilt, was in Bezug auf die Länge desselben bei normal geformten Händen das Richtigere erscheint. Ich und andere nennen jenen Zacken Zeigefinger, der vom Hauptthurme, oder unserem Mittelfinger, östlich steht und von diesem nur durch eine kleine Scharte getrennt ist. Er zeigt sich von der Sellajochseite weniger selbständig, als vom Langkofelkare aus. Nach Dr. Darmstädter wäre somit mein Zeigefinger bloß ein Bruchtheil des seinigen. Ich bin überzeugt, Dr. Darmstädter würde meiner Nomenclatur folgen, wenn er einmal in der Scharte zwischen meinem Zeigefinger und Mittelfinger zu stehen käme. Der Schmittkamin liegt — nach meiner Auffassung — zwischen Zeige- und Mittelfinger. Er ist ein Kamin ganz besonderer Art; denn es scheint, dass er sich als Spalt oder Riss bis an die jenseitige Nordwand

[1]) »Rechts« und »links« gebrauche ich in diesem Aufsatze immer »im Sinne des Aufstieges«, niemals »orographisch«.

fortsetzt und sich dort zu jenem Kamine erweitert, welcher es dem Bergsteiger ermöglicht, den Gipfel von Norden zu gewinnen. Vom Langkofel ist die Südwand durch das Langkofeljoch, 2683 *m*, von der Grohmannspitze durch das Fünffingerjoch[1]) getrennt. Eine mächtige Schutthalde führt von nördlich unterhalb des Col Rodella bis zu den Felsen der Südwand hinauf und von deren Zungen leckt eine bis in den Winkel zwischen dem Daumenballen und der Südwand empor; eine andere bis hinauf auf das häufig schnee- und eisbedeckte Fünffingerjoch. Ein Pfad windet sich im Zickzack von der »Steinernen Stadt«[2]) über eine dritte selbständigere, schon tief unten von der Hauptschutthalde getrennte, lange Geröllzunge und rechts an einigen vom Daumenballen losgetrennten Felsklötzen vorbei zum Langkofeljoche. Um zum Einstiege in die Felsen zu gelangen, gibt es vorzüglich zwei Mittel. Entweder geht man vom Col Rodella-Passe über den begrünten Kamm auf das SO-Eck der Grohmannspitze zu, wendet sich unterhalb desselben rechts und gelangt über Geröll, anfangs absteigend und der Südwand der Grohmannspitze entlang traversierend, dann wieder aufwärts strebend, zu jenem Theile der großen Schutthalde, der sich gegen das Fünffingerjoch emporzieht. Man hält sich nun mehr rechts und geht direct über den unbequemen Schutt und das oft rauhe Geröll auf das untere Ende der Rinne zu, die anfänglich weit, höher oben eng, von links schräg nach rechts zu jener »Kanzel« hinaufführt, wo der furchtbare Südkamin ansetzt. Die genannte Rinne wird von der eigentlichen Südwand, links, und einer Felsrippe, rechts, gebildet, welch letztere füglich der Ballen des Zeigefingers genannt werden könnte. Das untere Ende der Rinne kann aber auch, und viel leichter und bequemer, dadurch erreicht werden, dass man dem zum Langkofeljoche führenden Zickzackpfade so lange entlang geht, bis man sich etwa horizontal mit den untersten Felsen des Daumenballens befindet. Sich dann links wendend, traversiert man unterhalb dieses Felsens nach links, bis man wieder aufwärts streben kann. Man geht an dem Ausgange des schluchtartigen Winkels zwischen dem Daumenballen und der eigentlichen Südwand, durch welchen der Weg rechts zur Daumenscharte führt, vorüber und bis zum unteren Ende der Rinne.

Da ich am 16. Juli 1894 beabsichtigt hatte, die Grohmannspitze vom Fünffingerjoche aus und durch den »Johanneskamin« zu ersteigen, und mich erst später entschloss, die Fünffingerspitze von Süden zu versuchen, war es natürlich, dass ich auf dem ersten der zwei genannten Wege bei jener öfter genannten Rinne angelangt war. Ich stieg nun in dieser über Schutt und Blöcke aufwärts. Sie wurde immer enger. An einer der mehreren Stellen, wo sie sich zu einer kleinen terrassenartigen Aushöhlung erweitert und es rathsam schien, nach rechts über die Platten auf die Felsrippe hinauf zu steigen, um dieser entlang den Weg fortzusetzen, machte ich halt. Es war 8 U. 45. Eine viertelstündige Rast eingerechnet hatte mich der Weg von Campitello hieher 3 Stunden 2 Minuten gekostet. Ich entledigte mich meiner Stiefel, zog die Kletterschuhe an und deponierte an einem steinsicheren Orte Rucksack und Pickel. Um 8 U. 52 gieng es weiter. Über Schrofen und Platten gelangte ich auf den Grat der Felsrippe und derselben entlang bis dort, wo sie sich der Südwand nähert. Ein paar

[1]) Die Benennungen Hintere, Fassaner oder Nordost-Scharte sind ganz unpraktisch.

[2]) Die Riesentrümmer einer vom Langkofel abgesprengten und abgestürzten Felsmasse.



Nach einer grösseren photographischen Aufnahme von Fried. Benesch — Crayondruck von Johannes Beyer, Zittau i. S.

Fünffingerspitze von Norden.



Gezeichnet von E. T. Compton. Angerer & Göschl.

Die Südseite der Fünffingerspitze.

ziemlich schwierige Kamine[1]) folgten und dann kletterte ich nach rechts auf die »Kanzel«. Um den hier ansetzenden Schmittkamin betrachten zu können, legte ich mich auf den Rücken und sah in die Höhe. Der Eindruck, den die Situation macht, muss dem Gleichgiltigsten ein unvergesslicher sein. Wohl konnte Schmitt schreiben: »Wir zweifelten am Weiterkommen...« Wer den ihn beim Empfinden der Erhabenheit der Natur packenden Schauer liebt, für den ist es der Mühe wert, zu jener Kanzel emporzusteigen und seinen Blick der Felswand entlang himmelwärts schweifen zu lassen. Was er da sieht — und das mit dem Bewusstsein, dass man dort hinaufklettern kann —, wird ihn lange beschäftigen. — Der Weg ist von nun an bis zu einem Punkte weit höher vorgezeichnet — er liegt im Kamine und ist nicht zu verfehlen. Niemand kehrt hier um, weil er fürchtet, fehlgegangen zu sein — wer umkehrt, thut dies, weil er nicht weiter kann. Selbst jene Touristen, die »so manchesmal im Jahre enttäuscht worden, wenn sie eine in der Literatur in lebhaften Farben geschilderte Stelle in natura erblickt hatten«, wären hier »um so angenehmer überrascht«. Wie würden sie sich an den glatten, ewig nassen, überhängenden, oft mit großen Blöcken gesperrten Kaminstufen ergötzen, von welchen eine — nota bene für den Vorankletternden — nur vermittelst einer buchstäblichen Zugstemme zu überwinden ist! Und wenn es schließlich im Kamine nicht weiter geht und man äußerst exponiert links hinaus und hinauf klettern muss, um zu der Plattform zu gelangen, von welcher der »weite Schritt« nach rechts an die rechte Kaminwand führt? Und dieser weite Schritt selbst, dessen Exponiertheit kaum größer sein könnte, ohne dass er zur Unmöglichkeit würde — wie man da auf einem winzigen Vorsprunge mit dem linken Fuße steht und mit dem rechten einen etwa 4½ Fuß weit entfernten ähnlichen an der entgegengesetzten Wand treffen muss, ohne sich beim Übertreten mit den Händen im Felsen sichern zu können! Solche Situationen müssten selbst dem »auf sie durch die Literatur Vorbereiteten« imponieren — wenn er nicht zufällig jener Lieutenant der »Fliegenden Blätter« ist, der die Nordsee einen Tümpel und den Kölner Dom ein schneidiges Locale nennt. — Ich hörte im Sommer 1894 in St. Ulrich, dass Antonio Dimai den »weiten Schritt« vermeidet, indem er bedeutend tiefer unten aus dem Kamine rechts hinaussteigt und dadurch einem Überspreizen des Kamines entgeht. — An der rechten Wand des Kamines stieg ich nun über schwierige Wandln und Traversen steil, manchmal etwas überhängend in die Höhe, bis mich leichtere Schrofen zur Scharte zwischen Zeige- und Mittelfinger führten. Hier vereinigt sich der Daumenschartenweg mit demjenigen über die Südwand. Ich traversierte am Mittelfinger entlang bis zum »Fensterl«, gieng durch dieses an die Nordwand — hier vereinigen sich die Süd- und Ost-Routen mit derjenigen von Norden — und nach links durch kurze, leichtere Kamine zum Gipfel. 4 Stunden — 20 Minuten Rast abgerechnet — hatte die Kletterei vom Einstiege in die Felsen gedauert. Die schwierigsten Stellen hatte ich dreimal durchklettert, denn nach Überwindung einer jeden solchen war ich wieder hinuntergestiegen, um zu sehen,

[1]) R. H. Schmitt erwähnt in seinem kurzen Berichte nichts von diesen Kaminen, so dass es möglich erscheint, man könne sie vermeiden. Wie dem auch sei, ich stieg dort, wo mir das Terrain am leichtesten erschien, womit ich natürlich nicht gesagt haben will, dass etwas weiter rechts ein besseres Fortkommen nicht möglich sei.

wie sie sich im Abstiege gestaltete. Es war 1 U. 12. Um 2 U. 6 stieg ich, den mir noch nicht bekannten Daumenschartenweg einschlagend, ab und erreichte, nachdem ich eine Stunde in den Schrofen des Daumenballens umhergeirrt hatte, Campitello um 8 U.

Es ist kaum nöthig, ein weiteres über die Schwierigkeiten der Tour zu sagen. Für mich zählt sie zu jenen, welche ich lieber gar nicht machen würde, wenn ich sie ohne Führer nicht zuwege brächte. Sie hat eben nur Wert als eine Kletterei ganz und gar ungewöhnlicher, vielleicht unvergleichlicher Schwierigkeit, denn sie stellt an das technische Können des Felskletterers so außergewöhnliche Anforderungen, wie sonst auch nur annähernd keine einzige mir bekannte Felstour.[1]) Sie kann also gar keinen Wert für denjenigen haben, der die Schwierigkeiten durch den Führer überwinden lässt und dann nachgeschleift wird. Und das würde ja bei beinahe allen Touristen der Fall sein müssen. Diese Worte mögen die Touristen mir nicht übel nehmen, denn so sehr viele dürfte es nicht geben, die dort ohne Hilfe hinaufkommen, wo von einer Stelle Herr Johann Santner 1890 sagte, »es sei ihm unbegreiflich, wie man da ohne Seil hinaufsteigen könne«.[2])

Die erste Ersteigung auf dem Südwege gelang am 8. August 1890 den Herren Robert Hans Schmitt und Johann Santner, die zweite Frau Immink mit Antonio Dimai und Giuseppe Zecchini am 4. September 1891, die dritte dem Verfasser dieses Aufsatzes am 16. Juli 1894, die vierte den Herren W. M. Clive und E. L. Strutt mit Antonio Dimai und Giovanni Barbaria am 3. August 1894 und die fünfte Herrn Johann Pemsel mit Antonio Dimai anfangs September 1894.

Der Nordweg.

Literatur: Norman-Neruda, A. J. XVI, S. 213. Dr. H. Helversen, Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V., 1892, S. 73. Leon Treptow, Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V., 1892, S. 207, und Jahresbericht der Section Berlin des D. u. Ö. A.-V., 1893, S. 11. August Wagner, Ö. A.-Z., 1893, S. 86. Th. von Smoluchowski, Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V., 1893, S. 249. Eduard Wagner, Rudolf von Arvay, Ö. A.-Z., 1894, S. 268. Rudolf von Arvay, Alpenfreund, 1894, S. 1013. Erschließung der Ostalpen, Bd. III, S. 362.

Von ganz besonderem Interesse ist die beigegebene Illustration, die Nordwand darstellend, eine Wiedergabe einer Photographie, aufgenommen von meinem Freunde, Herrn Friedrich Benesch. Sie diene als Beispiel dessen, was sein demnächst erscheinendes Werk über die Grödner Dolomiten bieten wird.

Die Nordwand der Fünffingerspitze erscheint kaum weniger abschreckend, wenn man sie vom Langkofelkare betrachtet, als die Südwand von der Sellajochseite gesehen; ja, ich möchte sagen, dass in Bezug auf Formenreichthum und jene Wildheit der Natur, die uns in den Felsbergen so sehr entzückt, die Nordwand mehr bietet — mehr Abwechslung auch dem Blick, der einen, wenn auch kleinen, Gletscher — den Grohmanngletscher — beherrscht. Für das verständnisvolle Auge hat die Südwand bloß einen möglichen Weg. Anders ist es mit der

[1]) Ich habe weder den Winklerthurm, noch die Kleine Zinne von Norden erklettert.

[2]) Siehe R. H. Schmitts Bericht über die erste Ersteigung der Fünffingerspitze, Ö. A.-Z. 1890, S. 215.

Nordwand. Man fragt sich, ob's hier gehe, oder dort, und ehe man's versucht, kennt man sich nicht recht aus. Mehrere Schneezungen ziehen vom Grohmanngletscher in die Felsen des Berges empor. Die erste oder östlichste führt in eine sich höher oben theilende Schlucht; der eine Arm leitet links zu einer sich östlich vom Daumen befindlichen Scharte, der andere rechts zur Daumenscharte. Die in der »Erschließung der Ostalpen«, Band III, Seite 363, Fußnote 3, gemachte Behauptung, dass in der Skizze »Mittheilungen« 1892, 75, der Daumen und die Daumenscharte einen Zacken, respective eine Scharte, höher anzusetzen seien, beruht auf einem durch die geringe Qualität der Skizze leicht erklärlichen Irrthume. Auf jener Skizze sind Daumen und Daumenscharte richtig angesetzt. Die zweite, breiteste Schneezunge zieht in eine zweite etwas unterhalb der Daumenscharte ausmündende Schlucht. Die dritte ist eine »Sackgasse« — sie ist auf der oben genannten Photographie unten durch einen Felsblock gekennzeichnet. Die dicht rechts, westlich, daneben befindliche vierte ist an zwei in ihrer Mitte aus dem Schnee hervorragenden Felsen erkennbar und auch dadurch, dass sie sich hier mit der fünften Schneezunge vereinigt. Kaum vereinigt, trennen sie sich wieder. Die vierte geht nach links in die Felsen, während die fünfte, welche, von weiter rechts, westlich, vom Grohmanngletscher kommend, hier ein Knie bildet, nach rechts in den Felsen ausläuft. Ich habe diese Schneezungen des näheren beschrieben, weil weder ihre Zahl noch ihre Lage bisher klar gemacht worden ist und sich deshalb schon mancher Meinungsunterschied bemerkbar gemacht hat, welche der Schneezungen zu betreten sei. Am 4. September 1891 wählten Klucker und ich die vierte Schneezunge, während jetzt meistentheils die untere Hälfte der fünften benützt wird, um erst dort, wo diese sich mit der vierten vereinigt, in die letztere überzugehen. Sobald als thunlich stiegen wir in die Felsen links und kamen später in einen kurzen Kamin mit eingeklemmtem Blocke. Er führt auf stark geneigte, schuttbedeckte Schrofen. Über diese ziemlich schnell nach links ansteigend erreichten wir eine steile Wandstufe. Diese wurde weiter östlich erklettert, worauf ein Kamin den Zugang zu einer Schutt-Terrasse vermittelte. Wir traversierten nun nach rechts in einen Kamin hinein, der vermöge seiner Steilheit und nach abwärts geneigten Stratification einige Schwierigkeit bot. Er wird nun nicht mehr genommen, da ein anderer, östlich von ihm durch eine Felskante getrennter Kamin geringere Schwierigkeiten aufweist.[1]) Beide Kamine führen auf die steilen Schrofen unterhalb der senkrechten gelben Schlusswand. Über diese Schrofen gelangten wir, uns nach links haltend, auf den kleinen Felsvorsprung am unteren Ende des Nordkamines. Von hier wollten wir nach links in den schluchtartigen Kamin traversieren, der, von Norden gesehen, den Zeigefinger vom Mittelfinger trennt. Klucker sah hinein, fand aber so viel Eis, dass er wieder zum Felsvorsprunge zurückkehrte, um den Weg in dem langen Kamine fortzusetzen, an dessen unterem Ende wir standen. Dieser ist überall sehr steil, an manchen Stellen überhängend, unten ziemlich weit, höher oben sehr eng. Heutzutage zählt man fünf durch Blöcke gesperrte Absätze.[2]) Ich unterschied

[1]) Vgl. Mittheilungen 1892, S. 75.

[2]) Vgl. »Hochtourist« von L. Purtscheller und H. Hess, Bd. II, S. 171, Leipzig und Wien 1894.

1891 bloß drei große Absätze und kann mich an eine größere Zahl nicht erinnern. Doch zweifle ich nicht, dass spätere Partien genauere Beobachtungen anstellten als ich. Der mittlere der drei Absätze ist sehr eng, hängt über und weist wenig Griffe auf. Ein eingeklemmter Block zwang uns, unter demselben überhängend hinauszuklettern, um uns dann auf ihn hinaufschwingen zu können. Herr Treptow meint, es wäre unmöglich, hier mit Nagelschuhen hinaufzukommen.[1]) Dem ist jedoch nicht so: ich legte am 4. September 1891 bei der ganzen Tour die Nagelschuhe nicht ab. Den obersten Theil des Kamines schließt ein Block. Um über diesen hinauszukommen, kann man entweder durch das Loch sich durchwinden, welches vom Kamingrunde und dem Blocke gebildet wird, oder außen an der Kaminwand links nach oben klettern. Das letztere ist eine heikle Sache; wir wählten das erstere, wandten uns dann etwas rechts, und eine leichte Felskletterei brachte uns auf den Gipfel, wo acht Minuten vor uns Antonio Dimai und Giuseppe Zechini mit Frau Immink angelangt waren. Es war punkt 12 U. Mittag, Santa Christina hatten wir um 5 U. 5 verlassen. Eine Rast von 15 Minuten im Langkofelkare abgerechnet, hatten wir 6 Stunden 40 Minuten gebraucht. Um 1 U. 16 stiegen wir auf demselben Wege ab und erreichten den Grohmanngletscher um 6 U. 23. Um 6 U. 50 marschierten wir weiter nach Santa Christina, wo wir um 8 U. 30 ankamen.

Die zweite Besteigung von Norden führten am 15. September 1891 Herr Dr. und Frau Helversen und Herr Karl Luber mit Stabeler aus, die dritte Herr Leon Treptow mit Sepp Innerkofler aus Sexten am 4. Juli 1892, die vierte Herr August Wagner mit Stabeler am 31. August 1892.

Der Ostweg (oder Daumenschartenweg).

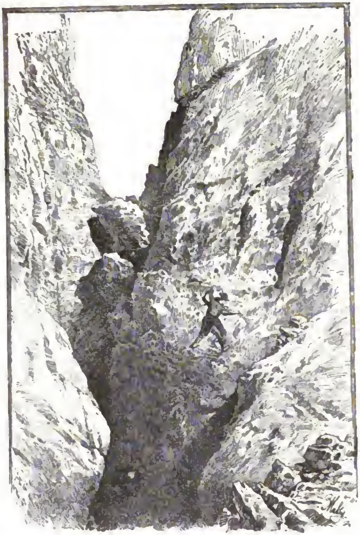
Literatur: H. J. T. Wood, A. J. XVI, S. 53. Hans Lorenz, Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V., 1892, S. 224, und Ö. A.-Z., 1893, S. 65. E. Terschak, Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V., 1892, S. 222. Th. von Smoluchowski, Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V., 1893, S. 269. Rudolf von Arvay, Alpenfreund, 1894, S. 1013. Eduard Wagner, Rudolf von Arvay, Ö. A.-Z., 1894, S. 268. Erschließung der Ostalpen, Bd. III, S. 363.

Obwohl diese Route Ostweg genannt wird, führt sie erst von der Daumenscharte aus von Osten auf den Gipfel. Bis zu ihr ist die Richtung im allgemeinen von Süden nach Norden. Ich habe bei der Beschreibung des Südweges angegeben, wie man zum Ausgange des schluchtartigen Winkels zwischen dem Daumenballen und der eigentlichen Südwand gelangt, und unterlasse eine Wiederholung. Ich hatte schon am 16. Juli 1894 anlässlich meiner Durchkletterung des Südkamins den Daumenschartenweg im Abstiege kennen gelernt und war daher gerne bereit, den Anstieg auf demselben zu versuchen, als mein Freund Albrecht von Krafft am 21. Juli in Campitello ankam, um meine Frau und mich zu besuchen und mit uns gemeinsam eine Tour zu unternehmen. Gleich am folgenden Morgen brachen wir um 6 U. 20 von Campitello auf. Zwei Stunden später waren wir auf dem Col Rodella-Passe. Ich fühlte mich hier infolge eines hastig genossenen, bloß aus kalter Milch bestehenden Frühstückes so unwohl, dass ich mich eine Weile niederlegen musste. Dieses Unwohlsein verfolgte mich den ganzen Tag,

[1]) Jahresbericht der Section Berlin des D. u. Ö. A.-V., 1893, S. 16.

und ihm schreibe ich auch, nebst der Thatsache, dass weder meine Frau noch Krafft trainiert waren, die lange Dauer der Tour zu. Auf der anderen Seite des Passes stiegen wir etwas ab und setzten uns bei einem stillen Wässerlein zum Frühstücke nieder, das wohl meinen Begleitern mundete, von mir aber unberührt gelassen wurde. So saßen wir von 8 U. 35 bis 9 U. 15. Erst um 10 U. 35 hatten wir den Einstieg in die Felsen erreicht. Dieser befindet sich nahe am Abschlusse der Schlucht — dort, wo sich zur Rechten im Daumenballen ein langer, auffallender, im unteren Theile etwas überhängender Kamin befindet. Nun ließen wir zwei Pickel und einen Rucksack, sowie die Nagelschuhe zurück, welch letztere wir mit Kletterschuhen vertauscht hatten. Krafft war so freundlich, für die Weiterbeförderung des zweiten Rucksackes und des dritten Pickels zu sorgen, während ich die Wegweisung übernahm. Meine Frau war natürlich in der Mitte am Seile. Nun machte ich mich (11 U.) daran, durch den erwähnten Kamin in die Höhe zu klettern. Das untere, überhängende Kaminstück sollte schon ein genügender Grund sein, jene untüchtigen Touristen daran zu verhindern, wegwerfend vom Daumenschartenwege zu sprechen, welche sich seit einiger Zeit die Aufgabe gestellt zu haben scheinen, auch den am schwierigsten zu erkletternden Bergen den Ruf ihrer Schwierigkeit gewaltsam zu nehmen. Ich scheue mich nicht, die genannte Kaminstelle entschieden schwierig zu nennen, und wenn man mich auch deshalb für noch untüchtiger halten sollte, als jene unfähigen und urtheilsunfähigen Modebergfexen. — Als meine Frau und Krafft nachgekommen waren, stiegen wir noch ein Stück höher hinauf in dem nun folgenden, weniger schwierigen Kaminstücke. Es war mein Wunsch, in diesem nicht so hoch hinaufzugehen, wie man es gewöhnlich thut, und deshalb kletterte ich ziemlich weit unterhalb der sonst benützten Traversierstelle nach rechts an der Wand hinaus. Anfänglich gieng dies leidlich, aber eine schwierige, ja sehr schwierige Traversierstelle — schwieriger und exponierter als jede andere der Tour — folgte. Sie wurde überwunden, aber ich hätte sie allein mit meiner Frau, ohne einen so sicheren Begleiter wie Krafft, nimmermehr unternehmen dürfen. Diese kleine Variante vom üblichen Wege ist nicht anzurathen: sie erfordert mehr Zeit, die Traverse ist auch, wenn ich nicht irre, räumlich länger als diejenige höher oben und verlangt seltene Sicherheit. An ihrem Ende konnte ich aufwärts klettern; Schrofen folgten und bald hatten wir eine der Steindauben erreicht, welche den ohne diese nicht allzuleicht zu findenden besten Weg auf die geneigte Schrofenwand des Daumenballens bezeichnen. Es gieng nun leichter, aber infolge meines Unwohlseins sehr langsam weiter. Man kann nun entweder dem westlichen gratartigen Rande des Daumenballens entlang gehen oder schief nach rechts in östlicher Richtung aufwärts traversieren, um höher oben unter den Platten ein wenig nach links sich zu wenden. Wir wählten das letztere. Die Platten waren trocken und gaben uns nicht viel Mühe. Es ist sehr viel über die Art und Weise gesprochen und geschrieben worden, wie Herr Egon Stücklen mit Josef Innerkofler abstürzte. Mir scheint es sehr wahrscheinlich, dass Herr Stücklen am oberen Ende der Platten warten sollte, bis Innerkofler die folgende Traverse zur Daumenscharte zurückgelegt haben würde. Ich denke nun, dass der Führer eben am Traversieren war, als der Tourist, auf den ver-

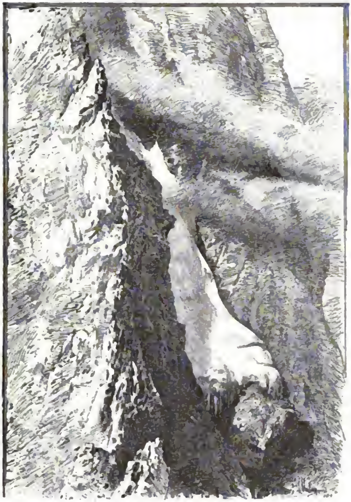
eisten und verschneiten Platten stehend, ausrutschte und, nach links in die große Schlucht fallend, den an der immerhin prekären Traverse sich befindenden Begleiter mitriss. Dass Innerkofler zuerst gestürzt wäre, scheint mir im höchsten Grade unwahrscheinlich. — Als ich an die Traversierstelle kam, stellte ich mich so ungeschickt an, dass ich zu hoch gieng — ich wollte aber nicht zurück und kam schließlich in die kurze Schuttrinne, die zur Daumenscharte emporzieht. Meine Frau als zweite machte. ehe ich sie daran verhindern konnte,



Traverse unter der Daumenscharte.

die Traverse so wie ich, wobei sie sich wegen eines für sie zu weiten Schrittes auf das von Krafft einerseits, von mir andernseits gehaltene Seil verlassen musste. Endlich, um 12 U. 55 standen wir alle beisammen in der Daumenscharte. Meine Begleiter wollten sich stärken, aber um 1 U. 15 drängte ich zum Aufbruche. Ich kletterte wieder voraus. Sehr steil geht es einige 40 Fuß in die Höhe — leicht findet man die Punkte, wo man entweder rechts oder links abbiegen muss — der Weg ist von der Natur vorgeschrieben. Bei einer kleinen Aushöhlung machte ich Halt; meine Frau folgte, dann Krafft. Dieser bestand darauf, nicht nur den Pickel, sondern auch den Rucksack bis auf die Spitze

mitzunehmen. Mir wurde schon bei dem Gedanken an den Inhalt des Rucksackes wieder schlecht. Die Wand wird noch steiler und kommt der senkrechten beinahe gleich. An ihr kletterten wir etwa 65 Fuß in die Höhe, dann brachten uns einige Schritte nach rechts zu einer seichten Rinne, in welcher wir uns wieder aufwärts wandten. Kurz darauf hatten wir nach rechts ein kleines, horizontales Plätzchen erreicht, von welchem aus sich der sehr schmale, steile Nordgrat des Zeigefingers nach oben schwingt — nach rechts sieht man in die Schlucht, welche mit dem Nordkamine parallel sich zur Tiefe senkt. Die nun



Grat und Eisrinne

folgende Kletterei am Zeigefingergrate ist die schwierigste der ganzen Tour — ganz besonders schwer ist es, einen Block, der sich senkrecht dem Bergsteiger entgegenstellt, zu überwinden. Dies gilt beim Abstiege noch mehr als beim Aufstiege. Bald konnten wir nach rechts auf einem zerrissenen Bande zur Eisrinne traversieren. Ich machte mir, nachdem ich diese gequert hatte, einen Stand und stemmte den Rücken gegen die Felswand. Die anderen folgten. Krafft hieb nun auf meine Bitte Stufen in die Eisrinne, und bald war das »Schartl« gewonnen. Hier vereinigt sich der Daumenschartenweg mit dem Südwege. Einige Minuten später standen wir — um 3 U. 20 — auf dem Gipfel. Krafft lachte

herzlich über die phantastischen Ideen, die sich über die Schwierigkeiten des Daumenschartenweges zu verbreiten drohen, und stimmte mit mir darin überein, dass jene Ansichten sich nur durch die große Vertrautheit gewisser Pseudo-Alpinisten mit der Seiltechnik erklären lassen. Wir verließen die Spitze um 4 U. 20 und kamen erst nach 10 U. in Campitello an.

Die erste Ersteigung auf dem Daumenschartenwege vollführte Herr H. J. T. Wood mit Luigi Bernard, Mansueto Barbaria und Franz Fistil am 9. September 1891, die zweite Dr. Landauer mit Josef Innerkofler und Franz Fistil am 28. Juli 1892, die dritte Herr Sanger Davies mit Luigi Bernard am 3. August 1892, die vierte die Herren Walther Merz, Hans Lorenz und Victor Wessely am 28. August 1892, und die fünfte Herr Emil Terschak mit Franz Fistil am 19. September 1892.

So habe ich denn alle drei Anstiege auf die Fünffingerspitze kennen gelernt, und wenn ich mir erlaube, ein zusammenfassendes Urtheil über sie auszusprechen, so glaube ich nicht, dass dies deshalb eine Anmaßung meinerseits genannt werden kann, weil ich den einen nicht als Vorankletternder einschlug. Weitaus der schwierigste ist der Weg von Süden; immer noch außergewöhnlich schwierig ist jener von Norden; der leichteste derjenige über die Daumenscharte. Aber es ist mir ganz unbegreiflich, wie diesen letzten selbst der allerbeste Felskletterer anders als sehr schwierig bezeichnen könnte. Und in der That wurde er bisher nicht von einem einzigen vorzüglichen Felskletterer unschwierig genannt. Die Kletterei an den Traversen ist recht exponiert, wenn sie auch nicht »technisch« zu den allerschwierigsten gehören. Ich rathe dringend dazu, dass ihn nur vorzügliche Felskletterer zu zweit unternehmen, und zu dritt bloß »sichere« Bergsteiger. Solche aber, die nicht ganz trittsicher sind, mögen lieber unten bleiben, seien sie nun »namhafte« Touristen oder nicht. Wenn sie aber durchaus hinauf müssen, mögen sie bedenken, dass beim Felsklettern jenes schwer ist, das man nicht ohne die geringste Hilfe bewältigen kann, und dass derjenige mit vollem Rechte verspottet wird, der auch das leicht nennt, was er nicht ohne jegliche Hilfe zustande bringt. Wissen jene Leute, wie groß die Hilfe ist, die sowohl der vorankletternde wie der nachkletternde Führer ihnen angedeihen lässt, wenn er ihnen zuruft: »Jetzt die rechte Hand a Bissel höher — na, noch höher is der Griff — so, jetzt können's mit der linken Haxen nachsteigen — es is dort links a guter Tritt — na, nit dorten — weiter rechts — so, jetzt ziehn's das rechte Bein nach und rutschen's auf den Knien a Stück'l nach links — so, jetzt wer' mer's glei haben — nur nit so schnell — aber langsam, langsam, nit dort — wo wolln's denn hin? Oh, 's geht scho' — Sie krax'ln ja wie a echter Gamsbock.« Dabei hat der Führer vielleicht nicht ein einzigesmal am Seile gezogen — aber wo käme so ein Tourist hin, wenn er, der nicht einmal dem vorankletternden Führer ohne Anweisungen nachklettern kann, selbst auch nur mittelmäßige Schwierigkeiten führerlos und vorankletternd bewältigen müsste? Und doch sind es gerade diese Touristen, welche bei einer Tour höchstens »eine ziemlich schwierige« Stelle finden, die unsereinem nicht nur manchen Schweißtropfen kostet, sondern von uns bloß mit der durch langjährige Erfahrung anerzogenen Vorsicht unternommen wird und allein durch wahre Klettertüchtigkeit zu Ende geführt werden kann.

In Vorstehendem habe ich versucht, den Typus eines Modeberges zu schildern, sowie klar zu legen, wie und warum selbst aus einem unbedeutenderen »Felszacken« ein Modeberg wird. Ich bezweifle durchaus nicht, dass Modeberge so lange existieren werden wie der Alpinismus — ja, sie werden vielleicht diesen in mehr als einem Sinne überleben; dass ihre Zahl wachsen wird und dass sie nach und nach so »unschwierig« werden dürften, dass man sogar Wickelkinder hinauftreiben wird, die — natürlich nach langem vergeblichen Suchen — bloß eine technisch ziemlich schwierige Stelle finden werden, die sie nur deshalb nicht ohne Hilfe bewältigen können, weil ihnen die Windeln hinderlich sind.

Studienfahrten im Gebiete der Vomperkette des Karwendelgebirges.

Von

Ernst Platz.

Schneidend fegt der Herbstwind durch die kahlen Fluren des Unterinnthales, scharfe Schneeluft durchbraust die waldigen Bergflanken. Wo der Vorhang eilig dahintreibender Wolkenballen sich lüftet, da leuchtet blendendes Weiß herab aus dem trüben Grau zerrissener Nebelfetzen. Makellos liegt die Decke vorzeitiger Schneelast auf den verödeten Almen und bis tief ins Thal herab schimmert ein zarter Hauch über den dunkeln Tannen.

Der Winter hat seinen Einzug gehalten. Auch ich, als einer der letzten Nachzügler, rüste mich zur Heimkehr, zufrieden, dass ich in bescheidenen Grenzen wenigstens die wichtigsten meiner Pläne habe gelingen sehen. Die Skizzenmappe war ja leidlich gefüllt und die gröbsten Lücken meines alpinen Wissens im liebgewordenen Gebiet ausgeglichen. Freilich nur unter Anwendung einer Unsumme von Geduld und gutem Willen, von Ausdauer gegenüber der verzweifelten Ungunst des Wetters. Während zweier Sommer bin ich unverdrossen herumgestiegen, habe ich unverzagt den Pickel geschwungen, rastlos den eisenbewehrten Fuß gehoben und die gezählten Stunden und Minuten karger Rast fürs Skizzenbuch geopfert. Denn ich habe meine Sache gründlich genommen. Was mir auf der Durchwanderung der Zinnen und Kare des Vomperkammes für Erlebnisse passierten und was ich erschaute, davon wird im Folgenden die Rede sein.

Engbegrenzt, ein winziger Theil der vier mächtigen Parallelketten erscheint das Gebiet, das ich mir erwählt, auf meiner Karwendelkarte, wo roth eingezeichnete Linien in dichtem Netz den Schauplatz meiner Fahrten zeigen.

An ihrem Südfuß vom weißen Gischt des Vomperbachs bespült, mit dem waldigen Strebepfeiler des Vomperjochs östlich ins Innthal greifend, brechen die Grate und Spitzen des Vomperkammes auf der Nordseite mit ungeheuren Steilmauern in das Stallen-, Falzthurn-, Bins- und Engthal nieder, die blanken Felsbastionen oft bis in die grüne Thalsohle niedersetzend. In der tiefen Scharte westlich der Plattenspitze 2492 *m* endet der Theil der Gesammtkette, dem die Bezeichnung Vomperkamm oder Vomperkette zukommt; vom nächsten westlichen Gipfel, der Grubenkarspitze, 2664 *m*, an beginnen zugleich mit dem Anschluss entgegengesetzter Wasserläufe jene Spitzen, deren Gesammtheit die Bezeichnung Hinterauthalerkette trägt.

Man sieht, das erwählte Gebiet ist klein genug. Auch die Höhen seiner Gipfel stehen gegen andere Häupter des Karwendels erklecklich zurück. Aber sie sind ausgezeichnet vor den andern durch Kühnheit der Formen, durch prachtvolle Gliederung der ganzen Gruppe und Wildheit des Aufbaues und — durch die durchschnittliche Schwierigkeit ihrer Besteigung.

Zwei tiefere Einsenkungen zerlegen die Kette in drei, sowohl in Bezug auf orographische Gliederung, wie betreffs der touristischen Begehbarkeit selbstständige Einzelgruppen: östlich, vom Innthal begrenzt, die Gruppe der Mittagsspitzen (Fiechterspitze 2298 *m*, Vomper Mittagsspitze 2335 *m*, Schneekopf 2311 *m*) und die Hochnisslgruppe (Niedernisslthürme 2420 *m*, Hochnisslspitze 2543 *m*, Steinkarlspitze 2466 *m*, Rothwandlspitze 2350 *m*). Dann sinkt der Hauptkamm zu einer breiten, von einzelnen Zacken gekrönten Einsenkung herab, über welche bereits wieder höher und hart am Absturz der Lamsenspitze der schwierige Übergang der Lamsscharte 2207 *m* führt. In neuerlichem Aufschwung des Kammes folgen dann die Lamsen-Schafkarspitz-Gruppe und das Hochglück mit zwei südlich abzweigenden Seitenkämmen, deren östlicher, von der zwischen Lamsenspitze 2504 *m* und Schafkarspitze 2507 *m* sich erhebenden niedrigeren Mitterspitze (ca. 2480 *m*) ausstrahlend, die Mitterkarlspitze 2333 *m* trägt, während dem westlichen, vom Hochglück 2617 *m* ausgehenden, die imponierenden Thürme des Kaiserkopfes 2539 *m* und der Huderbankspitze 2360 *m* aufgesetzt sind. Die Theilung dieser mittleren Gruppe durch die Schafkarscharte ist eine bloß scheinbare, da diese, abgesehen von ihrer zweifelhaften Überschreitbarkeit auf keinen Fall eine eigentliche Unterbrechung des Hauptkammes bildet, wie eine solche westlich des Hochglücks durch die zweite Einsenkung, die Hochglückscharte 2363 *m*, bedingt ist. Von dieser erhebt sich dann der Kamm zu den Gipfeln der dritten, westlichen Gruppe, deren erster, die Eiskarlspitze mit 2641 *m* den Culminationspunkt des ganzen Vomperkammes bildet. Auf ihn folgen die Spritzkarspitze 2631 *m* und die Plattenspitze 2492 *m*, mit der die Vomperkette abschließt; Nebengipfel, d. h. gipfeltragende Seitenkämme, fehlen der westlichen Gruppe ganz.[1])

Wenngleich Hermann von Barth schon vor mehr als zwanzig Jahren im unaufhaltsamen Siegeslauf durch die vergessenen Gebiete des Karwendelgebirges auch die Vomperkette durch Ersteigung der Hauptgipfel erschlossen hatte, wenn auch nach ihm eine Anzahl hervorragender Alpinisten den Besuch derselben wiederholt haben, so blieb doch die touristische Kenntnis dieser Gruppe ziemlich auf dem Niveau der ersten Erschließung.

Es ist wesentlich das Verdienst des Herrn H. Schwaiger in München, wenn einige Zeit hindurch das Gebiet etwas besser frequentiert erscheint und thatsächlich auch die Kenntnis desselben gefördert wurde. Speciell der Besuch einzelner Gipfel, z. B. der Lamsenspitze, hatte sich Mitte und Ende der Achtziger-Jahre erheblich gesteigert. Der ausgezeichnete »Führer durch das Karwendelgebirge« des Herrn Schwaiger (1888)[2]) zeigt uns am besten den Stand, bis zu dem die Kenntnis des Gebietes gediehen und auf dem sie dann ziemlich ge-

---

[1]) Auf der Alpenvereinskarte (1888) sind die Coten angegeben für Kaiserkopf 2513 *m*, Huderbankspitze 2316 *m*, Plattenspitze 2497 *m*, Schneekopf 2310 *m*.

[2]) München, Lindauer'sche Buchhandlung.

blieben war. Die zwei letzten großen Gipfel des Vomperkammes, Plattenspitze und Kaiserkopf, waren von Herrn Schwaiger selbst erobert worden. Aber damit hatte es, wie gesagt, vorderhand sein Bewenden; sogar die bekannten Gipfel der Gruppe blieben seitdem nahezu unbetreten.

Allein es lag schon in der Luft, dass es anders kommen müsse; mit Recht sagt Herr von Smoluchowski, dass die Erschließung des Alpengebietes nunmehr in das Stadium der Detail-Erforschung eingetreten sei. Und was thatsächlich nach diesem Gesichtspunkt im allgemeinen geleistet wurde, das beweist die Zusammenstellung der neuen Touren in jedem Jahr eben durch Herrn von Smoluchowski; es ist erstaunlich, welche Summe wirklich touristisch wichtiger Ergebnisse bei der Thätigkeit der Alpinisten in einzelnen Gebieten herauskommt. Dass dabei auch kleinliche Sachen mitunterlaufen, ist ja natürlich und darf uns in der Wertschätzung dieser Detailforschung nicht beeinflussen.

So hat auch das Nachbargebiet des Karwendels, das Wettersteingebirge, in den letzten drei Jahren eine ganz überraschende Anzahl von interessanten und wichtigen Neuleistungen aufzuweisen; aber groß ist auch die Zahl der berufenen Bergsteiger, die dort »Probleme« gesucht und gefunden haben.

Und im Karwendel? Wenn es vielleicht meiner Wenigkeit gelungen ist, in bescheidenen Grenzen, soweit es dem Einzelnen möglich, zur weiteren Erschließung speciell des Vomperkammes beizutragen, so muss ich gestehen, dass ich keineswegs mit zielbewusster Absicht in obigem Sinne zum erstenmale den Fuß in das Revier gesetzt habe. Meine ursprünglichen Ziele waren andere, sie waren verknüpft mit der Ausübung meines Berufes. Und dabei wollte ich nur einiges von dem Alten selbst kennen lernen; als sich aber neue Aufgaben genug als lösenswert herausstellten, während ich das Alte mit pedantischer Gründlichkeit durchstöberte, da blieb mir nur wenig Zeit, einige dieser neuen Probleme selbst zu lösen; wenigstens bis jetzt. Aber eben jene Gründlichkeit hat mich doch in den Stand gesetzt, noch ungelöste Aufgaben, die für die völlige Erschließung der Gruppe bedeutsam sind, zu charakterisieren, so dass ich hoffen darf, dass auch sie, sei es durch mich selbst, sei es durch Gleichgesinnte, in naher Zeit zu einem befriedigendem Abschluss gelangt.

So bilden meine Wanderungen in der Vompergruppe eigentlich ein wunderliches Gemisch von halb Künstler-, halb Bergfexenfahrten, und naturgemäß dominiert der erstere Charakter am Anfange, der letztere am Schlusse des ganzen Unterfangens. Was mich aber eigentlich dazu verführt hat, kann ich selbst kaum sagen. Sei es, dass die herrlichen Schilderungen Hermann v. Barth's, die gerade bei seinen Ersteigungen und Erlebnissen in der Vomperkette zu wahrhaft poetischer Schönheit sich erheben, mir es angethan haben, oder sei es, dass der Anblick der wilden Kette von München oder den Bergen der Voralpen aus eine zauberhafte Fernwirkung auf meine alpine Leidenschaft ausübte: genug, nachdem ich auf einer höchst abenteuerlichen Partie auf den Risser Falken erst »Karwendelblut« geleckt hatte, war der feste Entschluss zur Reife gelangt, in dem ganzen herrlichen Gebiet eine rechte Künstler- und Bergfexenfahrt auszuführen. Und da ich zufällig im Gebiet der Eng angefangen hatte, so blieb ich richtig ganz und gar in der Vomperkette. — Auf diese Weise bin ich »Detailforscher« geworden.

* * *

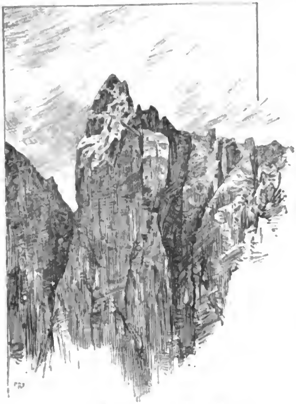
Wer mir wohl prophezeit hätte, wie oft ich den langen Weg über die Lamsen zwischen Innthal und Eng würde wandern müssen, damals als ich die beiden Sättel des Lamsenjochs (1941 und 1930 *m*) unter den nebelverhüllten Wänden der Lamsenspitze dahin zum erstenmale, im Wolkenbruch eines wilden Hochgewitters, mit schwerer Bürde bepackt überschritt! Wer mir gesagt hätte, dass ich auf der stolzen Lamsenspitze, der einst gefürchteten, deren finsterer Thurm mir damals im oberen Stallenthale zum erstenmale mit seiner abschreckendsten Seite plötzlich aus erdrückender Nähe zu Gesicht kam, nicht weniger als viermal binnen wenig mehr als Jahresfrist weilen würde!

Der 28. Juni 1893 hatte mich zum erstenmale in die Eng geführt, in Sturm und Regen. Und unter Sturm und Regen klomm ich am 29. mit einem Freunde, der mich auf einige Tage begleitete, vom Lamsenjoch über die abgeschossene Wand und den zerfallenen Steig zur Lamsscharte empor, nachdem uns das Unwetter zwei volle Stunden in einer gerade im kritischen Moment erreichten Höhle in der Wand unterhalb der Scharte gefangen gehalten. Die Passage über die Lamsscharte ist an den, wegen des Jagdschutzes zerstörten Stellen, speciell an der oberen, wo über eine jähe Kluft früher eine Leiter führte, nicht ganz einfach; sie ist jedenfalls nur einem sicheren Felsgänger, der auch seine Finger zu gebrauchen weiß, zu empfehlen. Da indes die »Ungangbarmachung« für Wilderer doch ihren Zweck verfehlt haben dürfte, so glaube ich, wäre eine Wiederherstellung des Übergangs besonders für Inhaber voluminöser Rucksäcke ganz wünschenswert.

Die Scharte selbst schneidet fast dicht am Ostabsturz der Lamsenspitze in den Grat ein, also bedeutend westlich der tiefsten Einsenkung des Hauptkammes, in welcher ein isolierter, prachtvoll geformter Felsthurm sich erhebt, bereits über mehrere hundert Fuß hohen Steilwänden der gegen das oberste Stallenthal einfallenden Nordseite.

Von der Scharte weg stieg ich mit meinem Genossen hart unter dem Grat gegen das Massiv der Lamsenspitze, die mein erster Gipfel im Revier sein sollte, um dann etwas abwärts gehend den Einstieg zu suchen, nach Hermann v. Barth's Beschreibung. Denn nur dieser Aufstieg war mir bekannt. Merkwürdig, wie einfach die Sache war! Breite, schuttbedeckte Stufen führten mich direct ins Gefels; und auf dem etwas plattigen, aber noch meterbreiten Rand um die erste Felsrippe biegend, sahen wir uns nach ein paar Schritten in dem steilen Kamin, durch welchen Barth seine Ersteigung begann. Freilich endet die Spalte, ohne bis ins Kar herabzureichen, über kurzer, verwaschener Steilwand, und diesem Umstand ist es wohl zuzuschreiben, dass verschiedene Nachfolger Hermann v. Barth's trotz eifrigen Suchens vom Lamskar aus den »Barth'schen Kamin« nicht gefunden haben und demgemäß auf die verschiedenen anderen, vom Kar aus über die untersten Wandstufen führenden Anstiegslinien gerathen sind. Vielleicht ist es hier am Platze, über diese Routen, über deren Lage die betreffenden Touristen theilweise selbst nicht ganz im Klaren sind, einige Worte zu verlieren.

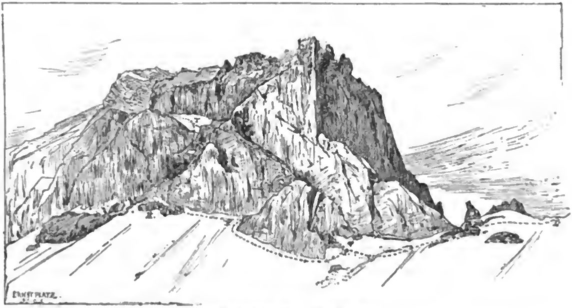
Meines Wissens gibt es vom Lamskar aus vier verschiedene Anstiegstellen. Von diesen sind die drei ersten nur Varianten der Barth'schen Linie; sie sind sämmtlich gegen die Scharte zu gelegen und vereinigen sich von der »Terrasse über dem Lamskar« an. Nehmen wir als erste die von Barth begangene, so


Gratthurm östlich der Lamsscharte.

kommt als zweite, etwa 50 *m* weiter westlich gelegen, diejenige, welche den Kamin umgeht und deren ich in den Mittheilungen 1894, Nr. 5 (p. 58), Erwähnung gethan; sie ist auch seinerzeit von Herrn Schwaiger, der gleichfalls auf der Suche nach dem Kamin war, benutzt worden, was mir jedoch erst nachträglich bei wiederholter Besprechung mit Herrn Schwaiger zur Gewissheit wurde. Der dritte Aufstieg endlich beginnt abermals ca. 50 *m* weiter westlich, gegen das innere Lamskar. Er ist zweifellos derjenige, den Herr C. Gsaller in Innsbruck, sowohl der in Nr. 10, pag. 122 der Mittheilungen veröffentlichten Notiz, wie auch einer mir persönlich zugestellten detaillierten Schilderung zufolge, auffand; er führt über eine Reihe von kleinen Rinnen und Grasstreifen, zuletzt über eine kurze Wandstufe direct zur Terrasse und wurde von mir beim dritten Besuch der Lamsenspitze im Abstieg begangen. Diese drei Varianten beziehen sich indes nur auf das untere Drittel der Gesammt-Ersteigung. Wenn übrigens Herr C. Gsaller der Ansicht ist, es sei Barth von dem ihn begleitenden Jäger Oberleitstettner gleichsam zur Probe durch den Kamin hinaufgewiesen worden, so habe ich dementgegen persönlich in Erfahrung gebracht, dass dieser Kamin auch heute noch den Gamsjägern des Vomperlochs und der Riss als ältester und einziger Aufstieg von der Scharte her bekannt ist. Außer diesem kennen sie nur noch einen aus dem innersten Lamskar emporführenden Aufstieg, den sie bei gelegentlicher Führung von Touristen benützen und der durchaus unschwierig sein soll. Er führt über niedrige Wandstufen auf eine große, zwischen Lamsenspitze und Mitterspitze eingelagerte Schutt-Terrasse, und von dieser ganz bequem auf den Gipfel. Ich selbst kenne den untersten Theil nicht; andererseits wurde mir versichert und zwar von einem tüchtigen Kletterer, dass der Einstieg, bei dem ebenfalls von einem langen Kamin die Rede war, im ersten Theil ziemlich schwierig gewesen sei. Ähnliches scheint auch aus der betreffenden Stelle in der Erschließung der Ostalpen p. 210 hervorzugehen. Man könnte demnach vielleicht vermuthen, dass es auch hier wesentliche Varianten gäbe! Vielleicht nimmt sich ein Ersteiger dieses klassischen Berges einmal die Mühe, auch in die Details der vierten Aufstiegsroute völlige Klarheit zu bringen. Noch habe ich der Vollständigkeit halber die Ersteigung durch J. Pock und A. Siegel aus Innsbruck zu erwähnen, die weiter gegen die Lamsscharte, also östlich des Barth'schen Kamins, auf der Suche nach letzterem den Durchgang sich erzwangen; die beiden Herren sollen der Ansicht gewesen sein, dass das ganze Stück mit dem Barth'schen

Kamin abgestürzt sei. An welcher Stelle thatsächlich, wenn überhaupt östlich des Kamins, dieser Aufstieg vor sich gegangen ist, das ist mir nicht ganz klar, weshalb ich von einer Aufzählung unter den für die gewöhnlichen Besucher der Spitze üblichen Linien habe Abstand nehmen müssen. Ist es ja doch überhaupt leicht möglich, dass an noch anderen Stellen gangbare Routen durch den so unnahbar erscheinenden Panzer des untersten Wandgürtels führen!

Der von Barth in dem Aufsatz über die Lamsenspitze so charakteristisch geschilderte Aufstieg gliedert sich, was für die Varianten wesentlich, in drei deutlich geschiedene Theile: Einstiegskamin und »schiefes Band« bis zur »Terrasse« oder »Grasterrasse über dem Lamskar«, dann eine Rinne und Schrofen bis zu dem merkwürdigen, auch von Barth erwähnten Felstunnel, und drittens die brüchige Wand bis zum Gipfelgrat und zur Spitze. Auf eine Variante des dritten Theils werde ich noch später zu sprechen kommen.



Die Lamsenspitze vom Lamskar aus.
I. Barth's Anstieg, B. = Barth's Kamin. II. Einstieg mit Umgehung des Kamins. III. Directer Aufstieg zur Terrasse (T). L = Lamsscharte 2207 m.

Der Kamin ist entschieden schwierig; seine Höhe beträgt etwa 18 *m*. Im obersten Theil ist er schief und äußerst glatt und eng; eine der im Karwendel so seltenen Stellen, deren Überwindung man als echte Dolomiten-Kletterei bezeichnen könnte. Noch mehr gilt dies von dem senkrechten Riss, der links vom eigentlichen Kamin die Platte durchspaltet und der nur durch eine dünne Rippe von ersterem getrennt ist. Und doch hat, als ich in Begleitung des Herrn A. v. Krafft von der Schafkarspitze her zum viertenmale über die Lamsenspitze und ins Kar herabstieg, mein klettergewandter Genosse es sich nicht nehmen lassen, zum Schluss noch geschwind diesen noch echteren Dolomitenkamin hinaufzuklimmen und hat ihn sogar für leichter als den Barth'schen erklärt. Das war bei meiner letzten Lamsenspitztour, und vorsorglich zogen wir oberhalb des Kamins die Eisen aus! Damals aber, als ich mich zum erstenmale vor das »Problem« gestellt sah, versäumte ich keineswegs, die Eisen vorher anzulegen; und ich

mache kein Hehl daraus, dass ich mich bei jenem erstenmale auch ordentlich geplagt habe, bis ich mich durch die engerwerdende Kluft, deren linksseitige Wand überhängt, während rechts eine glatte, grifflose Platte anliegt, mit Ach und Krach hinaufgehaspelt hatte.

Von dem schmalen, die Mündungen beider Kamine trennenden Zacken giengs dann weiter, streng nach Barth: schmales und exponiertes Plattenband nach links hinaus, dann die ziemlich glatte Steilstufe unter dem überhängenden Schrofen hindurch. Jetzt ist der Weiterweg zur schuttführenden Rinne, die völlig sicher schräg links in die Wand emporführt, fast mehr ein Schuttband zu nennen. Glatte Platten zur Linken und gerade voraus ein schwarz überronnener Steilabsatz scheinen den Weg zu versperren, rechts aber hängt die gelbe Wand weit über, so dass mein Freund, während ich bei wiederbeginnendem Regen den besten Durchpass suchte, es vorzog, in diesem geschützten Asyl sich es bequem zu machen und mir allein den weiteren Aufstieg zu überlassen. Denn mir ließ der alpine Trieb keine Ruhe, trotz des fatalen Wetters.

Ich umgieng zunächst über griffarme Platten die Absperrung des Bandes nach links, turnte über ein paar ziemlich glatte Wandln wieder zur Höhe und betrat die flache Schutt- und Grasterrasse, von der bereits die Rede war. Eine schutterfüllte Rinne führte mich von der Terrasse rechts empor und über ein paar niedrige Schrofenabsätze zu der ebenfalls erwähnten Felsunterhöhlung, einem natürlichen Tunnel, den man übrigens vom Lamskar aus leicht bemerken kann. Von hier aus theilt sich der gangbare Boden. Ich hielt mich links; über plattigen Fels und unglaublich brüchige Schrofenstaffeln klimmt man ab und zu recht steil empor bis auf den Grat, auf dem man, ein paar Felsschärfen überkletternd, westlich nach ein paar Dutzend Schritten über mürbes Felsgesplitter die Gipfelschneide mit dem Steinmann erreicht.

So auch ich; aber mit der Vorsicht, in diesem coupierten Felsterrain zahlreiche rothe Marken zu legen. Eine halbe Stunde, nachdem ich meinen Freund verlassen, stand ich auf dem Gipfel und durchblätterte das von Münchenern gestiftete kleine Touristenbuch. Seit ein paar Jahren war der Besuch spärlich geworden, Concurrenten hatte ich in diesem Jahr noch nicht.

Nebel, Regen; nichts zu sehen, nichts zu zeichnen. Also wieder hinab. Der Abstieg über die oberen, brüchigen Gehänge erforderte trotz des geradezu harmlosen Aussehens derselben bei der absoluten Haltlosigkeit dieses plattigen Gesplitters ordentliche Vorsicht. Jeder voreilige Tritt würde sich bitter rächen. Meiner Ansicht nach — in welcher ich durch öftere Begehung der Strecke nur bestärkt worden bin — ist dieses Stück, obschon ohne jede technische Schwierigkeit doch eine der unangenehmsten Stellen an den Gipfeln des Vomperkamms.

Mit Vorsicht die letzten Platten traversierend, war ich bald wieder beim zurückgelassenen Genossen, der in seiner Felshöhle ordentlich von unserem Proviant geprasst hatte und in Gemüthsruhe seine Pfeife rauchte. Der fernere Abstieg verlief glatt, im Kamin seilte ich mich ab; da aber das Seil nicht herunter wollte, so stieg ich nochmals hinauf, warf es hinab und folgte ohne allzugroße Schwierigkeit, nur etwas langsamer als der Strick, nach. Wieder über die Scharte zurückkehrend, rasselten wir lustig die langen Reißen zum Joch hinab und saßen dann abends wieder gemüthlich beim Mair in der Eng.



Gezeichnet von Ernst Platz.

Angerer & Göschl.

Die Lamsenspitze.

Beim Mair freilich in der Brantweinhütte, da ist gut sein. Gut, reinlich, billig und fidel; man schläft in heugefüllten Betten im »Schlafsalon«. Eine famose Station ist die Eng, die auch an landschaftlicher Schönheit ihresgleichen sucht in den Bergen. Und nur ungern schied mein Freund nach einem Rasttag, um zum Achensee hinüberzuwandern.

* * *

Nun, da ich allein war, galt mein nächster Ausflug dem Hochglückkar, in welchem ich erst meinen künstlerischen Arbeitspflichten nachkommen, dann aber auch die berüchtigte Hochglückscharte und Umgegend ein wenig inspicieren wollte.

Mit Pickel, Feldstuhl, Eisen und Malgeräth wohlbewaffnet brach ich deshalb am 4. Juli gegen halb 7 Uhr auf. Das Hochglückkar ist wohl eines der gewaltigsten unter den relativ wenigen Karen der Nordseite. Zerrissene Felsgrate dämmen es zu beiden Seiten ein, östlich der gelbzackige, an den Nordfuß der Schafkarspitze anstoßende Kaisergrat, westlich ein Zweiggrat der Eiskarlspitze, welcher den Abschluss bildet gegen die damals noch jungfräulichen Eiskarln. Beinahe allerdings war der Führer Widauer aus Hinterstein hineingekommen in diese eiserfüllten Becken. Aber doch nicht ganz; er hat bloß einen Blick in dieses gelobte Land thun können.[1]) Die letzten Schutthalden und die nie völlig schwindenden Firn- oder Eisfelder des Hochglückkars reichen bis nahe unter den doppelten Einschnitt der Hochglückscharte 2363 *m*, die einen wirklichen, wenn auch den schwierigsten Übergang in der ganzen Kette bildet. Mitten in der Scharte steht ein riesiger, senkrecht abgehackter Thurm. Zum Aufstieg ins Kar wählte ich den von Barth beschriebenen Pfad durch ein unter der Dreiaggenalp gegen den Kaisergrat hinaufführendes Seitenthälchen; er ist nicht zu empfehlen. Man geht am besten empor zum »Kirchl«, einem mächtigen Felsblock auf der dem Absturz von den Eiskarln vorgelagerten, den Thalboden bereits 300 *m* überragenden Terrasse; etwas weiter links rauscht der Abfluss der Eiskarln als duftiger Staubbach frei über die 500 *m* hohe Wand. Ich mache hier auf einen Fehler in der Karwendelkarte aufmerksam, in der das »Kirchl« in dem ersterwähnten Seitenthälchen angegeben ist als Endpunkt eines Fußweges. Es ist vielmehr identisch mit dem Punkt 1563 nördlich des Punktes 2005 am Abbruch der Eiskarln. — Links sich wendend ersteigt man dann nach Überquerung der Terrasse einen Graslahner und verfolgt den unter dem untersten Wandgürtel hinlaufenden, deutlich ausgeprägten Steig. Im Schatten dieser Wand entspringt eine prächtige, nie versiegende Quelle. Durch lichte Krummholzregion erreicht man dann die Hügelzone, echte Karrenfelder, und über diese die obere Karmulde. Von dieser östlich abzweigend dringt ein verborgenes Seitenkar bis tief ins Herz des Hochglückmassivs und eine steile Rinne führt hinan bis auf dessen stufigen Grat. Dieses Seitenkar erreichte ich damals auf dem erstgeschilderten Weg und ich zog den Gedanken an einen Aufstieg durch die Rinne sehr in Erwägung. Bezüglich eines

[1]) Bei der von Herrn v. Krafft und mir am 30. Juni 1895 ausgeführten Ersteigung der Spritzkarspitze durch diese Eiskarln fanden wir nahe dem Einstieg, bereits in der Karmulde, eine kleine Steinpyramide. Der Übergang vom unteren Hochglückkar in die Eiskarln, am Rande des Absturzes, ist schwierig und ungemein exponiert.

stattgefundenen Versuchs auf diesem Wege durch Herrn Elser in München habe ich nichts Näheres erfahren können; thatsächlich hatte sie Herr Max Krause aus Berlin mit Führer Fütterer am 30. Juni 1893, allerdings unter Schwierigkeit und riesigem Zeitaufwand, vollführt,[1]) am selben Tag, als ich fast im gleichen Moment, wie jene das Hochglück, die höchste Zinne der Vomperkette, die Eiskarlspitze, betrat.

In zweieinhalb Stunden nach Aufbruch von der Eng hatte ich einen aperen Felshügel im firnbedeckten höchsten Karbecken erreicht und malte hier eine Aquarellstudie mit dem Blick gegen die Scharte. In drei Stunden hatte ich, dreimal von Gewitter und Hagelschauern unterbrochen, die Skizze einigermaßen zusammengearbeitet. Originell war der Anblick eines Rudels von sechs Hirschen, die unterdessen an mir vorbei bis hinauf in die westliche Scharte stiegen, fein säuberlich im Gänsemarsch. Oben haperte es wohl, denn die Gesellschaft bequemte sich wieder herab; wieder in meiner Nähe angekommen, beobachteten sie mich eine ganze Weile, kaum 40 Schritte von mir entfernt. Ob wohl aus Kunstinteresse?

Die Nachmittagstunden benützte ich zur ausgiebigen Recognoscierung der Scharte. Speciell die östliche Einschartung, die schon Barth als sehr wenig verlockend schildert, genießt eines recht schlimmen Rufes. Ich stieg daher alsbald in den obersten Kessel des Kars hinauf und im Zickzack die sehr steile Firnlehne hinan. Bald trat blankes Eis zutage und der Pickel in Action; die letzte unheimlich steil ins Gewänd ausgespitzte Eiszunge unter der östlichen Scharte war nur unter Schwierigkeiten zu bewältigen. Ich ebnete mit dem Pickel ihre obere Kante, deponierte hier meinen Feldstuhl und schnallte die Eisen an. Dann traversierte ich quer an der äußerst brüchigen Wand an winzigen Haltepunkten nach rechts, bis ich in die von der Scharte herabziehende Kluft einbiegen konnte. Hier war die Steile geringer, aber faul und morsch alles Greifbare, und wie Dachziegel lagen die glatten Schuppen des Gesteins übereinander; unglaubliche Trümmerlasten lösten sich beim leisesten Anstoß aus der Wand. Das letzte Stück, eine enge gewundene, mit einer gelben schmierigen Masse ausgekleidete Spalte, war nicht gerade angenehm, dann aber stand ich droben in der äußerst schmalen und scharfschneidigen Scharte und blickte zum erstenmale hinab, mit einem gewissen weihevollen Gefühle, in die Schuttwüste des Ödkars, wo H. v. Barth vor 23 Jahren bei Ausführung einer seiner gewaltigsten Touren bivouakiert hatte. Das ist klassischer Boden für seine begeisterten Jünger.

Rechts deckte das verwitterte Massiv des Thurmes die Aussicht, links dagegen hob sich in gelben, keulenartigen Zacken der Grat östlich zum Hochglück. Ich fand hier unter der Schneide hin das Vordringen so entschieden schwierig, dass ich mir die gefundene Sachlage mit den Worten der Barth'schen Schilderung nicht recht zusammenreimen konnte. In der That bilden die ersten 20—30 *m* wohl die fatalste Stelle bis zum Gipfel, da auf diesem gelbbrüchigen, enorm steilen Gesplitter, das für die Hände keinen Halt bietet, sogar die Eisen schlecht haften wollen.[2]) Ich kehrte dann wieder auf die Nordseite zurück, kletterte die Kluft hinab und hinüber aufs Eis, traversierte Stufen schlagend unter dem Thurm hin

[1]) Mittheilungen 1894, Nr. 20, p. 249.

[2]) Diese Strecke hat sich inzwischen durch den Einsturz eines Theiles des Grates gebessert.

und erreichte durch eine steile Rinne mit blankem Eis ohne Schwierigkeit die westliche Scharte. Diese wird von den Jägern sehr treffend als »Eiskarlscharte« bezeichnet. Durch die plattige Rinne jenseits etwas absteigend bog ich dann in die schrofige Südseite des Thurmes, bis ich die Erreichung der östlichen Scharte und damit die Vermeidung des fatalen Nordanstiegs zu derselben gesichert sah, und erklomm zum Schluss den Thurm selbst, den Herr Purtscheller beim Übergang von der West- in die Ostscharte überklettert hat.

Ein neuerdings losbrechendes Gewitter scheuchte mich bald von meinem luftigen Sitz, und im strömenden Regen gewann ich, zuletzt flott abfahrend, das

Östl. Hochglückscharte. *Eiskarl-scharte.*



Hochglück-Kar.

Hochglückkar; nicht ohne noch einen Fehlgang in den tieferen Regionen gemacht zu haben, beschloss ich diese für spätere Ziele wichtige Partie.

Der 7. Juli fand mich wieder im Lamskar oben, wo ich im scharfen Morgenwind arbeitete, meine Zeit gewissenhaft zwischen Malen und Warmreiben der erstarrten Finger theilend. Damit vergieng der Vormittag, und ich hatte als Resultat eine Studie sonnbeschienener, grau und gelb durchrissener Wände gegen den dunkelblauen Äther, die Luft so tief, dass man mir's oft nicht glaubt. So blau! Es war aber doch so. Und darunter die fahlen Trümmerhalden, die blendend weißen, sogar von Randklüften durchsetzten Schneelager. Der Nachmittag aber fand mich wieder auf der Lamsenspitze; ich hatte die Umgehung des Barth'schen Kamins ausfindig gemacht und hielt diese, da mir bloß letzterer als Einstieg geläufig war, für eine Neuerung! Ein verzeihlicher Irrthum, der zur Notiz des Herrn Gsaller Anlass gab.

Von der Felsenunterhöhlung stieg ich dreimal rechts über sehr angenehme, meist von festem Schutt bedeckte Schrofen bis auf den Hauptgrat nahe dem östlichen Nebengipfel, um dann von diesem auf der Gratschneide zum Hauptgipfel hinüber zu klettern. Hier freilich weist der Grat zwei sehr exponierte und nicht unschwierige, steile Plattenabsätze auf, die hoch über den schauerlichen Steilwänden gegen das Falzthurnthal überklommen werden müssen. Das sind ganz entschieden »pikante Stellen«, welche die Variante des dritten Ersteigungstheiles (siehe oben) charakterisieren.

Meine Malsachen hatte ich unten im Kar gelassen und nur das Skizzenbuch mitgenommen, in welchem ich interessante Einzelheiten der rauhen Bergwelt um mich her festhielt. Dann beschloss ich, trotzdem es inzwischen 4 Uhr geworden war, noch der Schafkarspitze einen Besuch abzustatten, die verhältnismäßig nahe im Westen stand. Ganz bequem wanderte ich zunächst, den Pickel unterm Arm, über den breiten Gratscheitel gen Westen, dann gieng's durch seichte Schuttrinnen links hinab und quer über eine ausgedehnte Schutteinlagerung, die hier am Anschluss des Mitterkarlgrates, nur durch niedrige Steilmauern vom Lamskar getrennt, eingebettet liegt. Hier führt der erwähnte Anstieg aus dem innersten Lamskar herauf.

Plattige, rasendurchsetzte Steilhänge leiteten mich wieder zur Höhe auf den etwas niedrigeren Zwischengipfel, den man als Mitterspitze zu bezeichnen übereingekommen ist; in ihm vereinigt sich der Mitterkarlgrat mit dem Hauptkamm. Über den zerborstenen Scheitel hinweg suchte ich mir den luftigen Pfad, und sorgsam musste das Eisen in die verwitterte Flanke wenig vertrauenerweckender Felsruinen eingesetzt werden, deren brüchige Kante der Arm zur Sicherung umfangen hielt. Durch haltlose, griesige Plattenfurchen, durch steile, schlüpfrige Kamine, Hand und Eisen ins glatte Getäfel gestemmt, glitt ich jenseits hinab, wieder auf eine geräumige, schrofendurchsetzte Trümmerstraße, die bereits den Wänden des Schafkars angehört. Eine Gemse springt dicht unter mir auf, verschwindet in den kluftdurchzogenen Steilwänden, um ein paar Augenblicke später über die Schuttfelder des Schafkars dahinzufliehen. Der hat's pressiert! Und da muss wohl auch die Stelle sein, wo Barth den Südanstieg auf die Schafkarspitze vollführte, den er als die schwierigste Gipfel-Ersteigung bezeichnet hat von allen, die er je gemacht. Gut, dass ich bereits auf bessere Art heroben bin. Noch einmal berührte ich in einer besonders tief eingerissenen Scharte den Grat und blickte nordwärts in das flimmernde Blau der schattenerfüllten Tiefe; dann musste ich definitiv im südlichen Gehänge bleiben. Wieder die fatale Felsstructur wie an der Lamsenspitze, aber in noch höherem Grade: kleine, abschüssige Täfelchen, brüchig, von zahlreichen lockeren Graspäckchen durchsetzt; der gänzliche Mangel fester und sicherer Griffe lässt die unangenehme Haltlosigkeit dieser Schrofen noch fühlbarer erscheinen, und grade hier wird der des Karwendelgefelses Unkundige erhebliche Schwierigkeiten finden. Und hier auch sind die Steigeisen wirklich von außerordentlichem Werte, wenn nicht unerlässlich. Man kann überhaupt ziemlich treffend sagen: In den Dolomiten klettert man mit den Händen, im Karwendel mit den Füßen. Absolute Trittsicherheit und Standfestigkeit sind in letzterem durchweg in höchstem Maße erforderlich.

Ich war bereits im Bannkreis des Gipfels; eine tiefe Kluft hatte ich auf

einer originellen, natürlichen Felsbrücke überschritten, und jenseits einer zweiten, nicht ganz leicht zu durchquerenden Rinne leiteten rasendurchsetzte Platten bis zum Gipfelgrat, von dem aus geringer Entfernung der Steinmann winkte. Allein während des Überganges, der etwa eine Stunde erfordert hatte, war ein längst im Südwesten drohendes Wetter schwarz über dem Gipfel heraufgezogen, so dass ich, um nicht schutzlos dem Hochgewitter preisgegeben zu sein, zum Rückzug gezwungen war. Um 6 Uhr, nachdem ich noch eine directe Traverse zur »Grasterrasse« quer durch die Wände ohne Erfolg recognosciert, stand ich wieder auf der Lamsenspitze und eine halbe Stunde später im Lamskar bei meinen zurückgelassenen Sachen. Das Unwetter, dem ich knapp entronnen, hatte sich verzogen und wohlgemuth wanderte ich meinen alten Weg in die Eng hinab.

Die Folgezeit war regnerisch und gewitterreich, auf der Höhe fiel Neuschnee und ich übte mich einstweilen im Holzspalten. Zweimal gieng ich aufs



Die Nordabstürze der Schafkarspitz-Hochglück-Gruppe.

Gamsjoch, um zu aquarellieren, begleitete meinen Bruder, der mich besucht hatte, an den Achensee, um von da über Grammai wieder in die Eng zurückzukehren. Vom Grammaijoch 1895 *m* genießt man die imposanteste Ansicht der Vomperkette, deren mauergepanzerte Felsriesen, eine geschlossene Phalanx der wildesten Berggestalten, von melancholischen Karen umlagert, dem vom Falzthurnthal heraufsteigenden Wanderer in dem engen Sattel des Übergangs mit ihrer schroffsten Seite urplötzlich gegenübertreten.

Ich weilte dann einige Zeit in der Hinterriss, um dort in der Nähe herum während der sparsamen Regenpausen zu arbeiten, kehrte aber am 1. August wieder in die Eng zurück, um am nächsten Tag über die Lamsen dem Innthal entgegen zu wandern und für dieses Jahr den Schauplatz meiner Thaten ins Reich der Dolomiten zu verlegen. Da mich aber ein Holzer, den ich als Träger bestellt, im Stich ließ, so zog ich vor, nachdem ich bis 8 Uhr gewartet, den schönen Tag noch auszunützen.

Es galt dem Hochglück am 2. August.

Um halb 9 Uhr brach ich auf und stieg im schnellsten Tempo, denn Eile that Noth, dem Hochglückkar entgegen, diesmal am »Kirchl« vorbei, das ich in drei Viertelstunden erreichte. Dann kletterte ich geradeswegs über all die Felsbänder und Grasterrassen hinan, kunstvoll manch glatten Mauerabsatz überturnend, bis in die Steinwüste des westlichen Kars, wo ich, nach zwei Stunden Gehzeit von der Eng aus, bis 11 U. 5 rastete. Dann stieg ich weiter der Scharte entgegen. Die vierwöchentliche Zwischenzeit hatte mit dem alten Schnee tüchtig aufgeräumt, dafür breitete sich, oft auf blankem harten Eis, eine dichte Neuschneedecke über die steilen Halden. Nach harter Arbeit mit dem Pickel stand ich am Fuß der östlichen Scharte; vor mir die pralle, vom Schnee entblößte Steilmauer, die Einstiegstelle vom erstenmale war nicht mehr erreichbar. Die Mauer war furchtbar glatt, und ein Versuch, sie ohne die Eisen, die noch am Rucksack baumelten, zu erklimmen, misslang. Zwischen Eis und Fels eingestemmt, waffnete ich nunmehr die Sohlen mit den scharfen Zacken, kletterte dann links noch ein kurzes Stück über die letzte Eiszunge empor und von ihr quer hinein in die missliche Plattenwand. Noch war ich tief unter dem Ende des Kamins, und die Überwindung des Absatzes in schräg ansteigender Traverse erforderte das genaueste Einsetzen der Eisen in kaum bemerkbare Ritzen, die gespannteste Aufmerksamkeit auf Erlangung mikroskopischer Haltepunkte für die Fingerspitzen. Freilich fehlt das bedenkliche Moment eines Wandabsturzes unter den Platten, wiewohl ein eventuelles Abgleiten bis in die Tiefe des Kars nicht gerade wünschenswert erscheint. Zudem bezeugte das infernalische Gebrumm herabschwirrender Steine, dass der Aufstieg zur östlichen Hochglückscharte auch nicht ganz steinsicher ist. Nachdem ich die Kluft erreicht, stand ich auch rasch in der Scharte oben. Es war 1 Uhr und volle Dreiviertelstunden hatte mich die Erzwingung der miserabeln Scharte gekostet, die ich beim erstenmale in kaum 15 Minuten vom Schnee weg erklommen und dabei noch tüchtig von faulem Gestein gesäubert hatte.

Über jene Stellen, die mir bei der ersten Recognoscierung so schlecht erschienen waren, stieg ich dann direct von der Scharte weiter. Dann kamen gut gangbare Plätze in der Südwestflanke des Hochglücks. Abermals betrat ich den Grat auf ein kurzes Stück, dann musste ich tief in die Südwestflanke ausbiegen und quer über eine Masse plattiger Felsrippen und Rinnen hinwegklettern, bis ich in steiler Plattenrinne zum drittenmale am letzten Gipfelaufbau den Grat erreichte, um von jetzt an, denselben überschreitend, auf die Nordseite überzugehen, die mich ohne jede Schwierigkeit über die schneebedeckten Schrofen in ein paar Minuten zum Steinmann führte, 2617 *m*. Es war 2 Uhr, genau eine Stunde von der Scharte aus, und im ganzen hatte die Ersteigung nahezu fünf Stunden Gehzeit von der Eng aus erfordert.[1])

Zu sehen war leider blutwenig; speciell der Tiefblick in die zu meinen Füßen liegende Schneepfanne, sowie eine kleine Recognoscierung der Südwand der Schafkarspitze, die mich besonders interessierten, wurden fast völlig verhindert durch Nebel, die immer mehr und stärker aus den Thälern und Karen heraufqualmend die Strebepfeiler der trotzigen Felsgerüste umspielten. Was den Ein-

[1]) Bei meiner letzten Tour auf das Hochglück (via Spritzkar-Eiskarlspitze) mit Herrn v. Krafft brauchten wir an der Scharte nur 42 Min. zum Aufstieg und 35 Min. zum Abstieg.

blick in die Schneepfanne betrifft, so ist derselbe übrigens auch von der Huderbankspitze und Kaiserkopf und fast noch instructiver, trotz der größeren Entfernung, von der Südseite des Vomperlochs zu gewinnen. Auch vom Hochnissl aus ist der größte Theil dieses verborgenen und schwer zugänglichen Kars sichtbar.

Auffallend kühn stand mir im Süden, durch einen anscheinend nicht besonders bedenklichen Grat mit dem Hochglück verbunden, der rundliche Plattenkoloss des Kaiserkopfs gegenüber. Indes schon H. v. Barth hatte den Gratübergang zu diesem »Unersteiglichen« mindestens als recht zweifelhaft erklärt und der im Jahre 1886 durch Herrn Schwaiger aus München mit Thomas Widauer erzwungenen ersten Ersteigung, die allerdings mit Umgehung des Hochglückgipfels ausgeführt wurde, hatten sich am letzten Gipfelaufbau thatsächlich bedeutende Schwierigkeiten entgegengestellt. Wer wohl inzwischen dort drüben gewesen sein mag!

Da mich nichts abhielt, mir eine Antwort auf diese Frage selber zu holen, so griff ich nach halbstündiger Rast zum Pickel und rasselte in ausgiebigen Sprüngen den anfänglich breiten und geröllbedeckten Gratscheitel hinab. Es folgten dann steile, aber — was im Karwendel so selten! — gut gestufte Platten; noch war, obschon die Hände genug zugreifen mussten, von Schwierigkeit keine Rede, und schon nach zehn Minuten stand ich auf dem fast ebenen Grate, den ich bei zunehmender Schärfe eben noch gemüthlich überschreiten konnte, über die linke Schulter ab und zu einen Blick in die dämmernden Abgründe der Schneepfanne werfend. In meinem Rücken hatte der steile Thurm des Hochglückgipfels durch die glatt erscheinenden Platten den Charakter gänzlicher Unnahbarkeit angenommen; wie das täuscht! Hoffentlich täuscht mich der da vor mir ebenso. Denn recht einladend sieht er nicht gerade aus.

Schmäler, schärfer wird der Grat, von Einrissen durchsetzt, blätterdünnes Gemäuer krönt die zerschartete Schneide. Jetzt wird's pikant! Balancierend in freier Luft über die Felsschärfen, jetzt mit beiden Armen wankende Zacken umfassend und die Eisen mit Wucht ins morsche Gemäuer stoßend, jetzt rittlings über schneidige Felshöcker hinwegrutschend, komme ich dem Gipfel nahe. Merkbar hebt sich der Grat. Ein jäher Aufschwung heischt kategorisch die Umgehung. Die Abstürze zur Schneepfanne haben ein gangbareres Aussehen gewonnen, sie müssen indes mein letztes Auskunftsmittel bleiben, so lange noch ein Ausweg über die Westseite offen steht. In Reichhöhe bricht hier eine schmale Leiste jäh ab, kaum fußbreit und stark nach außen fallend. Mit aller Kraft arbeite ich mich hinauf, krieche haltlos und gerade noch im Gleichgewicht darüber weg, dann geht's über eine engstufige Schrofentreppe wieder hinauf auf den Grat und wieder balanciere ich auf dessen zu äußerster Schärfe zusammengeschnürter Schneide weiter, bis nach wenig Schritten dieselbe zu einem gleichscharfen Überhang sich aufbäumt. Wie sehr ich auch das äußerste versuche, Griffe sind nicht zu erlangen und der Grat sagt definitiv: Bis hieher und nicht weiter! Also ein paar Meter zurück und links bietet sich ein Ausweg. Ein sicheres Band leitet abwärts in die steile Ostseite des Gipfels, dann geht es quer an der Wand entlang und bald aufwärts; frische Losung, frische Fährten in den Schneeresten verrathen den Gemspfad. Aber plötzlich durchreißt ein glatter Abbruch wohl über 3 *m* breit jäh die Wand und über ihn an schlechten, tief und weitliegenden Haltepunkten

hinwegzuhangeln, ist wohl das schwerste Stück der ganzen Tagesarbeit. Dann aber klomm ich rasch empor durch kurze Kaminspalten und über rasendurchsetzte Stufen, um gleich darauf die luftige Schneide des schmalen Gipfels zu betreten, 1 Stunde 10 Minuten nach Aufbruch vom Hochglück. Im Steinmann fand ich in einer kleinen Blechbüchse unversehrt die Karte des ersten Ersteigers. Gut hatte sie dort droben ausgehalten sieben Jahre hindurch und keines Menschen Fuß hatte in der Zwischenzeit die einsame Zinne berührt. Ich nahm die Karte als wertvolles Document an mich und legte eine genaue Copie an ihre Stelle; mit gutem Gewissen, da mir die schneidige Polemik des Herrn Treptow gegen diese »Unsitte« noch gänzlich unbekannt war. Es ist mir übrigens auch seither nicht gelungen, mich zu dieser modernen Kartentheorie bekehren zu lassen, und ich bleibe vorerst der alte, störrige Heide.

Ich hatte indes wenig Zeit zu verlieren, es war schon 4 Uhr vorbei und es fieng an zu regnen, so dass ich meinen Rückzug beschleunigte. Nach Überwindung der kitzlichen Stelle, die mich mit ihren nassen Griffen zweimal zurückwies, konnte ich, ohne den Grat zu berühren, auf verhältnismäßig unbedenklichem Boden der Ostseite, über der Schneepfanne, bis gegen die Mitte des Grates traversieren und schon 50 Minuten nach Aufbruch vom Kaiserkopf stand ich wieder auf dem Hochglück. Die Daten auf der deponierten Karte wurden rasch vervollständigt, dann nach fünf Minuten langem Aufenthalt um 5 Uhr der Abstieg zur Scharte angetreten, fortwährend im dichtesten Nebel. Und richtig, als ich die Südwestseite zu traversieren begann, hielt ich zu hoch und konnte nur unter Zeitverlust im strömenden Regen durch recht bedenkliches Abklettern über jähe, glitschnasse Platten auf die tiefer liegenden gangbaren Stellen mich retten. Auch beim zweitenmal, als ich via Huderbankspitz-Kaiserkopf von Süden übers Hochglück kam, passierte mir dasselbe, woraus erhellt, dass man hier sauber achtgeben darf. Es handelt sich nur um ein paar Meter höher oder tiefer. Etwas unterhalb des Gratscheitels befindet sich in gelbem überhängigen Gefels eine geräumige Höhle, die freilich von oben nicht zu sehen ist; an ihr führt die richtige Weglinie vorbei.

Als ich unten wieder auf meine Marken gestoßen war, gelangte ich ohne weiteres Hindernis um 6 U. 15 in die östliche Scharte. Bei dem unbarmherzigen Regen, der alles so unheimlich schlüpfrig machte, hatte ich keine rechte Schneid, von der östlichen Scharte ins Kar herunterzukraxeln. Zur Überkletterung des Thurmes hatte ich gleichfalls keine Lust. Sei's drum lieber mit dessen Umgehung versucht. Mit eingestützten Händen, mehr gleitend als kletternd, rutschte ich unter endlosem Geprassel der in unaufhaltsamen Fluss gerathenen Trümmermassen die sehr steile Plattenrinne gegen das Ödkarl hinab, bis mit der fühlbaren Nähe ihres jäheren Abbruches zugleich die glatte Mauer des Thurmes zur Rechten in stufiges Geschröf sich auflöste. Jetzt stieg ich rechts heraus und in die Höhe, stemmte mich einen steilen Kamin mit guten, festen Griffen empor und konnte von nun an auf wohlbekanntem Terrain die westliche Scharte betreten. Nur 15 Minuten hatte die Umgehung des Thurmes beansprucht. Dann giengs nordwärts unter mühsamem Stufenschlagen durch die steile Eisrinne, über die jähe, schlüpfrige Firnhalde hinab ins Kar, immer im unaufhörlichen Regen, und 9 Uhr war's, da zog ich triumphierend über meinen heutigen Erfolg wieder

in der Brantweinhütte ein, wo ich vom braven Mair, dessen braverer Ehehälfte und mehreren angelangten Touristen schon unter tausend Ängsten erwartet wurde.

Noch ein Tag in der herrlichen Umgebung der Eng, dann wanderte ich am 4. August mit dem Vomper Kraxenträger über die Lamsen, zum letztenmale in diesem Jahr die liebgewordenen Zinnen grüßend.

* * *

Klar und ausgereift war das Problem, das während der geschilderten Fahrten Wurzel gefasst, deutlich vorgezeichnet die Aufgabe, welche zu lösen ich mir vorgenommen, als ich im folgenden Jahre 1894 wieder den Fuß ins Revier der

Schafkarscharte. *Schafkarspitze.* *Lamsenspitze.*



Lamskar. *Steinkarlspitze.*

Blick vom Hochnissl auf die mittlere Vompergruppe.

Vomperberge setzte. Zielbewusst suchte ich fortan im gründlichen Durchstreifen der Vomperkette die touristische Kenntnis der Gruppe zu erweitern, soweit es in meinen Kräften lag. Dann sollte an geeigneter Stelle eine Schilderung in Wort und Bild niedergelegt werden.

Da war freilich noch viel zu thun, viel nachzuholen, viel Altes erst kennen zu lernen. Und dann erst das Neue!

Wohl »trainiert« durch Frühjahrsfahrten jeder »Qualität«, dampfte ich am 28. Juni ins Unterinnthal und machte billiges, aber gutes Nachtquartier in der »Pfannenschmiede« am Eingang des Vomperlochs, eine halbe Stunde von Vomp. Diesmal gilt es dem Hochnissl und den westlichen Consorten bis zur Lamsscharte;

die Lamsenspitze hatte gerade vor einem Jahr, auch am Peter- und Paulstag, meinen ersten Besuch erhalten. Ein weiter Weg in die Eng, aber interessant. Früh um 4 Uhr verließ ich die Pfannenschmiede und stieg jenseits des Stegs anfangs links, später rechts gewendet auf steinigem Pfad hinauf auf die Terrasse von Vomperberg. Von hier zieht der breite Reitsteig thalein ins Vomperloch und von ihm zweigt etwa 20 Minuten nach Eintritt in den Wald rechts der schmale, aber gut unterhaltene Jagdsteig zum k. k. Forsthaus auf Dawald, kurz Dawaldhütte, ab. Nach weiteren 5 Minuten durchreißt die mächtige Schlucht des Schneethalgrabens die ganze Bergflanke. Leider hatte ich infolge der ungenauen Angabe auf der Karte den Jagdsteig verpasst und erwischte ihn erst oben, jenseits des Schneethalgrabens, durch Wald und Buschgehänge mühsam gradaufwärts klimmend. In 1¾ Stunden hatte ich die Dawaldhütte und an ihrem Brunnen das letzte Wasser der heutigen Höhenwanderung erreicht. Hinter der Hütte zieht anfangs durch Föhrengehölz, dann durch Latschen und über Schuttreißen im Zickzack der Pfad, an merkwürdigen Höhlen in nagelfluhartigen Schichten vorbei. Nach etwa einer Stunde hört er mitten in den Latschen auf und ohne Weg stieg ich nun in die freiere Zone empor, querte oben den noch schneeerfülten Kessel am Niedernissl und erreichte nach zweistündigem scharfen Steigen von Dawald aus den grasigen Sattel des Niedernissl 2052 *m*, wo ich eine Stunde Rast machte und zeichnete. Imposant ist von hier der kühne, dolomitenähnliche Aufbau einer gelbwandigen Doppelspitze nordöstlich des Sattels, zu den Niedernisslspitzen gehörig. Damals war sie noch unerstiegen!

Um 9 U. 15 stieg ich vom Niedernissl weiter, erst rechts über Reißen hinauf, überkletterte dann, links gehalten, mehr aus Privatplaisir, allerhand Schrofen und gelangte auf den Grat des Hauptkammes, um auf ihm, über den bläulichen Tiefen des Stallenthales hin, schließlich über plattige Felsen, doch ohne Schwierigkeit in eineinhalb Stunden die breite Spitze des Hochnissl zu betreten. Ein vortheilhafterer Weg soll indes vom Sattel westlich durch eine Schuttmulde und von jenseits über den südlich zur Sonnschartspitze auslaufenden Grat »ganz leicht« zum Gipfel führen. Der von Barth geschilderte dürfte in der Mitte liegen.

Ganz prachtvoll und ungemein instructiv war von meinem Gipfel der Blick auf die wunderbar gruppierte innere Vomperkette mit der vollständigen Übersicht der drei Kare des Zwerchlochs. Nicht umsonst hatte ich im ohnehin schweren Rucksack auch meine Malsachen mitgeschleppt und vertiefte mich alsbald während zweieinhalb Stunden in die Arbeit.

Von 10 U. 45 bis 1 U. 30 hatte mein Aufenthalt auf dem Hochnissl gedauert, der als ganz hervorragender Aussichtsberg bezeichnet werden muss; am besten können seine Spitze, freilich unter ziemlicher Anstrengung und stellenweise beschwerlich, jedoch ohne jede Gefahr, auch minder Kletterwüthige von Vomp aus erklimmen. Volle 2000 Meter sind allerdings dabei an relativer Höhe zu überwinden.

Ich rüstete mich zum Weitermarsch; mein nächstes Ziel war die Steinkarlspitze im Westen, die als krummes, abgehacktes Felshorn vorwitzig ihre Nase heraufstreckte. Über sie musste der Pfad ins Lamskar führen, aber das »Wie« war vorläufig nicht recht ersichtlich. Mit ziemlicher Geschwindigkeit konnte ich zunächst durch die breite, schuttbedeckte Südwestabdachung des Hochnissl

heruntereilen, erst in einiger Tiefe trat stellenweise der plattige Fels in seichten Rinnen hervor, die nach unten in das trümmererfüllte Steinkarl ausliefen. Aus diesem Kessel, der nach unten durch ungeheure Plattenstürze abgeschlossen ist, gibt es auch einen directen Abstieg ins Zwerchloch, aber wo, das habe ich auch von gegenüberliegenden Höhen trotz eifriger Recognoscierung noch nicht sicher herausbekommen.



Kamin der Steinkarlspitze.

Kleine Steilstufen drängten mich aus der Nähe des Grates stetig tiefer, und nach Überkletterung mehrerer plattiger Rippen schon nahe an den schwarzgestriemten Mauern der Steinkarlspitze angelangt, sah ich mich auf einer stark ausgeprägten Seitenrippe plötzlich von jener durch eine sehr tief eingerissene Schlucht abgeschnitten. Ich war durch die schlechte Felsbeschaffenheit zum Anlegen der Eisen gezwungen und arbeitete mich unter Schwierigkeit über die steilen, sehr glatten Platten der Felsrippe wieder bis in die Nähe des Grates hinauf. Besser wäre ich gleich hier oben in der Quere geblieben. Jetzt bot sich die Möglichkeit, die zur seichten Geröllsinke verflachte Schlucht zu queren und auf breitem Band, das hie und da Spuren von Begehung und Steigeisenkritzer zeigte, wieder links haltend und Grat und Scharte rechts lassend, ins Felsmassiv der Steinkarlspitze einzudringen. Und schon nach ein paar Schritten sehe ich mich in dem senkrechten Kamin mit der famosen Kletterstelle, wo Barth von seinem Gemsenjäger auf die Probe gestellt wurde und einen glänzenden Beweis für die Brauchbarkeit der Eisen und seine eigene Klettergewandtheit ablegte. Jetzt ist hier ein dünnes Drahtseil angebracht für die Treiber, da dieselben bei den Jagden den Kamin passieren müssen, dessen Durchkletterung ohne Seil nicht gerade Sache jedes Gebirglers wäre.

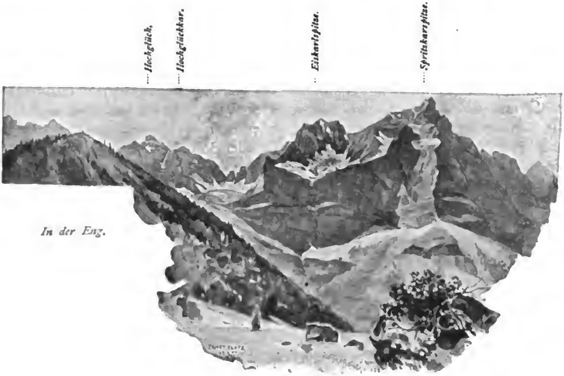
Selbstverständlich skizzierte ich mir diese klassische Stelle, bevor ich sie erklomm. Kleine, aber feste Griffe und Tritte ermöglichten die Ersteigung auch mit den Nagelschuhen, selbstverständlich ohne die verpönte Berührung des Drahtseiles. Das war wieder so eine richtige Dolomitenkletterstelle, schwierig, aber sicher. Oben giengs durch den Kamin immer weiter über zahlreiche Absätze, die zumal bei der Schwere meines Rucksackes die Armmuskulatur ziemlich in Anspruch nahmen. Wenn übrigens oberhalb Gemsen sind, was sehr häufig der Fall, so ist dieser lange Kamin recht steingefährlich, da alle losgelösten Trümmer durch diesen Abflusscanal die Tiefe suchen. Rasch gelangte ich

wieder auf den Grat und über grobe Felsstufen kletternd zum Gipfel, 2466 *m*. Die Zeit des Übergangs kann ich nicht mehr genau angeben, es mögen inclusive der verschiedenen Aufenthalte durch Eisenanlegen, Skizzieren etc. eineinhalb Stunden gewesen sein. Eine Stunde Gehzeit dürfte bei Kenntnis des rechten Weges genügen.

Nach einem Aufenthalt von wenigen Minuten verließ ich das kecke Felshorn wieder, stieg über die schrofige Nordseite ab und verfolgte, trotz mehrfacher Kletterstellen, den Grat weiter gen Westen ohne eigentliche Schwierigkeit. Bald konnte ich wieder auf seinem ebenen, grasbewachsenen Scheitel dahinbummeln, um zum Schluss noch der Rothwandlspitze einen Besuch abzustatten. Auch sie sah nicht ganz friedlich aus; an ihrem Fuß angelangt aber fand ich, dass eine, wenn auch steile, doch harmlose Schuttrinne die Wand durchschnitt. Kurz vorher sah ich auch in einer schmalen Scharte, dass das Felsgehänge nordwärts zum obersten Stallenthal wohl gangbar sein müsse, es schien mir sogar von der Scharte, zu der ein enger Kamin heraufreichte, ein Gemswechsel durch die Wände in die Tiefe zu führen und es dürfte hier wohl die, soviel mir bekannt, bereits ausgeführte Ersteigung der Rothwandlspitze vom Stallenthal aus ihren Weg genommen haben. Nachdem ich meine geplagten Knochen durch das fade Geröll der Rinne hinaufgearbeitet hatte, ließ ich mich zur verdienten Rast auf den weichen Rasenpolstern der Rothwandlspitze nieder; denn offen gestanden, ich spürte bereits meine drei unter der Last des schweren Rucksackes eroberten Gipfel, deren letzten ich freilich auch hätte umgehen können. Vor mir lag in ziemlicher Tiefe das Lamskar, breite Rasenflecke zogen sich anscheinend bis hinab. Um nun nicht zu viel Höhe bis zu der Lamsscharte zu verlieren, suchte ich, als ich den Gipfel verließ, oben am Grat durchzudringen, von dessen anfangs ebenem Scheitel, wie mit dem Messer abgeschnitten, die senkrechte Steilmauer nordwärts abbricht. Dann aber musste ich links abwärts ausweichen in grasdurchsetztes Gehänge, und fand, immer mehr durch ungangbare Platten eingeengt und schlechte Stellen passierend, zuletzt nur einen schwierigen Abstieg auf die Schuttreißen des Lamskars, wobei ich, um über die letzten 6—8 *m* herabzukommen, die Schuhe ausziehen und sammt dem Pickel über die Wand herabwerfen musste. Damit war die Hauptarbeit des Tages geleistet, ich stieg über die unteren Terrassen bis ins eigentliche, noch schneeerfüllte Kar hinauf, woselbst ich die untere Partie der Lamsenspitze genau inspicierte und mit Eintragung der verschiedenen Anstiegslinien zeichnete. Dann gieng es gegen die Scharte empor und noch trieb es mich, bevor ich sie überschritt, in den Barth'schen Kamin einzusteigen und ihn diesmal ohne die Eisen geschwind auf- und abwärts zu durchklettern. Damit war es 7 Uhr geworden, und über die Felsen der Scharte, über die große Reiße oberhalb der Quelle am Lamsenjoch gerade hinunter eilte ich auf den Jochweg und auf ihm, nachdem ich meinem Durst Genüge gethan, so rasch mich die Füße tragen wollten, im Laufschritt in die Eng hinab. Gegen halb 9 Uhr überschritt ich die Schwelle der traulichen Brennhütte, vom Wirt Mair und Familie herzlich empfangen. Unter den anwesenden Gästen begrüßte ich Herrn Schwaiger sowie Herrn Krause mit den Führern Fütterer aus Mittenwald und Hans Lebender aus Tölz; die drei letzteren wollten das Hochglück angreifen.

Mein Ziel war am nächsten Tag, dem 30. Juni, die Eiskarlspitze. Es war am Abend etwas spät geworden, so dass ich erst 10 Minuten vor 8 Uhr morgens abmarschierte; Herr Krause mit seinen Führern war bereits frühe aufgebrochen. Noch wurde ich einen Moment aufgehalten, denn ein befreundeter Radler aus München kam mit seinem Vehikel heran und wollte, trotz Mangel an Bergstock und Eisen, gleich mitgehen. Allein für schlecht genagelte Schuhe möchte doch wohl die Eiskarlspitze kein Boden sein. »Schade! Es wär so schön gewesen«, sagte der Andere und machte als Ersatz einen Record aufs Gamsjoch.

Schwitzend stieg ich »wieder einmal« am Kirchl vorbei ins Hochglückkar und erreichte unter ermüdendem Stufentreten nach 3 Stunden 40 Minuten Geh-



In der Eng.

zeit um 12 Uhr die Eiskarlscharte; mein Tempo war nach den gestrigen Anstrengungen bescheidener als sonst. Nach Anlegung der Eisen verließ ich 10 Minuten nach 12 Uhr die Scharte, um zunächst in die schrofige Südflanke des westlich sich erhebenden Felskopfs einzusteigen; meine Absicht war, die Durchführung eines directen Anstiegs auf die Eiskarlspitze über den Grat des Hauptkamms zu versuchen, ein Problem, dessen Möglichkeit schon vorm Jahr mir als sicher erschienen war. Bald stand ich wieder oben auf dem Grat, stieg jenseits ohne Schwierigkeit in eine flache Scharte nieder, um dann in die brüchigen Flanken der folgenden Gratzacken einzubiegen. Während ich jedoch in den mürben Schrofen aufwärts klimme, höre ich plötzlich Stimmen, und drüben auf dem Grat des Hochglücks taucht Herr Krause mit seinen zwei Führern auf. Schon in der Frühe hatte es mich Wunder genommen, dass ich im Schnee des Hochglückkars keine Spuren gesehen; durch die Hochglückscharte waren sie sicherlich nicht gekommen, denn den Weg von drei Personen in dem tiefen

Schnee hätte ich doch spüren müssen. Wie waren die dort hinaufgekommen? Waren sie doch wohl schon im Abstieg begriffen?

Nach gegenseitigem Zuruf durchstieg ich rasch die brüchige Wand vollends und erreichte wieder den Grat, der mir einstweilen bequeme, fast ebene Bahn gewährte.

Im Westen traten indes die großen Abbrüche, mit denen die Gipfelschneide der Eiskarlspitze an der Abzweigstelle des Südgrates auf den Hauptgrat niedersetzt, immer drohender hervor, ihre gelbwandigen Überhänge erregten schwere Bedenken, ob wohl ein Ausweichen in die Nordseite möglich. Sicherheit schien eher die Süd-, resp. Südostseite zu bieten, wo ich jederzeit den Südgrat irgendwo packen konnte. Es war ja dann immerhin noch ein directer Anstieg, und diese Linie hatte ich ja auch seinerzeit zuerst ins Auge gefasst, um zur wesentlichen Kürzung der seither üblichen Route den tiefen Abstieg ins Ödkarl und zeitraubenden Wiederanstieg auf den Südgrat zu vermeiden. Ich lenkte also etwas vom Grate ab, in die meist schuttbedeckte Flanke, wo sich freilich unter dem trügerischen Gries plattiger Fels barg. Und plötzlich trat dieser nackt in solcher Steile und Glätte hervor, dass die scharfen Eisen gänzlich versagten und ich die Kletterschuhe anziehen musste, mit denen sich die blanken Tafeln spielend überschreiten ließen. Doch kamen hin und wieder Schuttstreifen über den Platten, wo die Eisen erwünscht gewesen wären. Um aber nicht das zeitraubende Wechseln vornehmen zu müssen, hielt ich mich mehr aufwärts in eine Zone enorm steiler blanker Platten, die trotz ihrer Schwierigkeit doch den günstigsten Boden für die Kletterschuhe gewährten. Immer näher kam ich den überhängenden Gipfelwänden, ersah links eine Stelle, wo der Südgrat zu gewinnen war und schwang mich schließlich nach schwieriger Traverse an der steilen Wand auf den Scheitel des Grates, just an der Stelle, wo dessen Schärfen beginnen, ca. 50 *m* unter der Gipfelschneide. Die letzte Kletterei war äußerst interessant, jedes einzelne Wort der Barth'schen Schilderung kam mir als Text zu dieser lebenden Illustration in die lebhafteste Erinnerung. Nach der Überkletterung exponierter Plattenspiegel und zerrissener Felsbollwerke folgten zwei Einschnürungen des Grates, die je auf 5—6 *m* Länge zu dem Schärfsten gehörten, was ich in dieser Art je im Fels gesehen. In der That, es war doch ein eigenthümliches Gefühl, frei und aufrecht, wenn auch auf den sicheren Sohlen der Kletterschuhe, über diese handbreite Zackenschneide hinwegzuschreiten.

Die zweite dieser Stellen gehörte bereits dem Gipfelgrat an und nach einigen Schritten über dessen schmalen Mauerfirst hatte ich auf dem höchsten Punkt den Steinmann erreicht, 2641 *m*. Der Aufstieg vor der Scharte an hatte 1 Stunde 40 Minuten erfordert, wovon etwa 10 Minuten an Aufenthalten abzurechnen sind. Im ganzen hatte ich von der Eng aus 5 Stunden 10 Minuten Gehzeit zur Ersteigung dieser höchsten Zinne des Vomperkamms gebraucht.

Kaum hatte ich mich auf meinem luftigen Sitze häuslich niedergelassen, da belebte sich drüben der Gipfel des Hochglück; die Partie war also doch erst im Aufstieg begriffen gewesen. Drei Gestalten krabbeln auf der Spitze herum, wie die Fliegen auf einem Käse, und richtig, sogar eine rothe Flagge verkündet der staunenden Mitwelt den endlichen Sieg. Ich aber schaute ringsum, Neues hatte sich mir erschlossen, das Alte grüßte aus der Ferne; vom Hochglück schweift

der Blick entlang dem Grat zum Kaiserkopf, dort hatte ich vor Jahresfrist meine einsamen Wege verfolgt in Nebel und Unwetter. — — —

Um halb 3 Uhr gab die Gegenpartei das Signal zum Rückzug und ich packte gleichfalls zusammen, um mit jenen zusammenzutreffen. Zurück gieng's über die unheimlichen Felsschärfen bis an die Stelle, wo der Südgrat abzweigt. Hier aber schien mir die Möglichkeit, die Abbrüche des Hauptgrates links über das brüchige Geschröf der Nordwand zu umgehen, so wahrscheinlich, dass ich, so wenig vortheilhaft die Kletterschuhe hier waren, doch gleich mitten im Gefels hantierte und auf schmaler, sehr exponierter Leiste den letzten großen Überhang umkletternd und vorsichtig vom Ende des Bandes noch 2 *m* an der schmalen, senkrechten Kante mich herablassend in überraschend kurzer Zeit wieder auf dem Hauptgrat stand, dessen weitere Gangbarkeit zweifellos war. Hier jedoch legte ich die Eisen wieder an, rutschte dann in frischem Tempo die etwas schwierigen Plattenlagen längs des Grates hinab, querte eine größere Schneefläche und gelangte nach abermaliger Überkletterung mehrerer schwieriger und exponierter Gratstufen wieder auf meine Anstiegslinie, auf der ich um 4 Uhr die Eiskarlscharte wieder erreichte. Damit war das Problem des kürzesten Weges von der Scharte auf die Eiskarlspitze, wenngleich schwierig, gelöst.

Noch war die andere Partie im Abstieg auf dem Grat begriffen, ich kletterte daher einstweilen direct von der Scharte auf den Thurm, um jene zu beobachten. Es wurde jedoch 5 Uhr, bis sie die östliche Hochglückscharte erreichten, und nachdem ich ihnen von oben herab die Umgehung des Thurmes gewiesen, dauerte es noch eine weitere Stunde, bis wir uns auf dem Südgrat des Thurmes die schwielige Männerhand reichten und zusammen durch die Eiskarlscharte den Abstieg antraten. Lustig durchs Kar abfahrend, liefen wir dann gemeinschaftlich hinab zur Eng, nachdem ich am Felsblock des Kirchls im Vorbeigehen noch geschwind eine Privatkletterei vollführt hatte, um meinem Übermuth Genüge zu thun.

Unten war große Feier behufs Einweihung eines von Münchenern gestifteten Altars für die kleine Almkapelle, und wir kamen gerade noch recht, um die erhebenden Reden der zahlreichen Festtheilnehmer anzuhören. Für die Nacht war uns ein Heulager in der »Backstube« reserviert. Abends wurde dann ein Feuerwerk abgebrannt, wie es die Eng sicher noch nicht gesehen; seltsamer Contrast zu den einsamen, felsstarrenden Höhen ringsum!

Der ziemlich schlaflosen Nacht wegen wurde der nächste, prachtvolle Tag leider zum Rasttag und am 2. Juli musste ich wieder nach Hause. Ich wusste nichts Besseres zu thun, als über Lamsenjoch und Lamsscharte steigend noch der Lamsenspitze einen Besuch abzustatten, diesmal ohne auf der ganzen Tour die Eisen zu benützen: Die zweite Variante hinauf, direct auf den Hauptgipfel, hinüber zum Ostgipfel und herab von der Terrasse an auf Variante III direct ins Kar. Auch die Barth'sche Linie wurde noch einmal genau durchklettert und controliert, der Wissenschaft halber, die nun untrüglich feststeht. Dann aber, es war schon 12 Uhr, machte ich mich auf die Socken, eilte durch die begrünten Hügelwellen des Kars hinab und auf dem Jagdsteig zum k. k. Forsthaus im Zwerchloch; von hier in zweistündigem heißen Nachmittagsmarsch hinaus über Vomperberg und Vomp an den Schwazer Bahnhof, von wo mich der Abendzug wieder den Bergen entführte, hinaus in die glutzitternde Luft der Ebene.

Eine längere Tour fesselte mich 14 Tage darauf an die Zinnen der Stubaier Centralgruppe, dann kamen die Vorbereitungen zur Generalversammlung in München, kam der Taumel der rauschenden Festtage, und erst Ende August konnte ich mich für den Rest des Sommers in Vomp beim »Pelikan« installieren, um neben der Thalarbeit Ausflüge in mein Revier machen zu können.

Der erste Sonntag, der 26. August, der heißeste der heißen Tage, bot Gelegenheit, die östlichsten Spitzen der Vomperkette kennen zu lernen, die (östl.) Fiechterspitze, Vomper Mittagspitze mit der zwischen beiden liegenden Mittagscharte und den Schneekopf.

Bezüglich dieser Tour, die weniger interessant ist, und die ich hauptsächlich der Vollständigkeit wegen ausführte, kann ich mich kurz fassen. Es war eine in jeder Beziehung durstige Partie, da ich in Vomperberg versäumt hatte, Wasser zu fassen, und bis abends 6 Uhr keinen Tropfen zu trinken hatte. Zuerst auf breitem Ziehweg, dann einem undeutlichen Pfad folgend, war ich am Eingang des Vomperlochs emporgestiegen, zuletzt durch die vor Hitze zitternde Atmosphäre des Latschendickichts auf die hochgelegene Weberalm gelangt, hatte dann den oberen Verlauf des Schneethalgrabens verfolgend endlich über die höchsten Bergwiesen die zur Mittagsscharte führende Schlucht erreicht und theils in, theils neben ihr die von einem gewaltigen Gendarmen bewachte Mittagscharte erklommen. Zuerst erkletterte ich ostwärts die jedenfalls äußerst selten erstiegenen Fiechterspitze (eine touristische Besteigung ist mir nicht bekannt), indem ich unter dem arg zersägten Grat durch die brüchige Südflanke traversierte. Von zwei langen und steilen Kaminen, die den Zugang zur Höhe ermöglichten, wählte ich den östlichen zum Auf-, den westlichen zum Abstieg; beide sind indes schwierig. Bald stand ich auf dem trümmerbedeckten, sich über die Mittagscharte relativ nur wenig erhebenden Gipfel 2298 *m*, dessen Erklimmung trotz ihrer Kürze nicht als leicht zu bezeichnen ist. In die Scharte zurückgekehrt, umgieng ich den Felszacken und stieg ohne Schwierigkeit auf den höchsten Gipfel der Mittagspitzen 2335 *m*, von wo ich die prächtige Hochnisslgruppe skizzierte.

Der Aufenthalt auf dem nach sechsstündigem Marsch erreichten Gipfel war bei der wahnsinnigen Hitze der unbewegten Luft und dem unangenehmen Mangel irgendwelchen Getränkes geradezu qualvoll, und so entschloss ich mich, so wenig auch die Verhältnisse dazu angethan waren, meinen Unternehmungsgeist noch für eine dritte Gipfel-Ersteigung anzuspornen, rasch dazu, den Übergang auf den Schneekopf zu machen, um von ihm aus dann zum Brunnen der Dawaldhütte abzusteigen. Damit war ich auch eines späteren Besuchs des Schneekopfs enthoben.

Der westliche Verlauf des Grates, auf dem ich abwärts stieg, bot anfangs nicht die geringste Schwierigkeit, dann aber begann die horizontal verlaufende Schneide, sich bedenklich zusammenzuschnüren, eine Reihe grober Felsklötze nöthigte mich zu exponierten Umkletterungen und schließlich zum Anlegen der Eisen. Noch legte ich eine kurze Strecke an den plattigen Kanten der zerhackten Gratschneide zurück, bis plötzlich dieselbe wohl 50—60 *m* hoch überhängend abbricht. Unter tiefem, mühsamem Absteigen in die steil abgedachte Südseite musste ich für die Außerachtlassung dieser vom Thal aus leicht bemerklichen Gratbildung büßen, und scheint mir eine rechtzeitige Umgehung der ganzen Gratschneide keine Schwierigkeit zu bieten. Dann setzte ich über rasenbesetzte Schrofen



Nach einer Photographie von H. Kuhn

Lichtdruck der Verlagsanstalt Bruckmann

Vomper Loch

ansteigend meine Wanderung auf dem wiedererreichten Kammscheitel fort und erreichte nach Verlauf einer Stunde ohne Hindernis die dünne Schneide des Schneekopfs 2311 *m*, von der aus ich nach kurzer Kletterei noch den fast gleichhohen Westgipfel betrat. Wilde Felsschluchten ziehen von hier hinab zu einer tief eingerissenen Scharte im Hauptkamm und tiefer gegen das Trümmerfeld des Niedernisslkars.

Südlich zweigt hier ein Seitengrat ab gegen die rundlichen Erhebungen des Kleinen und des Großen Bärenkopfs, 2110 bezw. 1941 *m*, und theils auf ihm, theils über die Höfats-ähnlichen, rasenbewachsenen Steilstufen seiner Ostseite begann ich den Abstieg, lenkte vom Kleinen Bärenkopf rechts ab in den Kessel am Niedernissl und fuhr die endlosen Reißen der krummholzumbuschten Gräben in Eile hinab, zuletzt in wilder Hast auf den Serpentinen des Jagdsteigs der Dawaldhütte entgegenrennend, wo ich nach 13stündigem Umherschweifen im dürren Fels geradezu unheimliche Wassermassen durch meine ausgebrannte Gurgel rinnen ließ. Dann spazierte ich im angenehmen Genuss der lang entbehrten Pfeife hinaus nach Vomp.

In dieser östlichen Abtheilung der Vomperkette blieb noch eine Aufgabe zu lösen, die Ersteigung der noch jungfräulichen Thürme am Niedernissl, die ich am besten als Niedernisslspitzen zu benamsen glaube. Überhaupt war die ganze lange Gratstrecke vom Schneekopf bis zum Hochnissl noch gänzlich unbetreten und die in Frage stehenden Spitzen bilden in ihr die höchsten Erhebungen als entschieden selbständige Gipfel.

Bei dieser und den folgenden Touren tritt übrigens mein viel angefochtener Charakter als Alleingänger, hoffentlich zur Genugthuung der gemäßigten Vertreter des Alpinismus, in den Hintergrund, denn ich hatte in Herrn Lieutenant Kranzfelder aus München, dessen Name mit den Gebirgs-Annalen des Algäu, speciell des Höfatsstocks, eng verflochten ist, einen willkommenen Genossen erhalten. Da er schon am Abend des 31. August zur Verbringung seines Urlaubs in Vomp eingetroffen war, so konnten wir gleich am 1. September unsere gemeinsamen Fahrten mit einer würdigen Partie einweihen.

Kampflustige Ungeduld ließ uns schon am frühen Morgen in energischem Tempo losziehen, schon nach eineinhalb Stunden fassten wir an der Dawaldhütte Wasser und hatten nach weiteren $1^3/_4$ Stunden angestrengten Steigens auf dem Sattel des Niedernissl 2052 *m*, im ganzen innerhalb $3^1/_4$ Stunden die stattliche relative Höhe von über 1500 *m* bewältigt. Hier wurde Frühstücksrast und Kriegsrath gehalten, in welchem wir beschlossen, zunächst durch eine der steilen Rinnen, die gegen das Massiv des gewaltig hervortretenden vordersten Doppelthurms hinanziehen, einen deutlich begrenzten grünen Fleck zu gewinnen, um von dort aus über das Weitere zu entscheiden.

Wir wählten die rechts gelegene Rinne, welche sich, nachdem wir vom Sattel aus an den plattendurchsetzten Hängen nordöstlich bis zu ihrem Eingang traversiert waren, als derartig steilplattig entpuppte, dass wir die Eisen anlegen mussten. Der obere Ausgang wurde durch einen recht schwierigen Wandabsatz von ca. 5 *m* Höhe gesperrt, nach dessen etwas heikler Überwindung wir über äußerst morsche, splittrige Felsen auf den erwähnten Rasenfleck gelangten. Ein weiter trümmererfüllter Einbruch trennte uns von der unangreifbaren gelben Wand des



Die Niedernissltürme.



Die Nadel.

Thurms, und es blieb uns als einzige Möglichkeit die Verfolgung der von der Gratscharte westlich des Thurms herabziehenden Geröllrinne. Also hinab und quer durch den Einbruch und dann durch die fließenden Schuttmassen der Schlucht, zweimal über glatte Wandstufen, welche die Sohle durchsetzen, hinauf bis in die Scharte. Damit hatten wir den Schlüssel zu der belagerten Burg und bei ganz passabeln Steilheitsverhältnissen erkletterten wir rasch, allerdings über sehr brüchige Platten, aber ohne wesentliche Hindernisse, die Grathöhe eines ziemlich zersägten Spitzengewirres, in dem es erst Ordnung schaffen hieß.

Wir standen in einer kleinen secundären Scharte, von der nördlich eine steile Zackenerhebung aufspringt, südlich eine messerscharfe Schneide glatter Felsblöcke, zu dem uns nur wenig überragenden, sattelverbundenen Spitzenpaar des von unten so fürchterlich aussehenden Doppelthurms führt. Im Osten aber steht, uns noch weit überhöhend, eine ungeheure spindeldürre Felsnadel auf dem Grate, wie ich sie kaum in den Dolomiten gesehen, dahinter ein massiverer, aber in glatte Platten gepanzerter Thurm, beide von uns durch eine tiefe Scharte des Hauptkamms getrennt. Der letztere schien offenbar die höchste Erhebung der Gratpartie östlich der ersterreichten Scharte zu sein, während im Westen derselben eine blanke Wand gelbbrüchiger Felsen zu weit größerer, noch nicht zu übersehender Höhe anstieg. Nachdem wir zuerst auf der nördlichen Erhebung eine Steindaube hinterlassen, kletterten wir rittlings hinaus auf die Zacken des vom Niedernissl aus sichtbaren Thurms und errichteten infolge der absoluten Schärfe des westlichen Gipfels nur auf der östlichen Spitze ein stattliches Steinmandl. Dann bewerkstelligten wir über exponierte und haltlose Platten einen sehr schwierigen Abstieg in die obenerwähnte zweite Scharte an der »Nadel«, traversierten etwas ankletternd unter derselben hin, respectvoll die Finger von ihr lassend, und erklommen über sehr schlechte, brüchige Felsen den höchsten östlichen Thurm. Stets war, auch bei minder schwierigen Stellen, äußerste Vorsicht nöthig, denn überall zeigte sich der jungfräuliche Fels faul und brüchig, oder um den landesüblichen Ausdruck zu gebrauchen, »rogel«. Damit standen wir auf dem Culminationspunkt dieser hübschen Zackenreihe, von der sich ein wildzerrissener Grat mit unbedeutenden, eventuell vom Niedernisslkar aus er-

reichbaren Erhebungen gegen die Scharte westlich des Schneekopfes weiterzieht.

Das Wetter hatte sich seit der Frühe sehr verschlechtert, und fortwährend waren wir von gewaltigen Hochgewittern bedroht, die indes meist über dem Achensee sich entluden; wir kamen stets mit ein paar Spritzern weg. In die Scharte zurückgekehrt, eilten wir, unsere Aufgabe auch bezüglich der westlich zu vermuthenden Erhebungen des Grates zu lösen; viel sehen hatten wir davon noch nicht können. Ein steiler Kamin mit ein paar schwierigen Steilabsätzen, aber festem, grobkantigem, nicht sehr griffreichem und fast an Granitstructur erinnerndem Fels führte uns unter ziemlicher Anstrengung wohl 50—60 *m* in die Höhe, wo wir an drei bizarren Felsnadeln, die gleichfalls vom Niedernissl aus sichtbar sind, vorbei auf breites, schuttbedecktes Terrain gelangten. Durch Schuttrinnen, zahlreiche Gemspfade kreuzend, erreichten wir die breite, trümmerbedeckte Grathöhe und sahen auf ihr, zu unserer sehr geringen Freude, eine unvermittelt sich erhebende, scheinbar unangreifbare, plumpe Felssäule als den ersehnten Culminationspunkt unserer heutigen Tour vor uns.



Blick vom Weg zur Ganalp.



Hochglück-Kaiserkopf.

Die uns entgegenstehende, glatt und senkrecht niederbrechende Wand lässt auch aus der Nähe keinen Gedanken an einen Angriff aufkommen, noch viel weniger die Abstürze nach Nord und Süd. Versuchen wir also, nach Analogie sämmtlicher Gipfel dieser Kette, die ihren natürlichen Zugang stets von Westen bieten, es auch von dort her; unter dem Überhang der ockergelben Wand hin überqueren wir ein breites Schuttband, stemmen uns durch eine mit feinem, gelbem Schutt erfüllte Rinne hinan und schwingen uns über einen zu oberst eingeklemmten Block hinauf in eine enge Gratscharte, und wirklich! von ihr aus öffnet ein steiler, aber unbedenklicher Riss das Mauerwerk der spröden Festung. In erwartungsvoller Ungeduld klimmen wir empor, oben theilt sich die Rinne und, um uns nicht gegenseitig zu hindern, klettern wir, Kranzfelder links, ich rechts zur luftigen Höhe, und der höchste Gipfel liegt uns zu Füßen.

Allein noch ist der Sieg nicht völlig unser, denn im selben Moment beginnen die Pickel, die scharfen Felskanten um uns her drohend zu brummen, es sprühen die Fingernägel der ausgestreckten Hand, das Vereinszeichen am Hut und a tempo tauchen wir in fluchtartigem Rückzuge vor dem stärkeren

Element wieder hinab in das Asyl des Kamins, die Pickel weit wegstellend von uns. Wie habe ich hier geflucht, dass uns die Krone des Erfolgs, die Erbauung des Steinmannes auf dem jungfräulichen Gipfel entrissen, resp. unmöglich gemacht werden könnte! Doch endlich wurde es ruhiger oben, und ein vorsichtiger Versuch zeigte, dass die Gefahr vorüber. Und jetzt sahen wir, nachdem ein erster Steinmann beim Einsetzen der Kreuzblume zusammengefallen war, mit Genugthuung in neuer und sturmsicherer Construction eine stattliche Pyramide auf soliderer Basis sich erheben.

Ich machte noch geschwind meine Ablesungen, nach denen ich später die Höhe auf etwa 2420 *m* bestimmte, dann begannen wir den Abstieg; unsere Aufgabe war gelöst. Möglich, dass es auch von den flachen Hängen östlich des Hochnissl einen Zugang gibt, der sogar leichter als der unsrige sein mag; eine diesbezügliche kleine Recognoscierung hatte kein Resultat, da zu energischeren Versuchen es zu spät und das Wetter zu drohend war. Beim weiteren Heruntersteigen von dem ersterwähnten Rasenfleck variierten wir mit Glück die Linie zum Niedernissl, indem wir durch die westliche Rinne ohne Schwierigkeit herabgelangten. Und mit großer Genugthuung zeichnete ich jetzt in die morgens früh aufgenommene Skizze den deutlich sich abhebenden Steinmann auf der vordersten Spitze ein.

Da von jenem Tage an ganz miserables Wetter eingetreten war, so hatten wir Muße, uns über die künftigen Operationen schlüssig zu werden. Wir gedachten, bei der nächsten Gelegenheit unser Standquartier auf ein paar Tage in die Eng zu verlegen, um von dort das Erreichbare definitiv zu absolvieren; und den Weg in die Eng wollten wir über die Huderbankspitze, die von Jägern und Treibern häufig, touristisch aber erst zweimal (meines Wissens) betreten war, von da über den Kaiserkopf und das Hochglück nehmen, um das Problem eines Südanstiegs auf den Kaiserkopf und damit der bezeichneten Traversierung zu lösen. Von den Vomper Jägern, sowie einem jungen Sennen, die sich übrigens auch für die Ersteigung der Niedernisslspitzen interessierten und uns versicherten, dass dieselben unerstiegen seien und auch als gewiss unersteiglich gegolten hätten, wurde uns Ausführlicheres über unser Vorhaben mitgetheilt, nämlich dass sie selbst bereits den Übergang von der Huderbankspitze auf den Kaiserkopf versucht hätten, aber an einem großen Gratüberhang, einer »gelben Mur«, stecken geblieben wären. Wenn wir die Überwindung dieser Stelle mit dem Seil versuchten, so glaubten sie, würde uns wahrscheinlich der Übergang gelingen. Ich selbst hatte vorm Jahr bei dem dichten Nebel vom Kaiserkopf aus dessen Südseite nicht übersehen können; sicher war also die Sache jedenfalls nicht.

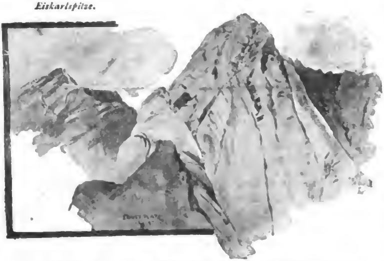
In der Höhe hatte es inzwischen arg geschneit unb bereits waren wir einmal an einem regenlosen Nachmittag ins Zwerchloch gezogen, um dort in der Jagdhütte zu nächtigen, mussten aber unverrichteter Dinge am andern Tag wieder hinauswandern. Jedenfalls war das Nachtlager so unerquicklich, dass wir verständnisinnig beschlossen, lieber das nächstemal zwei Stunden früher von Vomp aufzubrechen und den allerdings anstrengenden Weg in das Zwerchloch für die Tagespartie mit in Kauf zu nehmen.

Endlich am 12. September wurde es »Schön Wetter«. Und am 13., zufällig meinem Geburtstag, marschierten wir morgens früh um 3 U. in Vomp ab und

erreichten bei Laternenschein nach scharfem Marsch von 2 Stunden 5 Minuten die Jagdhütte im Zwerchloch; Frühstückrast, dann hinab und über den Steg des Zwerchbachs, von dem jenseits der Steig zur Katzenleiter und ins Innere des Vomperlochs zieht. Am Ausgang der finsteren Schlucht, die aus den Wänden der Huderbankspitze herabkommt, der Huderbankklamm, fassten wir das letzte Wasser und stiegen dann die, ich glaube 160 Stufen der mit Drahtseilen und Geländern wohlversehenen Katzenleiter hinauf. 300 Schritt von ihr zweigt rechts ein Jagdsteig in vielen Zickzacks ab, um auf einer durch die Huderbankklamm abgetrennten Zweigrippe erst durch lichten Wald, dann durchs Krummholz bequem und stetig in die Höhe zu führen. Auf schmalem Grat wird oben der Abschluss der Klamm überschritten und weiter die felsdurchsetzte Rippe nordwestlich verfolgt. Auf freier Ecke, an einer Signalstange (Punkt 1925 *m*), machten wir kurzen Halt, um die herrliche Rundsicht, den Blick in die Einsamkeit des Vomperlochs zu genießen und die wahrhaft erschütternd ernste und trotz des Sonnenscheins melancholische Felsnatur des echtesten Karwendels auf uns einwirken zu lassen. Näher rückten die Felswände der Huderbankspitze und erst an ihrem Fuß, in unmittelbarer Berührung der nackten Schroffen verschwanden die Spuren des Steiges zugleich mit den letzten Latschenbüschen. Durch eine breite plattige Einbuchtung begannen wir nunmehr aufwärts zu klettern, um uns darauf schräg rechts zu halten, wo wir nach Überkletterung ziemlich steiler Absätze, die zahlreiche Rasenpolster trugen, auf flachere, zum Theil mit Gras bewachsene Stellen hinaustraten. Hier fielen jedoch die senkrechten Abbrüche des Gipfels so unvermittelt ab, dass wir uns genöthigt sahen, wieder links zu gehen; eine plattige Abdachung wurde überquert, dann durch einen glatten Riss aufgeklettert, über welchem ein kurzes Stück sehr plattiger Schroffen für die genagelte Sohle ziemliche Schwierigkeit bot. Durch einen kleinen Sattel tretend, bogen wir nach rechts in eine flache Schuttrinne ein, die gerade hier über eine 40 *m* hohe Steilwand abbrechend, abgesehen von dem Vorsicht erheischenden Einstieg, rasch und unschwierig in die Höhe führte. Auf luftigem Grat, durch steile Kamine der Gipfelfelsen erreichten wir dann bald den breiten, trümmerbedeckten Scheitel der Huderbankspitze, auf welchem sich Reste eines Signals vorfanden; von den 6 Stunden 10 Minuten, die wir von Vomp aus unterwegs waren, entfielen auf die Marschzeit 5 Stunden 20 Minuten (vom Zwerchbach aus 3 Stunden 15 Minuten) und auf die eigentliche Kletterei circa ³/₄ Stunden.

Es war 9 U. 20, und wir stärkten uns während einer ausgiebigen Rast für die kommenden Strapazen. Eine weite vielfach zerrissene Gratstrecke trennt uns von dem Plattenaufbau des thurmartigen Kaiserkopfs; gesetzt, wir gelangen auch an seinen Fuß, wie wird's uns in der grauen Wand ergehen, in der auch das Fernglas nicht die Spur einer Stufe erkennen lässt?

Um ³/₄11 Uhr verließen wir die Huderbankspitze 2316 *m*, nachdem wir die Eisen angelegt hatten und hielten uns vorerst, da wir noch nicht die geringste Idee über die Tiefe der tiefsten Grateinsattelung hatten, möglichst auf dem Grat selber, meist in dessen außerordentlich brüchige Westflanke gedrängt und oft über unangenehme Platten traversierend. In mühsamer Arbeit brachten wir nach und nach eine ganze Anzahl kleinerer Scharten und Gratabbrüche hinter



Der Kaiserkopf 2535 m (von der Huderbankspitze aus gesehen)

uns, verschiedene nicht ganz saubere Stellen waren passiert, und abermals kletterten wir, um in dem sehr eingeengten gangbaren Terrain nicht allzusehr nach abwärts ausweichen zu müssen, zum Grat empor, zuletzt über eine kurze Traversierstelle, die, glatt und fast grifflos, schon sehr jenseits der Grenze der Gemüthlichkeit lag, uns langsam und mit äußerster Vorsicht Zoll für Zoll hinüberschiebend. Und jetzt sahen wir über einen mächtigen Absturz hinab in die breite Einsattelung der tiefsten Scharte, zu der aus der Tiefe des Ödkarls breite, plattendurchsetzte Reißen hinanreichten. Und jetzt sehen wir auch ein, dass wir wohl besser von vornherein in größerer Tiefe geblieben wären, wo ausreichend mit Grün bewachsene Plätze uns einen wahrscheinlich weniger schwierigen und zeitraubenden Durchgang gewährt hätten. So blieb uns nichts anderes übrig, als fast durchweg sehr schwierig auf der Kante einer Plattenrippe herabzuklettern, von der wir uns erst tief unter dem Niveau der Scharte den Abstieg über die jähen Mauerabbrüche auf die Reißen erzwingen konnten. Ein fast senkrechter, glatter Absatz scheint uns im letzten Moment noch den Weg abzuschneiden, noch ca. 8 *m*, die Eisen versagen, doch ein vorspringender Zacken ermuntert, vom Abseilen Gebrauch zu machen; ich rufe zu Kranzfelder hinauf um das Seil, das er im Rucksack trägt, beim Herausnehmen entwischt es aber seiner Hand und rollt an mir vorüber hinab auf die Reißen, immer weiter, bis es hinter einem Absatz verschwindet. Jetzt heißt's: Eisen und Schuhe ausziehen! und unter Fluchen und Schimpfen auf das heimtückische Seil, an heikler Stelle, auf einem Fuß stehend und mit der einen Hand mich haltend, nehme ich mit bezw. an den anderen Extremitäten die zeitraubende Operation vor, bis glücklich die Kletterschuhe angelegt sind und die andere Fußbekleidung in dem an einem Zacken aufgehängten Bergsack verwahrt ist. Dann gieng es vollends herab, und Kranzfelder, der in fast ebenso unbequemer Situation hantiert hatte, folgte, soviel ich noch hörte, unter Abhaltung nicht sehr erbaulicher Selbstgespräche nach. Freilich unnöthigen Ärger, kostbare Zeit genug hatte der Zwischenfall uns gekostet.

Unten wurden Schuhe und Eisen wieder angelegt, das Seil glücklich eingefangen, die Reißen überquert und jenseits durch einen glatten Kamin wieder zur Höhe emporgeklettert. Wir befanden uns jetzt auf einem von der Huderbankspitze aus gut kenntlichen Rasenfleck, der bis zum Grat reichte; der größere Theil der horizontalen Entfernung lag hinter uns, aber Stunden waren bereits seit unserem Aufbruch verflossen. Aber zu unserer Überraschung bot fortan

die Begehung des Grates über dessen vielfache Zackenerhebungen so wenig Hindernisse, dass wir den Wänden des Kaiserkopfs rasch näher kamen. Der Charakter der Gratstructur hatte sich total verändert, und während jetzt gegen das Ödkarl zu überhängende Mauern mit gewaltigem Abbruch in bedeutende Tiefe niedersetzten, hatte die Ostflanke über den Abgründen der Schneepfanne ein — für den äußersten Fall — gangbares Aussehen gewonnen.

Wieder traten wir auf eine freie Gratecke hinaus, als jäh vor uns die Schneide durchgerissen war und ein großer Überhang auf eine messerscharfe Scharte sich absenkte. Bereits hatten wir in der Wand des Kaiserkopfs etwas rechts unter dem Ansatz unseres Grates einen von gelben Wänden eingefassten Kamin wahrgenommen, der uns über die unteren Plattenstürze hinaufzuführen versprach, und beschlossen, durch ihn den Aufstieg zu versuchen. Wir sahen deshalb von einem Abseilen über den Überhang, was an solchen Stellen mit Rücksicht auf eine eventuell nöthige Umkehr immer sehr problematisch ist, ab, und giengen etwas zurück, um nun gegen die Schneepfanne abzusteigen und in den Ostwänden eine Traversierung bis zum Eingang des Kamins zu versuchen. Erst durch einen steilen Riss, dann über mit Graspäckchen besetzte Platten, hierauf einen exponierten Steilabsatz behutsam hinabkletternd, gelangten wir schwierig auf eine flachere mit etwas Geröll bedeckte Stelle und sahen uns durch einen anscheinend völlig haltlosen Plattenschuss von dem weiterführenden gangbaren Geschröff getrennt. Hier legten wir das Seil an, und durch Kranzfelder, der freilich keinen sehr guten Stand hatte, gesichert, überkletterte ich diese schwierigste Stelle unseres ganzen Überganges glücklich, worauf mein Genosse ebenfalls wohlbehalten bei mir landete. Offen gestanden, an dieser Stelle wäre mir das Alleingehen weniger willkommen gewesen, oder ich hätte abermals die Kletterschuhe anlegen müssen. Dann aber kraxelten wir lustig durch die steilen Schroffen, noch einmal ein schwieriges Wandl übersteigend, schräg abwärts und endlich in unmittelbarer Berührung mit den gelbbrüchigen Wänden des Kaiserkopfs, in furchtbar wilder Felsumgebung, durch einen sehr steilen und anstrengenden Kamin wieder hinauf, bis wir — Hurrah! — am Eingang der ersehnten Rinne standen. Denn es war factisch eine breite Rinne mit plattenblanker Sohle, tief zwischen gelbliche Mauern eingesägt, und nachdem wir wieder die hier unerlässliche Anlegung der Kletterschuhe besorgt, krabbelten wir auf allen Vieren, wie die Affen, über die gänzlich stufenlose Bodenausfüllung der Rinne sehr steil, aber sicher und rasch zur Höhe. Lang, sehr lang war die Rinne; dann verbreiterte sie sich und neben der rollenden Schuttausfüllung, stets über die Platten, kletterten wir rastlos empor, am schwarzen Schlund eines überhängenden Kaminabsatzes vorbei, stets die Rinne verfolgend; jetzt nahen wir dem Grat und stehen in einer schmalen Scharte, von der nordwärts das Auge den riesigen Wänden entlang schweifend an der luftigen Säule des Hochglücks hängen bleibt — — —, links hebt sich in mannshohen Blockstufen der freie Grat zum Gipfel, jetzt noch mit Ungeduld über die dachjähe, zimmerhohe Platte emporstürmend, über die ich einst hinabgesehen, und nun endlich nach fünfstündiger Arbeit ist der Sieg unser! 3 U. 50.

Es war die dritte Ersteigung des Kaiserkopfs, dessen Höhe ich durch eine Anzahl von Aneroïdmessungen im Vergleich zur Huderbankspitze, 2316 *m*,

und Hochglück, 2617 *m*, auf 2539 *m* bestimmte, da mir schon ein Jahr zuvor die Höhencôte 2513 als gegen das Hochglück zu niedrig vorkam. Ich möchte aber dadurch in keiner Weise Anspruch darauf machen, dass am Ende meinen Fahrten auch der Charakter der Wissenschaftlichkeit zukäme!

Nur $^3/_4$ Stunden hatten wir zur Erklimmung des eigentlichen Gipfelkegels gebraucht, der übrigens, wie von oben ersichtlich, wahrscheinlich auch über die Südwestseite, vielleicht sogar direct vom Ödkarl aus, durch Schutt- und Plattenrinnen erreichbar ist. Doch waren wir nun über 12 Stunden unterwegs und erst nach mehr als $^3/_4$ stündiger Rast brachen wir von dem in hartem Kampf bezwungenen Gipfel auf, um von jetzt ab unsere Fahrt auf bekanntem Wege zu vollenden, dessen Einzelheiten ich bereits früher geschildert. Ganz besonderes Vergnügen machte mir es diesmal, Kranzfelder über die schwierige Stelle kurz unter der Spitze herunterklettern zu sehen und zu controlieren, wie sich die Wirklichkeit zu dem Bilde verhielte, das ich inzwischen unter dem Titel »Kletterer in den Kalkalpen« nach Maßgabe dieses Kaiserkopf-Motives gemalt. Und so wie's zur selben Zeit im Glaspalast zum Missfallen von Ungläubigen gemalt hieng, so spielte sich an Ort und Stelle der Vorgang in der rauhen Wirklichkeit ab.

Um 5 U. 45 war der Gipfel des Hochglücks erreicht, wo ich im Steinmann meine vorm Jahre deponierte Karte auffand und in das Touristenbuch steckte, dann, nach fünf Minuten langem Aufenthalt, begann der Abstieg im dichten Nebel, der uns vor kurzer Zeit zu umhüllen angefangen hatte. Nach einer Stunde, unter fatalem Fehlgehen an der früher erwähnten Stelle, hatten wir unter beschleunigtem Klettern mit Einbruch der Dunkelheit die Hochglückscharte erreicht, machten einen erfolglosen Versuch, durch die tiefe Neuschneebedeckung der Nordseite ins Kar herabzusteigen, worauf wir wieder hinaufmussten in die Scharte und jetzt, schon von völliger Dunkelheit umfangen, um den Thurm herum in die Eiskarlscharte hinüberkletterten. Wie sehr kam mir hier meine genaue Orientierung zustatten! Und wie erst beim weiteren Abstieg in Nacht und Nebel durchs Hochglückkar, durch das wir im tiefen Schnee in kerzengerader Linie herabstiegen, bis an der unteren Grenze der Hügelzone, am Beginn der zahlreichen Wandstufen die Irrfahrten begannen, deren Schilderung ich mir lieber erspare. Und dass es mir gelungen ist, wenngleich unter ungeheuren Mühseligkeiten, trotz Dunkelheit und Nebel, den richtigen Ausgang aus dem Kar nicht durch Zufall, sondern durch systematisches Vordringen auf Grund meiner Ortskenntnis zu finden, und dann am Kirchl vorbei, das in der undurchdringlichen Finsternis erst wie eine Stecknadel gesucht werden musste, in unabänderlich sicherer Weglinie, ohne auf Fußbreite vom Pfad abzuweichen, herunterzusteigen auf den sicheren Thalboden: darauf bin ich stolzer, als auf das Gelingen mancher schwierigen Gipfel-Ersteigung. Nachts um $^3/_4$1 U., nach fast 23stündigem Marsch, klopften wir an die Thür der Brantweinhütte in der Eng, und der brave Mair, den wir aus seinem sanften Schlummer aufgescheucht, glaubte Gespenster zu sehen, als er meine ihm wohlbekannte Persönlichkeit mit dem Gefährten zusammen vor der Schwelle stehen sah. — — —

Neuschnee ringsum, Neuschnee bis tief herab in den Riesenwänden zeigte uns der folgende Tag. Aussichtslos! Hatte uns doch schon der vergeblich ver-

suchte Abstieg durch die östliche Hochglückscharte wahrscheinlich gemacht, dass es mit den Problemen von der Eng aus für heuer wohl zu Ende sei. Noch war von mir unbetreten die Spritzkar- und Plattenspitze, abgesehen vom höchsten Gipfel der Schafkarspitze und der Mitterkarlspitze. Auf die Spritzkarspitze sollte ein directer Anstieg von der Eng aus gefunden werden,[1]) sei es vom unteren Hochglückkar aus durch die jungfräulichen Eiskarln[2]) oder durch die mehr als 1200 *m* hohe Steilwand des dem Hohljoch zugewandten Westabsturzes, Aufgaben würdig kletterdurstiger Felsenmänner und im Falle des Gelingens von hoher touristischer Bedeutung. Denn vorläufig ist ein directer Weg von der Eng auf ihren gewaltigsten Gipfel, der mächtigen Spritzkarspitze, nicht bekannt. Auch wäre der Versuch eines Überganges von der Eiskarlspitze[3]) nicht zu verachten. Und dann die Überschreitung der Schafkarscharte, die zwar schon von dem Jäger Hans Rinner in Vomperbach überstiegen sein soll (was übrigens von den Vomper Jägern als nicht absolut sicher bezeichnet wird), thatsächlich aber touristisch nur von Süden her betreten worden ist. Und endlich ein Nordanstieg auf die Schafkarspitze, vom Westsattel der Lamsen her durch den Einbruch zwischen Lamsen- und Schafkarspitze; auch dieses Problem harrte noch seiner Lösung.

Aber es war für dieses Jahr nichts mehr zu hoffen; unter Malen, Zeichnen, Edelweißklauben wurde der 15. September auf den Höhen des Hohljochs, des Gamsjoches und des Laliderer Hochjoches verbummelt und am 16. eine Fahrt auf alle drei Falken mit nächtlichem Abstieg durchs Falkenkar, unter Strapazen, welche die von der letzten Hochglücktour noch weit übertrafen, ausgeführt. Nächtlicherweile im Falkenkar, als wir rathlos zwischen Latschen und Wandabstürzen am Entrinnen fast verzweifelten, hab' ich geschworen, dass dies meine letzte Hochtour für dieses Jahr sein sollte. Punkt 1 U. nachts hatten wir die Straße im Rissthal an den Garberlhütten erreicht und nach 3 U. in der Früh waren wir in die Eng zurückgekehrt. Und zwei Pickel trug ich tags darauf über die Lamsen: meinen eigenen, vor mehr als zwei Jahren bei meiner ersten gleichfalls höchst abenteuerlichen Tour auf den Risser Falken ausgerissenen Begleiter, ein langstieliges Instrument, das ich auf den Zinnen der Grödener Dolomiten eingeweiht, hatte ich wiedergefunden, und friedlich steht er jetzt in meinem Zimmer neben seinem verwaisten Vetter, dem Findling vom Todtenkirchl.

Beide erinnern mich an tolle Fahrten.

* * *

Auch in den Bergen, deren geweihte Natur doch dazu angethan sein sollte, das sittliche Bewusstsein der Menschheit zu wecken, werden Meineide geschworen. Ich habe schon mehrere dieser Sorte auf dem Gewissen. — —

Als wir nach Vomp zurückgekehrt waren, packte Kranzfelder zusammen, um mich zu meinem Bedauern allein zu lassen. Der weitere Aufenthalt hatte

[1]) Derselbe wurde am 30. Juni 1895 von mir in Gesellschaft des Herrn A. v. Krafft in eineinhalb Stunden Gehzeit ausgeführt.

[2]) Vgl. die frühere Notiz.

[3]) Der Übergang von der Spritzkar- zur Eiskarlspitze wurde gleichfalls am 30. Juni 1895 ausgeführt, eine Stunde. (Schwierig.)

freilich unter diesen Verhältnissen, zumal das Wetter wieder ganz schlecht geworden, keinen Wert mehr für ihn.

Fast vier Wochen lang lebte ich meiner Arbeit, Pickel und Eisen ruhten. Nur einmal machte ich, um ein Paar nöthige Skizzen der Vomperkette von Süden zu kriegen, mit einem Schwazer Herrn einen Sonntagnachmittags-Ausflug auf die Ganalp, der sich dann freilich bis ins innerste Vomperloch, bis zur Au ausdehnte und auf der anderen Thalseite über die Katzenleiter retourführte; ca. 7 Stunden Marsch für eine auf mehr als 9 Stunden berechnete Strecke, mehr kann man von einem Sonntagnachmittags-Spaziergang nicht verlangen.

Tags darauf aber kam abermals ein lieber Bekannter, Herr A. v. Krafft aus München, der in der Vomperkette zu geologisieren gedachte. Aber die Witterung war zum Verzweifeln, tiefer und tiefer rückte die Schneegrenze herab ins herbstliche Innthal, tiefer und tiefer sank unser alpiner Humor.

Aber einen Tag haben wir noch erwischt, der uns hoch über die Nebel des Thales hinaufführte, zum letztenmal auf die winterlichen Zinnen der Vomper Berge. Und der Eid, den ich vor Monatsfrist im Falkenkar geschworen, wurde zum Meineid. Verzeiht mir ihn, ihr herrlichen Berge!

Am 13. October frühmorgens um halb 4 U. marschierten wir mit der Laterne den, ach, so wohlbekannten Weg hinauf: Vomperberg, Vomperloch, Jagdhaus im Zwerchloch. Dort begann es zu tagen und thalein, dem Lauf des Zwerchbachs entgegen, setzten wir unseren Weg fort bis an die Theilungsstelle des Pfades; den Lamskarsteig rechts lassend, wandten wir uns links, dem Schafkar entgegen.

Mit einem Alpinisten wie Herrn A. v. Krafft zusammen darf man eigentlich nur Touren von einer nicht näher zu bezeichnenden Qualität machen; was wir wollten, ist demnach leicht zu errathen: Schafkarspitze aus dem Schafkar über die Südwand, was H. v. Barth als seine schwierigste Gipfeltour bezeichnete.

Über niedrige Wandstufen führt die mehrfach mit Drahtseilen versicherte »Schafkarstiege« in zahlreichen Windungen steil empor. An einer plattigen Rinne, durch die, dem Schafkarbründl entspringend, ein vortreffliches Wasser — das letzte — herabkommt, machten wir Frühstücksrast; dann setzten wir zur Rechten der Rinne auf schwachen Pfadspuren, steil durch schroffendurchsetztes Krummholz unsern Weg fort. Es war bitter kalt und der Boden fest gefroren, Rasen und Buschwerk hell überreift, und in raschem Steigen erreichten wir die sonndurchwärmte Mulde des Schafkars, wo Herr v. Krafft eifrig Petrefacten aushämmerte. Im obersten Kar war es schon völlig Winter, tiefer, glitzernder Schnee deckte die Trümmerhalden, die Bänder und Schroffen der abschreckenden Wände, die uns von drei Seiten umgaben. Auf einem überschneiten Damm des höchsten Kessels stehend, hatten wir die Riesenabstürze der Schafkarspitz-Südwand gerade gegenüber, links zog sich die niedrigere, aber senkrecht abgeschnittene Wand zu der zersägten Schafkarscharte, östlich derselben sich nochmals zu selbständiger Gipfelhöhe aufschwingend. Dieser unbeachtete Gipfel, dessen auch Barth erwähnt und dessen Selbständigkeit auf dem Hauptkamm außer Zweifel steht, ist unbenannt und unbetreten.[1]) Damals war unsere Zeit zu

[1]) Derselbe wurde am 1. Juli 1895 von Herrn v. Krafft und mir von der Eng aus durch die Nordwand erklommen. Wir tauften diesen sehr schwierigen Gipfel »Barthspitze«.

kurz, um einen Angriff auf ihn zu unternehmen und dadurch die Ausführung unseres eigentlichen Programmes in Frage zu stellen; seine Ersteigung dürfte entweder von der Schafkarscharte direct, oder über die schroffige Nordwand ausweichend, oder aber von den höchsten Reißen des Schafkars östlich der Scharte über ein schräg westlich aufwärtsziehendes Band zu bewerkstelligen sein.

Anscheinend glatt und blank, in einer Flucht vom Kar bis zum westlich lothrecht abgehackten Scheitel, stieg vor uns die Südwand der Schafkarspitze an.

Östlich zeigte sich, über gewaltigen senkrecht gegliederten Steilmauern, die überschneite Terrasse an der Mitterspitze: In der Mitte ein mächtiger Einbruch, nach unten in ein breites, terrassenartiges und schneebedecktes Band ausgehend, dessen Erreichung über niedrige Schroffenstufen fraglos war, das jedoch nach oben von der Terrasse durch eine niedrige, aber äußerst abschreckende Wand mit senkrechten Kaminen abgeschlossen erschien. Hier dürfte wohl die Anstiegslinie von Barth und Zott zu suchen sein. Ich lenkte jedoch unsere Aufmerksamkeit links auf die große Steilwand gerade da, wo sie am höchsten erscheint; denn allerhand Anzeichen, kleine Farbnuancen, Spuren von Grün hatten in mir den Gedanken an eine Durchkletterung dieser Wand erweckt. Hatte auch Herr v. Krafft geringe Zuversicht zu diesem Unternehmen, mir stand das Gelingen derselben, die Begehbarkeit dieser Riesenwand so sehr außer Zweifel, dass ich gleich in die inzwischen aufgenommene Skizze unsere ganze thatsächlich durchgeführte Anstiegslinie hätte zum voraus eintragen können.



Südabsturz der Schafkarspitze 2507 m.

Zuerst galt es, die kleine Terrasse zu erklimmen. In 10 Minuten hatten wir, im Zickzack die jähe Schneehalde ersteigend, den Einstieg erreicht, kletterten vom Schnee weg durch einen steilen Riss, dann über unschwierige Schroffen empor und gelangten rasch auf das schneebedeckte Band, das wir nach links verfolgten. Nochmals bot uns der höchste Punkt desselben Gelegenheit, die Wand zur Terrasse an der Mitterspitze zu recognoscieren, von der wir durch den Einbruch getrennt waren, und deutlich erkannten wir an ihr eine zweifellos gangbare Stelle, so dass Herr v. Krafft gar zu gerne versucht hätte, in die Schlucht hinab- und drüben hinaufzuklettern. In der That musste die Structur dieser durchspaltenen Wände einem Dolomitenkletterer sehr verführerisch erscheinen. Aber ich war eigensinnig und Krafft gab nach.

Gemsfährten führten vom westlichen Ende der Terrasse horizontal weiter; wir wandten uns jedoch gerade aufwärts, stets über sehr steiles Gestein, durchkletterten einen nicht ganz leichten Kamin und stiegen, als wir oberhalb ganz gangbares und theilweise begrüntes Geschröff gefunden hatten, dasselbe, welches ich schon vom Kar aus erkannt, verfolgend, rechts aufwärts. Ein großer, vom Gipfel herabziehender Kamin, an dessen unterem Ausgang wir vorbeikamen, bietet vielleicht

auch die Möglichkeit des Aufstiegs; doch entschieden wir uns lieber für Beibehaltung der vom Kar aus festgesetzten Linie, die uns ja bis jetzt überraschend geringe Schwierigkeiten geboten. Und thatsächlich fand sich eine solche, wenigstens für mich, da ich ohne die Eisen gieng, nur an einer kurzen, aber sehr exponierten Traversierstelle über ein steil aufstrebendes, stufenloses Plattenband, das ich jedoch dank der guten und zuverlässigen Griffe in der linkseitigen Wand mit Sicherheit überklettern konnte. Dann verminderte sich die Schroffheit der immer mehr mit Gras durchsetzten Felsen rasch, dicker Schnee überlagerte die schräge Fläche, auf der wir den Grat erreichten; und über diesen westlich ansteigend gewannen wir, durch den tiefen Schnee watend, in ein paar Minuten den Gipfelscheitel. Es hatte die im ganzen nirgends besonders schwierige Kletterei vom Kar aus 1 Stunde 10 Minuten erfordert; die Durchsteigung der gewaltigen Wand aber war sehr interessant, die Felsen waren — zumal im Karwendel — von seltener Zuverlässigeit und erinnerten ganz an die des Laliderer Falken oder des Todtenkirchl. Darum mag jedem Besucher der Schafkarspitze dieser Weg, der sich ohne die hinderlichen Schneeverhältnisse leicht auf eine Stunde Kletterzeit reducieren ließe, empfohlen sein.

Vom Gipfel, nach dessen Steinmann wir in dem tiefen Schnee vergeblich sondierten, zieht sich westlich eine breite Rinne auf den flachen Kammscheitel; vielleicht besteht hier eine Verbindung mit jenem »unerstiegenen Gipfel östlich der Schafkarscharte«. Nach einstündiger Rast verließen wir dann den Gipfel, um über Mitter- und Lamsenspitze ins Lamskar abzusteigen. Anfangs über den Grat herunterkletternd bogen wir bei einer Scharte nahe der Abzweigungsstelle unseres Aufstiegs rechts ab, um über eine brüchige und plattige Wand, in der sich die nunmehr angelegten Eisen als sehr nützlich erwiesen, bis in die große, bei meiner früheren Schilderung erwähnte Kluft herabzuklettern. Von da gieng's auf dem bereits beschriebenen Weg über die Felsenbrücke und in mühsamer Schneewaterei über die Mitterspitze auf die Lamsenspitze, die wir nach $1\frac{1}{4}$ Stunden erreichten. In dem mühevoll ausgegrabenen Steinmann wurde dann hier das »wichtige Resultat« dieser Herbstfahrt documentarisch niedergelegt und hierauf auf dem Barth'schen Weg durch die von prächtigen Eiszapfen erfüllte Höhle und zuletzt durch den Kamin mit Sack und Pack heruntergestiegen; dass der Parallelkamin seitdem in die Würde eines Krafft'schen Kamins eingetreten ist, davon war schon zu Anfang die Rede. Am Lamskarbründl löschten wir unsern Durst, dann rasten wir in tollem Rennen hinab ins Zwerchloch und im hellen Schein des Vollmonds marschierten wir, als Beschluss der strapaziösen Tour, hinaus nach Vomp.

Mit der Lamsenspitze habe ich meine Fahrten in den Vomper Bergen begonnen, mit ihr hab' ich die stattliche Reihe von Touren und Gipfel-Ersteigungen beschlossen. Von ihr stammt meine erste Aquarellstudie aus dem Gebiet der Vomperkette, von ihr die letzte Bleistiftskizze. Es ist ein classischer Berg unter den Zinnen der nördlichen Kalkalpen, von dem man sagen kann, er habe seine Geschichte. Drum hab' ich der Lamsenspitze besonderes Interesse geschenkt, ihr galt der letzte Gruß unter den Häuptern des Vomperkammes. Und auf ihr hab' ich zum Schluss meine geliebte Pfeife verloren; ob auf Nimmerwiedersehen?

* * *

Ich bin zu Ende. Man sagt, vielleicht nicht mit Unrecht, das Karwendel sei öde. Ja, öde ist es, aber gewaltig, titanenhaft. Nichts von der gleißenden Pracht vergletscherter Schneegipfel, nichts von dem südlichen Farbenzauber der Dolomiten. Aber mit beiden rivalisiert es und vor allem die Vomperkette, an Großartigkeit, an niederschmetternder Wucht der Formen. Wolkendurchbrauste Luft aber gehört ins Karwendel, drohende Gewitter, deren Schatten die grauen Felsenwälle mit blauen Tinten übergießen, blutrot hervorbrechender Schein der Abendsonne, der seine flammenden Strahlen auf die düsteren Riesenmauern wirft.

Es ist eine Stätte unendlich melancholischen Empfindens, wehmüthiger Stimmung, erzeugt durch das letzte Ausklingen der Lebenstöne im rastlos verwitternden Fels. Nicht für jeden ist die ernste Hochgebirgsnatur des Karwendels geschaffen. Wenige verstehen sie, suchen sie zu verstehen. Und wer sie recht empfinden, recht genießen will, der muss erst lernen, sie recht zu verstehen.

Die Granatspitzgruppe in den Hohen Tauern.

Von

M. v. Prielmayer.

Als Bindeglied zwischen der Venediger- und Glocknergruppe, von jener durch das Velber- und Matreier- Tauernthal, von dieser durch das Stubach- und Dorfer- bezw. Kalserthal getrennt, keiner der beiden mit mehr Recht zuzutheilen als der anderen, erscheint die Landeck-(Granatkogel)Gruppe (O.A.W.III. 163). Ihr gehört ein Stück des Tauern-Hauptkammes von 12 *km* Länge an, von der Senkung des Velber Tauern bis zum Einschnitte des Kalser Tauern. Diese Gruppe ist selbst wieder in zwei Theile zerlegt durch die Landeck- oder Weite Scharte, welche die nördlich gelegene Dorfer Öd mit dem südlich hinabziehenden Landeckthal verbindet.

Der westliche Theil, welchem 7½ *km* des Tauern-Hauptkammes angehören, umfasst die Gipfel, welche den Hintergrund der Amerthaler Öd umsäumen: Graukopf (Hochgasse der O.A.) 2918 *m*, den Ausgangspunkt des Velber Mitterkamms, Tabererkogel (Riegelkopf der Sp.-K.) 2921 *m* und den (Großen) Landeckkopf 2910 *m*, welcher den Stubach-Velberkamm gegen Norden entsendet. Gegen Süden zweigt ein einziger kurzer Seitenast und zwar zwischen Tabererkogel und Landeckkopf ab; er scheidet das hochgehobene obere Landeckthal von dem tiefeingeschnittenen Matreier Tauernthal und trägt den Sellenkopf 2854 *m* und Glockenkogel 2830 *m*.

Der östliche Theil, welchem 4½ *km* des Tauern-Hauptkammes mit Sonnblick und Granatspitze zugehören, entsendet gegen Norden den kurzen Stubacher Mitterkamm zwischen dem Hauptaste des Stubachthals und der Dorfer Öd, gegen Süden hingegen den bedeutenden, in einzelnen Gipfeln selbst die höchsten Punkte des Hauptkammes überragenden Seitenast, welcher das Matreier Tauern- und Iselthal vom Dorfer- und Kalserthal trennt. Dieser östliche Theil der Landeckgruppe, die Granatspitzgruppe im engeren Sinne soll im folgenden näher besprochen werden.

Das Centrum dieser Gruppe, welche bei einer Basis von 30 *km* Länge (von Süden nach Norden) und bis zu 12 *km* Breite ein Areal von rund 180 km^2 bedeckt, bilden die beiden Gipfel des Tauern-Hauptkammes, der Sonnblick (wohl auch Stubacher Sonnblick genannt) 3087 *m* und die Granatspitze (Granatkogel) 3085 *m trig.* Nahezu in der Mitte zwischen diesen beiden, gegen 900 *m* voneinander

entfernten Gipfeln sinkt der von NNO. nach SSO. ziehende, begletscherte Hauptkamm zur weiten Granatscharte 2967 *m* ein.

Vom Sonnblick gegen Westen senkt sich der Tauern-Hauptgrat als zackiger Grat, zu welchem von Süden und Norden die Gletscher emporstreben, über den Felskopf des Rabenstein 2898 *m* und einen unbenannten Felsrücken 2838 *m* zur vereisten Landeckscharte 2707 *m* (von Dr. Demelius Ödscharte genannt Z. IV. 54), während aus dem Nordabsturze des Sonnblick ein in Steilstufen fallender Grat sich entwickelt, dem Anschlusse des Stubacher Mitterkammes entgegenkommend.

Von der Granatspitze aber schwenkt der Tauernhauptkamm gegen OSO. ab und sinkt, theilweise übergletschert und in seinem unteren Theile zwischen dem Becken des Weißsees und dem obersten Grunde des Dorferthals schroffe Felsköpfe tragend, zum Kalser Tauern 2512 *m* nieder. Der oberste dieser Felsköpfe 2817 *m* ist unbenannt, der mittlere führt auf den Karten den Namen Rothkopf 2657 *m*, der unterste, zunächst dem Passe stehende heißt Tauernkopf 2672 *m*. (Ob es nicht besser wäre, die drei zusammen die Tauernköpfe zu nennen, wie dies früher gebräuchlich war, mag dahingestellt bleiben.) Der letztgenannte ist durch eine tiefe Scharte von dem vorhergehenden getrennt. Außer dem Hauptkamm zweigt von der Granatspitze noch der große Seitenkamm ab, welcher das Landeck- und Matreier- Tauernthal von dem Dorfer- und Kalserthal trennt, und zwar setzt dieser Kamm zunächst die Richtung des Hauptkammes zwischen Sonnblick und Granatspitze südlich der letzteren fort.

Um diese beiden Gipfel drängt sich auch das Haupt-Gletscherrevier der Gruppe; vier Gletscher bedecken die Flanken derselben. Das Landeckkees, am Nordgehänge des Hauptkammes vom Landeckkopf bis zum Sonnblick, fällt steil zum obersten Grunde der Dorfer Öd ab; der Name »Landeckkees« könnte den Glauben erwecken, dass dieser Gletscher sich im Landeckthale befände, die Bezeichnung ist also eigentlich unrichtig, wie es überhaupt in dieser ganzen Gruppe mit den Namen noch ziemlich schlimm aussieht. Der an der Südseite der Landeckscharte, also thatsächlich im Landeckthale gelegene kleine Keesfleck hat aber überhaupt keinen Namen, somit ist ein Irrthum nicht möglich und die unrichtige Bezeichnung daher nicht weiter bedenklich.

Den westlichen Abfall des Hauptkammes vom Sonnblick bis zur Granatspitze und über diese hinaus noch den Westabhang des nach Süden ziehenden Seitenkammes bedeckt das Granatkees, die ganze östliche Hälfte der obersten Stufe des Landeckthales überflutend und über riesigen, felsdurchbrochenen Schuttwällen endend; im Norden ist es begrenzt von dem Theile des Hauptkammes zwischen Sonnblick und Rabenstein, im Süden von einem Seitengrate des südlichen Seitenkammes. Der auf der Karte befindliche Name Prägratkees ist nicht ortsüblich, auch keineswegs besser begründet als die Benennung nach der den Gletscher beherrschenden Granatspitze.

Diesem gegenüber, jenseits des übergletscherten Hauptkammes, am Ostabhange desselben von der Granatspitze bis zum Sonnblick und des Anfanges des Stubacher Mitterkammes, liegt das Sonnblickkees, das schönste und größte der ganzen Gruppe (etwa 3 km^2). Überragt von Granatspitze, Sonnblick und Hoch-Filleck wogt es hinab gegen das Becken des Weißsees, dort über hoher, schwarzer Steilwand abbrechend, die niedersetzt zur klaren, kühlen Flut. Eine

tiefe Mulde zieht von der Senkung des Nordgrates zwischen Sonnblick und Hoch-Filleck durch den ganzen Gletscher hinab zu der tiefen Einbuchtung, welche vom See in südwestlicher Richtung in die denselben umgebende Felsterrasse einschneidet. Hier trennt ein hoher, steiler, felsdurchsetzter Moränenwall den hochgelegenen Gletscher von einem östlichen Anhängsel desselben, welches auf niedrigerer Stufe nördlich vom Roth- und Tauernkopf liegt. Die vorerwähnte Einbuchtung führt dem See hauptsächlich die Schmelzwasser des Gletschers zu, die in Stürzen ihre Bahn durch den steilen Moränenschutt suchen.

In jenem hochgelegenen Winkel endlich, welcher von dem Hauptkamm zwischen Granatspitze und Tauernkopf und dem von ersterer südlich fortlaufenden Seitenkamm gebildet wird, lagert das Kalser Tauernkees, über beide Grate an eingesenkten Stellen mit dem Granatkees und Sonnblickkees zusammenhängend. Eingeengt durch die Wände des Hauptkammes und das gewaltige Felsgerüst des Kalser Bärenkopfs, des nächsten Gipfels im südlichen Seitenkamm, stürzt es mit zweigetheilter Zunge rasch zum obersten Trümmerkessel des Dorferthals nieder.

In unmittelbarem Zusammenhang mit den Gletschern der centralen Gruppe steht noch das Gletscherplateau des Hoch-Filleck, welches bereits dem Stubacher Mitterkamm angehört. Der aus dem Absturze des Sonnblickgipfels gegen Norden vorspringende, steil abfallende Felsgrat verschwindet bald unter dem über ihm zusammenschlagenden Firn des Landeck- und Sonnblickkeeses; als flachgewölbter Eiskamm wendet er sich im Bogen gegen Osten, fortwährend sinkend bis zu 2810 *m* (ungefähr 550 *m* vom Sonnblick entfernt). Dieser Einschnitt ist der Anschlusspunkt für den Stubacher Mitterkamm, welcher zunächst gegen Norden ansteigt zum südlichsten und höchsten Felsgipfel des Hoch-Filleck 2957 *m*, während gleichzeitig das Eisfeld zu beiden Seiten des Grates sich zum Firnplateau des Hoch-Filleck aufschwingt, dessen Eisdecke von drei Felshäuptern durchbrochen wird, welche den Verlauf des Grates unter der Gletscherfläche anzeigen; der mittlere derselben ist mit 2947 *m*, der nördliche mit 2930 *m* gemessen. Von dem mittleren dieser Felsköpfe zieht ein zunächst übergletscherter Felskamm nach Westen, biegt bald als scharfer Grat nach Norden um und umfängt so, schließlich gleichlaufend mit dem Hauptgrate, das Rabenkees, welches in einer breiten, gegen Norden offenen Mulde unter dem mittleren und nördlichen Gipfel des Hoch-Filleck hoch über der Dorfer Öd eingebettet liegt. Dieser Nebengrat trägt den mächtig gegen das ebengenannte Thal vorspringenden, steilwandigen Rabenkopf 2851 *m* und das Kitzkarköpfl 2580 *m*; um das letztere schwenkt die Ausgangsschlucht des unter dem Rabenkees gelegenen Kitzkars herum gegen Westen hinab zum obersten Grunde der Dorfer Öd.

Am Ostrande des Firnfeldes des Hoch-Filleck hingegen erheben sich noch zwei bedeutende Felshäupter zu 2836 *m* und 2862 *m* Höhe; sie lassen den Plateaucharakter des Stockes noch deutlicher hervortreten. Sonst bricht der ganze Ostrand bis zur nördlichen Felskuppe über Wände und steilen Moränenschutt, durchzogen von grauen Eisstreifen, nieder zu einer flacheren Geröllstufe, welche wieder über eine Reihe von Wandstufen gegen das Thal des Weißenbachs abfällt. An ihrem Ostrande erhebt sich eine Anzahl schuttbedeckter Felsköpfe, deren bedeutendster der auf seinem Scheitel einen schlanken Felszacken tragende



Nach der Natur gezeichnet von M. v. Prielmayer. Angerer & Göschl.

Die Dorfer Oed.

Schaffelkopf (richtiger wohl Schaflkopf, denn er trägt schon grüne Weidestreifen) 2596 *m* ist; unmittelbar nördlich von ihm drängt ein niedrigerer Höcker, welcher von der nördlichen Kuppe des Hoch-Filleck ausgeht, mit seinem Fuße gewaltig in das Thal des Weißenbachs vor, durch eine Felsstufe an das jenseitige Gehänge des Schafbühel anschließend und so den Weißenbach zu schäumendem Sturze zwingend.

Vom nördlichsten Felskopfe 2930 *m* des Hoch-Filleck aus sinkt der Hauptgrat gegen Norden rasch zu einer unbenannten, vom Firn des westlich gelegenen Rabenkeeses noch erreichten Scharte ab, um sich ebenso rasch wieder zum Kitzkarkopf 2806 *m*, einem steilen, trotzigen Felsklotze, zu erheben, der mit dem ihm nördlich folgenden Winterkogel 2674 *m* gegen Osten zum Becken des Grünsees abfällt. Hierauf folgen mehrere Felszacken, deren bedeutendste mit 2636 *m*, 2644 *m* und 2607 *m* gemessen sind; der letzte, nördlichste, heißt der Magaiskopf. Den Schluss des Gipfelzuges bildet die Teufelsmühle 2508 *m trig.*, die dem Gepolter ihres fortwährend abbröckelnden, verwitternden Gesteins den Namen verdankt. Ein kurzer, bewaldeter Ast schießt noch aus ihrem Nordwestgehänge weiter gegen Norden vor und endet mit dem Steinkarlköpfl (auch Tauereck) 2031 *m* über dem Ausgange der Dorfer Öd in das Stubachthal.

Aus dem Ostgehänge des Magaiskopfs über dem Enzinger Boden 1460 *m* entwickelt sich noch ein bewaldeter, felsdurchsetzter Rücken und zwar zweitheilig, nach Süden und nach Norden. Der kürzere südliche Theil zieht dem Thallaufe entgegen zum Grünsee; er schließt mit dem Osthange des Hauptzuges das zum Becken des Grünsees gehörige, nach Süden laufende Thälchen der Schwarzen Lacke (Schwarzsee) ein und trägt nächst seiner Ausgangsstelle den Stierbühel 1758 *m* und unmittelbar am See einen unbenannten Kopf von 1768 *m* Höhe. Der längere nördliche Theil setzt mit einem 1782 *m* hohen Kopfe an, begleitet den Ostabfall der Teufelsmühle, durch ein theilweise sumpfiges kleines Thal davon getrennt, und endet nördlich mit den bewaldeten Kuppen der Wiegenköpfe 1720 *m*. In diesem Thale war oben einst fruchtbares Weideland und stand eine Alphütte; ein Bergbruch verschüttete die Alpe, die Hütte ist längst verschwunden, der Platz heißt aber heute noch die Hüttstatt.

Die Structur des ganzen Kammes nördlich vom Kitzkarkopf ist eine überaus einfache. Der felsige Grat ist umsäumt von Geröllfeldern von geringer Ausdehnung; das östliche Gehänge zeigt längere bedeutende Steilstufen und begrünte Hänge, das westliche, in fast stetiger Böschung abfallend, ist einförmig und hoch hinauf bewaldet, ebenso der Nordabfall des Steinkarlköpfls und der Teufelsmühle, sowie der ganze Rücken der Wiegenköpfe; besonders schöne oder interessante Felsformen zeigt der Grat nicht, schön aber sind die Wälder, die den Fuß des Bergzuges umsäumen.

Weit mächtiger und formenreicher ist der s ü d l i c h e S e i t e n k a m m. Dort fällt die südliche Gratkante der Granatspitze zu einer übergletscherten Scharte 2941 *m* zwischen Granatkees und Kalser Tauernkees ab, welche mit Unrecht auf den Karten den Namen Keeswinkelscharte[1]) führt und den Anschlusspunkt des

[1]) Der Keeswinkel liegt weit östlich von da unter den Nordwänden des Tauern-Hauptkammes; den Namen Keeswinkelscharte aber trug einst die Einsattlung zwischen dem Grate des Hohen Kasten und der Medelz, welche jetzt den Namen Medelzscharte führt.

südlichen Seitenkammes an die centrale Gruppe bildet. Von dort aus steigt der Hauptgrat des Seitenkammes zunächst in südsüdöstlicher Richtung in kräftigen Zacken zu einem breiten Felskopfe 2983 *m* auf, senkt sich dann wieder zu einer von den beiderseitigen Gletschern hart bedrängten Scharte 2953 *m*, um sich hierauf energischer über einen Vorgipfel zum Hauptgipfel des Kalser Bärenkopfs zu erheben. Der Vorgipfel entsendet gegen SW. einen das Granatkees gegen Süden begrenzenden Seitengrat, welcher erst rascher, dann langsamer bis zu 2802 *m* sinkend in erneutem Aufschwung den Felskegel des Schwarzkogel 2863 *m*[1]) weit in das Landeckthal vorschiebt. Ihm kommt, vom Glockenkogel (Seite 174) in der Westumwallung des Landeckthals ausgehend, der Grat der Wilden Mannder mit seinem südöstlichen Eckpfeiler 2673 *m* entgegen; gemeinsam schließen die beiden den obersten geröllreichen Grund des Landeckthales.[2])

Ein schöner, gewaltiger Felsstock mit breitem Haupte, erhebt sich auf dem Hauptgrate der Kalser Bärenkopf 3072 *m*; mit wilden Wänden das Kalser Tauernkees von Süden einengend tritt er, mit mächtigem, 500 *m* hohem Steilsturze die Bergflanke durchschneidend, gegen das Dorferthal vor; eine riesige Kluft schneidet durch das plattige Massiv hinauf bis zu einer schneegestreiften Mulde unter dem Gipfel. Nicht minder schroff, doch weniger hoch setzt er westwärts auf das hochgelegene dortige Eisfeld nieder.

Aus der Südwestecke des wuchtigen Gipfelbaues, wo eine Gletschermulde hoch an der Südwand desselben hinaufreicht, zieht der Hauptgrat in südsüdöstlicher Richtung zum übergletscherten Grauen Thörl 2880 *m*; wieder hebt er sich zu einem mäßig hohen, breiten Felsrücken, um jenseits noch tiefer zu sinken zum Schnackenthörl 2832 *m*, dann aber erhebt sich mit prallen dunklen Wänden die Aderspitze (Adlerspitze) 2979 *m*, das rundliche, spärlich schneegefurchte Felshaupt etwas gegen Westen neigend. Von dieser Spitze aus wendet sich der Hauptgrat gegen SW., während ein Seitengrat gegen SO. vorschießt; diese beiden schließen zusammen das nördliche Ende einer südlich unter der Aderspitze gelegenen, großen, gegen SSO. sich öffnenden Mulde ein.

Der Hauptgrat senkt sich zunächst langsam, weiterhin rascher, treibt dann ein paar unbenannte Felsgipfel 2946 *m* und 3023 *m* auf und schwingt sich nach einer neuen Senkung zur hochgewölbten, plattengepanzerten Kuppe des Luckenkogel (Laimetkogel) 3101 *m* empor.

Von diesem Gipfel zieht gegen Westen, immer mehr gegen NW. abweichend, ein wilder Seitengrat, der nach einem Laufe von 850 *m* mit seinem Eckpfeiler 2690 *m* zu einer Scharte niederbricht, jenseits derselben sich aber noch einmal zum Brochetkopf 2657 *m* im Landeckthal erhebt.[3]) Dieser Seitenkamm schließt mit dem schon erwähnten Seitengrate des Schwarzkogel die gegen Westen zum Landeckthal geöffnete tiefe Mulde des Seebachs ein, deren Hintergrund die

---

1) Der Punkt mit der Höhenangabe 2863 *m* ist auf der A.-V.-Karte der Groß-Glocknergruppe um mindestens 150 *m* zu weit westlich gerückt.

2) Dieses Verhältnis findet auf der Groß-Glockner-Karte nicht genügend Ausdruck.

3) Die Darstellung dieses Seitengrates auf der Groß-Glockner-Karte ist insoferne nicht zutreffend, als sie demselben bis zu Punkt 2690 eine Länge von mehr als 1000 *m* gibt und die Scharte östlich von diesem Punkte anführt, womit auch dem Brochetkopf eine unrichtige Höhe gegeben wird.

Felswände des Hauptgrates mit Kalser Bärenspitze, Aderspitze und Luckenkogel bilden. Den Fuß der steilabfallenden Gipfelwände säumen langgestreckte Gletscherfelder. Das nördlichere derselben reicht vom Schwarzkogelgrate bis zur Senkung des Hauptgrates zwischen Aderspitze und Luckenkogel, wo schweres Getrümmer, welches den bezeichnenden Namen »der breite Rain« trägt, bis zu den Felswänden hinaufzieht. Sonderbarerweise führt dieser Gletscher auf den Karten den Namen Landeckkees, der hier als zu Missverständnissen Anlass gebend vollkommen verwerflich ist; warum heißt er nicht nach dem ihn vollkommen beherrschenden Gipfel »Bärenkopfkees«? Unterhalb der Aderspitze ist ein tiefer, weiter Trichter in das Gletschereis eingesenkt, welcher den Namen Teufelsmühle trägt. Das kleinere südliche Gletscherfeld liegt unter den Wänden des Luckenkogel und des anschließenden Hauptgrates, sowie des Seitengrates zum Brochetkopf, dem sogenannten »Gebrochenen Hang«; der Gletscher selbst ist unbenannt.

Von allen Seiten der Mulde fließen die Schuttströme, durchrieselt von Wasseradern, zusammen zu dem sumpfigen Grunde »am See«, wo sich in ein paar Tümpeln die Schmelzwasser sammeln, denen der Ausweg zu Thal durch einen Moränenhügel 2334 *m* verlegt ist; mühsam bahnt sich an dessen Südseite der Seebach den Ausweg zu rascher Flucht hinunter zum Landeckbach.

An der Ostseite des Hauptgrates zwischen dem Kalser Bärenkopf und der Aderspitze liegen hoch oben unter den Wänden des Grates zwei kleinere unbenannte Kare; das nördlichere, eingeschlossen im Norden von dem Südabsturze des Kalser Bärenkopfs, ist in seinem obersten Theile vergletschert; bis zum Grauen Thörl hinauf reicht die Eisdecke; das südlichere, kleinere Kar, von ersterem durch einen kräftigen Felskamm geschieden, welcher von dem Rücken zwischen dem Grauen und Schnackenthörl ausgeht und weit durch das Ostgehänge herabzieht, ist im Süden begrenzt durch die mächtige Steilwand des von der Aderspitze sich loslösenden südöstlichen Seitengrates.

Vom Luckenkogel setzt sich der zerrissene Hauptgrat gegen SSW. fort über 2962 *m* und 2925 *m* zum Grauen Schimmel (Schimmelkopf) 3043 *m*, in mehr als 300 *m* hohen Steilwänden westwärts abstürzend zu einem öden, von wilden Felsrippen durchfurchten Trümmerkar, das, eng umschlossen von den Südwänden des Brochetkopfs und den Nordwänden des vom Grauen Schimmel westlich ziehenden Seitengrates des Graukogel 2979 *m*, ein Bild schaurigster Öde bietet. Das westliche Ende des Graukogelgrates bildet die weit gegen das Tauernthal vorgeschobene breite Pyramide des Taxerkogel (Graue Platte) 2614 *m*, welcher seine ungangbare Nordwand der Landeckalpe zuwendet.

Der Graue Schimmel bildet den Wendepunkt für den Hauptgrat, welcher nunmehr nach SO. schwenkt und mit dem Muntanitz und Keslerkopf die obenerwähnte (S. 178) große Mulde flankiert, welche östlich unter dem Hauptgrate von der Aderspitze bis zum Grauen Schimmel eingebettet ist. Die Länge derselben von Norden nach Süden beträgt 3000 *m*, die größte Breite nahezu 2500 *m*. Im NO. umschließt dieselbe, von der Aderspitze an, deren südöstlicher Seitenast, welcher gegen NO. zum Gehänge gegen das Dorferthal steil abfällt, gegen die Mulde zu aber sanfter geneigt ist; so zieht derselbe an Höhe bis zu 2723 *m* abnehmend in der Richtung gegen das Becken des Dorfersees, erleidet dort eine kleine Einbuchtung über einem Geröllfelde und endet, über 2000 *m* von der

Aderspitze, mit dem Spinevitrolkopf 2475 *m* gerade über dem großen, das Dorferthal unterhalb des Sees sperrenden Bergbruche. Aus dem Hauptgrate treibt der Luckenkogel in südöstlicher Richtung einen geröllbedeckten, gegen NO. Felswände zeigenden, langen Rücken, die Luckenwand, gegen die Mitte der Mulde vor, diese so in zwei Theile zerlegend. Dementsprechend weist die Mulde auch zwei Hauptfurchen auf, die eine von Norden nach Süden, die andere nahezu von Westen nach Osten ziehend; beide fallen vereint zum Dorferthal ab. Den oberen Rand der Mulde unter den einschließenden Steilwänden bedeckt Geröll, auf welchem vom ebenerwähnten Vorgipfel des Luckenkogel bis zum Keslerkopf ein langgedehntes Gletscherfeld, das Laimetkees, gelagert ist; der Haupttheil desselben zwischen Luckenkogel und Keslerkopf entsendet seinen Wasserreichthum im Laimetsbach.[1]) Im nördlichen Theil der Mulde, hoch oben nahe der Aderspitze, hart am Rande der Einbuchtung des Seitengrates über dem Dorfer Seebecken, liegt der kleine Schwarzsee 2595 *m*; aus ihm entspringt der Sturzbach, dem sich ein zweiter Wasserlauf von Westen her, aus der kleinen Gletschermulde zwischen dem Luckenkogel und seinem nördlichen Vorgipfel, zugesellt; nachdem er noch den Laimetsbach aufgenommen hat, eilt er in raschem Sturze der Tiefe des Dorferthales zu.

Der Große Muntanitz 3231 *m trig.* ist der Hauptpunkt des zweiten Gletscherreviers und zugleich die höchste Erhebung der ganzen Gruppe; sein Gipfel erscheint als Pyramide, die Nordostseite, in einer Flucht mit dem Hauptgrate, mit über 400 *m* hohem Steilabfall auf das Laimetkees, die Südseite mit Steilwand auf das Gradözkees niedersetzend, die Westseite schroff abstürzend zum Muntanitzkees.

Während der Hauptgrat gegen SO. weiterzieht zum Keslerkopf und dort nach Süden umbiegt, schießt aus dem Gipfelmassiv des Großen Muntanitz als Südwestkante der Pyramide ein Seitengrat hervor, der nach 400 *m* Lauf ebenfalls nach Süden schwenkt und als 300 *m* langer Firngrat zum eisgepanzerten Kleinen Muntanitz 3182 *m* sich erhebt. Von da aus setzt er sich fast parallel dem Hauptgrate gegen Süden, mit einer geringen Abweichung gegen Westen, an Höhe abnehmend und theilweise übergletschert 1300 *m* fort, schwenkt unter der Gletscherdecke gegen Westen, tritt aber bald als Felsgrat auf und treibt einen Felskopf zu 2951 *m* Höhe empor, nach weiteren 500 *m* einen zweiten mit 2874 *m* und erhebt sich sodann zu seinem imposanten Endpunkte, dem mächtig gegen SW. vordrängenden Nussingkogel 2988 *m trig.*, der nach allen Seiten mit unnahbaren Steilwänden abfällt und nur nach Süden einen begrünten Grat zu Thal sendet, welcher über das Trugenköpfl 2619 *m* etwas gegen SW. schwenkend zu dem kleinen Plateau von Stein über dem Tauernbache absinkt.

Die Gletscherbedeckung findet sich ausschließlich am Westhange der Gruppe. Ausgehend vom Großen Muntanitz, eingebettet auf dem hochgelegenen, östlich vom Hauptkamme südlich des Keslerkopfs, westlich von dem Seitengrate des Kleinen Muntanitz begrenzten Plateau, zieht fast gerade gestreckt und nur in seinem untersten Laufe etwas gegen Westen verschoben das Gradözkees von Norden nach Süden; bei einer Länge von über 3000 *m* und einer Breite von

[1]) Angesichts des Umstandes, dass dieser Bach dem Laimetkees entstammt, wird die Schreibweise der Karten »Lamesbach« wohl als missverständlich zu erachten sein.

5—600 *m* erscheint es namentlich in seiner oberen Hälfte fast eben. Westlich davon liegt jenseits des Seitengrates des Kleinen Muntanitz das Muntanitzkees mit zwei Hauptmulden; die nördliche ist westlich unter dem Großen, die südliche südwestlich unter dem Kleinen Muntanitz eingebettet, beide sind geschieden durch einen von dem letzteren gegen Westen ausgehenden und weiterhin dem Seitengrate fast parallel gegen SSW. ziehenden Gletscherrücken, welcher am unteren Ende des Gletschers in eine Felswand mit zwei Gipfeln von 2972 und 2893 *m* Höhe ausläuft; zwischen ihr und dem Grate des Nussingkogel liegt eine Schlucht, erfüllt vom Moränenschutte des südlichen Theiles des Gletschers. Der nördliche Theil des letzteren endet über einer vom Graukogel ausgehenden, das Gehänge in südlicher Richtung querenden, unbedeutenden Steilstufe. Die westlich unter dem Muntanitzkees gelegene Mulde der Unterraner Alpe, wo ein Schuttstrom aus der Mitte des Gletschers bis zu 1900 *m* in die unmittelbare Nähe der Alphütte herunterzieht, ist dort durch vorspringende Hänge des Taxerkogel und des Nussingkogel gegen das Tauernthal abgeschlossen; durch den Einschnitt führt der Petersbach die Gewässer zu Thal.

Der Keslerkopf 3151 *m*, der Wendepunkt des Hauptgrates aus der südöstlichen in rein südliche Richtung, setzt gleich seinem größeren Nachbarn in unnahbarer Steilwand nieder gegen Norden zur Mulde des Sturzbaches, zugleich entsendet er eine scharfe Felsrippe in östlicher Richtung, so die südlicher gelegene Vordere Ochsenalpe von der in der Mulde des Sturzbaches gelegenen Hinteren Ochsenalpe trennend.

Schon zwischen dem Großen Muntanitz und dem Keslerkopf sinkt der Hauptgrat mit schwächerer Böschung gegen die Eisfläche des Gradözkeeses ab, in seinem weiteren südlichen Verlaufe verflacht sich mit der abnehmenden Höhe des Grates diese Böschung zusehends, immer mehr nimmt der Gletscher Besitz von demselben, um endlich bei 3000 *m* über ihn hinüberzufluten auf dessen Ostseite, den Muntanitzkopf 2902 *m* von allen Seiten zu umfließen und den Muntanitz- und Gradözbach zu speisen, welche ihr Wasser dem Dorfer Thalbache zuführen.

Nach dieser Depression baut sich der Hauptgrat wieder höher und mächtiger auf über dem allmählich etwas rascher sinkenden Gradözkees. Den Reigen eröffnet der Gradöz (Gradözkopf) 3029 *m*, welcher dem Kees wohl deshalb seinen Namen gab, weil er, von Westen gesehen, dasselbe zu beherrschen scheint; dann folgen gegen Westen und Osten steil abfallend die Felsgipfel ca. 3038 *m* und 3080 *m* und endlich die Kendlspitze. Vom Gradöz selbst zieht ein kurzer Seitenast gegen SW., ein längerer Grat aber ostwärts hinunter gegen das Dorferthal; der nördliche Steilabfall desselben heißt die Gradözwand. Etwas südöstlich unter dem mit 3038 *m* gemessenen Gipfel löst sich der Seitengrat des Ganimez ab, welcher, annähernd parallel dem Hauptgrate gegen Süden laufend, gemeinsam mit diesem ein hochgelegenes, gegen Süden offenes Kar einschließt, »die Kendl«, welches mit dem kleinen, südlich unter der Kendlspitze gelegenen Kar das oberste Sammelbecken des Spöttling-(Rumpel-)bachs bildet, der zum Kalserbach hinuntereilt. An seinem südlichen Eckpfeiler 2792 *m* verliert er die Eigenschaft als Felsgrat und zieht begrünt ostwärts zum Thal hinab, nur seine Nordseite besteht aus prallen Felswänden, die zum Holzwandgraben abfallen und bis zum

Thalbache hinabziehen, dort gemeinschaftlich mit einer auf dem Ostufer herantretenden Steilwand denselben in die tiefe Daberklamm einzwängend.

Von dem Gipfel 3080 *m* (Gradözspitze) des Hauptgrates zweigt gegen Westen ein längerer Seitengrat ab, welcher zunächst gemeinsam mit dem obenerwähnten kurzen Seitenaste des Gradöz einen von dessen Scheitel gegen SW. herabziehenden, kleinen, unbenannten Gletscher einschließt, dessen Moräne vereint mit jener des Gradözkeeses zum obersten Grunde des Steinbachs hinabzieht. Gegen SW. schwenkend endet er in der massigen, mit einem Kreuze geschmückten Bretterwandspitze (Bretterspitze) 2881 *m*, nordöstlich über Windisch-Matrei, gegen Süden mit dem gewaltigen Absturze der Bretterwand zu dem danach benannten Bache abfallend; am westlichen Ende des Absturzes strebt noch aus dem Hange das Putzkögerl 2431 *m* empor.

Der südliche Endpunkt des Hauptgrates vor dessen tiefer Depression zwischen Windisch-Matrei und Kals ist die Kendlspitze (Brettwandkopf, Sanzkopf) 3086 *m*; sie setzt steilwandig gegen Westen zu dem zwischen ihr und dem Bretterwandgrate gelegenen Kar, nach Osten zur Kendl nieder. Rasch fällt dann der Hauptgrat ab zum Tschadinkopf 2766 *m* und südöstlich weiter bereits als grüner, welliger Kamm über den Brunnerkogel 2609 *m* zum Sattel des Hohen Thörl 2475 *m*.

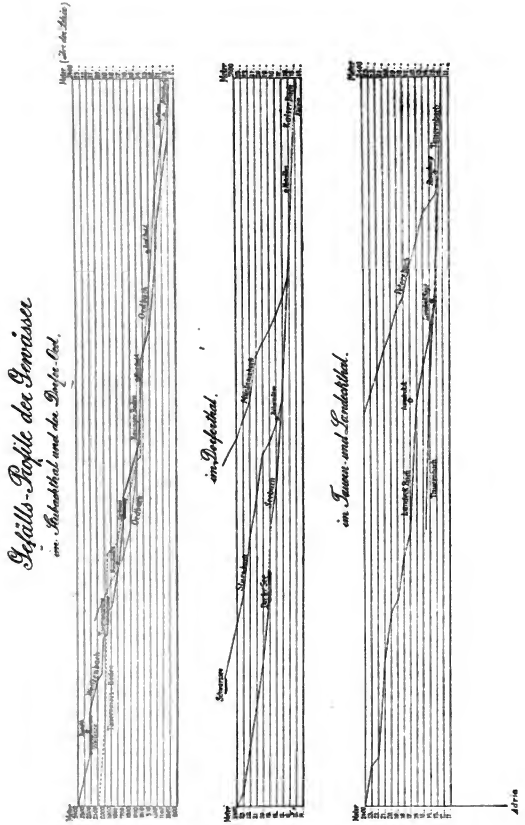
Südlich davon durchbricht noch einmal der kahle Fels die grüne Decke; rasch erhebt sich der felsige Ganoz zu 2558 *m*, ihm folgt der Weiße Knopf 2593 *m*, dann zieht der Felsgrat mit 2567 *m* ostwärts hinaus in das Gehänge zum Kalser Thal, während der Hauptkamm nach Süden über die Blauspitze 2385 *m trig.* und die Kalser Höhe 2306 *m* zum Kals-Matreier Thörl 2206 *m* sinkt. Von dort hebt er sich abermals in südlicher Richtung empor über die grüne Höhe des Zimmeross 2402 *m* zum Rottenkogel 2757 *m trig.*, um im Kegelstein 2412 *m* sein südliches Ende zu erreichen; an der Vereinigung des Kalserthals mit dem Iselthale schließt die Basis der ganzen Gruppe.[1])

Die Thäler, welche die Granatspitz-Gruppe umfassen, sind nördlich des Tauern-Hauptkammes der obere Theil des Stubachthales mit seinem Seitenthale, der Dorfer Öd, südlich desselben ein Theil des Iselthales mit dem Kalser- bezw. Dorferthal und dem Tauern- und Landeckthal.

Der oberste Grund des Stubachthales ist zweitheilig, der westliche Ast beginnt unter dem Kalser Tauern, der östliche unter dem Ödenwinkelkees. Die beiden Äste sind getrennt durch einen nördlichen Ausläufer der im Tauern-Hauptkamme östlich des Kalser Tauern stehenden Medelz (Medelzkopf, von den Einheimischen Madelz genannt) 2758 *m*. Dieser Ausläufer sinkt zu einem breiten,

[1]) Eine Vergleichung der bedeutendsten selbständigen Gipfel zeigt, dass die ganze Gruppe 11 solche von mehr als 3000 *m* Höhe trägt, welche sich ihrer Höhe nach in nachfolgender Weise ordnen:

1. Großer Muntanitz 3231 *m*, 2. Kleiner Muntanitz 3182 *m*, 3. Keslerkopf 3151 *m*, alle drei im südlichen Hauptgrat, im Muntanitz-Stocke. 4. Luckenkogel 3101 *m* im südlichen Hauptgrat, vereinzelt. 5. Sonnblick 3087 *m* im Tauern-Hauptkamm. 6. Kendlspitze 3086 *m* im südlichen Hauptgrat, im Gradöz-Stocke. 7. Granatspitze 3085 *m* im Tauern-Hauptkamm. 8. Gradözspitze 3080 *m* im südlichen Hauptgrat, im Gradöz-Stocke. 9. Kalser Bärenkopf 3072 *m*, vereinzelt. 10. Grauer Schimmel 3043 *m* im Muntanitz-Stocke. 11. Gradöz (Gradözkopf) 3029 *m* im Gradöz-Stocke.


Gefälls-Profile der Gewässer
im Dorferthal.
im Tauern- und Landeckthal.
Adria

grünen Sattel (ca. 2270 *m*) ab, steigt dann in allgemein nördlicher Richtung auf zum Hinteren und Vorderen Schafbühel 2350 und 2234 *m*, und erhebt sich nach einer neuen Senkung, 2207 *m*, zum Sprengkogel 2267 *m*, der gegen Norden zum flachen Enzinger Boden abfällt, wohin beide Thaläste mit Steilstufen niedersetzen.

Der in unmittelbarem Zusammenhange mit der Granatspitzgruppe stehende westliche Thalast, das Thal des Weißenbaches, beginnt mit der Mulde des Weißsees, 2218 *m*, dem Sammelbecken für die Wasser, welche vom Tauernkopf und dem Sonnblickkees sowie von den zugekehrten Hängen und Mulden der Medelz kommen. Die Seefläche ist an der längsten Stelle ungefähr 850 *m* lang bei einer Breite von 500 *m*.

Unmittelbar nördlich des Sees wird das Thal eingeengt durch den vorgeschobenen Fuß des Hoch-Filleck und den Hinteren Schafbühel und fällt rasch zu einem weiteren gestuften Kessel ab, welcher durch das Zurücktreten des Vorderen Schafbühels gegen Osten gebildet wird und theilweise den Namen »Im Winkel« führt. Bald aber beginnt wieder stärkerer Fall zwischen den nordöstlichen Ausläufern des Hoch-Filleck und dem Sprengkogel hinab zum Becken des Grünsees 1699 *m*; dieser ist über 500 *m* lang und 400 *m* breit. Das Becken setzt sich am nordwestlichen Ende des Sees in einem kleinen Grunde gegen Norden fort; dort liegt die kleine Schwarze Lacke. Vom Nordende des Sees bricht das zur Schlucht verengte Thal über eine fast 250 *m* hohe steile Stufe, die bedeutendste des ganzen Thales, hinab zum Enzinger Boden.

Der östliche Thalast, das Thal des Tauernmoosbachs, nicht mehr unmittelbar zur Granatspitzgruppe gehörig, ist durch Vergleichung mit dem westlichen interessant. Bei annähernd gleicher Lauflänge liegt sein Beginn, die Geröllmulde nördlich unterhalb des Ödenwinkelkeeses, nur etwa 2030 *m* hoch, mithin ungefähr 190 *m* tiefer als der Weißsee und 240 *m* tiefer als der beide trennende Sattel zwischen Medelz und Hinterem Schafbühel. Während dann der westliche Thalast mit dem Weißenbach mit wenig Aufenthalt rasch zum Becken des Grünsees 1699 *m* absteigt, sinkt der östliche nur langsam, so dass der nassfeldartige Tauernmoosboden mit dem an Größe dem Weißsee annähernd gleichkommenden Tauernmoossee 1977 *m* eine mehr als 2000 *m* lange und durchschnittlich über 500 *m* breite Fläche bildet, welche erst bei 1970 *m* rasch abbricht und in unausgesetzt starker Neigung zwischen Sprengkogel und Rettenkopf 2161 *m* (der Glocknergruppe angehörig) zum Enzinger Boden hinunterfällt und sich so mit dem westlichen Thalaste vereinigt.

Nördlich, jenseits dieses grünen Bodens, wird das Thal neuerdings zwischen den Wiegenköpfen und dem Rettenkopf eingeengt und zu rascherem Fallen gezwungen, bis es das Thal des Wurfbaches von Osten her aufnimmt; von da an erweitert es sich zu dem Boden der Hopfbachalpe 1260 *m*, wenn auch der Bach in tiefer Klamm dahinstürmt, und zieht mit geringer Neigung hinaus zum Thalboden von Fellern (der Schneiderau) 980 *m*, womit es, am Nordende der Gruppe angekommen, von derselben scheidet und mit mäßigem Gefälle weiter nach Norden zur Salzach zieht.

Bei weitem einfacher ist der Verlauf seines westlichen Seitenthales, der Dorfer Öd. Nicht aus einer weiten Mulde, sondern aus einer schluchtartigen

Enge, wo die in einem hochgelegenen kleinen Tümpel 2135 *m* gesammelten Wasser der beiden Hauptbecken des Landeckkeeses in raschem Sturze über die steilen Wände herabeilen, entwickelt sich das Thal, um in gleichmäßiger Breite, fast geradlinig, erst rascher, dann langsamer über den langgestreckten Alpenboden gegen Norden, endlich von seiner Umbiegung nach NO. an zum Hauptthale wieder schneller zu sinken bis zu seiner Vereinigung mit dem Stubachthal.

Das Dorfer-, in seinem unteren Laufe Kalser-Thal, beginnt mit der Mulde zwischen den Südwänden des Roth- und Tauernkopfes (im Tauern-Hauptkamme) und den Abstürzen des Kalser Bärenkopfes, sowie dem eigenthümlichen Wall, welcher, vom Kalser Tauern ausgehend, fast rechtwinklig zur Thalrichtung zum Thalboden niederzieht; er heißt das »Erdige Eck«. Zwischen steilen Gehängen zieht der oberste Thalboden mit mäßigem Gefälle abwärts. Dort, wo derselbe seinen natürlichen Abschluss findet und der mittlere Thalboden beginnt, ist der Übergang verwischt durch einen gewaltigen Bergsturz, dessen riesiges Getrümmer die ganze Thalsohle auf einer Strecke von 1200 *m* Länge sperrt und die Wasser des oberen Bodens zum Dorfersee 1930 *m* staut, zwischen dem von der Aderspitze herabziehenden Grate des Spinevitrolkopfes und dem von Osten herunter entgegeneilenden Kastengrat. Mit gleichmäßig schwachem Gefälle senkt sich der unterhalb dieser Thalsperre gelegene mittlere Thalboden mit breiterer, mit Alpen übersäter und theilweise waldbedeckter Sohle zwischen hohen, bewaldeten, felsdurchsetzten Gehängen bis dahin, wo von beiden Seiten vorspringende Bergwände das Thal einschnüren, den Bach in die Daberklamm einzwängend.[1]) Von da an wechselt das Thal den Namen, es heißt nun Kalserthal und der Bach Kalserbach. Zunächst erweitert es sich zum Thalboden von Kals, von wo aus das Thal mit gleichmäßig geringem Gefälle zwischen den stark geböschten, größtentheils bewaldeten Hängen des Rottenkogel und der Schobergruppe abwärts zieht; an seinem unteren Ende ist es durch die eng zusammentretenden beiderseitigen Gehänge abgeschlossen; aus tiefer Klamm rauscht der Kalserbach hinaus in das untere Iselthal 797 *m*.

An der Südwestgrenze der Granatspitzgruppe kommen nicht weniger als drei Thäler in Betracht: den obersten Theil der Umgrenzung bildet das Landeckthal mit einer Länge von reichlich 7000 *m* bei fast 1200 *m* Gefälle; den mittleren Theil das tief eingeschnittene Tauernthal auf einer Strecke von 11.500 *m* Länge mit einem Gefälle von 410 *m*; endlich den untersten Theil ein Stück des unteren Iselthales in der Länge von 9000 *m* mit nur 133 *m* Gefälle.[2])

Das Landeckthal beginnt südlich unter der Landeckscharte in dem mäßig gegen Süden fallenden großen Kar, dessen Osthang das Granatkees trägt. Von Gerölle und Felsmauern umschlossen zieht die ziemlich breite, geröllbedeckte Thalfurche, vom Landeckbach durchflossen, zur ersten Stufe zwischen dem von Westen herandrängenden Endmassiv der Wilden Mannder, wo die Schuttströme der Breitlahn herunterziehen, und dem felsigen Abfalle des Schwarzkogel. Damit beginnt der begrünte Boden der Landeckalpe, allmählich in langsamer Senkung gegen Westen umbiegend. Am westlichen Ende dieses Bodens liegt die Landeck-

[1]) Die graphische Darstellung beschränkt sich auf den Ober- und Mittellauf, den Dorferbach.

[2]) Für die graphische Darstellung sind nur das Landeckthal und eine Strecke von 3500 *m* des Tauernthales herangezogen.

alpe 1695 *m*. Unterhalb derselben nimmt das Thal den Charakter der Schlucht an; immer tiefer gräbt sich der Bach ein, um in rauschenden Stürzen die fast 300 *m* hohe Stufe zum Tauernthal hinab zurückzulegen.

Mit schwachem Gefälle kommt das Tauernthal aus nordnordwestlicher Richtung heran, zwischen bewaldeten Hängen zieht es mit schmaler, nur an einzelnen Stellen etwas verbreiterter Sohle in gleichmäßig langsamem Falle von der Mündung des Landeckthales ab nach Süden, an breiterer Stelle das Froßnitzthal von Westen her aufnehmend. Erst 2000 *m* vor seinem Austritte auf den weiten Thalboden von Windisch-Matrei drängen steil abfallend von Osten der Nussingkogel mit dem auf hoher Vorstufe gelegenen Plateau von Stein, von Westen die Hintereckspitze heran; in tiefer Klamm braust der Tauernbach der von Westen aus dem Virgenthal herankommenden Isel entgegen.

Das Iselthal endlich zieht mit gleichmäßigem, schwachem Gefälle gegen SO., die anfänglich breite Thalsohle wird von beiden Seiten bald eingeengt durch die mächtigen, bewaldeten, felsdurchsetzten Hänge; erst nächst der Mündung des Kalserthales deckt Wald und Busch die breiter gewordene Sohle.

Die directen Zugänge zur Granatspitzgruppe bilden von Norden das Stubachthal, von Süden das Iselthal.

In das Stubachthal führt von Uttendorf im Salzachthal ein Fahrsträßchen bis zur Gabelung desselben bei der Schneiderhütte; soweit kommt es wenigstens für bequeme Touristen in Betracht, für welche die letzte fahrbahre Strecke bis zur Hopfbachalpe ohne Bedeutung ist. In Uttendorf neben dem Feuerhause am rechten Ufer des Dorfbaches von der Poststraße abzweigend, führt es an die Salzach hinunter, über die dortige Brücke 773 *m*, durch die Auen des breiten Salzachthales und zwischen Erlenbeständen an das rechte Ufer der Ache, am Thaleingange. Dort rechts unter der Enzingerwand liegt der »Enzinger«. Wer kennt nicht die Sage von den »Drei Königen vom Pinzgau«, von denen Schaubach in seiner anmuthigen Plauderweise erzählt.[1]) Sie sind sagenhaft geworden, die drei Könige; keine von den Familien besteht mehr, Fremde sitzen auf den Höfen, denen der Mangel an Interesse für die Erhaltung des Alten auch nicht eben gut gethan hat. Der Enzinger ist vor einigen Jahren gestorben, nahe an 80 Jahre alt, ein Hüne von Gestalt und rüstig bis an sein Lebensende, er starb unverheiratet. Von seinem Bruder, einem ähnlichen Recken, erzählt Ruthner[2]) eine, namentlich für die damalige Zeit (vor 1841), ganz außerordentliche bergsteigerische Leistung. Der zweite der Pinzgauer Könige, der Widrechtshäuser, starb unverheiratet, eine seiner Verwandten erbte den Hof und ihr Mann verkaufte ihn an Einen, der schon vieles zusammengekauft hat im Gebirge, auch im Saalachthal bei Lofer. Der dritte der Könige aber, der Fellerer, starb kinderlos, ebenso sein Bruder; der Hof ist nun Eigenthum des Bäckerwirts in Uttendorf. So hat die Zeit den romantischen Hauch von jenen Stätten verwischt; mit dem Ende der Geschlechter hat sich auch das Interesse an deren Wohnstätten verloren.

[1]) Schaubach, Die deutschen Alpen, 2. Aufl., Bd. III., S. 61 f.
[2]) Ruthner, Aus den Tauern, S. 158 f., S. 301.

Die Straße überschreitet eine halbe Stunde von Uttendorf den Thalbach wo eine große Sägemühle den Reichthum der Wälder verarbeitet, und zieht am linken Ufer langsam aufwärts bis zu dem Thalboden, auf welchem Widrechtshausen liegt, und der wegen seiner tiefen Lage sehr häufigen Überschwemmungen durch die Ache ausgesetzt ist. Das Stauwehr der unterhalb gelegenen Sägmühle soll diesen Zustand durch Aufdämmung der Geschiebe des Flusses im Zusammenhange mit dessen schwachem Gefälle noch verschlimmert haben. Auf diesem Thalboden zieht die Straße wieder auf das rechte Ufer und in zwei Stunden von Uttendorf ist die letzte Weitung des unteren Stubachthales erreicht mit Fellern; unterhalb des Hofes auf das linke Ufer, an dem Hofe vorbei und wieder auf das rechte Ufer — noch zehn Minuten und die gastliche Stätte der Schneiderhütte, am Ostabhange des Thales gelegen, lädt zur Rast.

Gerade im Süden steht die Teufelsmühle mit dem Steinkarlköpfl, ihr kahles Felsenhaupt über Weide und Wald erhebend; westlich davon werden die Gipfel der linken Thalwand der Dorfer Öd sichtbar, die sich hier mit dem Hauptthale vereinigt, von dem dunklen Waldgürtel hebt sich das am Eingange der Öd gelegene neue Jagdhaus freundlich ab. Östlich vom bewaldeten Kamme der Wiegenköpfe aber sieht über den Rettenkogel und Sprengkogel der Hoch-Eiser mit seinen Nachbarn herab aus der Firnwelt der Glocknergruppe.

Von der Schneiderhütte (Schneideralpe) 990 *m* führt der Weg an der östlichen Thalseite aufwärts über die Reichenbergalpe 1097 *m* in den Wald; dort trennen sich die beiden Wege, welche zum Kalser Tauern führen und vorher am Weißsee sich vereinigen. Der alte Weg, ungefähr eine Stunde länger als der neue, führt über die Hopfbachalpe, deren ganzen Länge nach, dann am rechten Ufer des Wurfbaches empor und über denselben zur Wurfalpe 1682 *m*, von da gegen Süden steil über die Hohenkampalpe, östlich am Rettenkogel und Sprengkogel vorbei an das Westufer des Tauernmoossees 1977 *m* und über den Tauernmoosboden; schließlich steigt er am Südosthange des Hinteren Schafbühels empor bis zu 2300 *m* und über den Sattel südlich desselben zur Rudolfshütte 2242 *m*, wo er mit dem anderen Wege zusammentrifft.

Der neue Tauernweg, welcher allerdings auch einer alten Spur folgt, aber von der S. Austria des D. u. Ö. A.-V. von 1874 ab im Verlaufe von drei Jahren in ganz vorzüglicher Weise umgebaut und verbessert wurde, führt dem um diesen Wegbau besonders verdienten Fischer von Rösslerstamm zu Ehren den Namen »Fischerweg«. Er führt so recht in die Schönheiten des Stubachthales hinein. Zunächst überschreitet er den von den Hängen des Schmiedinger herabkommenden Schrabach und zieht um den Nordhang eines kleinen, von SO. her in das Thal vorspringenden Rückens an dessen Westseite, dabei einen schönen Rückblick auf das mehr als 140 *m* tiefer liegende Stubachthal bietend. Zur Rechten rauscht unsichtbar in tiefer Schlucht der Bach, doch hebt er sich rasch und schon nach einer Viertelstunde vermag der fast eben thalein ziehende Weg ihn auf einer Brücke zu überschreiten. Nun beginnt eine prächtige Wanderung unter riesigen Fichten, die mit ihrem Gezweige das Licht des Tages dämpfen, wirres Felsgetrümmer bedeckt, von Moos und Farn umsponnen, den allmählich sich mehr hebenden Boden, zur Linken schäumt in felsigem Bette der Bach. Jenseits eilt raschen Laufes der Wurfbach von steiler Höhe herunter, dem Thal-

bache bis hinaus nach Fellern seinen eigenen Namen aufzwingend. Stärker steigt das Thal, wilder und mächtiger wird das Getrümmer, wenige Schritte noch auf einem Felsriegel zwischen riesigen Blöcken, ein Wegkreuz, noch eines und ein Wegweiser bei einem Stege über den Bach, wir treten hinaus auf den flachen, grunen Enzinger Boden, 1452—1462 *m*.

Damit öffnet sich der Blick auf die Gipfel des nördlichen Theiles der Granatspitzgruppe, welche bisher durch den Kamm der Wiegenköpfe verdeckt waren; da schauen sie nun der Reihe nach herunter auf den grünen Boden, den einzelne riesige Felsblöcke schmücken. An seinem westlichen Rande fließt ruhig der Weißenbach und ober demselben führt am Waldrande der Weg an ein paar frischen Quellen vorbei südwärts, angesichts der vom jenseitigen Hange niederrauschenden Fälle des Tauernmoosbaches, der zur Vereinigung mit dem Weißenbach eilt. Über das vorerwähnte Brücklein am unteren Ende des Enzinger Bodens fuhrt ein Steig hinüber über den Grund und am linken Ufer in ziemlicher Höhe über dem Bache steil hinauf zum Tauernmoosboden und auf den dortigen Weg; die Stufe, über welche der Abfluss des Tauernmoossees hier herunterschießt, hat eine Höhe von 400 *m* bei einer Länge von 1500 *m* an der horizontalen Basis.

Am Südende des Enzinger Bodens beginnt der Aufstieg zum Becken des Grünsees. In enger, steiler Felsschlucht tobt über gewaltige Felsstufen und Blöcke der starke Weißenbach donnernd und schäumend zur Tiefe, 200 *m* legt er bei einer horizontalen Länge von 800 *m* so zuruck; hochauf steigen zwischen den schroffen Wänden die Wolken von Wasserstaub, im Sonnenschein in den Farben des Regenbogens spielend. Unmittelbar am Westrande der Stürze hebt sich auf sicherer Felsentreppe der Steig rasch und kurzweilig empor, um plötzlich und unvermittelt hinauszutreten an das Ufer des im Sonnenlicht blitzenden Grünsees. Über prächtige, dunkle Felsblöcke fuhrt an seinem Ostufer der aus schweren Steinplatten geschickt gebaute Weg. Fichten, Legföhren und Alpenrosen unterbrechen mit ihren Farben den schwarzgrauen Ton des Getrümmers; jenseits der leuchtend blaugrünen Wasserfläche erheben sich die Gipfel des Stubacher Mitterkammes mit dem Hoch-Filleck und dem Schaflkopf, links davon die zum Weißsee hinaufführenden Thalstufen mit den schimmernden Stürzen des Weißenbaches, der Hintere und Vordere Schafbühel und die Hohe Riffel der Glocknergruppe.

Nur zu schnell ist die Wanderung am See vorüber; nun geht es mäßig aufwärts unter dem Westhange des Sprengkogel hin; dort ist der letzte geschlossene Waldbestand, vereinzelt stehen wohl noch da und dort Stämme, sonst sind es nur mehr Legföhren, Alpenrosen und Heidelbeeren, die auf und zwischen den Felsblöcken wuchern, während der Steig sich an der Französachhütte (Jagd- und Alphütte) 1786 *m* vorüber stärker aufwärts windet. Der Anstieg bietet schöne Rückblicke auf den Grünsee und über den Rücken der Wiegenköpfe hinweg durch das Stubachthal hinaus auf die fernen Berge jenseits der Salzach. Rasch ist die erste Stufe überstiegen und die folgende Mulde durchschritten, es folgt eine zweite Stufe und darauf eine größere Mulde, im Halbkreise umzogen von glatter, schwarzer Steilwand, über die im Westen der Weißenbach etwa 50 *m* hoch herabstürzt. In der südlichen Ecke neben dem Absturze

windet sich im Zickzack der Steig empor in jenem Winkel — es gibt geradezu keine treffendere Bezeichnung, darum heißt der Platz auch »Im Winkel« —, der zwischen Vorderem und Hinterem Schafbühel geradezu westlich unter der Senkung zwischen beiden gelegen ist. Fortwährend ziemlich stark steigend umzieht der Weg nun einen nördlichen Vorsprung des Hinteren Schafbühel, das Bachbett hebt sich herauf nahe zum Wege, jenseits fallen die Wände des Hoch-Filleck ab, da taucht aus der Thalspalte die Granatspitze auf, am Hange des Schafbühel windet sich jetzt langsam der Steig aufwärts, höher und breiter wachsen die Massen der Granatspitze und ihrer Nachbarn empor, es erscheint der Spiegel des Weißsees, eine kurze Strecke noch, der Weg schwenkt ein wenig ab vom See, und vor uns liegt die Rudolfshütte 2242 *m*, sieben Stunden von Uttendorf.

Ein prächtiger Platz, auf dem diese Hütte steht! Und der Weißsee — eine Perle einsam erhabener Schönheit! Jenseits über hohen, dunklen Felswänden das breit hingegossene Sonnblickkees, überragt von der Granatspitze und dem Sonnblick; rechts davon das eisbedeckte Plateau des Hoch-Filleck mit seinen Felsgipfeln, von Steilwand umgürtet; zur Linken der östlichste Theil des Sonnblickkeeses, in tiefer Mulde weit herabziehend gegen den See, durch Moränen und Felswände vom Hauptgletscher getrennt, überragt von der Pyramide des Tauernkopfes und dem zur Granatspitze hinaufziehenden Grate, über den noch der Kalser Bärenkopf mit breitem Felshaupte herüberschaut; im Süden die mit Schneefeldern belastete, zum Kalser Tauern hinaufziehende Mulde, und links davon in raschem Aufschwung die Pyramide der Medelz und die eisgekrönten Gipfel der Glocknergruppe: Eiskögele, Johannisberg und Hohe Riffel.

Seiner hohen Lage in unmittelbarer Nähe der Gletscher und unter beschattenden Felswänden verdankt es der See, dass er durchschnittlich nur drei Monate im Jahre vollkommen eisfrei ist; schwindet die letzte Scholle im Juli, so bildet sich die erste Schichte schon im October wieder.

Von der Rudolfshütte windet sich der Weg an dem westlichen Hange des Nordausläufers der Medelz aufwärts dem zwischen dieser und dem Tauernkopf gelegenen Kar zu und steigt dann in diesem bald auf Steinplatten oder über Geröll, bald mehr oder minder steile Schneeflächen querend empor zum Kreuze auf der Kalser Tauernhöhe 2512 *m*, eine Stunde von der Hütte. Der Ausblick ist durch den Tauernkopf und die Medelz, die nahe zu beiden Seiten des Überganges stehen, sehr beschränkt, jedoch schön gruppiert. Von der Glocknergruppe sind nur die Gipfel über dem Stubachthal und dem Tauernmoosboden sichtbar, von der Granatspitzgruppe sind Granatspitze und Sonnblick verdeckt, hingegen ist der Blick auf Hoch-Filleck und den tief darunterliegenden Weißsee sehr schön; der südliche Theil der Gruppe vom Kalser Bärenkopf an ist zu sehr zusammengeschoben.

Der zur Gruppe selbst gehörige Tauernkopf 2672 *m* ist in einer Stunde leicht erreichbar; das Aussichtsbild von seinem Gipfel ist zwar vollständiger für den centralen Theil der Gruppe, doch erscheinen die übrigen Theile noch mehr zusammengeschoben als von der Tauernhöhe aus.

Ein sehr schönes Bild der Gruppe bietet die östlich der Tauernhöhe sich erhebende, allerdings ihr nicht mehr zugehörige Medelz 2788 *m*. Der durch seinen Aufbau interessante Gipfel wird von der Tauernhöhe in einem etwas gegen

Süden ausholenden Bogen über Felsstufen und Geröll in eineinhalb Stunden erstiegen. Seine Lage ist außerordentlich frei und der Blick von seinem Scheitel aus durch nichts beschränkt. Abgesehen von dem imposanten Bilde der Glocknergruppe liegt die ganze Ostseite der Granatspitzgruppe mit einziger Ausnahme des stark nach Westen zurückweichenden Theiles unmittelbar südlich der Aderspitze mit dem Luckenkogel klar ausgebreitet. In bezeichnender Färbung schauen die Seen des Stubachthales herauf: der Weißsee, der Grünsee und die Schwarze Lacke, während im Tauernmoosboden der schlammgrüne Tauernmoossee sichtbar



Hoch-Filleck und Rudolfshutte.
Nach der Natur gezeichnet von M. v. Prielmayer.

ist; in der Tiefe des Dorferthales unter der Aderspitze liegt der dunkelgrüne Dorfersee. Der Abstieg von der Medelz an die Medelzlacke und durch das Kar hinab zum Wege ist dem von Süden her Kommenden zu empfehlen.

Der Abstieg zum Dorferthal führt zunächst abwechselnd über Schnee und Geröll, sowie festes, geröllbedecktes Gestein auf schmalem Pfade in unregelmäßigem Zickzack abwärts (Dauben erleichtern hier wie auf der Stubacher Seite das Einhalten des Steiges), zuerst auf einer aus dem Kamme unter der Scharte gegen SW. vorspringenden felsigen Rippe, dann über das »Erdige Eck«, einen jene Felsrippe bis zur Thalsohle verlängernden Geröllrücken, angesichts der prächtigen weit herabreichenden Abbrüche des Tauernkeeses und der Felsmauern des Kalser Bärenkopfes hinab zum Tauernbrünnl, einer guten Quelle, und über die kärgliche,

hüttenlose Grundalpe am östlichen Thalhange über dem Bache weiter zum Dorfersee 1930 *m*. Zwischen riesigen Felsblöcken führt der Steig am Ostufer des schönen dunklen Sees hin, dessen Abfluss in dem alten Bergsturze verschwindet, welcher das ganze obere Thal absperrt. Jenseits bricht der Seebach dann hervor aus dem weit hinab sich dehnenden Schuttwalle, schattige Baumgruppen mit einer Quelle »Brunnbach« leiten die zweite Thalstufe ein.

Es ist die lange Dorferalpe mit mehr als einem halben Hundert Hütten, die in Gruppen auf dem prächtigen grünen Weideboden zerstreut liegen, in reizender Abwechslung folgen sich Wiese und Wald; dazwischen rauschen von allen Höhen die Wasser hernieder, bald in breiten Geröllbetten, wie der Laperwitz- und Frusnitzbach, bald in schäumenden Wasserstürzen, wie der wasserreiche Sturzbach und der auf der Thalsohle sich noch mit ihm vereinigende Trojasilbach und der Gradözbach. Über den dunklen Wäldern aber schauen die Felsgipfel und aus den Karen die Gletscher herab. Nach fast einstündiger Wanderung ist die Mahr-(Mayr-)Eben 1612 *m* erreicht. Die unwegsame Daberklamm schließt den Thalboden; in ein paar Windungen steigt der Weg bis zu 1820 *m* empor; »die Stiege« heißt das unliebe Hindernis, auf dessen Höhe sich ein Kreuz und etwas weiterhin ein Brunnen befindet. Doch entschädigt die Höhe für die Mühe durch einen schönen Blick sowohl thalabwärts auf Kals und die Schobergruppe als auch thalaufwärts über das Dorferthal und auf den südlichen Theil der Granatspitzgruppe, insbesondere die gegenüberliegenden Wände von dem Keslerkopf bis zur Kendlspitze und den Einblick in die Mulde der Hinteren Ochsenalpe (S. 181), überragt vom Luckenkogel und der Aderspitze; der Kalser Tauern schließt das Bild.



Rasch geht es nun angesichts des Wasserfalles des Teischnitzbaches schließ-

lich im Zickzack abwärts und über diesen Bach zum Spöttling, dem alten Tauernhaus 1469 *m*, dann aber eben oder mit sehr wenig Gefäll über Wurg 1458 *m* nach Kals 1322 *m*, in zwei Stunden.

Die weitere Wanderung durch das Kalser Thal hinab ins Iselthal bietet anfänglich nichts Besonderes. Über alte Geröllfelder und zwischen Waldhang und Bach dahin führt das fahrbare Sträßchen an der Mündung des Lessachthales vorbei mit wenig Gefälle am rechten Bachufer abwärts. Bald aber erhebt sich im Rücken des Wanderers der Großglockner; mit der wachsenden Entfernung steigt er immer höher empor, neben ihm Glocknerwand und Adlersruhe, unter ihm Ködnitz- und Teischnitzkees. An einem prächtigen Landschaftsbilde bei Haslach — das hübsche Wirtshaus, eine Mühle und der Wasserfall des Almbaches — vorüber wechselt der Weg auf das linke Ufer und wieder auf das rechte zurück. In breitem, tiefem Felsbette braust der Bach zu Thal, sich rasch tiefer eingrabend zwischen den beiderseitigen steilen, bewaldeten Hängen. Noch einmal zeigt sich bei Staniska der Glockner wunderschön, um bald mit dem wechselnden Steigen und Fallen und Schwenken des Weges zu verschwinden. Von der hohen Stufe von Ober-Peischlag zieht er in vielen Windungen, theils auf natürlichem Boden, theils mit dem bekannten Pflaster der Tauernwege rasch nach Unter-Peischlag; nahe der Sohle des Iselthales führt ein Sträßchen über den Bach und im Iselthal abwärts, ein anderes stromaufwärts durch die Auen zum Weiler »In der Huben« mit seiner gastlichen Stätte, ca. 800 *m*; drei Stunden von Kals.

An der Westseite des Südausläufers der Granatspitzgruppe, des Rottenkogel, führt durch das I s e l t h a l aufwärts auf dem rechten Ufer die neue, auf dem linken die alte Straße, welche wegen ihrer vielen Steigungen verlassen wurde; erst nach einer Stunde vereinigen sie sich auf dem linken Ufer. Die Strecke nach Windisch-Matrei ist recht geeignet zum Fahren, da genügt, was unterwegs zu sehen ist. Der weite Boden von Windisch-Matrei bietet einen schönen Blick in das Virgenthal, sowie in das Tauernthal, am meisten imponiert aber der Nussingkogel, an den sich rechts und südwärts das Putzkögerl, die Bretterwandspitze, Kendlspitze, das Hohe Thörl und seine südlichen Nachbarn noch über das Kals-Matreier Thörl hinaus anschließen, dessen Haus heruntersieht auf den Thalboden.

Von Windisch-Matrei, welches mit seinem Centrum 45 *m* über dem Tauernbach auf dem Schuttkegel des zwischen gewaltigen Steinwällen eingedämmten Bürgerbachs liegt (975 *m*), führt der Weg in das Tauernthal vom Nordende des Ortes unter dem hübsch auf einem Felsen gelegenen Schlosse Weißenstein 1040 *m* vorbei abwärts an den Tauernbach und bei dem Weiler Kaltenhaus auf dessen rechtes Ufer, durch den Weiler Proseck und an der bewachsenen, wenn auch stark geböschten Süd-Abdachung des gewaltigen Felsriegels empor, welcher das Thal absperrt; ein Fußsteig, der unmittelbar an der Brücke abzweigt, vermeidet den Umweg durch Proseck. Die Höhe des Felsriegels krönt eine Kapelle 1122 *m*. Der Karrenweg wendet sich an den Rand der Schlucht, ein paar Schritte seitwärts ermöglichen den Überblick über die 150 *m* tiefe Klamm, durch welche der Bach braust; jenseits desselben erhebt sich die Wand noch höher und stürzt der Steinbachfall herab, während zur Seite die Weiler Lublaß und Stein an grünen Hängen über steilen Felswänden liegen. Dem Rande der Schlucht folgend, senkt sich nach Überschreitung der Thalsperre das Sträßchen thaleinwärts auf theil-



Nach einer Originalzeichnung von M. von Prielmayer

Lichtdruck der Verlagsanstalt Bruckmann

Der Weiss-See im Stubachthal mit dem Sonnblickkees

weise durch Sprengungen dem Gestein abgerungenem Raume langsam abwärts zum Niveau des Baches und tritt bei 1076 *m* wieder auf dessen linkes Ufer über.

Hier kömmt auch der westlich unter Schloss Weißenstein vom Tauernsträßchen abzweigende, am östlichen Thalhange bis 1150 *m* emporsteigende Weg über Lublaß wieder heran, von welchem nächst seinem höchsten Punkte noch vor Lublaß ein weiterer Weg nach Stein ca. 1350 *m* abzweigt, wo er gabelt; der eine Steig führt, abermals getheilt, nordwärts über den Alpenboden von Pslem und auf den Tauernweg hinab bezw. über die Innere Steiner Alpe 1764 *m* und Aßlab 1506 *m* nach Raneburg im Tauernthal — uninteressante Wege — der andere steigt von Stein aus in fast östlicher Richtung erst im Zickzack durch Wald aufwärts und dann über dem Steinbach, demselben sich nähernd, zur Äußeren Steiner Alpe 1926 *m* am Südhange des Nussingkogel.

Der Tauernweg selbst zieht von der obenerwähnten Brücke auf dem linken Ufer thaleinwärts, bald etwas steigend, dann wieder mehr eben an der Kapelle bei Landschütz 1140 *m*, 1 *km* von der Brücke, vorbei, theilweise unter Bäumen; das Thal weitet sich an der Einmündung des Froßnitzbaches, wo auf grüner Vorstufe am westlichen Ufer des Tauernbaches die beiden Weiler Gruben und Berg liegen; eine Brücke 1135 *m* führt hinüber ins Froßnitzthal. Nach einer weiteren Viertelstunde führt der Tauernweg über den Bach und auf die Fortsetzung jener Stufe zu einer alten, halbverschütteten, kleinen Kapelle, nach einer weiteren Viertelstunde aber wieder auf das linke Ufer bei Raneburg. In einer halben Stunde ist die schön gelegene Landecksäge 1327 *m* erreicht und damit die dreistündige Wanderung im Tauernthal zu Ende, die uns den Blick auf den Nussingkogel und die Felsausläufer des Kleinen Muntanitz gönnte, während der breite, pyramidale Rücken des Taxerkogels das Weitere verdeckte.

Mit einem prächtigen Wasserfalle setzt der Landeckbach aus seinem Hochthale nieder zum Tauernthal. Der Tauernweg steigt östlich der Landecksäge etwas aufwärts, überschreitet den Landeckbach und wendet sich um einen Vorsprung herum wieder in das Tauernthal hinaus. An der Ecke biegt der Fußsteig in das Landeckthal rechts ab und zieht über der Schlucht des Landeckbaches auf dessen rechtem Ufer steil aufwärts, während der Saumweg, etwas später vom Tauernwege abzweigend, im Zickzack die Höhe ersteigt, dort den Fußsteig aufnimmt und mäßig aufwärts führt zur Landeckalpe 1695 *m*, in $^3/_4$ Stunden von der Landecksäge.[1]) Auf diesem Wege zeigt sich schon die wilde Schönheit des Thales, die öden Kare mit ihren gewaltigen Felsmauern, die immer höher emporsteigen, je mehr sich der Weg hebt, Taxerkogel, Brochetkopf und Schwarzkogel weit vorgeschoben gegen die Thalsohle, mit geröllumgürtetem Fuß. Der von der Alpe weg am linken Ufer laufende Weg kommt bald über die Waldgrenze hinaus, mäßig ansteigend wendet er sich mit dem Thale allmählich gegen Norden um den Fuß der Wilden Mannder herum; von Osten her stürzt der Seebach rasch zum Landeckbach herab, kaum 100 *m* weiter ein zweiter kleinerer Bach, da tritt der Fuß des Schwarzkogel vor und zwingt den Weg zu stärkerer Steigung. Unter den letzten Bäumen bietet eine Quelle Erfrischung, 400 *m* weiter befindet sich auch die letzte Quelle. Am Moosbühel 2016 *m*, einem kleinen, mitten aus der

[1]) Die Großglockner-Karte entbehrt bedauerlicherweise an den zum Gebiete des Tauernthales gehörigen Hängen, sowie in der Amerthaler Öd der Einzeichnung des Waldes.

Thalsohle sich erhebenden Höcker, neben dem links der Bach herabrauscht, ist der innerste Karboden erreicht, von allen Seiten eilen die stürzenden Wasser herab zur Tiefe. Der Bach wird überschritten und bald beginnt, zwei Stunden nach Verlassen der Alpe, der Anstieg an der Thalwand zur Linken unter einem kleinen Felskopfe schräg empor in nördlicher Richtung. Ein Rinnsal, das allmählich bis zu der schwachen Pfadspur heraufgestiegen ist, leitet in eine kleine Felsbucht zwischen dem vortretenden Massiv des Sellenkopfes und einem noch weiter gegen Osten vorspringenden flachen Höcker 2370 *m*. Über dem verbindenden Sättelchen liegt ein Tümpel, der Schändliche See; der kleine denselben speisende Wasserlauf führt über Geröll zu einer südlich unter dem Großen Landeckkopf eingebetteten, rundlichen Firnmulde 2442 *m*. Hier wird gegen Osten auf einen schwachen Rücken ausgebogen und dann nordwärts gewendet, der flachsten Stelle folgend das im oberen Theile steilere Firnfeld östlich des Landeckkopfes überstiegen und die Landeckscharte 2701 *m* erreicht. (3 Stunden von der Alpe.)

Während des Aufstiegs entwickelt sich das ganze großartige Bild des riesigen obersten Beckens des Landeckthals; wild durcheinandergeworfenes, von Eisstreifen und Felsrippen durchfurchtes Getrümmer, umspannt von dem Grate der Wilden Mannder, dem Glockenkogel und Sellenkopf; ein System von Firnmulden, überragt vom Landeckkopf und Rabenstein; endlich, beherrscht vom Sonnblick und der Granatspitze, die Wogen des Granatkeeses, über Geröll und Fels endend. Die Landeckscharte selbst ist dergestalt gelagert, dass sie verhältnismäßig wenig Aussicht bietet, außer nach Süden und Norden, wo der Blick auf fernere Gebirge trifft; schön ist der Anblick der Westabstürze des Hoch-Filleck und der tief unten gegen Norden ziehenden Dorfer Öd.

Der Abstieg über das Landeckkees führt ungefähr 500 *m* weit fast gleichlaufend mit dem östlich der Scharte gegen Norden vorspringenden, kurzen Felsgrate etwa 200 *m* abwärts, sucht aber dann, um dem steilen Abfalle gegen den kleinen, unter dem Gletscher gelegenen See 2135 *m* auszuweichen, in der Richtung gegen den Kleinen Landeckkopf 2818 *m* (nördlich des Großen Landeckkopfes) die flachste Stelle des Gletschers auf, um von dort, gegen NO. wendend, über dessen Zunge und felsiges Gehänge auf das Geröll in der Schlucht nördlich unterhalb jenes Tümpels und an die rechtseitige Thalwand zu gelangen. Dort geht es dann über Geröll, Graslehnen, Felsstufen pfadlos abwärts, zur Linken den brausenden Sturz des Ödbaches, bis zum unteren Ende des breiter gewordenen Geröllfeldes und dann auf der linken oder rechten Seite des Baches (besser auf dem linken Ufer und erst kurz vor den Hütten wieder auf das rechte) allmählich sanfter abwärts durch die reich bewaldete Dorfer Öd zur Hinteren Öd-Alpe 1418 *m*, zwei Stunden von der Scharte.

Weiter geht es dann auf dem grünen Thalboden über die Vordere Öd-Alpe (½ Stunde) gemächlich erst auf dem rechten, dann auf dem linken Ufer abwärts, an der Ausgangsschlucht noch einmal über einen malerischen Steg auf das rechte Ufer und rasch hinaus zum Jagdhaus am Eingang der Dorfer Öd.

Einen schönen Blick auf den Thalhintergrund bietet ein Anstieg vom Thalwege aus oberhalb der Ausgangsklamm über die Gasteger Grundalpe gegen die Glanzscharte; dort erscheinen auch die Gipfel des Stubach-Velber Kammes, Kl. Landeckkopf 2818 *m*, Kühkarhöhe 2614 *m* und Hohes Beil 2659 *m*.

Die Granatspitzgruppe hat wohl die Vernachlässigung, welche ihr trotz ihrer hohen Schönheit bis in die neueste Zeit zutheil wurde, dem allerdings berechtigten Nimbus ihrer Nachbarn zu beiden Seiten zuzuschreiben; Venediger und Großglockner mit ihren engeren Gruppen zogen eben immer mehr an, als die zwischen beiden liegende Gruppe der Granatspitze. Auch heutzutage wird — vom Kals-Matreier Thörl nicht zu reden — nur der Übergang über die Granatscharte häufiger gemacht und dabei die Granatspitze, ausnahmsweise auch einmal der Sonnblick erstiegen, die übrigen Übergänge und Gipfel sind nur auf der Karte vorhanden; wiewohl schon in verschiedenen Schilderungen darauf aufmerksam gemacht wurde. Dass die Gipfel des Stubacher Mitterkamms ein besonderes Interesse nicht zu erregen vermögen, ist ja richtig, dafür sind sie zu unbedeutend und bieten zu wenig; nur das Hoch-Filleck sei davon ausgenommen.

Die Granatspitze ist sowohl vom Stubach- wie vom Landeckthal aus zu ersteigen. Von der Rudolfshütte am Weißsee wird der Tauernweg drei Viertelstunden bis nahe an die Tauernhöhe verfolgt, dann einem Steige rechts folgend in das Gehänge des Tauernkopfes nach Westen abgebogen. Nach einer Viertelstunde wird der kleine, nördlich unter den Wänden desselben gelegene Gletschercomplex betreten und die stark gegen Norden geneigten Eisflächen in westlicher Richtung überschritten, hierauf über die steile Moräne zum eigentlichen Sonnblickkees emporgestiegen und dieses selbst betreten bei etwa 2550 *m*. Die Anstiegslinie über den Gletscher hält sich 250—300 *m* nördlich von dem zur Granatspitze ziehenden Hauptgrate und hat zunächst Richtung gegen die Granatscharte. Bei 2800 *m* ungefähr wird von dem Anstiege zur Scharte links abgebogen und dem Grate zur Linken zugesteuert, über den die Granatspitze erreicht wird; drei Stunden von der Rudolfshütte. Auch von der Granatscharte aus ist die Spitze zu erreichen, indem man östlich unter dem Grate dem Gipfel zustrebt und in die Felsen einsteigend den Ostgrat erklettert.

Der Blick von der Granatspitze auf die Glocknergruppe und die Venedigergruppe ist wunderschön, aus der Ferne grüßen die hellen Gestalten der Nördlichen Kalkalpen wie der südlichen Dolomiten herüber, in der Tiefe liegen der Weißsee und Tauernmoossee und die drei dem Gipfel anliegenden Gletscher; der westlich von der wuchtigen Felsgestalt des Kalser Bärenkopfes sichtbare südliche Theil der Gruppe bis zum Muntanitz, der die weitere Fortsetzung größtentheils verdeckt, ist etwas stark zusammengeschoben, ebenso der nördliche Theil, von dem nur der Hoch-Filleck mit seinem Firnplateau zur Geltung kommt.

Von der Granatscharte aus ist auch der nördliche Nachbar der Granatspitze, der um 2 *m* höhere Sonnblick, zu erreichen und zwar über den von der Scharte hinaufziehenden Grat selbst, mithin auch seine Ersteigung mit jener der Granatspitze zu verbinden; in ³/₄ Stunden ist der Platzwechsel vollzogen. Die Aussicht ist im allgemeinen natürlich die gleiche wie von der Granatspitze; während dort das Tauernkees und die Tiefe des Dorferthals sichtbar waren, sind es hier die tief unten liegende Dorfer Öd mit den Steilhängen des Hoch-Filleck und das unter dem nordwestlichen Absturze des Sonnblick gelegene Landeckkees, welche das Bild vervollständigen. Die beiden Spitzen sind eben zwei würdige Rivalen.

Auch das Hoch-Filleck wäre vom Sonnblickkees aus zu erreichen; es müsste aus der Richtung der Granatscharte der Gletscher nahe dem vom Sonnblick zum nächsten und höchsten Gipfel des Hoch-Filleck ziehenden Firnkamme überschritten und östlich dieses letzteren der Anstieg auf das Plateau genommen werden.

Der Abstieg von der Granatscharte über das wenig geneigte, aber zerklüftete Granatkees in das Landeckthal erfolgt in südwestlicher Richtung gegen den Absturz des Schwarzkogel zu; etwa 800 *m* von der Mitte des Schwarzkogelgrates wird auf der dortigen Aufwölbung des Gletschers halb nach rechts geschwenkt und auf die untere Stufe desselben hinabgestiegen gegen einen aus dem Moränenwall etwas aufragenden felsigen Kopf 2644 *m*, und an demselben vorbei über Geröll wieder mehr nach Süden gewendet, Pfadspuren folgend, an dem Hange unter den, den Fuß des Felsmassivs des Schwarzkogel säumenden Schuttfeldern hin zum Moosbühel abgestiegen. Dort trifft man den Thalweg hinunter zur Landeckalpe und Landecksäge, die in 3—3½ Stunden von der Scharte erreicht wird.

Weniger empfehlenswert ist die Tour über die Granatscharte in entgegengesetzter Richtung, aus dem Landeckthal in das Stubachthal, schon mit Rücksicht auf die nahegelegene Nachtstation Rudolfshütte, wofür die Landeckalpe und die Landecksäge keinen Ersatz zu bieten vermögen.

Ein allenfallsiger Aufstieg zur Granatspitze vom Kalser- bezw. Dorferthal aus würde ohne Überschreitung der Kalser Tauernhöhe den Spuren Professors Demelius — der sich durch seinen Aufsatz über diese Gruppe (Z. A. V. 1873, S. 49) um die Kenntnis derselben sehr verdient gemacht hat — folgend über Geröll und Felsen durch die Scharte westlich des Tauernkopfes auf das nordwestlich desselben gelegene Firnfeld und so auf die Anstiegslinie von der Rudolfshütte führen.

Der Kalser Bärenkopf weist nur eine zugängliche Seite auf, die Südseite, wo der Firngrat des Grauen Thörls hoch hinaufzieht; der Nordwest-Grat sieht wenig vertrauenerweckend aus, alles übrige ist pralle Steilwand. Dort, wo der Tauernweg von der Kalser Tauernhöhe herab die Sohle des Dorferthales betritt, biegt bald, bei etwa 2200 *m*, ein Fußsteig ab, der das Geröllbett des Baches überschreitet und jenseits steil in südwestlicher Richtung schräg am Westhange der Grundalpe (S. 191) aufwärts zu einer Quelle 2275 *m*, und dann mit schwacher Steigung gegen Süden weiterzieht. An der Quelle zweigt ein schwaches Steiglein von diesem Pfade ab, steigt rasch über ein paar Stufen und Geröll hinauf zu dem Südost-Ausläufer des zwischen dem Grauen und dem Schnacken-Thörl im Grate stehenden Kopfes, schwenkt in das Kar unter dem Schnackenthörl ein und steigt längs dem genannten Ausläufer bis nahe unter das Thörl empor. Wo derselbe an den Hauptgrat anschließt, wird er mit plötzlicher Wendung nach Norden überstiegen und über Firn das Graue Thörl und der Hauptgrat gewonnen, der in einer halben Stunde zum Gipfel emporführt. (3 Stunden von der Grundalpe.)

Der Abstieg kann vom Grauen Thörl zum Landeckthal genommen werden, und zwar entweder direct über die kurze westliche Steilwand und den Gletscher in südwestlicher Richtung zur Teufelsmühle (S. 179) oder den Anstieg zurückverfolgend bis unter das Schnacken-Thörl und über dieses zum Gletscher und zu der nur 400 *m* entfernten Teufelsmühle hinab. Der westlich darunter befindliche Eisbruch wird südlich umgangen und am Nordhange der sumpfigen Mulde des

Seebachs über der schließlich zu dieser abfallenden Wand gegen Westen, einer Pfadspur folgend, abwärts gestiegen, nördlich an dem die Sinke gegen Westen schließenden Moränenhügel vorbei, und endlich auf dem linken Ufer eines kleinen, vom Südgehänge des Schwarzkogels herabkommenden Baches fort abwärts der Boden des Landeckthales und der dortige Weg etwas oberhalb der Einmündung des Seebaches erreicht, 2 Stunden.

Die Aderspitze ist aus der großen Mulde der Hinteren Ochsenalpe (S. 181) südlich der Spitze zu erreichen. Von dem oberen Stege 1740 *m* über den Seebach im Dorferthal bei Böheim-Eben führt ein Steig am linken Ufer des Sturzbaches scharf aufwärts bis zu 2020 *m*. (Ein zweiter Steig von diesem rechts abbiegend führt in kleinen Windungen etwas weniger steil empor und vereinigt sich dann links schwenkend oberhalb der letzten Bäume an dem Steilhange der Bühel wieder mit dem ersteren.) Nun geht es fortwährend nahe dem linken Ufer des Sturzbaches, mit diesem gegen Norden schwenkend, etwas mäßiger aufwärts über die begrünten Hänge der Hinteren Ochsenalpe, zur Linken die Luckenwand und den Hauptgrat, zur Rechten den Grat des Spinevitrolkopfes, der Aderspitze entgegen. Bei 2360 *m* tritt der immer schwächer werdende Steig auf das rechte Ufer des Baches, den steileren Hängen südlich des Schwarzsees, über welche der Bach herunterrauscht, gegen Westen ausweichend, biegt dann wieder gegen Osten ein und führt an das Nord-Ufer des kleinen Hochsees 2595 *m*. Von dort aus wird der Südostgrat der Aderspitze erstiegen und über diesen der Gipfel erreicht, 3½—4 Stunden.

Die Aussicht ist von den Gipfeln zwischen Granatspitze und Muntanitz ziemlich die gleiche: Venediger- und Großglockner-Gruppe und Theile der nächsten südlichen Gruppen, die der Muntanitz theilt, und weiterhin die Dolomiten; verschieden ist in der Hauptsache nur das Bild der nächsten Umgebung.

Erwähnt muss noch werden, dass von dem zweiten als Anstieg unter den Büheln angeführten Steige ein weiterer solcher abzweigt, der in nördlicher Richtung unter den Hängen der Bühel, des Spinevitrolkopfes und dessen Grates zur Aderspitze, sowie unter der das Kar unter dem Schnacken-Thörl östlich abschließenden Wand hin hoch über dem Dorfersee am Gehänge des Seetrogs fort zu jener Quelle führt, wo der Anstieg zum Schnacken-Thörl beginnt; er mündet, wie oben erwähnt, auf der Grundalpe in den Tauernweg.

Der Luckenkogel wird ebenfalls von Böheim-Eben aus durch die Mulde der Hinteren Ochsenalpe zu ersteigen sein, und zwar südlich der Luckenwand und über das Laimetkees, 3 Stunden; eine Besteigung vom Landeckthal aus durch das Kar zwischen dem Brochetkopf und Graukogel sowohl wie durch jenes des Seebaches dürfte wohl sehr schwierig sein. Die Ersteigung des Grauen Schimmels mag von beiden Seiten, aus der Mulde der Hinteren Ochsenalpe über den südlichen Theil des Laimetkeeses, sowie aus dem Thale des Petersbachs über den nördlichen Theil des Muntanitzkeeses, welches ziemlich flach ist und fast ganz hinaufreicht,[1]) durchführbar sein; die Ersteigung aus dem nordwestlichen Kar scheint ziemlich problematisch.

[1]) Die Wiedergabe dieser Stelle auf der A. V. Karte der Großglockner-Gruppe ist unzutreffend; an Stelle der dortigen Südwest-Wand des Grauen Schimmels liegt die oberste Gletschermulde zwischen den zwei Graten; die Höhenangabe 3051 *m* ist gegenstandslos.

Ein weit größeres Interesse als diese beiden Gipfel, die trotz ihrer Höhe nicht besonders hervortreten, erregt der Große Muntanitz, der sowohl von Kals als auch von Windisch-Matrei aus zu ersteigen ist. Mit Rücksicht auf die Steigungsverhältnisse und die Gletscherwanderung empfiehlt sich letztere Richtung für den Anstieg, erstere für den Abstieg.

Von Matrei aus wird bei Schloss Weißenstein vom Tauernwege rechts abgegangen (S. 193) und nach Stein hinaufgestiegen, dort rechts geschwenkt und auf dem Fußsteige großentheils durch Wald die Äußere Steineralpe 1926 *m* erreicht, 1 ½ Stunden, wo zu nächtigen ist. Von hier führt der Steig auf dem rechten Ufer des Steinbachs mäßig aufwärts gegen Nordosten bis an die Obere Steineralpe, deren unterstes Gehänge in steilerem Anstieg schräg nach rechts aufwärts — entsprechend der Wendung des Baches in mehr östliche Richtung — überschritten wird. Nachdem der die rechte Seitenmoräne des Gradözkeeses bildende starke Schuttwall überwunden ist, wird das Gradözkees, eineinhalb Stunden von der Alpe, betreten und anfangs mäßig ansteigend, dann aber fast eben dahinwandelnd von Süden nach Norden der Länge nach überschritten bis unter den pyramidalen Gipfel des Großen Muntanitz. Die beiden von demselben herabziehenden Grate, der südwestlich zum Kleinen Muntanitz sowie der südöstlich zum Keslerkopf ziehende, sind vom Gletscher aus zu erreichen und führen ohne Schwierigkeit auf den prächtigen Gipfel, 2 Stunden.

Vor allem fesselt der Anblick des nahegelegenen Glocknerkamms in machtvoller Größe mit seinen Felsgraten und Firnschneiden, seinen Gletschern und Felswänden; über den Grat des Hohen Kasten blickt das Wiesbachhorn gerade über die Glockerin weg herüber; über der Medelzscharte baut sich der Hocheiser auf, links von der Medelz das Kitzsteinhorn. Im Westen wogt das Gletschermeer der Venediger-Gruppe, überragt vom Venediger selbst; Dreiherrnspitze, Röthspitze mit ihren Nachbarn und der Lasörling mit seinem Zuge, dann die Menge der Dolomitgipfel, bis die Schobergruppe das Bild im SO. schließt; im Norden aber schweift der Blick über die näheren Gipfel und Thäler weg auf die Nördlichen Kalkalpen. In nächster Nähe zu Füßen unserer Zinne glänzen das Gradözkees und, durch den Kamm des Kleinen Muntanitz davon getrennt, das Muntanitzkees; über ihnen erheben sich der Stock des Gradöz und der Nussingkogel; gegen Norden fällt der Blick unmittelbar über furchtbare Steilwände hinab zum Laimetkees und der Mulde der Hinteren Ochsenalpe; die Gipfel der Granatspitzgruppe schieben sich eng zusammen: Grauer Schimmel, Sonnblick, Granatspitze, Luckenkogel, Bärenkopf und Aderspitze.

Und nun hinunter nach Kals! Über den Südostgrat hinab auf den Firn und auf den Keslerkopf zu. Mit einem kleinen Umwege ist er, theilweise über Schutt, erstiegen und rasch das Dorfer- und Kalserthal überblickt Ein schwieriger Abstieg führt nördlich unter dem Keslerkopf durch die Wände und nach Süden schwenkend über der Mulde des Muntanitzbaches wieder gegen Osten abbiegend, an einer Quelle vorbei direct hinunter zur Böheim-Eben; kurz, aber scharf. Gemächlicher ist es, das Gradözkees nach Süden zu verfolgen und am Muntanitzkopf, wo der Firn den Grat bedeckt und nach Osten überfließt, auf das östliche Gehänge und über Eis, Fels und Schutt, dann über begrünte Hänge hinabzusteigen; Pfadspuren stellen sich bald ein, auch kleine Steige erscheinen, von

denen aber keiner recht zur Richtung passen will. Der Abstieg zur Tinkl-Eben ist möglich; besser ist es, sich möglichst gegen Süden zu halten, um über den Gradözbach auf jenen Steig zu kommen, der unter der Gradözwand und an den Osthängen des Ganimez fort über der Daberklamm weg, dann rasch abwärts und über den Spöttling und Gschlößbach und endlich auf den Karrenweg von Spöttling durch Großdorf nach Kals führt, viereinhalb Stunden. Der Erste, der den Muntanitz und zwar von Kals aus erstiegen und diese Tour reizend beschrieben hat, war Arthur v. Schmid. (Z. A. V. 1873, S. 56.)

Der Gradöz(-kopf) und die ihm nächsten südlichen Gipfel sind von der Kendl, dem südöstlich unter dem Grate ansteigenden langgestreckten Kar, zu erreichen. Der Weg dahin führt von Großdorf durch den Gschlößwald und über den gleichnamigen Bach, sowie einen Zufluss des Spöttlingsbaches auf dem zum Hohen Thörl ziehenden Steige empor, verlässt denselben aber unter dem Brunnerkogel, um durch die Mulde des Spöttlingbaches das obengenannte Kar zu erreichen, welches in seinem obersten nördlichen Theil bis über 2900 *m* ansteigt, so den Zugang zu den Felswänden bietend, über welche die Gipfel, theilweise noch mittels Gratwanderung, zu erklettern sind.

Der südlichste Gipfel dieses Stockes ist die Kendlspitze, welche über das Hohe Thörl von Kals wie von Windisch-Matrei aus zu erreichen ist. Der Gipfelfelsen des Brunnerkogel wird an der Südwestseite umgangen und dann der über den Tschadinkopf aufwärts ziehende Grat mit gelegentlichem Ausweichen bis zur schönen Spitze verfolgt (4 Stunden), die namentlich einen sehr schönen Blick auf das Virgen- und Umbalthal, sowie auf das Dorfer- und Kalserthal, dann auf die Südseite der Glockner- und die Schobergruppe, sowie die Dolomiten bietet. Der Abstieg vom Hohen Thörl nach Matrei führt, Pfadspuren folgend, über die Hinterburger Wiesen direct abwärts gegen SW., an einem Wegkreuze vorbei, überschreitet den Bretterwandbach und trifft dort einen Karrenweg, der zu Thal führt.

Der Nussingkogel verdient trotz seiner Stellung außer dem Hauptgrate volle Beachtung. Der Aufstieg führt, wie zum Muntanitz, von Matrei über Stein und die Äußere Steineralpe (Nachtlager). Von hier aus ungefähr 100 *m* schräg aufwärts gegen Norden, dann zurückschwenkend gegen Westen auf die grüne vom Gipfel herabziehende Schneide und auf dieser empor, dem felsigen Trugenköpfl nach links ausweichend, erreicht man gleichmäßig ansteigend leicht in drei Stunden den Gipfel, der außer einem sehr schönen Blicke in das Froßnitz- und das Tauernthal sowie das oberste Landeckthal namentlich ein wundervolles Bild des Muntanitz- und Gradöz-Keeses mit ihrer Felsumwallung bietet.

Südlich des Kals-Matreier Thörls erhebt sich noch der Stock des Rottenkogel. Er ist vom genannten Übergange aus auf bezeichnetem Wege in zwei Stunden bequem zu erreichen. Die Aussicht ist im allgemeinen die gleiche wie vom Thörl aus, soweit sie nicht durch den 551 *m* höheren Standpunkt verändert wird; nur nach Süden ist der Blick freier, da dorthin der Rottenkogel selbst die Aussicht vom Thörl behindert.

Der fünf Stunden beanspruchende Übergang über das Kals-Matreier Thörl ist nicht zu verfehlen, die schöne Aussicht (J. Stüdl hat ein Panorama gezeichnet) auf Venediger, Glockner und Schobergruppe ist berühmt.

Unterkunft und Verpflegung in allen Stationen, welche hier in Betracht kommen, entsprechen einfachen, in einzelnen auch weitgehenden Ansprüchen. So ist der Bichelwirt in Toberbach, 8 Minuten vor Uttendorf, gut zu empfehlen, einfacher die Schneiderhütte desselben im Stubachthal, wo in einem eigenen Fremdenhäuschen 6 Betten sind; die Brennhütte dort besteht nicht mehr. Die Rudolfshütte der S. Austria ist durch Bergführer Grießenauer von Uttendorf sehr gut bewirtschaftet. Die beiden Gasthäuser in Kals, Glocknerwirtshaus von Thomas Groder, dem seinerzeit berühmten Bergführer Thomele, und Oberer Wirt Bergerweiß sind gut. Das Wirtshaus in Haslach ist einfach; sehr gut und allen Ansprüchen gewachsen das Gasthaus »In der Huben«; die beiden Gasthäuser in Windisch-Matrei: »Zum Rauter« und Wohlgemuth entsprechen normalen Ansprüchen, die Landecksäge ist bescheiden, das Thörlhaus ist entsprechend bewirtschaftet. Die Äußere Steiner-Alpe ist zum Übernachten auf Heu geeignet.

Literatur: Dr. Demelius, A. v. Schmid, Aus der Granatkogel-Gruppe. Z. A. V. 1873. Joh. Stüdl, Das Kalser Thörl, Z. A. V. 1871. Ed. Richter, Studien über die Specialkarte der österreichisch-ungarischen Monarchie. Z. A. V. 1877. Gust. Gröger, Die Landeckscharte, Z. A. V. 1879. J. Rabl und G. Strauß, Wanderungen in der Granatkogel-Gruppe, Jb. d. Ö. T. C. 1876. Ed. Richter, Die Landeck-Gruppe, O. A. W. III, 163.

Touren im Bereiche des Malteinthales.

Von

Frido Kordon

Zauberernock 2941 *m.*



Thorthurm zu Gmünd.

Es war eine angenehme Reisegesellschaft, die uns am 2. August 1893 zum Städtchen hinausgeleitete. Nicht weniger als fünfundzwanzig wohlgefüllte Flaschen Gmünder Bieres, verpackt in behäbiger Kiste, bildeten einen Fußschemel, unseres Durstes würdig. Leider war dieser Schemel etwas hoch und breit, und nur in Berücksichtigung des edlen Inhaltes ließen wir unsere Beine von ihm verdrängen, so dass jene meines ehrenwerten Genossen M. H. Mayr auf der linken, die eigenen Füße aber auf der rechten Seite des Wagens baumelnd hinaushiengen, während wir beide uns mittelst krampfhaften Umklammerns der Pickel möglichst bemühten, die Oberkörper auf dem ledergepolsterten Sitze des Wägelchens zu behaupten. Vor uns auf dem Bocke saß Herr K. Stützl, jener wackere Wirt, welcher den Pacht des Pflüglhofes am Eingange zum hinteren Malteinthale übernommen und das ursprüngliche Bauernwirtshaus in ein behagliches Touristenheim verwandelt hat.

Ungefähr vor einem Jahre waren wir drei mit Freund Kohlmayr zur Ochsenhütte der Trippalm im Gößgraben aufgestiegen. Da war drüben zur Linken ober einem zerspaltenen, blauschillernden Gletscher eine trutzige Felsburg emporgetaucht, einer der einsamen Beherrscher des hinteren Gößgrabens, der Zauberernock. Fürwahr, ein verzauberter Berg! Schon in der österreichischen Specialkarte fängt die Zauberei an, d. h. er ist auf derselben gänzlich unsichtbar. Nur die nahe Erhebung eines von ihm nach Norden ausstrahlenden Grates ist als Ritterspitzen 2907 *m* benannt. Erst auf der neuen Freytag'schen Specialkarte der Hochalm-Ankogelgruppe ist der Zauber gebrochen und jener höchste Punkt des Stockes, wo der Grat der Ritterspitzen mit dem vom Reißeck und einem von der Tristenspitze kommenden sich vereinigt, als Zauberernock 2941 *m* eingetragen. Gemsjäger des Radlgrabens sollen — vom Reißeck kommend — die Besteigung versucht, aber nicht seinen höchsten Punkt erreicht haben; von der Göß aus galt er überhaupt für unersteiglich.

Als wir damals von der Trippochsenhütte die Hochalmspitze auf neuem Wege glücklich erreicht hatten, lag uns der Zauberernock, dieser würdige Thronvasall unserer Eiskönigin, allerdings zu Füßen, aber ohne etwas von seiner achtunggebietenden Schönheit verloren zu haben. Darum hatten wir uns versprochen, den geheimnisvollen Riesen vom Zauber der Unbekanntheit zu befreien. Morgen sollte nun dieses Versprechen eingelöst werden. Freund Kohlmayr war heute bereits in aller Frühe von Gmünd weggegangen, da er auf seiner Alm im Gößgraben allerlei zu besorgen hatte, und erwartete uns nun dort.

Bald rasselten wir durch das freundliche Dorf Maltein, an dem zerbröckelnden Schloss Kroneck vorüber, und um 3 Uhr fuhren wir durch das breite Thor des Pflüglhofes. Der Bergwanderer, welcher früher hier eingekehrt und an der allzugroßen Einfachheit des Gasthauses wenig Behagen gefunden hat, wird nunmehr eine wünschenswerte Änderung der Verhältnisse bemerken. Schon äußerlich gibt sich diese kund. Ober dem Thore hängt eine große Tafel mit der Aufschrift: »Touristenheim Pflüglhof«, und die verwitterte Wand erscheint frisch getüncht. Nur die gemalte Sonnenuhr an der Ecke hat der Kalküberzug verschont und mit Recht bildet sie wahrscheinlich noch eine Erinnerung aus jener Zeit, da die edlen Herren von Pflügl allhier saßen, welche dann um die Mitte des 17. Jahrhunderts das ganze stattliche Gut mit vielen Grundstücken an die gräflich Lodron'sche Herrschaft zu Gmünd verkauften. Eine ungeheure Linde beschattet das Gehöft und den gleichfalls gemauerten, sogenannten »Kasten«, wie er in unserer Gegend häufig neben Wohn- und Wirtschaftsgebäude als selbständiger, meist gewölbter, feuersicherer Bau zu sehen ist, in dem Sämereien, Flachs und andere ländliche Schätze aufbewahrt werden. Der Kasten am Pflüglhofe besitzt aber auch ein unteres kellerartiges Gelass, wo die gestrengen Landjunker seinerzeit wohl ihren Wein einlagerten. Dorthin wurde nun die Bierkiste geschoben, nachdem wir sie früher um einige Flaschen leichter gemacht hatten.

Wie das Äußere ist auch das Innere verändert; anstatt der rauchgeschwärzten, ungedielten, höchst trübseligen Räume mit der unverworfenen Holzdecke finden wir freundliche Zimmer mit sauberen Betten und netten Einrichtungsstücken, Bilder an den Wänden, auf den Tischen und Kästen aber Vasen mit Alpenblumen. Das alles und eine hübsche Küche machen nunmehr den Aufenthalt in dem früher verrufenen Pflüglhofe gemüthlich und angenehm.

Während des Aufstieges zum dritten Gößfall und der darauffolgenden Wanderung durch die schöne untere Thalstufe des Gößgrabens bildete die Zukunft des Pflüglhofes unser Gespräch. Nicht nur als Ausgangspunkt für die zahlreichen Bergbesteigungen und Übergänge in dem ausgedehnten Gebiete des landschaftlich so wundersamen Malteinthales, sondern auch als Sommerfrische hat dieses herrlich gelegene Landgut Bedeutung. Es müssten noch einige Zimmer eingerichtet und in den nahen Wäldern zu den verschiedenen Wasserfällen bequeme Promenadewege geschaffen werden, um neben den Fluggästen und Touristen auch Erholungsbedürftigen einen längeren Aufenthalt möglich zu machen.

In einer Stunde hatten wir die untere Kohlmayr- oder Trippalm erreicht. Unsere erste Frage an die Sennerin galt dem Verbleibe des Herrn. »Er is' fort'gang'n«, hieß es, »wahrscheinlich auf d' Ochs'nhütt'n«. Nach einer geraumen

Weile, während wir vergebens auf die Rückkehr unseres Genossen harrten, kam endlich der Kuhhalter, welcher sich besser unterrichtet zeigte. »Ja, der Herr is auf d'obere Hütt'n gang'n, 's Vieh anschaug'n«, sagte er, »und wann die Herr'n keman, so soll i's ihm halt telegraphier'n«. Ich muss ein sehr verwundertes Gesicht gemacht haben. Telegraphieren! Hier auf der einsamen Alm? »Wir leg'n a groaßes Leintuach auf'n Anger und wann's der Herr von ob'n wahrnimmt, so woaß er, dass Ös da seid's, und geht von der Ochs'nhütt'n glei 'nunter zur Tomanbauerhütt'n und kimmt nachher dort mit Enk' z'amm.«

Die Kohlmayrochsenhütte liegt an der linken Thalseite gerade ober der Tomanbauerhütte. Während wir zur letzteren einen noch nahezu zweistündigen Aufstieg vor uns hatten, konnte Kohlmayr zu derselben von seiner höher gelegenen Hütte aus in einer halben Stunde herabbummeln. Wir brachen um ³/₄6 Uhr wieder auf. Lange führt der Weg durch üppigen Wald fast eben dahin zwischen riesenhaften Farnen, uralten Buchen, Ulmen, Ahornen, Birken und anderen Laubbäumen, an denen der Kessel des windgeschützten Gößgrabens reicher ist als alle übrigen Theile des Gmünder Gebietes zusammengenommen. Dann kommt aber das Ende der unteren Thalstufe, die mit senkrechten Wänden abgeschlossen erscheint. Links gewinnt der Steig in Windungen längs eines alten Bergsturzes langsam die Höhe, rechts tost in einen Felsenschlund der merkwürdige Zwillingsfall nieder, wo der mächtige Hauptbach aus dunkler Höhle in weitem Bogen garbenschleudernd hervorschießt, knapp daneben, jedoch über eine ungeheure glatte Mauer, der Plattenbrandbach herabwallt und sich während des Sturzes mit seinem Nachbar vereint. Der Grund des gewaltigen Trichters ist nicht sichtbar und so verschwinden die weißschäumenden lärmenden Fluten in gleichsam bodenloser Tiefe.

Von der erreichten Höhe des zweiten Thalbodens blickten wir zurück. Weit draußen im Malteinthale glitzerte an dem massigen Abhange des Faschanernocks der Fallbach als weißer Streifen und unter uns lag der vordere Gößgraben, durchzogen vom vielgewundenen Bache. Deutlich sahen wir nun auch das optische Signal in der Kohlmayralm.

Bis hieher hatte sich das Wetter gehalten, nun fieng es zu tröpfeln an und schließlich wurde aus dem Zwillings- ein Drillingsfall. Einen höchst ausgiebigen nassen Schleier wob der böse Regen über alles: Felsen, Bäume und Wanderer. »Schon wieder ein Wasserfall und obendrein noch in dieser Nässe«, brummte Stützl, als wir zum schönen Sturze des Birkhofenbaches kamen. Uns feuchten Menschenkindern trieb ein höchst überflüssiger Luftzug den heftigen Sprühregen des Falles ins Antlitz. Oben, wo der Hang jäh zur Wand abbricht und der Bach sich wohl oder übel zum Sprunge in die Tiefe entschließen muss, dort zogen flatternde Nebel und verdeckten den Beginn des Sturzes, so dass der stäubende Strom geradewegs aus den Wolken zu kommen schien. Wehmuthsvoll gedachte ich meines wasserdichten Wettermantels, den ich vorsorglich daheim gelassen hatte. Wir beschleunigten unsere Schritte und standen um halb 8 Uhr in der oberen Tomanbauerhütte 1604 *m*.

Noch nicht lange ist es her, dass ich in einem Anfalle von Übermuth und Langeweile eine höchst merkwürdige, aber sicher nicht unzweckmäßige Specialkarte des Gmünder Gebietes anfertigen wollte, eine Karte, wie sie wohl noch

kein Theil der Alpen aufzuweisen haben dürfte. Ich wollte einfach alle jene Almhütten, wo sich eine hübsche Sennerin befindet, blau, jene, wo nicht nur Sennerin, sondern auch die Hütte selbst sauber ist, roth, und nur die, wo weder das eine noch das andere der Fall, in höchst sinnreicher, beredter Weise schwarz anstreichen. Warum das schöne Werk nicht gelang? Weil mein Topf mit der schwarzen Farbe früher leer wurde, ehe ich die Hälfte der Karte fertig hatte!

Die Tomanbauerhütte verdient nur ein blaues Zeichen: Die Sennerin ist ein junges, sauberes Ding, aber auf Reinlichkeit in ihrer Hütte scheint sie nicht viel zu geben. Trotzdem verzehrten wir hier unser einfaches Abendmahl in bester Laune, unter Scherzen und Gelächter; unbekümmert um die böse Witterung saßen wir dann noch eine Weile beisammen, bis Kohlmayr endlich angelangt war. Dann entfaltete ich meine Laterne und wir begaben uns in das Schlafzimmer. Dasselbe lag in einem besonderen Gebäude des Alpenhotels, nur war das Trottoir, welches hinüberführte, etwas mangelhaft, die Steine lagen



Maltein mit Schloss Kroneck.

allzuweit von einander entfernt, und wenn man nicht hie und da einen tüchtigen Sprung in die ungewisse Dämmerung hinein wagte, versank man sofort in einen weichen, unbeschreiblichen, unsichtbaren und darum doppelt unangenehmen Morast. Der Stall selbst war jedoch sehr sauber. Ein älterer Halter war mitgegangen und legte uns große Mengen duftenden Heues auf dem rein ausgefegten Boden zurecht.

Sobald es am andern Morgen lichter wurde, hörte der Regen auf, und als wir hinausblickten, grüßte uns zur höchsten Überraschung blauer Himmel, der stellenweise durch die Lücken einer dünnen Nebelschichte sah. Auch diese zerfloss immer mehr, bald zeigten sich die Berge des Thalschlusses in das blendende Weiß frisch gefallenen Schnees gehüllt und hoben sich prächtig vom Azur des Firmamentes ab.

Unsere anfänglichen Zweifel an der Ausführbarkeit der Besteigung zerflossen mit den schwindenden Nebeln, rasch wurde gefrühstückt und um $^3/_4$6 Uhr aufgebrochen. Gleich von der Hütte weg begann unsere pfadfinderische Thätigkeit, denn keiner der Halter hatte eine Ahnung davon, wo eigentlich der Zauberer-

nock liegen könne. Wir überschritten auf schmalem Steglein nicht weit ober der Hütte den Schönangerbach, den letzten größeren Zufluss, welchen die Göß von rechts erhält, und verfolgten ziemlich lange einen schmalen Viehsteig, den wir aber, als er uns allzu eben und zu weit links fortführte, wieder verließen, und stiegen dann durch Gestrüpp und spärlichen Wald, später durch eine theils steinige, theils mit hohem Gras bewachsene breite Runse in genau südlicher Richtung gerade auf. Bald lag die Waldgrenze 1900 *m* hinter uns. Wir befanden uns nun auf dem (orographisch) linken Hange der sogenannten Schwalbenhöhe,[1]) des Scheiderückens zwischen Tomanbauer- und Sameralm.

Drüben, zu unserer Rechten zeigte sich nun der Schönangersee, ein grünes, stilles Wasser, eingebettet zwischen spärlichem Almboden und ausgedehnten



Zauberernock, vom Hohen Gößkar aus gesehen.

Geröllhalden, die der lieblichen See-Idylle im Laufe der Zeit durch Verschütten wohl ein Ende bereiten werden. Schon jetzt ist größtentheils der »schöne Anger« des Ufers, der einst dem See seinen Namen gab, verschwunden. Das traurig-ernste Gewässer ist ohnehin nur mehr der geringe Überrest eines weit größeren Sees, der ehemals die Mulde der Thalterrasse füllte. Das Wasser der atmosphärischen Luft, Schnee und Regen, sowie das von ihnen gebildete Eis nagen an den stolzen Felsen ringsum, die Wände verwittern, zerbröckeln und rächen ihren Sturz an der unschuldigen Flut, indem sie aus dem spiegelnden Becken des Bergsees das flüssige Element verdrängen und sich an seine Stelle setzen ...

Endlich begann auch auf unserem Pfade das Geröll über den Rasen zu siegen, anfangs gieng es über ältere Platten und Blöcke weiter, später jedoch

[1]) Alle Angaben beziehen sich auf Freytags Specialkarte des Hochalm-Ankogelgebietes.

kam ein loses Trümmerwerk, welches so aussah, als hätten erst gestern die überall herabrauschenden Gletscherbäche es hier abgelagert und sich tief eingerissene Bette durch das wüste Chaos gegraben. Es war bereits die Moräne, welche wir beschritten, eine mühsame, unerquickliche Wanderung, wobei noch der Neuschnee die Unsicherheit des Trittes auf den kantigen, locker liegenden Bruchstücken erhöhte. Schon zeigten sich eingestreute steile Schneefelder, die wir, da sie gut gangbar waren, gerne benützten, um rascher vorwärts zu kommen.

Um ³/₄8 Uhr standen wir auf dem Gletscher in ungefähr 2500 *m* Höhe. Wir hatten somit in zwei Stunden 900 *m* zurückgelegt und konnten uns wohl eine halbstündige Rast gönnen, während welcher wir Umschau hielten und uns mit dem Seile verbanden. Leider hatte sich das Wetter neuerdings entschieden verschlechtert. Wieder rotteten sich Nebel zusammen, Tristenspitze und Säuleck umzogen sich, aber uns gegenüber im Norden fiel jetzt der Vorhang von der Hochalmspitze. Unter dem Trippgletscher zog eine schwere Wolkenbank, und so schien es, als ob die majestätische Beherrscherin unserer Berge, von flammendem Sonnenroth übergossen, frei in der Luft schwebe. Einen schallenden Gruß sandten wir hinüber, so dass erschreckt unter uns ein Rudel Gemsen aufstob und in flüchtigen Sätzen den Hang hinabeilte.

Wir stiegen nun angeseilt über den Gletscher empor. Rasch gieng es aufwärts, da der Schnee ziemlich hart und von Spalten nichts bemerkbar war. Wir waren wohl überhaupt die ersten Menschen, welche dieses weltentlegene Eisfeld eines fast unbekannten Berges betraten, denn hier oben haben weder Halter und Gemsentreiber, noch Jäger und Wilderer etwas zu thun, besonders wenn sie eine solch heillose Scheu »vor'm Kees« besitzen, wie es bei unseren Einheimischen der Fall ist. Aber fast alle, welche den Übergang über die Mallnitzer Scharte beschreiben, erwähnen den Anblick des Zauberernocks mit einem mächtigen Kees von auffallend blauer Färbung.

In weiterem Verlaufe der Wanderung wurden nun verschiedene Spalten, die wir leicht überschritten, sichtbar, und die Steilheit des Gletschers nahm zu. Schon zeigten sich rechts die Spitzen des Hauptgrates, der von der Tristenspitze 2925 *m* herzieht. Es sind dies der Riekenkopf oder 1. Zwenbergernock 2888 *m*, der 2. Zwenbergernock 2928 *m* und der Schwalbenkopf oder 3. Zwenbergernock 2932 *m*, mit welch beiden Namen übrigens in den Handbüchern auch der Zauberernock oder Zaubererkogel belegt erscheint. Vor uns links zeigte sich der trotzige, zerklüftete Aufbau der Ritterspitzen 2907 *m* rechts von ihnen eine Scharte, zu welcher der Gletscher bis auf den Kamm zieht und an die sich ein felsiger Grat mit mehreren thurmartigen Erhebungen anschließt. Dort, wo dieser Grat mit dem früher erwähnten Hauptgrat zusammenstößt, muss die höchste Erhebung liegen und dort zieht auch der Gletscher fast bis zur Kammhöhe hinauf. — Welchen Weg sollen wir einschlagen? Wir entschließen uns, in die erstgenannte Scharte aufzusteigen, da unter ihr die gewaltige Randspalte, welche den Gletscher im weiten Halbkreise umzieht, am leichtesten überschreitbar erscheint. Ohne Anstand gelangen wir auch über den breiten Bergschrund und wir klimmen am gefrorenen Schneehange empor, in den Nebel hinein, der über alles seine Tarnkappe stülpt, um nur stellenweise beschränkte Ausblicke zu gestatten. Durch eine solche Lücke hindurch sahen wir plötzlich rechts drüben

den überhängenden Absatz einer Wand, von welchem ein ungeheurer Eiszapfen niederhieng. Eben stahl sich wieder ein bisschen Sonnenschein durch die feuchte Dämmerung des flatternden Nebels, er genügte, um das glashelle Gebilde siebenfärbig erglänzen zu lassen ... Ein Diadem an der Krone des geheimnisvollen Zauberers! Wie ein Phantom entschwand es wieder den Augen. Manche Stufen mussten geschlagen werden, bis wir endlich die Scharte und damit den Verbindungsgrat zwischen Ritterspitzen und Zauberernock erreicht hatten. Unser erstes war es, auf die andere Seite hinabzuspähen. Dies ist immer ein Augenblick, auf den ich mich bei Besteigungen schon lange im voraus freue: nach langer Aufwärtsbewegung auf fast endlösem Hange oder Gletscher endlich einmal die Scheidewand überwunden zu haben und den Blick in das jenseits liegende Thal zu versenken. Diesmal war es ein furchtbarer Abgrund, in den wir sahen. Tief unten ein kleiner Gletscher, weit draußen aber eine in dieser Steinwüste gar freundlich anzusehende grüne, ebene Thalstufe, die Ritteralm.

Zur Rechten erhob sich der nach Süden ziehende Grat, welchen wir auch nach kurzer Rast in Angriff nahmen. Es war eine sehr anregende, aber bei dem Neuschnee doppelte Vorsicht erheischende Kletterei. Es galt mehrere Thürme mit glatten, grifflosen Wänden auf einer Seite zu besteigen, um auf der anderen ebenso schwierig wieder hinab in eine Scharte zu gelangen; die beiderseits heraufgähnende Tiefe, in welche der Grat mit ungangbaren Steilwänden abfiel, zwang uns, diesen Weg einzuhalten. Dabei wurde der Kamm oft zu einer wirklichen Schneide, von den abenteuerlichsten Zacken gekrönt, um welche herum die Wolken ihr lautloses Spiel trieben und die Hindernisse bald neckisch verhüllten, bald dieselben wieder in scheinbarer Uneinnehmbarkeit erschreckend nahe herantreten ließen. Hie und da blickten wir in sehr steile, eis- und geröllerfüllte Kamine hinab, in die mit großem Poltern das Gestein stürzte, das unser Fuß lockerte. Oft waren wir gezwungen, so manchen der wackelnden Blöcke zu beseitigen. An einigen tieferen Stellen des Grates war unter dem Schnee Blankeis vorhanden und erforderte Stufenarbeit. Drei größere und eine Anzahl kleinerer Thürme hatten wir bereits überklettert, als wir plötzlich wieder vor einem Thurme standen. Ein gerades Hinaufkommen erscheint unmöglich, jedoch an der linken Seite können wir uns vorbeidrücken. Noch ein paar Bewegungen und ein Juhuschrei der Vorankletternden sagt uns, dass wir uns bereits bei dem eigentlichen Gipfel befinden. Denn wieder blicken wir in ein neues Thal hinab: es ist der oberste Rickengraben mit einem großen, träumerischen Wasser inmitten düsterer Felswände, dem sogenannten Hochalmsee. Hier also ist der Punkt, wo sich die Grate vereinen, vorwärts denn! Nur wenige Minuten nicht allzuschwieriger Kletterei rechts hinauf und wir stehen um 1/412 Uhr oben. Die Besteigung hatte somit von der Hütte weg einschließlich der Rasten, welche ungefähr eine Stunde beansprucht haben dürften, 5 1/2 Stunden gedauert.

Der Gipfel ist so klein, dass wir vier nur mit Mühe Platz finden, ein wirklicher Aussichtsthurm mit einer Plattform, die ein großer, glatter Stein bildet. Nur ist die Treppe herauf etwas mangelhaft und die Aussicht fehlte uns fast gänzlich. Außer den obersten Mulden der hier beginnenden Hochthäler und einigen Möllthaler Bergen war sonst nichts sichtbar als wallender Nebel. Schon lange vorher war auch wieder die Hochalmspitze verschwunden. Hier und dort

drang ein Sonnenstrahl durch das Wogen und Brauen der Dünste und wurde von uns freudig begrüßt; das Klettern in den überschneiten Felsen hatte trotz dicker Fäustlinge unsere Hände erstarren gemacht. — Die Spitze zeigte keinerlei Spur einer Entweihung durch menschliche Anwesenheit, damit dies aber in Zukunft nicht mehr der Fall sei, begannen wir einen Steinmann zu bauen.

Mayr war während des Baues wieder hinabgestiegen und längere Zeit hindurch sahen und hörten wir nichts von ihm. Plötzlich ertönte seine Stimme: »Der Thurm da drüben ist höher!« Und er hatte recht. »Da drüben«, d. h. in dem zum Reißeck ziehenden Grat, ragte nicht weit von uns ein Felsungethüm, welches ringsum senkrecht abfällt, sich wohl zwei Stockwerke hoch



Zauberernock, Hochalmspitze und Ankogel, vom Reißeck gesehen.

über den Grat erhebt und seiner Gestalt nach eher in die Dolomiten, als in unser Urgebirge zu passen scheint, empor, das unserem Standpunkte allem Anscheine nach an Höhe ziemlich überlegen war.

Wir nehmen rasch einen tüchtigen Imbiss ein, denn Mayr war wieder heraufgekommen und hatte gesagt, er wäre um den Thurm »da drüben« herumgegangen, man könne wohl und müsse übrigens auch hinauf. Nach halbstündiger Rast packten wir wieder zusammen. Unser Plan war, längs des Grates zum Großen Reißeck zu gehen und über das Kleine Reißeck zur Treska-Alm in den Gößgraben abzusteigen.

Als wir zum erwähnten Thurm kamen, zeigte es sich, dass Kohlmayr und Stützl die Lust verloren hatten, an diesem Abstecher mitzuthun, ich seilte mich daher mit Mayr an, während die beiden anderen vom Grate aus unser Unternehmen beobachteten. Wie eine uneinnehmbare Veste steht der gewaltige Stein-

klotz vor uns. Von vorne und rechts (südlich) erscheint es wohl unmöglich, einen Anstieg durchzuführen. Mayr behauptet aber, »hinten« gehe es. Wir betreten daher die linke (nördliche) Seite des Thurmes, wo eine ziemlich schwierige plattige Wand mit winzigen Tritten den Einstieg in einen engen Kamin vermittelt. Wir beginnen in dem Kamine, der kerzengerade vor uns die Wand hinaufzieht, emporzusteigen. Mayr klettert voraus. Es geht sehr schwierig, aber trotzdem vorwärts. An einer Stelle muss ich fast zehn Minuten unter einer vorspringenden Platte zusammengeduckt warten, bis mein Genosse die losen Steine ober mir beseitigt hat. Eine einzige Bewegung des Seiles könnte diesen lauernden Geröllhagel entfesseln. Es ist beruhigend, zu wissen, dass die Geschütze, mit denen der Zauberer seine Veste vertheidigt, von sorglicher Freundeshand entladen werden. In weitem Bogen, wie wirkliche Geschosse, sausen die Trümmer in die Tiefe. »Bahn frei!« tönt's oben, und aufathmend schwinge ich mich empor. In meinem Rücken ist's nass und kalt geworden; einer der vielen kleinen Eiszapfen, die an den Felsen hängen, ist mir heimlich zwischen Rock und Leib gerutscht. Meine Hände sind infolge der Kälte steif und gefühllos geworden. Welcher Hohn, in einem »Kamine« beinahe »erfrieren« zu müssen! Aber er nimmt ein Ende, alle die schwierigen Stellen werden — wenn auch langsam — überwunden und wir sind um ³/₄1 Uhr oben, begrüßt von den Rufen unserer Genossen, die uns endlich auf der Spitze auftauchen sehen. Von hier sieht die Spitze, auf welcher sich unser Steinmann befindet, fast gleich hoch aus, wir sind ihr wohl nur um zwei oder drei Meter überlegen. Der Gipfel besitzt gleichfalls eine schöne Plattform, die nach allen Seiten wie abgeschnitten zur Tiefe fällt. Aus den wenigen vorhandenen Steinen erbauten wir ein Zeichen und legten unsere Karte hinein. Mit meinen gefrorenen Fingern war ich kaum im Stande, die Angaben über die erste Besteigung dieser trotzigen Zinne niederzukritzeln. Sofort wurde dann wieder der Abstieg angetreten, aber auf der entgegengesetzten Seite, die ebenfalls große Schwierigkeiten bot, worauf wir uns schließlich über den letzten senkrechten Wandabsturz abseilten. Froh empfiengen uns unten die wartenden Freunde und hielten uns ihre Uhren unter die Nase. Der »kleine Abstecher« hatte eine volle Stunde Zeit erfordert.

Rasch gieng es nun weiter längs des Grates, aber der Neuschnee erschwerte beträchtlich das Fortkommen, gar ferne lag noch der Riesenbau des Reißecks und neue Nebelmassen tauchten aus dem Rickengraben auf. Dies und der vorgerückte Nachmittag bewogen uns, den ursprünglichen Plan aufzugeben und — wenn auch nur ungern — um ¹/₂3 Uhr unterhalb des unbenannten Gipfels 2934 *m* abzusteigen.

Zu unserer Rechten zeigte sich der sehr steile Gletscher, welcher zum Großen Reißeck und der westlich davon gelegenen tiefen Scharte hinaufzieht. Wir fanden keine außergewöhnlichen Schwierigkeiten vor. Leichte Wände wechselten mit lockerem Gerölle, später kamen wir auf lange Schneefelder, über welche die ganze Karawane fröhlich abfuhr. Der vom Zauberernock kommende Bach, den wir dann verfolgten, ergießt sich durch eine wilde Klamm in den Ritteralmbach, und dort, in den Felsen des linken Ufers, der sogenannten Mahdwand, fanden wir viel Edelweiß. Das letzte Stück der Edelweißklamm ist ein ausgewaschener, unzugänglicher Schlund zwischen senkrechten Wänden, und wir

14



Fallbach.



Touristenheim Pflüglhof.

schlugen uns daher links über die Höhe durch schauerliches Gestrüppe hinaus, um endlich den Thalboden zu erreichen. Von hier gieng es tischeben zur Ritteralmochsenhütte des Mentebauern 1834 *m*. Da wir in der Klamm viel Zeit vertändelt hatten, kamen wir erst um 5 Uhr an. Wir machten den Halter um etliche Näpfe Geißmilch ärmer und lagerten uns plaudernd vor der Hütte.

Die Alm macht hier einen großartigen Eindruck: ein bescheidener grüner Boden, ringsum eingeengt von Geröllströmen, welche die zackigen Wände von allen Seiten herabsenden. Ich musste angesichts dieses erhabenen Bildes unwillkürlich an den halbverschütteten Schönanger-See denken. Es ist verlorener Boden, auf dem wir stehen. Noch vor zwanzig Jahren — so erzählte uns der Halter — sei die Weidefläche um ein gutes Stück größer gewesen, aber von Jahr zu Jahr nehme das Geschröff überhand. Wo heute kaum mehr Ziegen und Schafe ihre nothdürftigste Nahrung finden, seien einst die Ochsen gegangen. So erscheint die Sage von den verwunschenen Almen nimmer als bloßes Märlein. Es sind gewaltige Steinarmeen, die langsam, aber unbarmherzig auf diesen grünen Vorposten der Cultur losrücken und davon Besitz ergreifen. Sogar heute, wo keinerlei Aufruhr in den Lüften herrschte, kein Sturm oder Ungewitter an den Bergen rüttelte, klang bald lauter, bald schwächer der Hall niederschmetternder Steinlawinen.

Der Himmel erschien zwar noch immer voll Wolken, aber die Spitzen hatten sich des Nebels entledigt. Wir frugen den Halter um ihre Namen. Für den äußerst kühn gestalteten Zug zu unserer Linken, der bis zum Kleinen Reißeck ansteigt, wusste er keinen Namen, die tiefeingesenkte Scharte rechts (westlich) vom Großen Reißeck, durch welche man in die Rieken gelangt, nannte er Kaltcherbergscharte, welchen Namen übrigens auch eine Scharte des Radlgrabens südlich vom Großen Reißeck führt. Den Punkt 2934 *m* hieß er den »Hohen«, die Ritterspitzen 2907 *m* den »Niederen Zauberernock«, die fünf Spitzen dazwischen — er meinte die von uns überkletterten Thürme — seien aber noch höher, nur käme niemand hinauf. Mit ungläubigem Kopfschütteln nahm er die Nachricht unserer Besteigung hin. »G'leim (nahe) dabei bin i wohl a schon g'wes'n«, sagte er. — Dann nahmen wir Abschied von dem einsamen Hochthale, dieser wirklichen Ritteralm, umgeben von den gewaltigen Burgen, die Frau Natur erbaut

und mit ihren getreuen Rittern, den Berggeistern und Nebelkobolden, bevölkert hat. Oben stand der Halter und blickte uns nach. Dass Touristen zu seiner Hütte kommen, ist eine große Seltenheit, den ganzen Sommer hindurch sieht er kaum ein paar Menschen: Jäger und hie und da jemanden, der aus der unteren Alm heraufkommt, um Nachschau zu halten. Genossen besitzt er heroben keinen, trotzdem lebt er stillvergnügt bei seinem Vieh, mit dem er redet und schilt wie mit unfolgsamen Kindern; er ärgert sich nur darüber, dass — auf der Alm kein Tabak wächst.

In einer Stunde hatten wir längs des sehr schlechten, steilen Steiges die untere Mentebauerhütte erreicht. Ohne Mayr, der die Ritteralm schon einigemale besucht hatte und den Pfad darum gut kannte, hätten wir den ungemein fragwürdigen Weg wahrscheinlich verfehlt. Vom Gößgraben sandten wir noch unseren letzten Gruß zu den fünf Felszähnen hinauf, die nun in voller Reinheit zum abendlichen Himmel aufragten. Wider Erwarten hatte sich das Wetter dennoch rasch und vollkommen geklärt. In einer weiteren Stunde — um $^1/_4$8 Uhr — saßen wir wieder unter der Linde des Pflüglhofs. Während auf den Bergen in der Runde das Abendroth erstrahlte und der schäumende Fallbach farbige Raketen sprühte, ließ Freund Kohlmayr eine Flasche vom Allerbesten kommen und mit hellem Klingen brachten wir ein »Hoch« aus auf den glücklich besiegten Zauberer!

Kölnbreinspitze 2928 *m.*

Einige Tage später — am 7. August 1893 — weilten mein lieber Genosse M. H. Mayr und ich auf einer Anhöhe im hinteren Malteinthale. Wir waren zeitlich morgens von Gmünd aufgebrochen und so kam es, dass wir jetzt, um 4 Uhr nachmittags, unserem heutigen Ziele schon so nahe standen. Dort drüben auf mäßigem Hügel ober dem breiten Thalboden lag die Elendhütte und etwas höher das Jägerhaus neben uralten Zirben und Lärchen, deren spärliches Vorhandensein die Waldgrenze verkündet. Eindringlicher noch lehren dies das überall sich dehnende Krummholz und die üppigen Rhododendronstauden.

Gerade ober den Häusern ragt der breite, dreigipflige Bau des Schwarzhorns 2938 *m* mit seinem schöngefärbten Gletscher empor, ein mächtiger vorgeschobener Eckpfeiler des Ankogels, ein gewaltiger Markstein, welcher das Thal zwingt, sich zu theilen: links zieht es als Groß-, rechts als Kleinelend weiter. Das erste holt sich seine Gewässer aus den Firnen der Hochalmspitze, das andere vom Ankogel. Hier auf der Anhöhe, unweit der Stelle, wo zu unserer Rechten der Kölnbreinbach herabstürzt, bleiben diese beiden höchsten Herrscher des Gebietes dem Auge verborgen. Rechts vom Schwarzhorn jedoch zeigt sich das in der Sonne blinkende Tischlerspitzkees und darüber der Tischlerkarkopf 3004 *m*, ein düsterer, viereckiger Felskoloss, der soeben seinen ungeheuren Schatten über das glänzende Eisfeld wirft, eine ragende Denksäule der Natur, wie von verglimmenden Siegesfeuern beleuchtet. Es versprach der kommende Tag ein ebensolcher Sieg der Sonne über alle Wettertücke zu werden wie der heutige.

Welch schöne Wanderung lag hinter uns! Immer entgegen dem Laufe des Bergstromes, der bei Gmünd sich mächtig der schüchternen Liser zuwälzt und dessen Stärke den Fremdling irre macht daran, dass letztere als Haupt-, der

stärkere Genosse jedoch als Nebenbach gilt. Heute haben wir all sein Kämpfen und Ringen, sein Stürzen und Tosen aufs neue miterlebt; wir sahen seine Getreuen, die vielen Seitenbäche, welche voll Eifer zu ihrem Gebieter eilen, meistens mit solcher tollen Hast, dass sie als rauschende Wasserfälle an der Wand zerstäuben und dadurch noch einmal, vor dem Ende im Schwalle der Allgemeinheit, ihre selbständige, ureigene Kraft und Schönheit zeigen, so dass die Maltein, der einende Hauptstrom, selbst nicht zurückstehen will und gar oft mit lärmendem Donner von den plötzlich abbrechenden Thalstufen niederprasselt.

Unterhalb der Anhöhe, auf welcher wir standen, zeigte sich ein zerfallener Bau, die »Brennhütte«. Zur Zeit, als die ersten Touristen ins »Elend« kamen, um nach Gastein, Mallnitz oder Hüttschlag zu wandern, wurde in dieser Hütte übernachtet. Einige Ankogelbesteiger der Sechzigerjahre rühmen die gastliche Aufnahme und das gute — Gemsfleisch daselbst. Heute ist das Innere der Stube und die große Küche ein wirres Trümmerwerk, der nächste Windstoß bläst vielleicht das schiefe Gerümpel über den Haufen, und da ringsum drohende Pfosten und Balken recht ungastlich niederhängen, betritt niemand mehr den verlassenen Raum.

Von der Brennhütte ab senkt sich der Steig, wir wandern über wunderschönes glattes Pflaster, wie es jeder Großstadt zur Ehre gereichen würde. Die gewaltigen Steinmetze der Eiszeit, die Gletscher, haben hier gemeißelt, gehobelt und geschliffen, wie in den anderen Alpengegenden, nur haben sich diese Spuren ihrer Thätigkeit wohl kaum irgendwo in größerer Fülle erhalten, als im Malteinthale. Nach den Gletscherschliffen beginnt wieder einer der vielen Sümpfe, an denen dieses Stück Erde ebenfalls leider ziemlich reich ist. Bedauerlich erscheint es, dass die Unterkunftshütte 1728 *m* eben in diesem grundlosen Moraste, statt auf einer trockenen Felsplatte steht. Ihr schlimmer Ruf hält die Besucher des »Elends« ab, hier einzukehren, sie nächtigen, wenn möglich, oben in dem Jagdhause. Wir machten es uns jedoch in der feuchten Hütte recht bequem, so gut es eben gieng.

Es ist doch eine schöne Sache, wenn man viel Zeit zur Verfügung hat. Mit welcher Sorgfalt, ich möchte es fast Andacht nennen, lässt sich das Abendmahl bereiten und das Lager herrichten! Beides gerieth in prächtiger Weise, letzteres deshalb so gut und weich, weil wir fast alle vorhandenen Matratzen, Kotzen und Leintücher übereinander thürmten.

Nun schimmerte es brennend roth beim Fenster herein. Wir eilten hinaus. Die Sonne war schon untergegangen, aber ihr Abglanz war oben auf den Hochgipfeln des Kölnbreinthales erwacht. Erst seit wenigen Jahren sind dort die Gletscher auffallend stark zurückgegangen und haben große Flächen weißen Gerölles hinterlassen, welche sich vom Schnee kaum unterscheiden. Wie von Kalk erfüllt sieht diese Urgebirgsmulde aus. Jetzt liegt Purpurschein darüber, und gebannt hängt der Blick an dem zauberhaften Bilde, es ist so schön und herrlich, dass ich wünsche, es möge nie entschwinden ... In Glut gebadet zeigt sich unser morgiges Ziel, die Kölnbreinspitze 2928 *m* und rechts davon der schöne Gipfel des Peterecks 2887 *m*. Als kaum bemerkbares Zipfelchen guckt daneben — fast verdeckt durch die Hänge des Lausnocks 2514 *m* — der Hafner 3061 *m* hervor. In der Tiefe des Thales selbst lag schon graue Dämmerung.

Geisterhaft leuchteten aus waldigem Dunkel die beiden Wasserfälle, mit denen der Kölnbreinbach auf den Boden des Malteinthales niederstürzt. Auf den Höhen erlosch plötzlich das Feuer. Die gleichen Berge, welche früher so lebensvoll, freundlich gelockt und gelächelt, blickten nun starr, bleich und unnahbar. Wir giengen zeitlich zur Ruhe und schliefen köstlich bis gegen 4 Uhr morgens. Ringsum war der Himmel vollkommen klar, nur im Thalschlusse des Kölnbreins hiengen Nebel herab. Etwas verstimmt darüber brachen wir um 5 Uhr auf.

Um in das Kölnbrein zu gelangen, mussten wir den Weg, welchen wir gestern gekommen, wieder ein beträchtliches Stück zurückwandern. Am einfachsten wäre es gewesen, zur Brennhütte zu gehen und von dort längs des Baches einen Aufstieg in das Thal zu suchen. Aber wir hatten gestern bei der Hütte Umschau gehalten und keinerlei Beginn eines Steiges entdeckt. Darum wollten wir den Umweg dahin ersparen, verließen etwa in der Mitte zwischen Elend- und Brennhütte den markierten Steig und begannen in nordöstlicher Richtung emporzuklimmen.

Gleich einer Vorrede in unbeholfenster Prosa zu Beginn eines schwungvollen Gedichtes muthet mich am Anfange einer Bergbesteigung ein solcher steiler Hang an, wenn er mit widerspenstigem Krummholz und verworrenen Rhododendronbüschen bewachsen und besät ist mit Geröllträmmern, deren Klüfte sich tückisch unter hohem, üppigem Gras verstecken, das — vollgesogen mit reichlichem Morgenthau — Schuhwerk und Stutzen ausgiebig durchnässt. Die nüchterne Einleitung eines Buches kann man überblättern und sich sofort dem eigentlichen Inhalte zuwenden; um aber der Genüsse der Hochregionen theilhaftig zu werden, muss man nothgedrungen die eintönigen, weniger Genuss, als vielmehr Plage bietenden Anfangsstufen mit in den Kauf nehmen.

Das »Vorwort« wurde indes allmählich unterhaltender. Im Westen konnten wir bereits die ernste Tischlerspitze begrüßen und neben dem Schwarzhorn tauchte glänzend der Ankogel empor. Nach zwei Stunden standen wir inmitten steiler Felswände, an denen breite, grasbewachsene Gesimse hinliefen. Zu unserer Rechten lag die Tiefe des Kölnbreinthales. Der Schilderer der Niederen Tauern, Hans Wödl, vermuthet mit Unrecht (Zeitschrift 1890, S. 301), dass der Name vielleicht richtiger »Kohlenbrennthal« lauten soll, und beruft sich auf die am Ausgange des Thales stehende »Brennhütte«. Abgesehen davon, dass die Kohlenerzeugung an der Holzgrenze in einem solchen unwirtlichen, entlegenen Thale keine Vortheile bieten würde und deshalb daselbst wohl auch nie stattfand, beweist eben die Brennhütte das Unhaltbare dieser Erklärung. Nicht Kohlen, sondern Enzianschnaps wurde darinnen gebrannt. Pfarrer Kohlmayr, der gebirgsfreundliche Botaniker zu Maltein, einer der Ersten, die das Malteinthal beschrieben, hat auch die beiden schönen Wasserstürze oberhalb der Hütte »Enzianfälle« genannt. Als die bitteren Wurzeln immer seltener, die Brennsteuern aber höher wurden, stellte man den Betrieb ein. Folglich ist die Frage nach der Herkunft des Namens Köln- oder Kelnbrein noch ungelöst.

In früherer Zeit war das vergessene Hochthal nicht so weltverloren und einsam wie heute, wo nur mehr Schafe und einige Ochsen zur Weide aufgetrieben werden. Noch zu Beginn unseres Jahrhunderts wurde im uralten Goldbergbau am Lausnock hart an der Schneegrenze gearbeitet, bis der vorrückende Gletscher

dem ein Ende bereitete. Das Eis flutete über die Eingänge zu den Stollen und viele Knappen sollen damals, infolge eines gleichzeitigen, außergewöhnlich großen Schneefalles zugrunde gegangen sein. Erst in den letzten Jahren ließ der Firn sein Opfer wieder los und zog sich vom Bergwerke zurück. Nach Aussage eines alten Malteiner Führers laufen die theilweise eingestürzten Gänge anfangs auf lange Strecken nahe dem Tage fast eben im Geröll fort und sind mit mächtigen Steinplatten, durch deren Zwischenräume überall das Licht hereinschimmert, zugedeckt. Wahrscheinlich führte man vor Aufhören der Arbeiten schon seit längerer Zeit den Kampf gegen die drängenden Gletschermassen und suchte auf diese Weise die Stolleneingänge zu schützen. Halter und Jäger haben in dem

Kölnbreinspitze. *Peterech. Lausnock.*



Elendhütte. *Kölnbreinthal*

verlassenen Baue Werkzeuge vorgefunden, Spitzhauen und Meißel von eigenthümlicher Form, wie sie heutzutage nicht mehr geschmiedet werden. Sie wurden vom Roste gereinigt, auf neue Stiele gesteckt und zu den Steigmacherarbeiten im »Elend« verwendet.

In einem der Schächte aber, in dem die Gebeine der verschütteten Knappen modern, wächst ein riesiger Bergkrystall aus dem Boden, eine Klafter lang, zwei Spannen dick — so erzählte mir es einer, der vor vielen Jahren Jäger im »Elend« gewesen. Allerlei böser Spuk treibe um ihn schauriges Unwesen, Dämonen und Kobolde machen den Wanderer irre und suchen ihm den Rückweg aus dem verworrenen Bergesinneren zu wehren. Denn gar schwer sei es, sich darin zurecht zu finden. Nur einmal habe er, der alte Jäger, den märchenhaft schönen

Krystall gesehen und sich den Ort genau gemerkt. Als er aber am nächsten Tage mit einigen Genossen wiedergekehrt sei, um die glitzernde Säule herauszuschaffen, hätten sie die Stelle trotz alles Suchens nimmer finden können . . .

Noch ein anderes, weniger düsteres Geheimnis soll irgendwo im Kölnbrein verborgen sein, und zwar sieben Maßflaschen echten Enzians. Als das Brennen eingestellt wurde, konnten die mit den Geräthschaften der Hütte beladenen Leute die Flaschen nicht mehr unterbringen und der Brenner versteckte diese daher insgeheim in einer kleinen Höhle, welche er mit Steinen verrammelte. Später soll sich keine Gelegenheit zum Abholen des Schatzes ergeben haben, der Eigenthümer starb und niemand weiß nun, wo sich die edle Flüssigkeit befindet.

Wir kamen mittlerweile über die Felswände hinaus, indem wir den erwähnten Gesimsen folgten, sie aber verließen und das nächste höhere Band benützten, sobald sie Miene zeigten, abwärts zu verlaufen oder gar aufzuhören. Als wir in ungefähr 2400 *m* Höhe auf einer trümmerbedeckten Stufe standen, sahen wir, dass wir — um auf die Kölnbreinspitze zu gelangen — viel klüger unten im Thale aufgestiegen wären. Wir hätten den kleinen Umweg zur Brennhütte nicht scheuen und entlang der Enzianfälle in das Kölnbrein gehen sollen, von wo wir zuerst auf ebenem Boden, später über Geröll und den Gletscher in nordöstlicher Richtung am schnellsten unser Ziel erreicht hätten. Unser eingeschlagener Pfad hatte uns jedoch allzuviel links (nördlich) geführt und wir waren daher gezwungen, zu unserer Spitze einen großen Halbkreis durch das mit Geröll und Schnee erfüllte Kar auszuschreiten. Der Nebel hatte jetzt auch vollständig über alle Gipfel in der Runde gesiegt. Nur 30 Schritte noch und wir selbst staken mitten in dem grauen Schwall. In streng nördlicher Richtung gieng's aufwärts; wir hatten — allem Nebelgetriebe zum Trotz — beschlossen, vorerst der Kaltwandspitze einen Besuch abzustatten und so den Umweg bis zur Kölnbreinspitze gehörig auszunützen.

Es wird hier am Platze sein, etwas über die richtige Bezeichnung der Gipfel des Kölnbreins einzufügen. Die Angaben der österreichischen Specialkarte, welche auch Hans Wödl in seinem Aufsatze über die Niederen Tauern anwendet, sind unvollständig und theilweise irrig. An die Arlscharte 2251 *m* schließt sich nordöstlich der Brunnkogel (2431 *m*, in der Specialkarte unbezeichnet, früher auch wohl Arlkopf genannt) an; weiters, durch eine unbenannte Einsattlung getrennt, die Marchkarspitze (2518 *m*, in der Specialkarte Brunnkogel); hierauf rechts die Marchkarscharte (2370 *m*, in der Specialkarte unbenannt, Hans Wödl bezeichnet sie unrichtig als Brunnkarscharte). Von hier folgt in östlicher Richtung der Schneeleitkopf oder Weinschnabel 2750 *m*, nordöstlich eine unbenannte felsige Scharte, eine unbenannte Graterhebung und eine gleichfalls unbenannte, vergletscherte Scharte, welche die Verbindung zwischen dem westlichen Moritzenkees (nördlich) und dem westlichen Kölnbreinkees (südlich) herstellt. Nun kommt ein namenloser Gipfel, der durch einen tiefen Einriss von der südöstlich gelegenen Kaltwandspitze 2817 *m* getrennt ist. Diese wird in der Specialkarte mit Unrecht als Marchkarspitze bezeichnet, da sich doch das Marchkar im innersten Winkel des Schödernthales befindet und dort folgerichtig sowohl einer Spitze, als auch einer Scharte — wie früher erwähnt — den Namen gegeben hat. Der Punkt 2817 *m* fällt jedoch nördlich in das oberste Moritzenthal

ab, welches vom Marchkar durch den am Weinschnabel beginnenden Hauptkamm der Niederen Tauern getrennt ist, und rechtfertigt daher den Namen Marchkarspitze nicht. Der Grat zieht von hier nun weiter — seine südöstliche Richtung beibehaltend — zur Kölnbreinspitze 2928 *m*, in der Specialkarte Bockrücken. Letzterer Name kommt wohl nur dem in genau südlicher Richtung weiter gehenden Verbindungsgrate zu, der sich im Peterrücken (der Specialkarte) neuerdings zu einem Gipfel 2887 *m* aufbaut. Der Name »Rücken« erscheint für eine ausgeprägte Spitze wohl unpassend, wenn sie eine solche hübsche Form besitzt, wie der erwähnte Punkt 2887 *m*, welcher, z. B. von der Elendhütte gesehen, sich als schlanker, den Grat weit überragender Gipfel zeigt. Die Malteiner Führer nennen die Spitze »Peterecken«, so dass man ihr wohl mit Recht den Namen Petereck geben darf. Von ihr sinkt ein Seitengrat westlich zum Lausnock (2514 *m*, in der Specialkarte unbenannt) ab, während der Hauptkamm, vorerst die Einsenkung der Wastlkarscharte bildend, südöstlich zum Hafner 3061 *m* emporsteigt.

Ich muss bemerken, dass uns, als wir im dicksten Nebel das westliche Kölnbreinkees erreicht hatten, der Verlauf des Grates durchaus nicht in der geschilderten Weise klar war. Über den harmlosen Gletscher aufwärtssteigend, gewahrten wir alsbald, da der Nebel stellenweise wieder aufzog, vor uns im Nord die vom Weinschnabel zweitnächste, östlich gelegene Scharte. Von ihr hofften wir leicht über den rechts hinaufführenden Grat weiterzukommen. An seinem scheinbar höchsten Ende gewahrten wir durch den jagenden Nebel ein Vermessungszeichen und vemutheten daher dort die Kaltwandspitze. Wohlgemuth näherten wir uns der Scharte; aber so klein ein Eisfeld auf der Karte erscheint, so unverhältnismäßig lange dauert seine Überschreitung, zumal wenn es immer steiler wird und der hartgefrorene Firn den Pickel zur Thätigkeit herausfordert. Als wir in die Nähe der Steilwände des Weinschnabels und seines östlichen Vorgipfels gekommen waren, zeigte der Gletscher eine merkwürdige Erscheinung: das Eis war dort sehr weit zurückgewichen und wir sahen in eine ungefähr 15 *m* tiefe Schlucht hinab, jenseits von den Felsen, diesseits von der muschelartig ausgehöhlten Eis- und Schneewand gebildet, an der man deutlich, wie Jahresringe an Bäumen, die zugewachsenen Firnschichten als hellere und dunklere, regelmäßig verlaufende Streifen wahrnehmen konnte. Weithin dehnte sich diese Kluft längs der Abstürze, ihr Rand auf unserer Seite war bedeutend über den Gletscher erhöht und stellte wohl nichts anderes als eine Wächte dar. Die Wärme der sonnbestrahlten Felsen und der Wind haben jedenfalls den seltsam anzuschauenden Firncircus in diesem einsamen Winkel erbaut. Um 8 Uhr standen wir in der Scharte, deren schmale Schneide nach Norden in das Moritzenthal abfällt und so die Grenze zwischen Salzburg und Kärnten bildet. Gar leicht und bequem erschien hier die Fortsetzung der Besteigung. Über unschwieriges Geröll erreichten wir bei mäßiger Steilheit in östlicher Richtung nach einer halben Stunde den Ort, wo die Stange, welche wir schon vom Kees aus bemerkt hatten, zwischen Felstrümmern emporragte. Nicht die geringste Fernsicht erquickte das Auge. Verdächtig erschien mir der Umstand, dass von dem ungeheuren Nordabsturze, welchen Hans Wödl in seiner Beschreibung hervorhebt, nichts zu bemerken war. In der genannten Richtung dachte sich der Gipfel ohne Andeutung senkrechter

Wände ab, dagegen verlor sich auf der Südostseite ein sehr zerrissener Absturz in der nebligen Tiefe. Vergebens suchten wir auch nach Aufschreibungen der Besteiger. Es ließ sich vorläufig nichts Besseres thun, als uns zum zweiten Frühstück zu lagern. Plötzlich zerriss der Nebelschleier und mit ihm der Wahn, dem wir uns hingegeben hatten. Dort — im Südost — durch einen tief eingescharteten, zersplitterten Grat mit unserem Gipfel verbunden oder vielmehr von ihm getrennt, erhob sich wohl noch 100 *m* über uns die eigentliche Spitze.

Der Appetit auf unser Frühstück war sofort vergangen, wir packten ein und begiengen, da wir soeben eine Unbesonnenheit hinter uns hatten, rasch eine zweite. Statt den leichten Weg, der uns heraufgeführt, wieder als Abstieg zu benützen, um dann von der vergletscherten Scharte längs der Abstürze unseres Vorgipfels auf der Kärntner Seite über das Kees zum Fuße der eigentlichen Spitze zu gelangen, versuchten wir südöstlich über den jäh abbrechenden Hauptgrat fortzuklimmen. Schwierig gieng's abwärts, aber wir kamen der tiefen Scharte zwischen Vor- und Hauptgipfel merklich näher, bis wir plötzlich ober einer senkrechten Stufe mit unserer Weisheit zu Ende waren. Deutlich sahen wir nun, dass auch die Fortsetzung des Grates auf der gegenüberliegenden emporsteigenden Seite sehr große Schwierigkeiten bieten würde. Rechts jedoch zog sich ein enger, ungemein steiler Kamin auf den westlichen Kölnbreingletscher hinab, und da wir angesichts der unüberwindlich scheinenden Wand den Gedanken, längs des Hauptgrates fortzuklettern, aufgaben, entschlossen wir uns, diese schmale Runse zum Abstiege zu benützen. Wir überließen uns hiebei — natürlich nicht allzu vertrauensvoll und uns mit den Händen bestens stützend — der Wirkung der Schwere und glitten mehr, als wir kletterten, wie wirkliche Schornsteinfeger, den Kamin hinunter. Leider war das große, lockere Geröll der jäh abschießenden Schlucht derselben physikalischen Kraft unterworfen, und um mit den krachenden Ungethümen nicht unliebsame Erfahrungen zu sammeln, hielten wir uns knapp hintereinander. Endlich sind wir unten. Nein, noch nicht ganz. Die bisher zwar schwierige, aber doch ganz brauchbare Runse endet unmittelbar am steilen Gletscherhange mit einer schiefen Platte, wie so manches Ding nach gutem Anfange übel schließt. Ein Stück blankes Eis trennt uns von diesem letzten Absatz unserer baufälligen Treppe. Mehrere Stufen schlagend, waren wir bald am Rande. Mayr setzte sich auf den oberen Beginn der schrägen Wand. Wer hätte es dem eigentlich recht harmlos anzuschauenden Hindernis zugemuthet, dass es der Grabstein war für eine ganze Reihe schöner Hochtouren, die wir uns für heuer vorgenommen hatten!

Das Seil auf dem Rücken fuhr Mayr sitzend die wenigen Meter hinab, es wäre aber nützlicher gewesen, dasselbe an dieser Stelle in Gebrauch zu nehmen. Da die Platte doppelt schief, d. h. links — unvermittelt in den Kees übergehend — ebenfalls und zwar steil abgeschnitten war, musste sich der Rutschende stark rechts auf der mäßiger geneigten Fläche zu behaupten suchen, um nicht links hinausgedrängt zu werden, statt in die sichere Felsenecke zur Rechten zu gelangen. Dabei stieß nun unten mein Genosse mit seinem Knie so heftig an einem spitzen Steine an, dass er sich verletzte. Ein Fluch entfuhr seinem ansonst so schweigsamen Munde, als er die zerrissene Unterhose betrachtete und wahrnahm, wie sie sich blutig färbte. Rasch glitt ich ihm nach, selbstverständlich wartete

meiner ein weniger gefährlicher Empfang durch meinen Freund, der mir hilfsbereit die Hand bot. Wir waren durch das Erlebte so eingeschüchtert, dass wir, anstatt über den von der Felswand sich absenkenden Firnhang flott abzufahren, vorsichtig Stufen schlagend und tretend ihn schief hinunter querten, was ziemlich viel Zeit erforderte, und waren nicht böse darüber, als das Kees wieder ebener wurde und die Wände des Vorgipfels hinter uns lagen. Nun konnte ich die Wunde meines Freundes, die sich leider gerade auf dem Gelenk befand, verbinden. Früher hatten wir noch einmal in den unfreundlichen Kamin hinaufgeguckt, der von hier einen geradezu abschreckenden Anblick bot.

Bald fanden wir rechts einen Einstieg in die morschen Felsen, die uns ohne Schwierigkeiten um 10¼ Uhr den Gipfel erreichen ließen. Diesmal war es wirklich die Kaltwandspitze, die Marchkarspitze der Specialkarte. Tief unter uns lag nordwestlich der Vorgipfel mit seiner Vermessungsstange und im Nordost that sich zu unseren Füßen jener furchtbare Abgrund auf, den wir früher vermisst hatten. 500 *m* stürzt er ohne jede Unterbrechung unter einem Winkel von 70 bis 80 Grad, stellenweise senkrecht, zum zerklüfteten östlichen Moritzenkees[1]) ab. Durch fast 1000 *m* Höhe von uns getrennt, leuchtete der hellgrüne Kawassersee gleich einem Edelsteine herauf, links begrenzt durch eine über 300 *m* hohe Terrasse, von welcher ein Bächlein, an den Wänden zu glitzernden Silberfäden zerstäubend, ihm zueilt. Es ist der Abfluss der Schwarzseen, die auf jener westlichen Stufe liegen; der untere, größere, ein bedeutendes, völlig rundes Becken darstellend, ein dunkles Riesenauge, überragt von den finsteren Brauen des Traunock 2662 *m*, des ersten Gipfels der Niederen Tauern, des Vaters der Mur, die an seiner Nordseite in der Schmalzgrube entspringt. Der zweite kleinere, etwas höhere Schwarzsee ist fast unmittelbar unter der Moritzenscharte 2377 *m*, der Einsattlung zwischen Weinschnabel und Traunock, gelegen.

Die drei wundersamen Bergseen, um deren Anblick es sich allein verlohnen würde, unseren Gipfel zu besteigen, führen treffende Namen. Der Kawasser-, d. h. Kaswassersee[2]) zeigt die eigenthümliche lichte Färbung der ihn speisenden Gletschermilch, während die Schwarzseen vollkommen schwarz erscheinen, so zwar, dass dieses unter uns liegende Hochkar ganz gut mit einem gewaltigen Schreibzeuge verglichen werden könnte. Neben den bis zum Rande gefüllten Tintenfässern ist eine mit Geröll bedeckte Mulde, die von hier den Eindruck macht, als enthielte sie Streusand. Auf dem grünen Tische der Moritzenalm, wo ein duftiger Bogen blassgrünen Briefpapiers — der Kawassersee — liegt, steht das Ganze.

Wir saßen am Fuße eines großen Steinmannes, der unsere Spitze krönte. Als wir die oberste Platte abhoben, entdeckten wir darunter die Karte Hans Wödls, der den Berg zum erstenmale touristisch bestieg. Wir waren somit muthmaßlich die zweiten auf dieser weltverlorenen Zinne. Das Papier war durch die Feuchtigkeit fast ganz unleserlich geworden, wir konnten nur mehr die Worte »Weinschnabel«, »Marchkarspitze« und »schönes Wetter« entziffern, welch letztere Bemerkung uns inmitten des Nebels gar höhnisch erschien. Wir legten unsere

[1]) Hans Wödls Marchkargletscher.

[2]) Kaswasser ist das Wasser, welches bei der Käsebereitung übrig bleibt, somit nichts anderes als Molken, eine weißlich-trübe Flüssigkeit.

Aufschreibung dazu und wickelten beide Karten säuberlich in rothe Wachsleinwand ein, die nun neckisch zwischen den Steinen hervorlugte. Nach dreiviertelstündigem Verweilen brachen wir auf und folgten trotz der bisherigen schlimmen Erfahrungen wieder dem Grate. Mir ist nichts lieber als ein Grat: so lange man auf ihm wandert oder klettert, ist man erhaben über Kare und Thäler, ein Gebieter über zwei durch den Bergwall getrennte Landschaften; erst wenn uns eine senkrecht eingeschnittene Scharte oder ein unüberkletterbarer Thurm zwingt, von der Schneide abzuweichen, sinkt man wieder zu dem winzigen Lebewesen herab, das sich schneckengleich über Geröllhalden und Eisfelder fortschiebt.

Bald mussten wir rechts über einige ziemlich schwierige Wandstufen hinuntersteigen und wieder erwies sich die letzte, als Übergang vom Fels auf das Kees, als die heikelste. Nur der Umstand, dass wir von hoch oben an dieser Stelle Gemsfährten erblickt hatten, die von hier fächerförmig über den Gletscher ausstrahlten, bewog uns, dem Punkte zuzusteuern. Die braven Thiere hatten uns nicht getäuscht; ein schiefes, recht brauchbares Gesimse führte die Wand hinab, um schließlich zwei Meter ober dem Schnee zu enden. Und dort machten wir es, wie es die Gemsen auch vor uns gethan haben mussten: wir sprangen dieses letzte Stück einfach hinab.

In östlicher Richtung weiterschreitend, gelangten wir bald auf Geröll, dessen Beschaffenheit deutlich erkennen ließ, dass es noch vor wenigen Jahren vom Eise bedeckt war. Thatsächlich ist auf der Specialkarte westliches und östliches Kölnbreinkees durch einen längs der Südseite des Hauptgrates sich hinschlängelnden Gletscher verbunden dargestellt.

Bald bot sich uns Gelegenheit, wieder dem geliebten Grate zuzueilen. Ihm größtentheils treu bleibend, nur an einigen Stellen mussten wir nach rechts ausweichen, erreichten wir ohne besondere Schwierigkeiten die Kölnbreinspitze um 12½ Uhr. Wir waren die ersten Touristen, welche den verlassenen Gipfel betraten. Kein Steinmann, keine Holzstange, nichts verrieth, dass hier jemals Menschen geweilt. Zu unserer Freude zog nun überall der Nebel auf und wir genossen eine zwar nicht vollständige Fernsicht, aber einen herrlichen Rundblick auf die nähere Umgebung, was uns genügsame Leute vollauf befriedigte. Dort links steht die Kaltwandspitze, deren ungeheurer Nordabsturz von hier noch mehr zur Geltung kommt, er ist aber etwas verwittert, stellenweise moosbewachsen und sieht daher nicht so unheimlich aus wie die Nordseite des Hafners, welcher im Südost gleich einem Kasten emporstarrt. Glatt, wie abgeschliffen, zieht die gelbliche Wand unter einem Neigungswinkel von über 70° zum Rothgildengletscher und stellt die directe Besteigung dieses Fürsten des Malteinthales von Norden wohl als unmöglich hin. Vom Gipfel des Hafners — eines unserer schönsten Aussichtsberge —, dessen höchster Punkt eine mächtige, über den Absturz etwas hinausragende Steinplatte bildet, ist es ein gruseliges Vergnügen, in die gähnende Tiefe zu blicken. Von dort oben hatte mir das Rothgildenkees am Fuße der Wand immer den Eindruck einer fast ebenen Fläche gemacht und nur die gewaltige Zerklüftung ließ dies als eine Augentäuschung erscheinen. Von unserem heutigen Standorte zeigte sich der Gletscher als das, was er wirklich war: als eine nur um ein Kleines weniger steile Fortsetzung des ungeheuren

Absturzes. Überhaupt ist der gesammte Schluss des Rothgildenthales von seltener Wildheit. Seine öde Hochmulde umgeben im Halbkreise beinahe senkrechte, finster drohende Mauern, über welche — nach Aussage der Jäger — selbst die Gemsen nur an wenigen Stellen hinaufzuklimmen vermögen. Die zwei einzigen Übergänge, welche den Menschen — allerdings nur geübten Bergsteigern — dieses so gut abgeschlossene, prachtvolle Hochthal von unserem Gebiete aus zugänglich machen, sind die Wastlkarscharte nordwestlich und die Rothgildenscharte nordöstlich vom Hafner. Zur ersteren kommt man vom Malteinthale herauf, zur zweiten aus dem Lanisch, dem obersten Liserthale.

Die Kölnbreinspitze (in älteren Karten Haderlingspitze genannt) entsendet nach Norden einen Seitengrat, der unmittelbar zu unseren Füßen jäh abbricht und jenseits einer Scharte sich zu einem sehr kühn gestalteten Thurme aufbaut. Wir hatten während der Gratwanderung letzteren für die höchste Spitze gehalten, sahen jedoch nun zu unserer Befriedigung, dass wir auf unserem Gipfel ihm bedeutend »über« waren. Eine Besteigung dieses zerrissenen Zackens wäre von hier aus wohl nur mit großen und zeitraubenden Schwierigkeiten möglich gewesen. — Der genannte Seitengrat ist der Scheidekamm zwischen Moritzen- und Rothgildenthal, die wir daher beide überblicken. Das Bild der vier Bergseen, welche vor uns in der Tiefe liegen, der untere Schwarz-, der Kawaster-, der obere und untere Rothgilden-See, ist von einziger Schönheit. In dieser Beziehung übertrifft unser Berg den Hafner, obwohl das sonstige Panorama dem des trotzigen Nachbars selbstverständlich sehr ähnlich ist. Die vier ruhigen, schimmernden Spiegel mildern angenehm den Ernst der Landschaft, deren Stille oft vom Gekrache stürzender Steine gestört wird. Behaglich wärmend schien die Sonne und trieb auf den herrlichen Gletschern der gegenüberliegenden Hochalmspitze ihr gleißendes Spiel.

Wir erbauten ein »Manndl«. Die auf einer Karte niedergekritzelten Angaben über unsere Besteigung steckten wir in dasselbe und wanderten frohgemuth nach halbstündigem Aufenthalte weiter, um heute auch noch dem Petereck einen Besuch zu machen und so den Nachmittag zweckmäßig auszufüllen.

Mühelos war der Abstieg — anfangs wieder längs des Grates — zum östlichen Kölnbreinkees und ebenso leicht die Überschreitung desselben, wobei wir neuerdings eine solche Schlucht zwischen Fels und Firn, wie heute morgens am Weinschnabel, bewundern konnten. Nur war sie noch größer. Verglichen wir die Erscheinung in der Frühe mit einem Circus, so musste die jetzige als ein förmliches Amphitheater bezeichnet werden.

Eher als wir gehofft, standen wir an den Wänden des Petereck s. Die schöne Spitze hielt, was sie uns aus der Ferne versprochen, und erforderte eine ziemlich schwierige, aber unterhaltende Kletterei. Unterhaltend nenne ich sie, wenn das Gestein fest ist. Eine Wand mit brüchigen Griffen erklimmen zu müssen, macht mir den Eindruck, als ob jemand turnen wollte, aber auf Geräthen, die fortwährend in Fransen gehen. Nun hier, am Petereck, waren diese Geräthe mit wenigen Ausnahmen in Ordnung und in sehr heiterer Stimmung erreichten wir um 3½ Uhr den Gipfel. Von der Kölnbreinspitze hatten wir den Weg bis hieher auf drei Stunden geschätzt und waren daher erfreut, kaum zweieinhalb dazu benöthigt zu haben. Auch diese Spitze hatte wohl vorher noch

kein Tourist betreten. Wieder bauten wir pflichteifrig einen Steinmann und fanden genug Muße dabei, die Aussicht eingehend zu betrachten. Wir sind hier dem Hafner schon ziemlich nahe, nicht nur sein Nordabsturz, auch die glatt abfallende Westseite mit dem Wastlkargletscher sind in allen ihren Einzelnheiten sichtbar. Unvermittelt, wohl nur dem Adlerfluge zugänglich, strebt auch unser Gipfel mit furchtbaren Wänden vom oberen Rothgildensee empor. Weit draußen am Ende des Thales erblicken wir die Baulichkeiten der Arsengewerkschaft. Nach dem Rothgildenerz, welches dort gefunden und verarbeitet wurde — der Betrieb ist jetzt eingestellt —, hat das Thal seinen Namen. Doch wehe dem Touristen, der es wagen wollte, von der Mur aus in das herrlich lockende Hochthal einzudringen! Er wird vom grimmen Jäger unbarmherzig zurückgewiesen und muss ein anderes Gebiet aufsuchen. Allerdings darf er dann nicht in das daneben gelegene Moritzenthal gehen, weil er dort ebenfalls nicht durchgelassen wird.

Ein solcher, an Naturschönheiten überreicher Fleck Erde wird abgesperrt, damit einzelne in ihrem Jagdvergnügen ungestört sind! Sogar die Almen löst man ab, die Hütten verfallen und die Weide bleibt unbenützt. Es bedeutet dies den langsamen, aber sicheren Untergang des Bauernstandes und ein Zurückschreiten der Culturgrenze. Denn ein Bauer ohne Alm ist wie ein Wirt ohne Keller, Gewinn und Wohlhabenheit nimmt ab mit der Vernachlässigung der ertragreichen Viehzucht; der Fremdenverkehr, welcher vielen Personen Ersatz dafür bringen könnte, wird durch Wegverbote abgeschreckt, und von den Jagdgästen, die alljährlich auf kurze Zeit kommen, vermögen nur wenige zu leben. Die Bauern gehen zugrunde, oder sie wandern aus. Die Alpen sind doch so groß, dass alle drei: Jagd, Viehzucht und Touristik friedlich nebeneinander bestehen können, wenn etwas guter Wille und gegenseitige Zuvorkommenheit vorhanden wäre.

Indessen war das Wetter immer besser geworden. Rein strebte drüben die mächtige Hochalm-Ankogelgruppe zum blauen Himmel und wir wurden nicht satt, uns in die Einzelheiten unseres Lieblingsgebietes zu versenken. Um 4 Uhr nahmen wir Abschied von oben. Wir folgten lange dem Grate zum Lausnock, schließlich stiegen wir rechts ab, als wir dem verlockend sanft geneigten Gletscher nahe kamen und mit Windeseile fuhren wir hinunter. Später gestatteten uns noch einige lange Schneefelder, diese angenehme Art der Abwärtsbewegung fortzusetzen. Mayr äußerte sogar den Wunsch, bis zur Unterkunftshütte in gleicher Weise weiterzugleiten. Kaum hatte er es gesagt, als der Schnee ein Ende und die langweiligen Geröllhalden wieder ihren Anfang nahmen. Sie führten uns schließlich in die grüne, obere Thalstufe des Kölnbreins. Von allen Seiten rieseln über gewaltige, glatte Platten die Abflüsse des Gletschers nieder und sammeln sich zu einem sehr stattlichen Bache. Irgend ein Halter hat dort, wo sich der ebene Boden wieder absenkt, einen Baumstamm über das glucksende, ziemlich tiefe Gewässer gelegt, und mit einem Segenswunsch für den Wackeren benützten wir diese einfache Brücke, denn weit und breit hätte kein Stein einen halbwegs trockenen Übergang vermittelt. Ein sehr undeutlicher Pfad führte über den Rücken rechts von den Wasserfällen oben hinaus und verlor sich wieder, d. h. wir verloren ihn. Zu den Latschen gesellte sich sumpfiger Grund und tückische Löcher zwischen verwachsenem Geröll, zwei Dinge, die geeignet sind, das sanfteste Gemüth aus dem Gleichgewichte zu bringen. So, wie wir

morgens ausgezogen waren — auf Gerathewohl zur Höhe steigend —, kehrten wir auch zurück, indem wir durch dick und dünn dem markierten Wege zustrebten. In zwei Stunden von der Spitze des Peterecks, um 6 Uhr waren wir wieder in der Elendhütte und konnten mit Befriedigung zur Kölnbreinspitze zurückblicken, deren starre Züge heute jedoch kein Alpenglühen verklärte, trotzdem der Himmel sich fast gänzlich ausgeheitert hatte.

Der heutige Tag hätte den Beginn zu einer größeren Reihe von Touren bilden sollen, allein schlechtes Wetter und Mayr's Kniewunde bereiteten ein rasches Ende, und so wanderten wir am nächsten Morgen wieder thalaus.

In der Elendhütte hatten wir erfahren, dass der Halter Mitzi (Domitian) seit dem Vortage vermisst werde. Sein Genosse vermuthete ein Unglück und hatte sich frühmorgens auf die Suche nach ihm begeben.

Durch die Öde, das Heulen des Windes und das Getöse des Baches übertönend, klang jetzt ein lautes Jauchzen. Nur trübe und matt antwortete das Echo, fast besiegt vom Sturm. Der Fremdling würde sich gewundert haben über den frohen Ruf inmitten der traurigen Wildnis. Wir wissen jedoch, dass dort im Nebel die Leute sind, welche den Halter suchen und, da nirgends eine Antwort erschallt, immer wieder aufs neue, bald näher, bald ferner ihre Stimmen erheben. Plötzlich aber wird es stille, der letzte Schrei verweht und keiner folgt ihm mehr. Wahrscheinlich haben sie ihn jetzt gefunden.

Da der Arme bereits die ganze Nacht hindurch kein Zeichen von sich gegeben hat, ist es zweifellos, dass er sehr schwer verletzt oder vielleicht schon todt irgendwo in den Felsen liegt. Wir beflügeln unsere Schritte und sind bald dort, wo sich zu unserer Rechten jenseits der Katarakte des Kleinelendbaches der Reckenbichl als östlichster Ausläufer des Schwarzhorns, links ober einer sehr steilen Bergwiese senkrechte Wände erheben, die sogenannte »Platschleit'n«. Im Krummholz am Wege steht der zweite Halter der Sameralm, der Gefährte des Verschwundenen, mit dem Jäger des Elends. Sie schneiden Äste ab.

»Habt ihr ihn gefunden?« Sie nicken und deuten stumm zur Wand hinauf.

»Ist er todt?« Wieder neigen sie den Kopf bejahend und arbeiten an den Latschen herum, wie um ihre Ergriffenheit zu verbergen.

»Wir müssen ihn zudecken«, sagt der Jäger, »bis die Leute kommen und ihn nach Maltein tragen«.

Trotz der bestimmten Aussage der beiden lebt eine schwache Hoffnung in uns, vielleicht ist noch nicht alles Leben aus ihm gewichen und irgend eine Linderung oder Hilfe möglich? Rasch steigen wir die Wiese hinan, aber es ist ein mühseliges Stück Arbeit, dieser weit aufwärts sich dehnende Steilhang, mit hohem schlüpfrigen Gras und verworrenem Rhododendron bewachsen, unter dem sich glatte Steine verbergen. Endlich haben wir den Fuß der Wand erreicht. Nun sehen wir, dass sich die Männer auf dem Steige unten ebenfalls in Bewegung gesetzt haben. Langsam steigt jeder mit einer Last Zweige herauf. Sie wenden sich der rechten Seite der Felsenmauer zu und wir eilen dorthin.

Welches Bild! Auf einem Steine, inmitten der Wiese, wohl zwanzig Schritte unter der Stelle, wo die Wand lothrecht vom schiefen Hange emporstrebt, liegt eine Gestalt. Ein Blick zeigt uns, dass hier jede Hilfe vergebens . . . Nimmer in meinem Leben werde ich den Todten am Fuße der grauen Felsen vergessen.

Seine Hände sind krampfhaft geballt, sie wollten sich im Beginne oder während des Sturzes vergeblich irgendwo anklammern...

Wie man uns später erzählte, hatte der Halter auf der Arlhöhe nach den Schafen gesehen und wollte wahrscheinlich gestern nachmittags ober der Wand schief herab zu den Ochsen gehen. Dabei musste er sich, um den Weg zu kürzen, allzu knapp am Rande des Absturzes bewegt haben. Dort hatte unter einem Tritte der Rasen, welcher nur locker auf dem plattigen, jäh geneigten Untergrunde aufsaß, nachgegeben, der Mann ist im weiten Bogen über die ungefähr 60 *m* hohe Wand hinausgeschleudert worden und auf den spitzen Steinen der Wiese aufgefallen. Heute morgens hatten die suchenden Genossen jene Abrutschstelle mit dem letzten Schritte des Verunglückten aufgefunden und von oben dann den Leichnam wahrgenommen.

Die Männer keuchen mit den grünen Zweigen herauf und werfen sie neben uns nieder. Wirr jagen die Nebel durch das einsame Hochthal, nur selten lugt ein düsterer Gipfel auf Augenblicke aus dem wallenden Gewölk, drohend trägt pfeifender Wind das Lärmen der Wasserfälle herauf. Ober dem verstümmelten Gesichte des Todten zu unseren Füßen nickt auf langem Stengel eine große, blaue Glockenblume und ein schimmernd weißer Schmetterling saugt tändelnd aus ihrem Kelche den Morgenthau ... Ist es die Seele des Gestorbenen, die Abschied nimmt von der blühenden Alm?

Ein Versuch.

Schweigend schritten wir thalauswärts, an der Elendhütte vorbei. Bald war die Wastlbaueralm erreicht. Der Weg führt durch einen Anger auf dem rechten Ufer der Maltein, links drüben liegt die Hütte, gastlich und traut, blauer Rauch steigt aus dem verwitterten Dache, auf unserem Pfade jedoch liegt ein ungastlicher — Stier, leises Pfauchen entfährt seinen geschwellten Nüstern. Er ist im ganzen Thale ob seiner Bosheit bekannt, und schon mancher Elendwanderer weiß von ihm zu erzählen. Friedlich grasten um ihn die Kühe, er selbst jedoch machte sich — war es Zufall oder Spott — neben einem Steine breit, von welchem ein rother Markierungsklecks uns lockend entgegensah.

Ich verkenne nicht den großen Nutzen der Viehzucht für das Land, das Volk und — nicht zuletzt — für die Touristik. Ohne Alm-Wirtschaft, -Wege und -Hütten wäre der größte Theil der Alpen wahrscheinlich heute noch unzugänglich, denn kein alpiner Verein hätte das zu leisten vermocht, was seit Jahrhunderten die viehzüchtenden Bergbauern in den unwirtlichen Einöden des Hochgebirges geschaffen haben. Und wie lieblich und farbenreich ist der Anblick einer solchen weiß und roth gefleckten Herde inmitten der Weide! Nur einen dunklen Punkt, wenn er auch meist eine helle Hautfarbe besitzt, hat die Almwirtschaft, und das ist — ein böser Stier. Man trifft ihn nicht häufig, aber doch hie und da, und das genügt. Das ganze Malteinthal hat drei oder vier solcher Wüthheriche zu verzeichnen, alle übrigen dieser Rinderhäuptlinge sind gutartigen Gemüthes. Unter den »schlimmen« steht aber der Wastlbauerstier obenan.

Unsere Augen schweifen sehnsüchtig hinüber auf das andere Ufer, ich gäbe etwas darum, läge der breite Bach zwischen uns und dem wiederkäuenden Kuh-

pascha. Das trifft nachmittags immer zu, weil das Vieh in den Schatten getrieben wird, vormittags weidet es jedoch regelmäßig auf dem schattigen rechten Ufer, meist beim Wege. Ein Malteiner Führer, der gewiss mit Stieren gut umgehen kann, berichtete mir unlängst, dass er große Mühe gehabt habe, mit seinen Touristen unangerempelt vorüberzukommen. Letzteres zu thun, ist auch unsere Absicht. Aber wie? Trocken und kaltblütig, als wäre das brummende Ding dort ein dürrer Baumstamm, sagt Mayr: »Man geht ruhig und schweigsam an dem Stiere vorbei!« Schön gesagt, aber weder er noch ich fühlten die zur Ausführung dieses Grundsatzes nöthige »Schneide« in uns. »Man geht auf das Teufelsvieh los und sieht es scharf an, der bannende Blick des Menschen flößt ihm solche Furcht ein, dass sich das Thier nicht vom Flecke zu rühren vermag«, meinte ich. Aber in diesem Augenblicke wurde der Stier unser gewahr, erhob sich in seiner prächtigen Größe, senkte den Kopf und begann nachdrücklich zu brüllen. Trotzdem wir oben im sicheren Geschröffe weilten, wohin der Stier uns nicht zu folgen vermochte, traten wir unwillkürlich noch einige Schritte zurück. »Und wenn er sich dann, wie du siehst, dennoch rührt?« spottete mein Freund. »Nun dann«, erwiderte ich verwegen, »geht man auf ihn los, packt ihn bei den Hörnern und...« — »Und?« fragte Mayr. »Und... ja, was man dann damit macht, das habe ich leider vergessen!«

Unsere Berathung förderte die Sache nicht; wir beschlossen daher, aus der wohlverschanzten Geröllfestung durch das Mauerpförtchen einen Ausfall zu machen und hinter dem Rücken des Feindes unbemerkt davonzuschleichen. Ich muss gestehen — stark klopfenden Herzens stieg ich hinab. Um uns zu ärgern, schien nun gerade die Sonne durch eine Wolkenlücke und warf die schwarzen Umrisse unserer Körper in bedenklicher Länge auf den Boden hin. Trotzdem ich mich erinnerte, dass einst Alexander der Große ein wildes Ross gebändigt, indem er es vermied, dasselbe durch seinen Schatten zu erschrecken, war ich von der Wirksamkeit dieser Vorsicht bei wüthenden Stieren nicht überzeugt. Auch bei trübem Wetter — wo man bekanntlich keinen Schatten wirft — sind manche Leute schon aufgespießt worden.

Wir warteten hinter dem letzten Steinblocke auf das Verschwinden des gefährlichen Sonnenlichtes, was ziemlich lange dauerte. Kaum betraten wir aber die Wiese, so drehte sich der Stier um und zeigte seine ganze herrliche Wildheit, ein Bild voll ungebändigter Urkraft. Herzerfreuend wäre es gewesen, wenn es von einem minder gefährlichen Orte aus hätte genossen werden können. Den Schweif emporgestreckt, den mächtigen Kopf mit den geschwungenen Hörnern etwas seitwärts geneigt, zum Aufspießen bereit, ein Gebrüll, welches das Rauschen des Sturzbaches weit übertönte, mächtig erhebend, so stand er vor uns. Wäre er übrigens nur immer stehen geblieben, so hätte uns die feindselige Haltung wenig Kummer bereitet. Aber er begann sich in rasche Bewegung zu versetzen und gerade auf uns zu. »Jetzt fällt's mir ein, Mayr, was zu thun ist,« schrie ich, »man läuft davon!« Wir zogen uns schleunigst wieder in die Burg zurück; der Stier rannte bis zum Beginne der Felsblöcke nach, dort blieb er mit dumpfem Gebrülle, heimtückisch zu uns heraufblinzelnd, stehen.

Es ist kein übler Vergleich, wenn ich die Geröllhalde als unsere Festung bezeichne, zumal wir jetzt regelrecht belagert wurden. Mit der Vertheidigung

sah es allerdings etwas windig aus. Nach Aussage bewährter Alpinisten bildet zwar der Pickel eine »furchtbare« Waffe gegen Stiere und ähnliche Gegner, von unseren Schanzen herab konnten wir aber heute ihre »Furchtbarkeit« nicht zur Geltung bringen. Wir versuchten es mit Steinwerfen. Mein Freund traf die rechte Flanke des Feindes. Dieser nahm das Feuern unserer Batterie sehr ungnädig auf und setzte seine beiden Vorderfüße auf die Mauern des Forts, d. h. auf den ersten untersten Steinblock. Die Lage wurde trotz aller Spaßhaftigkeit ernst. Über die Wiese ungefährdet zu entkommen, war gänzlich ausgeschlossen; ebenso auch die Möglichkeit, den Stier mit unseren Waffen, Pickel und Steinen, zu vertreiben. Ein Schlag auf die Hörner soll diese Thiere zwar betäuben und verdutzen, was man zum Vorbeikommen ausnützen kann. Vielleicht machten wir ihn aber dadurch noch wüthender? Fügten wir ihm zufällig gar eine ernstlichere Verletzung zu, erwuchs uns dann nicht das zweifelhafte Vergnügen, wegen Schadenersatz belangt zu werden?

Durch die Fenster der Hütte drüben lugte sicher irgend ein Halter und ergötzte sich an unserer Verlegenheit; da jedoch freiwillig niemand zu kommen schien, verschmähten wir es, Entsatz herbeizuwinken oder gar zu rufen.

Uns blieb nichts anderes übrig, als die Wiese rechts oben zu umgehen, was keine angenehme Aussicht bot. Wirres Trümmerwerk mit zahllosen Klüften, verkrüppelte Lärchen, halbvermoderte mächtige Baumstämme, Alpenrosen und anderes Gesträuch bedeckten den Hang. Durch dieses Durcheinander mussten wir nothgedrungen unseren Rettungspfad, der außerdem noch ein bedeutender Umweg war, nicht wandeln, sondern klettern. Der kriegslustige Stier merkte die Absicht und war sichtlich verstimmt, hohl brüllend hielt er mit uns Schritt, indem er am Fuße des Gerölles unten einhertrampelte. Einigemal versuchten wir, durch Gesträuch gedeckt, hinabzusteigen und unbemerkt zu entkommen. Kaum wollten wir damit beginnen, als immer wieder der Stier wuthschnaubend bis unmittelbar unter uns an das Geschröff heranstürmte und alle heimlichen Pfade versperrte.

»Es war unvernünftig, den Steig in das Elend roth zu bezeichnen«, sagte ich, während wir durch ein furchtbar stachliges Gestrüpp schlüpften. »Die aufreizende Farbe der Markierung muss selbst den sanftesten Kälbervater wild machen. Ich werde im Alpenvereinsgaue beantragen, die Bezeichnung blau oder weiß zu überstreichen!« — »Dann beantrage auch,« versetzte Mayr, »dass die Touristen nicht selbst solche aufhetzende Markierungskleckse auf der Brust«, er deutete auf meine brennend rothe Cravatte, »oder im Gesichte tragen«, er zeigte auf meine windgeröthete, stark glänzende Nase. »Übrigens«, fuhr er fort, »Spaß beiseite, glaube ich, dass der Stier einen Halter oder Bauer, der gleich uns des Weges gekommen wäre, nicht verfolgt hätte. An uns witterte er die Städter bereits aus der Ferne und zeigt sich daher denselben, wie allem Fremdartigen, Ungewohnten, feindlich gesinnt. Uns mangelt eben der eigenthümliche unsichtbare, aber durch die Nase wahrzunehmende Dunstkreis von Heu- und Stallduft, Pechöl und Hüttenrauch, welcher die Bergbauern besonders auf der Alm umgibt. Wären wir jetzt einige Tage nicht im Schutzhause gewesen, sondern in Sennhütten sanft durchgebeizt worden, wäre das heutige Abenteuer vielleicht ausgeblieben!« Ich musste dieser Ansicht beipflichten. Übrigens sei der

Gedanke findigen Köpfen zur Erfindung eines »Halter- und Hüttenparfums als bestes Mittel gegen böse Stiere« empfohlen.

Endlich zeigte sich rechts die Mündung eines kleinen Seitengrabens. Wir bogen in denselben ein und der nachsetzende Stier verlor uns dadurch aus den Augen. Sein Gebrüll verstummte. Wir konnten nun längs des Baches hinunter zum Steige gelangen und standen bald aufathmend am klaren Borne der Galgenquelle, auch Peterbrünn'l genannt. Unscheinbar quillt das Wässerlein zwischen den Steinen des Weges hervor, und mancher Fremdling würde achtlos über eine der besten Quellen des ganzen Malteinthales hinwegschreiten, hätte nicht ein wackerer Steigmacher, namens Peter, mit rothen Lettern die Stelle bezeichnet. Daher trägt sie auch seinen Namen. Galgenquelle heißt sie jedoch nach jenem Hügel, an dessen Fuße sie entspringt, und welcher uns nun von der Wastlbaueralm und ihrem schlimmen Stiere glücklicherweise trennte. Der Ort wird Galgenbichl deshalb genannt, weil auf demselben einstens ein Knappe aufgeknüpft worden sein soll, der im Goldbergwerke zu Kölnbrein Erz gestohlen. Wäre diesem armen Sünder der Strick plötzlich vom Halse genommen und der Freispruch verkündet worden, so hätten seine Gefühle kaum wonniger sein können, als es die unseren nach »glücklich überstandenem Stiergefecht« waren, wie ich mit der Miene eines Tartarin unser Abenteuer bezeichnete. Es hatte uns die gute Laune vollends wieder hergestellt.

Wir wanderten bis zum Pflüglhof, wo wir übernachteten, und da sich sowohl das Wetter, wie das Knie meines Freundes scheinbar gebessert hatten, brachen wir am nächsten Morgen zur Villacher Hütte auf. Hinter dem Hochstege zweigt vom schönen Touristensteige zur Hochbrücke der weniger schöne Weg zur Hochalm ab. Es ist eigentlich kein Weg, sondern nur ein nothdürftiger Leitfaden, welcher sich über die sogenannte Paukerwand in bedeutender Steilheit hinaufschlängelt und jeden Augenblick zu reißen droht. Nur selten führt der erbärmliche Pfad durch spärlichen Wald, daher brennt an solch herrlichen Tagen, wie heute, die Sonne auf die »Fraten« (abgestockte Flächen) unbarmherzig nieder. Bei der Stranneralm war das böseste Stück überwunden, leider sahen wir dort, dass eine dicke Wolke plötzlich hinter dem Hafner hervorkroch. Im Weitergehen bemerkte ich noch etwas anderes, was mich betrübte, meiner Aufmerksamkeit bisher jedoch entgangen war. Einer meiner Schuhe gieng bedenklich aus den Fugen. Die Sohle schien nicht mehr mit dem Oberleder gemeinsame Sache machen, sondern lieber eigene Wege wandeln zu wollen. Mayr machte mir bei diesem trostlosen Anblicke ernstliche Vorwürfe darüber. »Es ist leichtsinnig, solch spröder Dame, wie es die Schwarze Schneide ist« — sie wollten wir noch besuchen — »in zerrissenen Schuhen eine Erstlingsaufwartung machen zu wollen. Die wird uns schön empfangen«, meinte er ahnungsvoll. Feierlich versprach ich, sobald ich nach Hause käme, die Bergschuhe in den Ruhestand zu setzen, den sie schon längst verdient. An der augenblicklichen Sachlage änderte der gute Vorsatz leider nichts.

In steilem Anstiege ward der Riegel überwunden, welchen die trümmerbedeckte Spitze des Gamsnock nach Norden entsendet, bereits lag rechts der ganze Zug des Hafners vom Weinschnabl 2750 *m* bis zum Reitereck 2785 *m* ober dem Malteinerthale ausgebreitet und nun wurde die wunderbar gelegene

Hochalmochsenhütte unter dem breiten Wasserfalle sichtbar, umgeben von einem Kranze stolzer Berge. Die Hochalmspitze selbst gleicht nur einer niederen Schwellung des Gletschers, dessen Größe von hier gar nicht richtig beurtheilt werden kann, da der Standpunkt noch zu tief ist. Auch die felsige höchste Hochalmspitze ist unsichtbar, aber durch kühne Formen ausgezeichnet, heben sich rechts die Preimlspitze 3176 *m*, links die Hintere Schwarze Schneide 3083 *m* empor. In bösartigen Plattenwänden schießt der letztgenannte Gipfel zum Kees nieder, ihr Anblick erklärte es, dass diese Zinne im ganzen Thale als unersteiglich gilt und auch noch nie betreten wurde. Sie hatte uns bereits im Vorjahre (1892), als wir ihre Besteigung über den Ostgrat versuchten, unverrichteter Dinge heimgeschickt. Gleich einer schlummernden Sphinx starrt sie zum freundlichen Himmel. Ihre östliche Graterhebung, die Vordere Schwarze Schneide (oder Dürriegl 2690 *m*) mit ihren wunderlichen, zu feinsten Nadeln und Zipfelchen zerspaltenen Umrissen ist anzusehen wie ein versteinerter Löwe, der mit breiten Tatzen auf schneeigem Sockel ruht.

Auf einem Steinklotze vor der Hütte stand der Ochsenhalter und grinste uns freundlich an. Ein guter Gedanke erwachte in mir. »Das ist der Mann, welcher deinen Schuh flicken wird,« dachte ich, »denn die Halter auf der Alm müssen allerlei Gewerbe in ihrer Hand vereinigen und sind daher meist Tausendkünstler.« Ich hütete mich aber wohl, nach Art eines Neulings geradewegs auf mein Ziel zuzusteuern. Wünscht man auf der Alm eine Gefälligkeit, so ist es unklug, dieselbe sofort, nach kaum erfolgtem Gruße, zu beanspruchen.

Das Hirn der Älpler arbeitet langsamer als jenes der übrigen Menschen. Plötzlich auf sie einstürmende oder zu rasch hintereinander gesprochene Anfragen vermögen sie nicht ordentlich zu fassen und verwirren ihr Denken; die Leute werden misstrauisch und geben oft dort verneinende Antworten, wo sie bejaht hätten, wäre ihnen Zeit zur geistigen Verdauung gegönnt gewesen. Man muss sich ihr Vertrauen erst erringen. Dies geschieht am besten durch eine Frage betreffs des Befindens ihrer vierfüßigen Zöglinge. Wer dies thut, fährt besser, als jener, welcher in einem Athem zu wissen verlangt, wie weit noch von hier auf die Hütte oder Spitze sei, ob er nicht rasch Butter und Milch haben könne, was die rothe Markierung bedeute und wie der Gipfel da droben heiße?

So wie man im Thale bei Bekannten sich höflich nach ihrem Befinden erkundigt, frägt man auf der Alm nach dem des Viehes, denn dessen Schicksal ist mit dem Halter eng verbunden, er scherzt und trauert mit seinem Vieh, ist gesund und krank mit ihm. Hiebei erfährt man oft auch merkwürdige Dinge. So wusste uns heute der Halter mit erfreuter Miene zu erzählen, dass sich unlängst seine Schafe um sieben Stück vermehrt hätten, welche wahrscheinlich von einer anderen Alm herübergekommen seien. »Woltan[1]) weit her werd'n sie sein, dö Schof,« erklärte er, »umadum bin i die ganz'n Alman in der Nachbarschaft abgangan und han nachi g'fragt, sie wissent aber ninderscht[2]) davon nix.[3]) Werd'n wohl gar aus'n Elend keman sein.«

Als wir ihm dann zu dieser mühelosen Bereicherung seines Viehstandes Glück wünschten, indem die meisten Halter ohnedies von der Alm weniger

[1]) Wohl. [2]) nirgends. [3]) Dass zwei Verneinungen bejahen, beachtet der Dialect meist nicht.

Schafe zurückbrächten, als sie aufgetrieben, berichtete er mit weniger frohem Gesicht, dass ihm erst vor kurzer Zeit 30 Stück in Verlust geriethen. Überall sei er herumgestiegen (»sogar drob'n am Kees war i!« flüsterte er ehrfurchtsvoll), aber lange, ohne die Schafe zu finden. Er zeigte auf einen grünen Fleck mitten in den Wänden des Gamsnock. »Dort ob'n han i gach[1]) amol zwoa Stuck wahrg'nomman, bin aber nöt zuaberkeman.[2]) Magst di ninderscht derhalt'n und hast kan Tritt in dö deg'n[3]) Plattnanl Tag und Nacht hamp' sö g'schrian, wia Vögel, aber i han nöt helf'n könnan. A bisl' Woad[4]) hamp sö a g'habt und hi'sch[5]) oanige Täg is das Ding so fortgangan. An jed'n Morg'n han i geglabt, i kann sie unten bei der Wand z'ammklaub'n, aber vor'm Abfall'n wissen die Schof' si z'hüat'n und derhungert san sö a nöt. Amol kimmt aber der Jaga 'rauf und sicht die G'schicht! Da hat er mi g'hoaß'n, vom Unterkunftshaus 's Soal hol'n. Der Jaga hat si' d'ran anbund'n, i han ob'n g'haltan und er hat si' über die Wand aberlass'n und so hab'n mir oa Schof g'kriagt.«

Ich drückte ihm mein Befremden aus, dass zu solchen Dingen das Hüttenseil, welches doch nur zur Rettung verunglückter Touristen bereit sei, verwendet werde. »Is epper a versteig'n's Schof nöt soviel wert, wia a Tourist?« Ich überhörte diese merkwürdige Anfrage und gab zu bedenken, wie leicht das ohnedies schon ziemlich alte und vielleicht etwas morsche Seil in den Felsen hätte reißen können. Unserem Halter war nicht beizukommen. Schmunzelnd erwiderte er: »Desweg'n han i a d e n J a g a ang'henkt, und nöt m i !« »Aber das zweite Schaf habt dann I h r heraufgezogen?« frug ich, staunend über solche Verschmitztheit. »Es war lei[6]) mehr oans vorhand'n, das oane[7]) is am selbig'n Tag in der Fruah scho' abg'wolg'n.[8]) I hab's g'schwind g'fundan und jeder von uns hat die Halbscheid g'numman. I han mei Thoal d'rinn in der Hütt'n aufg'selcht.« Dabei blinzelte er vergnügt. »Und die übrigen achtundzwanzig?« forschte ich weiter. »Dö han i vor etlane Tag' halb d'erfror'n am Kees g'fundan. Sö werd'n dö zwoa Woch'n wohl in oaner Kluft g'wes'n sein.« — »Was!« schrie ich entsetzt auf, »vierzehn Tage in einer Gletscherspalte? Das ist unmöglich. Habt Ihr sie herausgezogen?« — »Sell nöt, sö san wohl glei so daherkeman, ganz starr, weil's in dö deg'n Klüft' schreckbar kalt is'.«

Den Glauben, dass Schafe zwei Wochen in einer Eisspalte verbringen können, um dann nur etwas »d'erfror'n« herauszusteigen, konnte ich ihm nicht ausreden. Die Ansicht hatte sich bereits — trotzdem alle Beweise mangelten — in seinem Kopfe festgesetzt und konnte daraus nicht mehr verjagt werden. »Sie werden sich eben nur auf dem Kees verirrt haben«, sagte ich, »sonst könnten sie nicht noch am Leben sein!« — »San wohl a Stuck a viere no nachträgli hin word'n«, entgegnete er, »i han sie a aufg'selcht, das Fleisch hat aber koa Tug'nd[9]) das macht der Schrock'n, wia sie in die groaße Spalt'n ein'broch'n sein.«

Der Mann war unverbesserlich. Obwohl wir nun bezüglich des Verweilens in Gletscherspalten nicht einer Meinung waren, hatte ich mir durch das Schafgespräch sein Vertrauen bereits erworben und lenkte daher auf die Schuhangelegenheit über. »Flick'n that i's schon,« meinte der Halter, »aber gar feitl[10])

[1]) jäh, plötzlich. [2]) hinzugekommen. [3]) diesen. [4]) Weide. [5]) hübsch. [6]) nur. [7]) Den Gegensatz zwischen »der eine — der andere« vernachlässigt der Dialect oft und sagt: »der eine — der eine.« [8]) hinabgefallen. [9]) Wohlgeschmack. [10]) fein.

grob.[1]) Im Schutzhaus d'rob'n orbat'n die Zimmerleut' und oaner davon is ja a g'lernter Schuaster.« Dies zu hören, freute mich nicht wenig; ob er jedoch auch Handwerkszeug mithabe? frug ich zweifelnd. »Dasselbige gib i Ihnan mit«, sagte der Wackere. Er verschwand in seiner Hütte, wo im Rauche die zerstückten Schafe baumelnd umherhiengen und erschien bald mit Pechzwirn, Draht und einer Ahle, welche Gegenstände er mir einhändigte.

Frohgemuth nahmen wir von dem Helfer in der Noth Abschied. Ich hielt ihn für einen großen Biedermann. Diese meine Ansicht wurde jedoch später stark erschüttert, als das räthselhafte Verschwinden einiger Flaschen Wein aus der Villacherhütte bekannt und im Laufe des Winters der Hochalmochsenhalter als der betreffende Übelthäter entdeckt wurde. Wie mir der Hüttenwart, ein alter Malteiner Führer, erzählte, kam durch den Geißbuben, welchen der Halter vom



Villacherhütte mit Preiml- und Oberlercherspitze.

Champagner kosten ließ, die Geschichte auf. Vor Beginn des Winters hätte der Wein, welcher noch übriggeblieben, wieder zu Thal gebracht werden müssen, weil der Inhalt sicherlich gefroren wäre und die Flaschen zersprengt hätte. Der »biedere« Halter ersparte dem Hüttenwart die mühsame Arbeit des Herunterschleppens und trank die Gefäße aus, vergaß aber leider aufs Zahlen, wahrscheinlich weil er den Tarif nicht lesen konnte ...

Der neu angelegte, gut markierte Steig der Section Villach führte uns rasch empor. Besonders dort, wo ober dem Wasserfalle, der von gewaltigen, schiefen Platten wie ein Vorhang herabwallt, über die Katarakte des wildbrausenden Baches durch einen künstlichen Wall zusammengewälzter Felsblöcke der Übergang erleichtert ist, empfinden wir wohlthätig den Unterschied zwischen einst und jetzt. Früher war es ohne unfreiwilliges Bad oft unmöglich, hinüberzukommen und häufig erwähnen die ersten Hochalmbesteiger diesen Übelstand.

[1]) Fein grob, ein köstlicher Widerspruch, den unser Dialect oft gebraucht.

Schon in früher Nachmittagstunde war die Hütte erreicht. Ihre Außenseite wies eine angenehme Neuerung auf. Sie zeigte sich bereits völlig mit Schindeln verschlagen, lustig hämmerten und hobelten im Innern die Zimmerleute an der Vertäfelung beider Räume. Pfiff doch früher der Wind durch die unverkleideten und nur nothdürftig verstopften Fugen des Gebälkes!

Ich frug nach Meister Pfriem, der seine Hoblerei sofort unterbrach, mit großer Zärtlichkeit meinen Schuh, unter Staunen das mitgebrachte »Zoig«[1]) in Empfang nahm und die vielgeprüften Ledertheile alsbald zusammennähte.

Trotzdem sollten die also geflickten Schuhe den jungfräulichen Gipfel der Hinteren Schwarzen Schneide nicht betreten. Nächsten Tag gab es unerwarteterweise schlechtes Wetter, und unser Versuch, durch einen Kamin vom Hochalmseekare aus über die Ostwand aufzusteigen, scheiterte an unüberwindbaren Schwierigkeiten. Der weitere Sommer 1893 wurde uns aber durch das Andenken, welches sich Freund Mayrs Knie an der Kaltwandspitze geholt hatte, verdorben, indem ihm die Heilung der verhängnisvollen Wunde durch viele Wochen keine Touren erlaubte.

Dreißig Stunden auf der Hochalmspitze 3355 *m.*

Am Morgen des 23. August 1894, welcher ein herrlich schöner Tag zu werden versprach, hielt ein Gefährte vor der Veranda des Gasthauses Kohlmayr am Hauptplatze zu Gmünd und drei sehr abenteuerlich aussehende Rucksäcke wurden darauf verladen, welche Zeichenbrett, Fernrohr, eine photographische Camera und ein Stativ bargen. Alsbald nahmen die Herren F. Kohlmayr und H. Prunner aus Gmünd und E. Cuscoleca aus Klagenfurt auf dem Wägelchen Platz und fuhren hinweg, dem Malteinerthale zu. »Auf Wiedersehen in der Villacherhütte!« hatten sie mir noch über den Platz herüber zugerufen.

Sie fuhren einer großen Aufgabe entgegen. Freund Cuscoleca hatte voriges Jahr den Plan gefasst, das Panorama der Hochalmspitze zu zeichnen. Er traf schon im Frühjahre die nöthigen Vorkehrungen und hatte nun schon beinahe einen Monat in Gmünd auf schönes Wetter gewartet, welches zur Ausführung eines solchen Werkes die wichtigste Bedingung ist. Nun schien es nach langen, verregneten und trüben Wochen endlich gekommen zu sein.

In drei Tagen hoffte Cuscoleca bei günstiger Aussicht die Arbeit vollenden zu können. Daher beabsichtigte er mit seinen Genossen, morgen von der Trippochsenhütte im Gößgraben die Hochalmspitze zu besteigen, den ganzen Tag zum Zeichnen möglichst auszunützen und erst gegen Abend zur Villacherhütte hinunterzugehen. Dorthin sollte ich mit einer anderen Partie nachkommen und ihn an den beiden nächsten Tagen auf den Gipfel begleiten.

Meine Freude war groß, als auch der 24. August so rein und wolkenlos heraufzog, wie sein Vorgänger. Mit meinen Genossen, den Herren E. Heidendorfer aus Gmünd und Dr. M. Laggner aus Pusarnitz, fuhr ich mittags in das Malteinerthal. Der Nachmittag war sehr heiß, und wir beschlossen daher, im Pflüglhofe zu warten und erst spät fortzugehen, welche Aufgabe uns beim trefflichen Bier nicht schwer fiel. Der Aufstieg in der abendlichen Kühle war

[1]) Handwerkszeug.

auch sehr angenehm, aber es dunkelte bereits stark, als wir die Hochalmochsenhütte erreichten. Kaum noch gewahrten wir hoch oben den lichten Bau der Villacherhütte. Die Nacht lässt in diesen Regionen zwar lange auf sich warten, beginnt sie aber, so geht ihr fast gar keine vermittelnde Dämmerung voraus und die Finsternis nimmt rasch überhand. Wir gelangten erst zur Hütte, als wir an ihr in der Dunkelheit vorübergetappt und nur durch die Rufe unserer Genossen, welche uns daselbst bereits erwarteten, von der falschen Richtung abgelenkt worden waren.

Die Freunde erzählten uns, dass der Anstieg aus dem Gößgraben über den westlichen Trippgletscher, die Wand links von den Steinernen Mannl'n und über den Ostgrat zur Hochalmspitze ziemliche Schwierigkeiten bereitet hätte. Die Schneeverhältnisse waren derart ungünstige, dass dieser nicht besonders schwere Weg sehr mühevoll war. Verhältnismäßig spät war der Gipfel betreten worden, so dass Cuscoleca erst mittags mit dem Zeichnen beginnen konnte.

Er hatte das Panorama in acht Blätter eingetheilt, wovon heute nur drei, und selbst diese nicht vollständig fertiggestellt werden konnten, weil nachmittags vielfach Wolken die Reinheit der Fernsicht beeinträchtigten. Doch war es ihm gelungen, gleich nach Ankunft auf der Spitze acht photographische Bilder des Panoramas aufzunehmen. Besaßen diese für die eigentliche Rundsicht bei der Kleinheit seiner Amateur-Camera auch keinen Wert, so konnten sie doch bei der Wiedergabe des Vordergrundes das Zeichnen mancher Einzelnheiten und somit viel Zeit ersparen. Der abendliche Rückweg war wegen des massenhaften Neuschnees ebenfalls sehr ermüdend gewesen und alle Theilnehmer der Tour hatten unliebsame Bekanntschaft mit verschneiten Spalten gemacht.

Was der Abend weiter brachte, war lustig, aber — überflüssig. Es ist nicht gut, wenn in reichlich verproviantierter Hütte zwei durstige Gesellschaften zusammentreffen, wovon eine die glücklich verlaufene Besteigung hinter, die zweite aber den Aufstieg noch vor sich hat.

Mein Kopf brummte gewaltig, als wir uns am nächsten Tage erst nach fünf Uhr morgens von den Pritschen erhoben. Ich konnte mich von einer der neuen, weichen Alpenvereinsdecken, die sich so schmeichelnd und katzengleich um die Glieder schmiegen und sehr angenehm von den gewöhnlichen, widerhaarigen Hüttenkotzen unterscheiden, kaum trennen.

In der kalten Luft des herrlichen, reinen Morgens verflogen aber bald alle Gedanken an Schlaf und Hütte. Wir eilten rasch aufwärts, um das Versäumte wenigstens theilweise nachzuholen und möglichst zeitlich auf die Spitze zu kommen. Zum Glücke hatte Cuscoleca sein Gepäck bedeutend vermindern können, das unbequeme Stativ hatte er gestern auf dem Gipfel, den photographischen Apparat sammt Platten heute im Schutzhaus zurückgelassen, da er ihn nicht mehr benöthigte. Trefflich bewährte sich wieder der neue Villacher Weg durch die Moräne zum Gletscher, den wir in drei Viertelstunden erreichten. Während des Anseilens genossen wir ein herrliches Schauspiel, das mir ewig neu bleibt, wenn ich es auch schon oft gesehen. Im Osten hob sich die Sonne über den tadellos klaren Horizont. Der weitgedehnte Strom des Hochalmgletschers mit seinen erstarrten Katarakten und firnübergossenen Ufern erstrahlte in heller Glut. Ein Purpurteppich breitete sich vor unseren Augen aus, in zartem Rosa

schimmerten die Höcker und Buckel der sanftgewellten Mulde, blutigroth die phantastischen Eisnadeln, die Hörner und Pyramiden der wilden Gletscherbrüche.

Wieder konnten wir heute auf dem Gletscher die schon oft beobachtete merkwürdige Erscheinung wahrnehmen, dass allerlei Insecten auf der weiten Fläche verstreut waren. Verschiedene Mücken, Schmetterlinge, Käfer, selbst Bienen krochen halberfroren langsam auf dem Schnee umher, oder lagen auf dem Rücken und zappelten schwerfällig, oder waren bereits todt. Wahrscheinlich trugen Thalwinde diese geflügelten Wesen herauf, um sie hier rettungslos der Kälte preiszugeben.

»Halt!« schreit Heidendorfer, der als letzter geht. Die Karawane steht. »Was gibts?« — »Ein Marienkäferl«, war die Antwort, »ich muss es retten!« Das Thierchen wurde also gerettet, d. h. in eine Zündhölzchenschachtel gesteckt, und es gieng wieder weiter. Doch nicht lange. »Halt!« ruft wieder Heidendorfer, »ein zweites Marienkäferl, ich muss es ebenfalls retten.« Und so »rettete« mein Freund fortwährend, zum Ärger Cuscolecas, dem sein Panorama viel wichtiger dünkte. Als wir auf dem Gipfel anlangten, hatte Heidendorfer nicht weniger als siebenunddreißig Stück beisammen, was ihm große Genugthuung bereitete.

Ich durchsah den Schlaumeier übrigens. So oft er das Bedürfnis fühlte, sich auszurasten, rettete er einem Käferl das Leben und sich selbst wieder einen Augenblick der Ruhe. Da er gestern von uns allen am meisten Wein getrunken, hielt heute das Kopfweh bei ihm auch am längsten an. . . .

Von Zeit zu Zeit drehte ich mich um und visierte mit dem Pickel genau hinüber auf die Spitze des Sonnblicks. »Er zeigt noch immer aufwärts!« rief dann Cuscoleca. Es dauert lange, bis man 3000 *m* und damit auch die Höhe des gegenüberliegenden Kolosses überwunden hat. Aber endlich sinkt er in die Tiefe, ein Heer von Spitzen taucht hinter ihm empor, darunter die duftigen Zacken des Dachsteins.

Wir haben nun die wenig ansteigende Mulde in der Richtung gegen die drei Felsspitzen der Elendköpfe hin gequert und beginnen jetzt den Aufstieg über die steilen Eishänge, welche Großelendkopf und Schneeige Hochalmspitze entsenden. Heute geht es hier sehr langsam aufwärts und der tiefe, weiche Schnee kostet viel Anstrengung. Endlich erreichen wir die Höhe des Gipfels der Hinteren Schwarzen Schneide, aber noch blicken links die drei Ungethüme der Steinernen Mannl'n 3153 *m* von ihrer Firnwand auf uns nieder. Hoch ober uns, gerade unter der schneeigen Spitze, kriechen dunkle Punkte auf dem weißen Grunde empor. Für Marienkäfer dünken sie selbst Heidendorfer zu groß. Folglich müssen es Touristen sein, welche von der Hannoverhütte oder aus dem Elend kommen. Sie werden weniger gekneipt haben und früher aufgestanden sein, als wir, da sie uns gegenüber einen solchen Vorsprung haben. Deutlich sahen wir, dass es zwei Partien waren, die sich dort hinauf bewegten, die erste bestand aus vier, die andere aus zwei Theilnehmern.

Der Hang wird steiler; öfter tritt der Fuß auf blankes Eis und würde unfehlbar rutschen, wäre nicht der darauf liegende Schnee dem hinderlich. Zu unserer Rechten zeigt sich nackter, fast senkrechter Fels, als hätte er den Eismantel unwillig abgeschüttelt. Die Trümmer dieser kostbaren Kleidung liegen unten umher und oben hat sich der Gletscher an dem unerwarteten Hindernis aufgestaut

und gebäumt. An einer Seite der Felsen flutet er herab wie ein versteinerter Wasserfall, der noch die Erinnerung an sein ehemaliges Brausen bewahrt hat, denn Rauschen und Plätschern dringt an das Ohr. Das Schmelzwasser des Firns wallt theils über Gestein, theils durch Eis herab, um in den Spalten wieder zu verschwinden. Hier und da ist sein Fließen, wie hinter einem gläsernen Vorhange, sichtbar. Nun gelangen wir zur ziemlich breiten Randspalte. Sie ist deshalb besonders unerquicklich, weil sie sich an der steilsten Stelle befindet, wo die Neigung 45° beträgt. Ich stoße den Pickel vor mir ein; nirgends findet er festen Grund, seine Spitze fährt leicht durch den trügerischen Neuschnee und baumelt dann in blauer Finsternis. Einen langen Schritt oder Sprung darüber hinweg zu thun, ist auf der jäh aufsteigenden Fläche nicht möglich, daher hole ich mit meinem getreuen Stahl weit aus, hacke ihn am oberen Rande der Spalte fest und ziehe mich daran hinauf. Da jetzt einer das Hindernis überwunden hat, können es die anderen



Hochalmspitze vom Faschaunerthörl.

mit Hilfe des Seiles noch rascher thun. Und bald hebt uns jeder Schritt über die Landschaft sichtlich empor, mit jeder Bewegung des Fußes erschließen sich dem Auge neue Gebirgsketten und Spitzen.

Schon sanken die Steinernen Mannl'n in die Tiefe. Nun wird eine etwas ebenere Stufe des Hanges betreten, wir queren sie zum Ostgrate hinüber, da derselbe weniger steil ist. Immer näher rückt die Linie, wo das unendliche Blau des Himmels mit dem unendlichen Weiß der Spitze zusammentrifft. Schon früher sind wir auf die Spuren der vorausgegangenen Touristen gestoßen, nun münden in unseren Weg links die Fußstapfen der gestrigen Partie Kohlmayrs aus dem Gößgraben ein, der plötzlich als ungeheurer Kessel heraufgähnt. Somit begleiten uns eine ganze Menge von Schuh- und Pickelspuren, wie wir es auf den selten besuchten Bergen der Heimat wenig gewohnt sind. Der anfänglich breite Rücken wird zum Kamme, der Kamm zum beiderseits steil abdachenden Grate, der Grat zur schmalen Schneide und wir betreten den höchsten Punkt der schneeigen Spitze 3350 *m*, die Kuppe eines blendenden Eisdomes. Drüben ragt

in finsterer Majestät die höchste, apere Spitze. Unsere Firnschneide senkt sich rasch in die Scharte zwischen beiden Gipfeln und schwingt sich jenseits wieder hinauf, wo sie im Gesteine verläuft. Eine krönende Wächte mit einem Überwurf zarter Spitzen und Eiszapfen, zierlich zur Gößgrabenseite überhängend, verleiht ihr Kühnheit und ein schwindelerregendes Aussehen, das jedoch sehr verschieden sein kann. Ich habe gefunden, dass die Beschaffenheit dieses heiklichen Überganges sehr wechselt und jedesmal ein anderes Bild bietet. Die Furchtbarkeit der Abgründe, die beiderseits heraufgähnen, wird heute angenehm gedämpft durch zahlreiche Stufen, welche anfänglich auf der Schneide selbst, dann — um die Wächte zu vermeiden — an ihrer rechten Seite gehauen sind. Kohlmayrs Partie, welche nur über Bergstöcke verfügte, hat mit einem kleinen Handbeil aus voralpiner Zeit gestern diese Stiege angelegt, unsere heutigen Vorgänger, die bereits von der Spitze auf uns niederschauen, hatten sie ausgebessert. So geht es rasch hinab, hinüber und hinauf. Einige Schneeklumpen, welche unsere Tritte lösten, schießen noch in den furchtbaren Schlund der Eisrinne zum Lassacher Winkel, wir aber seilen uns im Gerölle ab, klettern über die ziemlich verschneiten Blöcke empor und sind um $^1/_2$11 Uhr oben. Vier und eine halbe Stunde haben wir von der Hütte weg benöthigt.

Ich zog mir sofort einige missbilligende Blicke der bereits Anwesenden zu, da ich über das Pott'sche System entrüstete Worte fallen ließ. Auch meine Genossen erhoben Widerspruch. Ich bewies ihnen aber, dass wir ohne die reichliche Verproviantierung der Hütte, namentlich mit Wein, gestern sicher früher schlafen gegangen, und heute um zwei Stunden eher den Gipfel erreicht hätten.

Der heutige Tag war noch schöner als der gestrige und die Rundsicht von ungetrübter Reinheit. Der Panoramenzeichner begann sogleich seine Geräthe auszukramen, vorerst aber musste ein Imbiss genommen werden. Gar herrlich schmeckte er auf dem Throne unserer Bergkönigin, inmitten froher Gesellschaft. Die Hochalm mag schon lange nicht mehr auf ihrem Gipfel gleichzeitig zehn Personen beisammen gesehen haben! Die übrigen sechs — drei Herren und drei Führer — waren von der Hannoverhütte gekommen und hatten ebenso wie wir viel mit schlechtem Schnee zu kämpfen gehabt. Vor 12 Uhr noch verließen sie die Spitze, die einen, um über die Villacherhütte zum Pflüglhof und nach Gmünd, die anderen, um bei den Steinernen Mannl'n auf das Trippkees abzusteigen und über die Lassacher Scharte nach Mallnitz zu gelangen. Das Hinüberschreiten der Gestalten über den luftigen Grat, der viel ärger aussieht, als er es in Wirklichkeit ist, gewährte einen eigenthümlichen Anblick. Sein schwindeliger Bau macht leicht begreiflich, dass die ersten Besteiger der Hochalm nur bis auf die schneeige Spitze kamen und den Übergang zum höchsten Gipfel nicht wagten.

Cuscolecca hatte das gestern herobengelassene Stativ unversehrt wieder vorgefunden. Er stellte es neben dem großen Steinmanne auf und schraubte das Fernrohr an. Dann entfaltete er sein Reißbrett und überreichte mir mit vielsagendem Blicke einen Bleistift und mehrere Cartons. Von der Ferne hätte man sie als leere Papiere angesehen, weiß und rein, wie die Gletscher des Glockners drüben. Sowie diese bei eingehender Betrachtung aber dunkle Flecken und Striche aufwiesen, zeigten jene in der Nähe zahlreiche Fixpunkte auf ihrer Fläche ver-

zeichnet, von Cuscoleca sorglich nach der österreichischen Specialkarte (1:75.000) bestimmt. Ich wählte das Blatt mit dem Ankogel und begann aus alter Anhänglichkeit den ersten Strich bei der Tischlerspitze zu machen, welche von hier aus allerdings durch den vorgelagerten Grubenkarkopf größtentheils beeinträchtigt erscheint. Dass es unmöglich sei, selbst bei Anwendung größten Fleißes, heute noch mit der ganzen Zeichnung fertig zu werden, zeigte ein Blick auf die riesige Vorlage, welche Lehrerin Natur rings um uns aufgerollt hatte.

»Drei Achtel des Panoramas sind erst aufgenommen und diese noch nicht gänzlich fertiggestellt!« sagte ich. »Wir müssen heute abends zur Hütte gehen, um morgen früh — aber recht zeitlich — wieder heraufzusteigen. Ich dann zum drittenmale . . .«, setzte Cuscoleca etwas kleinlaut hinzu, »und mir liegt noch die gestrige Partie in den Beinen.« Da schoss mir blitzschnell ein Gedanke auf, wie dem zu begegnen sei, vorläufig behielt ich ihn aber noch für mich.

Genau mittags verließen uns Heidendorfer und Dr. Laggner. Fröhlich nahmen sie Abschied, weil sie wussten, dass nicht häufig Frau Hochalm mit solcher verschwenderischen Herrlichkeit die Mühen ihrer Bezwingung lohnt. Heidendorfer wünschte uns weitere Fortdauer des schönen Wetters und baldige Vollendung der Arbeit, Dr. Laggner etwas ironisch viel Vergnügen zum Abstiege heute abends und zur morgigen Wiederholung der Tour durch den weichen Neuschnee. Dann stiegen die Freunde hinab, in kurzer Zeit jubelten sie uns noch von der schneeigen Spitze einen Gruß zu und entschwanden uns.

Wir sind allein. Gar wohlig ist es, auf den warmen Steinen zu sitzen und mit dem Blei allen launischen Linien zu folgen, aus welchen sich das Berggewirr der Riesenrunde zusammensetzt. Scheinbar regellos ist das Durch- und Übereinander der Umrisse, im Anfange schaut das Auge hoffnungslos und die Hand zittert. »Wird der Blick dies alles richtig fassen, der Stift es auch genau wiedergeben können?« frägt bang mein Inneres. Ein Meer von unendlich vielen Bergeswogen, gekrönt mit dem Schaume gleißender Gletscher, in dessen Mitte ich auf ragender, einsamer Klippe verzweifelnd sitze! Doch wie Lichter schimmernder Leuchtthürme glänzen unverrückbar auf weißem Plane die Fixpunkte. Je weiter die Zeichnung vorschreitet, desto mehr ordnet sich das anscheinende Chaos, die Grenzen der einzelnen Gebirgsketten werden klarer, der gesetzmäßige Verlauf der Thäler tritt deutlicher hervor. Wo aber das schärfste Hinsehen den Zeichner im Stich lässt, wird flugs der ehrwürdige Tubus meines Freundes darauf gerichtet und lässt alsbald die geringste Einzelnheit erkennen. Das wirklich vorzügliche Instrument leistet treffliche Dienste und durchdringt sieghaft den blauen Dunst, der selbst bei reinstem Wetter zu vorgerückter Tageszeit ferne Höhen umflort und ihre Gestalten am Horizonte verschwimmen lässt. Besonders arg steht es jetzt in dieser Beziehung mit den verschiedenen Kalkalpen. Im Norden sind die Berge des Gesäuses, des Todten Gebirges, des Kaisers, im Süden die Steiner- und Julischen Alpen und Dolomite derart in diesen unsichtbar machenden Flor eingehüllt, dass wir ihre Aufnahme auf morgen verschieben müssen und uns für heute mit dem Zeichnen des Vordergrundes begnügen.

Doch habe ich unwahr gesprochen, als ich sagte, kein Wölkchen hätte die Fernsicht getrübt. Ein einziges solches graues Ding war allerdings sichtbar, als rundliche Dunstgestalt schwebte es ober dem Niklaigraben in der Kreuzeck-

gruppe, merkwürdigerweise rührte es sich nicht vom Flecke. Sein oberer Theil zerfließt in der Luft, in gleichem Maße, als das duftige Gebilde von unten her Nahrung zu erhalten scheint. »Es ist Rauch,« sagt mein Freund, welchen ich aufmerksam mache, »schon gestern bemerkte ich ihn den ganzen Tag hindurch an derselben Stelle. Wahrscheinlich wüthet dort ein Waldbrand!« Ich begreife gar nicht, dass an solchen herrlichen Tagen überhaupt irgend etwas »wüthen« könne. Rings um uns weihevoller, unendlicher Frieden. Dort unten aber Feuer und Vernichtung. Wir sitzen im behäbig warmen Sonnenschein hoch ober Thälern und Gletschern. In jener Gegend ringen gleichzeitig verzweiflungsvolle Menschen mit den verheerenden Gluten, welche ihnen ihren theuersten Besitz, den Wald, rauben wollen. Die armen Bauern blicken jetzt wohl sorgenschwer zum klaren Himmel auf und flehen von ihm Regen herab, welcher jedoch den Panoramazeichnern auf der Hochalmspitze übel mitspielen und ihre heitere Idylle in eine Tragikomödie verwandeln würde. Aber die Lüfte strahlen nach wie vor in unveränderlichem Schimmer. Wenn auch auf Augenblicke das glänzende Rundbild die Vorstellung weckt, dass nunmehr nach langem Kampfe die Naturgewalten endlich miteinander Frieden geschlossen, verkündet bald wieder die Donnersprache der Lawinen, dass die scheinbare Aussöhnung nichts ist, als ein kurzer Waffenstillstand. Je weiter der Sonnenlauf schreitet, umsomehr löst sich der Firn aus den Ketten des Frostes, umso häufiger poltern Eis und Schnee oder aufgelockertes Gestein in die Tiefe. Oft brechen mehrere Stürze gleichzeitig oder unmittelbar hintereinander los, dann dringt ein einziges, ununterbrochenes Murren und Lärmen an das Ohr, hundertfach verlängert und verstärkt durch den Widerhall der vielen Felswinkel. Auch das Rauschen der Bäche wird immer lauter, denn die Schmelzwässer der Gletscher fließen jetzt reichlicher als morgens.

Um 1 Uhr sehen wir eine der Mallnitzer Partien tief unten über das Trippkees schreiten: vier kleine Käferchen, durch einen Spinnfaden verbunden. Sie weichen vorsichtig den vielen Spalten und Eisbrüchen aus, es vergeht eine volle Stunde, bis sie sich durch das Labyrinth der zerrissenen Gletscherbildungen zur Lassacherscharte durchgewunden haben. Ein Vorsprung der Winkelspitze entzieht sie unseren Blicken.

Immer mehr eilt die Sonne abwärts und die Zeit mit ihr. Cuscoleca dreht sich eine Cigarette um die andere und bläst hastig den blauen Rauch in die Lüfte, während sein Stift mit lobenswerter Raschheit fortarbeitet. Mir ist der Genuss des Rauchens fremd und noch nie habe ich es bedauert. Heute thue ich es aber und beneide meinen Freund um die ruhsamen Ringel der duftenden Wölkchen.

Einmal unterbrechen wir die Arbeit durch einen Imbiss, jedoch nur auf ganz kurze Zeit. Noch größer als unser Hunger ist der Durst. Wein hatten wir nicht mitgetragen, denn, um eine halbwegs genügende Menge herbeizuschaffen, hätten wir uns wohl einen ganzen Schlauch umhängen müssen. Doch habe ich Rebensaft in concentriertester Form — als Cognac — bei mir. Die nöthige Verdünnung musste uns Wirtin Hochalm selbst besorgen und zu diesem Zwecke einen Theil ihres Neuschneehermelins opfern. An einer besonders sonnigen Stelle hatte ich auf eine reine, etwas schräg aufgerichtete Steinplatte Schnee gelegt und meine große, blecherne Flasche daruntergestellt. Diese Vorrichtung benamste ich stolz

unseren »Destillier-Apparat«. Der Schnee schmilzt und lange klingt wie das Ticktack einer Uhr der regelmäßige Tropfenfall. Wenn die eine Flasche voll ist, stelle ich ein zweites Gefäß unter und lege neuen Schnee auf den warmen Stein. In die gefüllte Flasche gebe ich Citronensäure, welche ich daheim mit frischem Citronenöl wohlschmeckend gemacht habe, wenig Zucker und viel Cognac. Nun schüttle ich das Ganze tüchtig und der »Hochalmwein« ist fertig.



Schneeiger und aperer Gipfel der Hochalmspitze.

4 Uhr. Unvermindert hallen die Lawinen und tost noch Bachesrauschen aus der Tiefe. Bereits zeigen sich in den Thälern die ersten Vorboten der Dämmerung, die wachsenden Schatten der Bergketten, deren dunkle Umrisse an den gegenüberliegenden sonnbeschienenen Hängen immer höher rücken.

Wir denken aber noch nicht an den Rückweg und zeichnen ohne Unterlass, wahrscheinlich als die letzten Gäste der Alpenfee, welche tagsüber in ihrem weitgedehnten Reiche so vielen Augen Schönheit zu trinken gegeben, so viele Menschen mit Glanz und Schimmer bewirtet hat . . .

Große Fliegen umbrummen uns, ihre Leiber schimmern bald blau, bald grün, dann wieder goldig, je nachdem sie sich im Lichte drehen und wenden,

wie lebendig gewordene Stücke eines zerbrochenen Regenbogens. Weiße und bunte Schmetterlinge tänzeln herum. Ihr Leichtsinnigen! Solange der warme Tag anhält, spielt und flattert ihr; kommt aber die frostige Nacht, so bleibt euch keine Zeit mehr zum Rückzuge in das waldige Thal und ihr müsst auf der Höhe hilflos erfrieren.

5 Uhr. Wir müssen jetzt zum Abstieg rüsten, damit es uns nicht ergeht, wie den übermüthigen Faltern. Fünf Blätter des Panoramas sind erst gezeichnet und noch viele Einzelnheiten fehlen zu ihrer Vollendung, drei Cartons sind aber gänzlich leer. »Es ist Zeit, zum Schutzhause zu gehen,« sagt mein Freund, »bei dem weichen Schnee benöthigen wir wenigstens zweieinhalb Stunden. Wir werden etwas müde ankommen und morgen vielleicht auch ohne Katzenjammer verschlafen, da wir in der Hütte allein sein werden. Wenn wir auch rechtzeitig erwachen und schon um 4 Uhr fortgehen, kann im günstigsten Falle wieder um 9 Uhr heroben mit dem Zeichnen begonnen werden, sofort nach der Ankunft auf dem Gipfel ist man doch abgespannt. Wer weiß aber, bleibt die Fernsicht vormittags so rein, als am Morgen? Ist dies nicht der Fall, so wird es kaum möglich sein, morgen alles fertigzubringen. Wir müssen dann übermorgen noch einmal hinaufsteigen, und es ist fraglich, ob das schöne Wetter im August so lange anhält!« Er seufzte nach dieser Rede, als hätte er etwas auf dem Herzen, nur scheue er sich, es auszusprechen. Ich holte den Gedanken hervor, welcher mir vormittags plötzlich gekommen war, und sagte: »Bleiben wir auf der Spitze über Nacht!« Cuscoleca sprang auf: »An das habe ich auch schon den ganzen Tag gedacht, nur fürchtete ich, du würdest nicht einwilligen und ein solches Opfer hätte ich wegen meines Panoramas nie von dir verlangt. Doch da du selbst den Vorschlag machst...« — »Bleiben wir!« ergänzte ich.

Die Sache will jedoch vorher gut überlegt sein. Unser Blick fliegt prüfend über die weite Runde, ob nirgends ein verdächtiger Nebel hervorquillt, der im Laufe der Nacht zur Gewitterwolke werden und uns mit Regen überraschen könnte. Das ganze Kärntnerland liegt zu unseren Füßen, umrahmt von den Bergen Tirols, Krains, Salzburgs und der Steiermark. Der Gesichtskreis umfasst noch Theile des Küstenlandes, Oberösterreichs und der bayrischen Ebene, mit einem Worte: fast die ganzen Ostalpen überschauen wir, aber nirgends das leiseste Anzeichen schlechten Wetters. Windstille, die so selten in diesen Höhen heimisch, umgibt uns. Eine Überraschung von Seite des Himmels ist somit für die heutige Nacht wohl ausgeschlossen. Der Zustand der Atmosphäre verspricht sogar für morgen wieder einen gleichen tadellosen Tag. Bedenklich ist jedoch unsere Ausrüstung. Ein Übernachten auf dem Gipfel haben wir daheim gar nicht in Erwägung gezogen. Daher stehen uns weder Mantel noch Decke zur Verfügung. Wehmüthig betrachte ich meine nackten Knie, denn bei Bergfahrten im heimatlichen Gebirge trage ich gewöhnlich »Lederne«. In dieser Beziehung ist mein Freund besser daran, wenn auch im allgemeinen sein Anzug aus dünnerem Stoffe besteht. Er hat ein zweites Hemd mit, ich eine Weste: es ist alles, was wir unserer Kleidung zum Schutze gegen die Nachtkälte zufügen können. Auch der Essvorrath ist etwas knapp. Zum Glück hat einer der fremden Herren vormittags einen halben Laib Brot hinterlassen, da er ihn beim Abstiege nicht mehr benöthigte.

Halb 6 Uhr. Die Sonne neigt sich stark. Gehen oder bleiben wir? Wollen wir ersteres noch thun, so ist's jetzt allerhöchste Zeit zum Aufbruche, um vor Einbruch völliger Dunkelheit unten zu sein. Noch einmal spähen wir im Kreise herum. »Heute Nacht bleibt es bestimmt schön,« sagt mein Genosse, »wir können bis zur Dunkelheit weiter arbeiten, werden zwar später etwas Kälte aushalten müssen, aber morgen mit dem ersten Sonnenstrahle wieder fortzeichnen können. Dadurch bleibt uns viel Mühe und Zeit erspart. Ich glaube, dass der Abstieg, der kurze Schlaf in der Hütte und der morgige Anstieg uns mehr anstrengen würden, als das heutige Nachtlager auf dem Gipfel!«

»Und«, füge ich hinzu, »wir werden sehen, was noch keiner erschaut hat: Abend, Mondnacht und Sonnenaufgang von der Hochalmspitze! Wir bleiben!«

»Wir bleiben!« bekräftigt er und drückt mir die Hand. Dann arbeiten wir weiter. Erleichtert athmen wir auf, dass der späte Abstieg unterbleibt und so das herrliche Wetter vollständig ausgenützt werden kann. Jetzt — im warmen Sonnenschein — erscheint uns das Übernachten nur als Kinderspiel, wir können nicht begreifen, warum es heute überhaupt besonders kalt werden sollte, weil wir vorläufig noch immer die Vortheile unseres gewiss nicht unvernünftig gefassten Beschlusses genießen, an seine Schattenseiten aber nur sehr flüchtig denken.

Dunkler werden allmählich die Thäler, immer länger die Bergesschatten, spärlicher der Lawinenhall, schwächer das Rauschen der Bäche. Das Ticktack unserer Wasseruhr verlangsamt sich und hört schließlich ganz auf.

7 Uhr. Über den Trippgletscher des Gößgrabens zieht ein Rudel Gemsen thalab. Sie mahnen uns wohl, das gleiche zu thun, aber zu solchem Handeln ist's bereits zu spät. Fliegen und Schmetterlinge verschwanden, aber noch sind wir nicht allein, noch ist die Sonne bei uns. Nun nimmt sie Abschied von allen Bergfürsten der Gmünder Gegend. Hafner, Schober, Sonnblick, Reißeck, Zauberer und Säuleck versinken in das einförmige, violette Grau der Dämmerung. Das Blau des Himmels wird fahl und meinen Körper überläuft das erste Frösteln. Schon so früh! Wo doch noch immer die Sonne scheint?

Beim Zeichnen der riesigen Abhänge des Hafnerzuges muss ich jetzt sehr vorsichtig sein, um die aufdringlichen, tiefen Schatten der Runsen und Gräben zu vermeiden, sonst würden die einzelnen Theile des Panoramas verschiedene Beleuchtung aufweisen, was uns kaum zum Ruhme gereichen würde. Ein Husch! Auch der Ankogel wird uns untreu und geht zu den Besiegten über. Nur mehr auf wenigen Gipfeln glänzt Tageslicht.

Die Natur bereitet sich jetzt vor, ihrer Herrscherin Lebewohl zu sagen. Wie ein rollendes Rad wälzt sich die Sonne dem Horizonte zu. Einige lichte Wölkchen sind aus Norden herübergeflogen und versammeln sich im Westen, wie eine Schar Getreuer, um einem Sterbenden die letzte Ehre zu erweisen. Durch das rosige Gewimmel blitzt es noch einmal voll Wärme und Glanz herüber auf unsere einsame Zinne. Dann nimmt ein Riesengrab, der Lichtkönigin würdig, die herrlichste unter allen sichtbaren Gipfelketten, die Glocknergruppe, den flammenden Leib auf. Er sinkt und schwindet. Oben auf dem Steinmanne ragt mein Pickel empor, zum letztenmale funkelt der treue Stahl auf.... Die Sonne ist untergegangen. Weißt du, Herz, was dies bedeutet in todesstarrer Einöde?

Rothe Strahlen schießen hinter dem ungeheuren Mausoleum des Glockners herauf. Sie verbreiten sich über den ganzen Himmel mit hellem Schimmer. Es ist das Abendroth, die letzte Feierlichkeit für die große Todte. Die Wolken ober der Gruft haben aber ihre rosige Farbe verloren, sie sind zu schwarzen Trauerflören geworden, die jetzt zerfließen und verwehen. Immer brennender, glühender wird das Roth. Es überflutet die höchsten Spitzen des Rundbildes, es verklärt das harte Gestein unseres Gipfels mit zartem Glanze. Mein Freund ist auf den Westgrat hinausgeklettert und steht dort ober dem Abgrunde wie eine überirdische Lichtgestalt, von goldigem Scheine umflossen.

In der Tiefe ist es schon völlig finster geworden, gleich einer märchenhaften Fackel mag jetzt unser Gipfel dort unten dem Beschauer erscheinen. Er glaubt vielleicht, dass es noch die Sonne selbst ist, welche die eisige Hochalmspitze hoch über Dämmer und Dunkel röthlich erstrahlen macht. Und doch ist es nichts, als ein blasser Widerschein, farbenglühender, bunter schimmernd als das feurige Tagesgestirn, aber kalt und ohne Leben.

Auch das Abendroth rückt höher und flieht empor. Bald ist unsere Warte die letzte, auf der es noch eine kleine Weile zitternd haftet. Der größte Theil des Himmels ist nun blass und fahl geworden, schon erscheinen im Ost einige Sterne. Wenn auch das Farbenspiel im Westen an Ausdehnung abgenommen hat, verstärkt sich dafür seine Glut und Tiefe. Das Gold ist zum Orangeroth, das Rosa zum Purpur geworden, der violett erscheint, wo er mit dem Blau des Horizontes verfließt. Das Auge ist aber derart verwirrt, dass dieses Blau ihm als ein mattes Grün erscheint.

Gleich Ehrensalven donnern einige Lawinen. Und während wir in die gähnenden Abgründe zu unseren Seiten spähen, um vielleicht noch irgendwo die hinabsausenden Trümmer zu entdecken, huscht uns das Abendroth davon, leiser und viel unauffälliger, wie vorhin der Sonnenschein. Zwielicht umgibt uns.

Ziehen nicht klagende Klänge an mein Ohr? »Hörst du die Abendglocken läuten?« Wir lauschen gespannt. Aber nichts regt sich, selbst das Rauschen der Gletscherbäche ist schon verstummt. Meine Sinne haben wohl bei Anblick der schwindenden Tagesherrlichkeit nach Tönen gelechzt und mir eine ferne, sterbende Weise vorgetäuscht. Denn wir sind entrückt dem Schalle aller Glocken und Abendgesänge ....

Die Cartons werden nun sorglich eingepackt und unter einem Blocke geborgen. Sie sind jetzt vor allfälligem Unwetter geschützt, besser als ihre Zeichner, die nun daran gehen, einen Platz zum Nachtlager aufzusuchen. Ein zartes Lüftchen hat sich erhoben. Es weht aus Nord und bürgt für gutes Wetter, aber trotz seines schüchternen Auftretens verjagt es doch alle Wärme, die das Gestein untertags in sich aufgesaugt hat. Es zwingt uns, den höchsten Punkt des Gipfels zu verlassen. Auf der Gößseite, etwa 2 *m* unter der Spitze, ist ein leidliches, geschütztes Plätzchen, theilweise durch einen großen überhängenden Block gedeckt. Wie ein Geländer schirmt den grottenartigen, schmalen Raum ein längliches Felsstück gegen den Abgrund. Wir prüfen vorher alles auf seine Festigkeit, damit nicht etwa unser Schlafgemach sich in eine Steinlawine verwandle. Dann wird das lockere Geröll beseitigt und am Kopfende gegen den Wind aus Platten eine kleine Mauer gebaut, der Schnee auf dem Boden theils



Nach einer photographischen Aufnahme von H. Findenegg

Crayondruck von Johannes Beyer, Zittau i. S.

Ankogel von der Schneeigen Hochalmspitze.

weggeschafft, theils mit flachen Steinen zugedeckt und die Unebenheit des Lagers möglichst ausgeglichen. Diese Arbeiten machen uns tüchtig warm.

»Nun ist aufgebettet«, sage ich und ziehe meine Weste an, Cuscoleca schlüpft in sein zweites Hemd. Über meine bloßen Knie schlage ich die langen Stutzen herauf und knöpfe die Lederhose darüber zu, die Ärmel binden wir uns gegenseitig vorne zusammen, so dass die kalte Luft nicht ungehindert hineinblasen kann. Die Schuhe legen wir ab und stecken unsere Füße in die leeren Rucksäcke; das Seil wird zum Kopfpolster. Auch die Fäustlinge werden bereit gehalten. Vorläufig ist uns ganz behaglich zumuthe. Wir beschließen jetzt, recht ausgiebig zu essen. Das Mahl mundet vorzüglich, und unter Geplauder vertilgen wir große Mengen Speck, Brot, kaltes Fleisch und manches Schlücklein Schnaps. Denn mein Freund hat eine Flasche alten Birnbrantweins aus dem Keller Kohlmayrs mit.

Inzwischen ist es vollkommen finster geworden und nur die allernächste Umgebung des Gipfels bleibt noch sichtbar. Das ganze übrige ungeheure Panorama bildet einen dunklen Streifen am Horizont, hie und da von den lichten Flecken der Gletscher unterbrochen. Man kann die einzelnen Berggruppen zwar ahnen, jedoch nicht sehen.

Die Sonne schläft, aber die Sterne sind erwacht. Mit ihrem getreuen Aufseher, dem Monde, kamen sie millionenfach gezogen. Mancher Astronom würde uns heute um das hohe Observatorium beneiden, welches über alle Dünste der Niederung hoch empor zum klaren Himmel ragt. Mir fällt plötzlich ein, durch das große Fernrohr Frau Luna zu betrachten, welche als magere Sichel niederblickt. Aber Stativ und Fernrohr haben wir abends auseinandergeschraubt und zerlegt; außerdem bin ich kein Sterngucker und sehr schläfrig, daher bleibe ich ruhig sitzen. Wir haben uns vielmehr vorgenommen, während der Nacht durch Gespräch, Singen und ähnliche Dinge die Zeit und theilweise auch die Kälte zu vertreiben. Nun zeigen weder mein Freund noch ich Lust dazu, wir sind beide sehr abgespannt und müde.

Erst halb zehn! Noch fast acht Stunden bis zum Morgen! Ich werde lange nicht mehr auf die Uhr schauen. Je öfter ich das Zifferblatt zurathe ziehe, desto langsamer scheinen die Zeiger daran vorwärts zu schleichen. Wir strecken uns in dem engen Felsgelasse aus und schmiegen uns möglichst aneinander. Das Lager ist vorläufig kalt, unbequem und hart, lässt somit alles zu wünschen übrig. In einer Vertiefung zur Linken Cuscolecas bergen wir unsere Trösterin, die getreue Flasche. Wenn uns alles im Stiche lässt, der Alkohol versagt nie seine wärmende, lebenweckende Kraft, mögen Gesundheitstheoretiker und Enthaltsamkeitsprediger auch noch so sehr dagegen eifern.

Ich schließe die Augen. Etwas kalt rieselt's durch meine Glieder, trotzdem schlafe ich ein, um in ein Wirrsal verschwommener Traumbilder zu gelangen. Eine bedeutende Kugel liegt dort, ungefähr so groß, wie ein Kürbis. Daneben steht mein alter Lehrer und spricht: »Ihr seht hier die Erde. Die Gebirge auf derselben versinnlichen uns diese Sandkörnchen. Den höchsten Berg hat aber noch keiner der Menschen bestiegen, daher klimmen sie auf niedrigere Gipfel. Wenn sie dann unter großen Beschwerden und Gefahren eine solche Höhe erreicht haben, sind sie erst auf das kleinste dieser Sandkörnchen gestiegen und

glauben dadurch schon Wunderdinge zu verrichten. Deshalb bleibe ich lieber unten und in meiner warmen Stube!«

In der warmen Stube! Behaglich brodelt im glänzenden Kessel der Thee mild schimmert die Lampe. Drüben winkt das Bett, die Decken lockend zurückgeschlagen. Welche Wonne, im weichen Pfühle sich zu strecken! Zum Unglücke fällt die angenehme Hülle hinab, vergebens greife ich nach ihr, in der Finsternis tappend, ohne die Decke wieder zu finden. Frost durchschüttelt und weckt mich. Ich liege neben meinem Freunde zwischen Felsen, und statt des Bettes ragt drüben ein riesiges Gespenst in weißen Laken: die schneeige Hochalmspitze. Cuscoleca bereut beinahe unser Wagnis. Er ist noch immer nicht ordentlich eingeschlafen. »Dieser Unsinn,« brummt er, »ohne Mäntel!«

Ein Schlücklein rüttelt uns wieder auf. Wir blicken in das Maltein- und Möllthal, ob in einer der wenigen Ortschaften, welche von der Spitze sichtbar sind, Lichter funkeln. Am nächsten liegt Maltein; selbst dort bleibt jedoch alles finster. Entweder gehen unten die Leute zeitlicher schlafen als die Bewohner der Hochalmspitze oder es ist die Entfernung doch zu weit, um von der spärlichen Dorfbeleuchtung etwas zu sehen. Auch an jener Stelle, wo am Tage der Rauch des Waldbrandes zu bemerken war, zeigt sich kein Widerschein der Lohe. Der Bergrücken wird das eigentliche Feuer verbergen.

»Hätten wir einiges von dem Holze heroben, das dort unten unnützerweise verbrennt!« meint Cuscoleca unter Zähneklappern.

»Auch ein Schnellsieder, mit Spiritus geheizt, zur Bereitung heißen Grogs oder warmer Suppe wäre nicht zu verachten,« sage ich wehmüthig.

»Schweig still! Mich friert noch mehr, wenn ich daran denke, wie gut wir es haben könnten.«

Unerbittlich fuhr ich fort: »Oder erinnere dich der vielen, warmen, wolligen, schmiegsamen Decken im Schutzhause unten . . .«

Mein Freund fuchtelte verzweifelt in der Luft umher, als wollte er sich in dieselbe einwickeln. »Hätten wir eine Ahnung von unserem heutigen Entschlusse gehabt, gewiss hätte jeder eine solche Decke mitgeschleppt.«

Ich tröstete ihn damit, dass es in der Hüttenordnung verboten sei. Auch die Nützlichkeit allfällig mitgenommener Schlafsäcke zogen wir in Erwägung, während uns der Frost schon ziemlich schüttelte.

Da schließlich kein anderes Gespräch in den Gang zu bringen war, als wechselseitige, kummervolle Klagen über die mangelhaften Kleider und phantasievolle Schilderungen allerlei nicht vorhandener, wärmender Dinge, verstummten wir. Wieder schlummere ich ein. Diesmal ist der Schlaf fest und gut. Es dünkt mir beim neuerlichen Erwachen, dass schon viele Stunden verstrichen sind und ich greife hoffnungsvoll nach der Uhr, obwohl es eine gewisse Selbstüberwindung kostet, den Rock aufzuknöpfen. Mitternacht ist's erst!

Noch scheint der Mond, aber seine Sichel neigt sich stark dem Untergange zu. Cuscoleca ist gleichfalls wach. Von der Kälte durchbebt, sagt er, dass er fast gar nicht geschlafen und von dem Liegen auf kalten, harten Steinen bereits genug habe. Auch mir ist die scharfkantige Pritsche unerträglich geworden, und der Rücken, welcher durch das Sitzen während des Tages ohnedies angestrengt wurde, schmerzt mich. Daher stehen wir auf, wären aber beinahe

der ganzen Länge nach wieder umgefallen, weil wir vergessen hatten, dass unsere Beine in den zusammengebundenen Rucksäcken stecken. Vorsichtig hüpfend begeben wir uns zu einem Blocke, der nur drei Schritte entfernt ist. Ein Sackspringen auf der Hochalmspitze, nachts zur zwölften Stunde!

Unter unseren Füßen klirrt's, da zahlreiche Glasscherben umherliegen, wie es auf besuchten Hochgipfeln abscheulicher Brauch ist. Das Wandeln ohne Schuhe ist deshalb ein heikles Ding. Nun nehmen wir auf dem harten Sorgenstuhle Platz und suchen durch Händereiben und schlenkernde Bewegungen der Arme die Wärme, welche aus unseren Körpern zu entfliehen droht, zurückzuhalten. Wir hatten abends beschlossen, fleißig einander Geschichten zu erzählen oder zu singen, jetzt fehlt uns aber alle Freude zu solchem Zeitvertreib; wir beabsichtigten, Steine zu rollen und zu stemmen, aber Müdigkeit übermannt uns; wir wollten schlafen, es wird jedoch zu kalt; wir glaubten, der Kälte durch wiederholte Zufuhr von Nahrung oder Alkohol zu begegnen, nun fehlt uns Hunger und Durst. Ist es die Stille, die unbeschreibliche Hehre und Schönheit der Nacht, welche uns Schweigen auferlegt? Längst schlafen die bösen Lawinen im starren Eissarg der Gletschergrüfte, kaum noch dringt flüsternd das Rauschen der Bäche herauf.

»Wir haben es gut getroffen, trotz aller Kälte,« tröste ich — selbst zähneklappernd — meinen vom Froste gerüttelten Genossen, »es ist noch halbwegs erträglich, was würden wir machen ohne Schutz, wenn plötzlich ein Gewitter heranzöge!« Mein Freund will etwas antworten. Seine Zunge drängt sich zwischen die zitternden Kinnladen, aber die Worte bleiben ungesagt.

Ich nicke wieder ein. Kälte und Schlaftrunkenheit kämpfen miteinander. Mein Körper ist der Turnierplatz. Ich spüre, wie sich der feindselige Hauch, angethan mit eisiger Rüstung, bei einem meiner Knie, wo sich der Strumpf verschoben hat, einschleicht. Trotzdem die Augen geschlossen sind, sehen sie das Bild noch immer, das sie den ganzen Tag hindurch in sich aufgenommen haben. Sie spähen gegen Süden. Warum flimmern dort keine Sterne mehr? Ein schwarzes Ungeheuer hebt sich drohend. Ich schaue mit angehaltenem Athem und klopfenden Herzens, denn es ist schweres Gewölk, was sich naht, eine gewaltige Heerschar. Angstvoll suche ich mich zu erheben, aber eine unbegreifliche Macht liegt lähmend auf mir. Da zuckt es plötzlich ober uns grell und bläulich, furchtbarer Donner ertönt und ich springe erschreckt auf.

Kein Gewölk deckt den klaren Himmel, kein Gewitter steht ober dem Gipfel, trotzdem hallt es noch grässlich und bergerschütternd in unmittelbarer Nähe. Polterndes Krachen, Schmettern und Stürzen bebt durch die Luft, stört schaurig den nächtlichen Frieden.

»Das ist keine Lawine,« sagt Cuscoleca, welcher gleichfalls erschrocken umherspäht, »sondern ein ganzer Bergsturz!« Das Donnern weckt unsere Lebensgeister wieder. Wir streifen die Rucksäcke ab und eilen auf den höchsten Punkt, um in den Lassacher Winkel hinabzusehen, woher es dröhnt. Dort, wo das mächtige Säuleck wie ein verwunschener Riese starrt, hüpft über die steilen Firnfelder eine Schar tollgewordener Felsen, umflutet vom bläulichen Mondschein. Sie rollen und kollern in sinnloser Hast, ein Wettrennen vernichtender Kräfte. Noch lange dauert es, bis der Lärm verklingt und das aufgeregte Echo

der weiten Gletscherwüste sich wieder beruhigt, bis das letzte Rieseln aufgehört hat. Welche furchtbaren Mächte sprengten wohl zu kalter Nachtzeit die Fesseln des geketteten Riesen, dass er seinen Panzer in Stücke schlug?

2 Uhr. So und so viele Bewohner des Thales drehen sich jetzt in den warmen Federn um, mancher wirft vielleicht unwillig die warme Decke weg, weil die schwüle Augustnacht ihn vom Schlafe weckte. Ein anderer torkelt jetzt erst vom Gasthause heim, brummend sucht er das Schlüsselloch, findet er's, so wird er bald mit behaglichem »Ah!« in den weichen Pfühl sinken, verfehlt der Schlüssel die wichtige Öffnung, so geht es dem Manne vielleicht ähnlich, wie den beiden Zeichnern auf der Hochalmspitze und er muss mit einem Lager auf kalten Steinen vorlieb nehmen.

Plötzlich erklärt sich mir der vermeintliche Blitz, welchen ich vorhin, halb träumend, durch die geschlossenen Augenlider gesehen. Ein heller Glanz verbreitet sich, ich schaue empor und sehe ein herrliches Meteor. Sein goldigroth leuchtender Kern durcheilt im Nu ungemessene Weiten und verlischt. Eine blauschillernde, funkensprühende Linie hinter ihm bezeichnet noch eine winzige Weile die kurze, aber strahlende Lebensbahn. Eine Riesenrakete ... — nein, der Vergleich klingt zu wenig majestätisch — eine Königin in glänzendem Schleppgewande wallt so durch den Saal, stolz und leuchtend.

Stärker pfeift jetzt der Wind. Wir erheben uns von dem Blocke und gehen wieder zur ursprünglichen Liegestatt hinab. Das Plätzchen unter dem überhängenden Felsen erweist sich noch als der leidlichste Zufluchtsort. Die Nacht bleibt helle, obwohl der Mond nirgends mehr zu entdecken ist.

»Um 5 Uhr wird die Sonne kommen und mit ihr auch die Wärme.« Nur zwei Stunden noch! Dann haben wir alle Kälte und Phantasien hinter uns und in weiteren zwei Stunden lachen wir vielleicht darüber. Vergeblich sind alle Versuche, diese letzte, frostigste und deshalb längste Frist durch Schlafen zu kürzen. Ein Thermometer hätte jetzt wahrscheinlich einige Grade unter Null gezeigt. Die Kälte gestattet nur dumpfes Brüten, ohne dass der Körper eigentlich schlummert. Das Symbol dieser winterlichen Feindesmacht steht firnübergossen vor uns, riesig ragt die schneeige Spitze, frostaushauchend und weiß. Aber ihre Umrisse werden deutlicher, denn der Tag beginnt endlich zu grauen. Schon kann ich wieder die dunklen Tritte und Stufen in dem blendenden Eisgrate drüben wahrnehmen.

Die letzte Stunde war die schlimmste. Völlig abgestumpft starrten wir in die Tiefe der Göß nieder, überwältigt von der Kälte, die sich nun steigerte, als hätte sich der ganze Grimm der langsam unterliegenden Nacht noch einmal gesammelt. Ich weiß, dass es besser wäre, aufzustehen und Bewegung zu machen, aber willenlos, erstarrt, eins geworden mit dem Fels, sitze ich neben meinem Freunde, stumm wie er. Vom höchsten Punkte der Spitze tönt es wie leises Hohngelächter; ohne dass ich mich umwende, weiß ich sonderbarerweise genau, dass dort oben jetzt ein Unbekannter steht, der einen großen photographischen Apparat nach allen Himmelsrichtungen dreht. Achtmal schiebt er rückwärts eine Platte ein und nimmt sie wieder heraus, dann packt er alles ein und mit überlegenem Lächeln spricht er: »Wozu Ihr armseligen Knechte des Bleistiftes drei Tage benöthigt, dies besorgt alles viel schöner und genauer in

einer Stunde mein Apparat, ohne dass ich — wie Ihr — die ganze Nacht hindurch erbärmlich frieren muss. Eure Abenteuer sind somit ganz überflüssig.«

Eine Bewegung Cuscoleccas lässt mich aus dem letzten Traumgesichte dieser merkwürdigen Nacht erwachen. Es ist bereits vollkommen hell geworden und die Sterne sind verschwunden. Nun erscheint der lichtblaue Weltenraum leer, als wäre er jetzt wirklich nur der Erde wegen vorhanden ....

Im Ost zeigt sich das erste, schüchterne Roth. Nirgends wohl, o Sonne, wirst du heute so innig herbeigesehnt, als von uns! Mir dünken die Vorbereitungen zum Empfange der wiedererstehenden Himmelskönigin allzu umständlich und langwierig. Sie nahm gestern von uns rascher Abschied, als sie heute wiederkehrt. Immer herrlicher werden die Farben, gar wundersam anzusehen, jedoch mit der Glut am Horizonte scheint die Kälte noch zuzunehmen. Unsere ausgefrorenen Körper können ihr nunmehr fast keinen Widerstand entgegensetzen. Aber schon regt sich etwas Fröhlichkeit beim Anblicke des reinen Firmamentes in uns, nirgends stört dunstiger Nebel die Klarheit des Morgens. Nur die Rauchwolke des Waldbrandes hängt noch wie gestern ober dem Niklaithale. Die Besitzer jener Bäume, die das Feuer nähren, ballen vielleicht jetzt unter Verwünschungen ihre Fäuste zum lichten Himmel, ihre Gebete um löschenden Regen sind diesmal — zu unserem Heile — unerfüllt geblieben.

Ich sehe nimmer auf die Uhr. Unsere Augen hängen an den welligen Kämmen der »Nocke«, wo die Morgenröthe immer mächtiger emporflammt. Jetzt ist unser Zifferblatt der Osten und die Sonne daran der goldene Zeiger, welcher hinter den Bergen — uns noch unsichtbar — heraufrückt.

Nun beginnt ein Schauspiel, das ich noch nie gesehen. Ein Blitz lodert auf. Er scheint von dem Urquell des Lichtes auszugehen, der bald den Rand des Horizontes erreicht haben wird. Die Sonne schickt feurige Herolde aus, um die Dämonen der Finsternis zu verjagen. Ein zweiter Strahl folgt und ein dritter. Nun schießt's hervor wie ein Bündel glühender Pfeile, nicht fahl, bläulich, zerstörend gleich dem Gewitterstrahle, sondern sieghaft, lebenbringend. Es ist, als ob ungeheure Flammen über das weite Himmelsgewölbe dahineilten bis zu den fernsten Bergen im äußersten West. Wir sind aufgestanden und übersehen vom höchsten Gipfelpunkte das ganze Panorama wie eine unermessliche Stadt glänzender Burgen, die an allen Ecken nach und nach Feuer fängt.

Der Glockner brennt! Als eine Fackel ohnegleichen beleuchtet er die Niederlage der Nacht. Ohnmächtig, zur violetten Dämmerung zusammengeschrumpft, verkriecht sie sich in den Abgründen der Thäler. Nicht nur der Glockner, sondern auch einige seiner Nachbarn baden sich bereits in Purpur, als endlich die Sonne unser gedenkt.

Umwallt von Blitzen taucht sie herauf, ein wirkliches Rad mit glühenden Speichen und flammender Nabe. Ist unser Berg eine Memmonssäule, die zu singen beginnt, wenn sie der erste Strahl trifft? Ein berauschender Chor klingt von Höhe zu Höhe, ein Sang voll Kraft und göttlicher Schönheit, ein harmonischer Triumph des Lichtes, unfassbar sterblichen Sinnen. Nur der Geist allein fühlt dich mit, erhabenes Lied des Sonnensieges, er hört die berückende Melodie der goldigen Flutwellen, die alles in der Runde übergießen und tausendfach aus jedem Schneekrystalle blitzen! Nun beneiden wir nimmer den ehrsamen

Philister des Thales, welcher sich gähnend in den Flaumen dehnt, noch wohnt Zwielicht in seiner dämmerigen Behausung, während auf unserer freien Höhe Sphärenklänge tönen, Lichtwunder sich ereignen ....

Mir ist, als hätten wir ein ganzes Jahr seit gestern durchlebt. Als der gluthauchende Sommer des Tages vorüber war, folgte der Abend, die Zeit der welkenden Herrlichkeit, der Herbst. Er verwandelte sich allmählich in lange, kalte Winternacht voll Beschwerden und Mühsal, aber von unendlicher, feierlicher Schönheit. Nun aber sind ihre Schrecken überwunden und auf dem Feuerwagen der Sonne fährt lächelnd wieder der Lenz herbei, thaufrisch und versöhnend. Sei mir gegrüßt, wonniger Frühling, erwachender Tag!

Noch sendet die röthliche Scheibe im Ost keine Wärme herüber; leicht erträgt das Auge ihren Glanz. Noch schüttelt uns Frost, aber er vermag uns nimmer die frohe Zuversicht zu rauben. Der blendende Schimmer nimmt zu, rasch steigt die Sonne empor, ihr Purpur wandelt sich in Gold, ihre kalte Pracht zu heißem Glühen. Das letzte Schlückchen edlen Alkohols weihen wir der Lebenspenderin, als ihre ersten wärmenden Strahlen uns endlich treffen. Um 6 Uhr ist alle Kälte vergessen und zufrieden schütteln wir uns die Hände. Dann wird die Zeichnung wieder ausgepackt und das Fernrohr aufgestellt.

Nun gehen wir daran, den Lohn für die überstandenen Mühseligkeiten zu ernten. Flink schreitet die Arbeit vorwärts, greifbar nahe erscheinen jetzt die fernsten Berge, eine Kette nach der andern wächst auf dem Papiere hervor. Wir nehmen uns kaum Zeit zum Frühstück während des Zeichnens.

Die Stunden des Morgens verfliegen dreimal schneller, als jene der Nacht. Das Rauschen der Bäche wird wieder zum Tosen und der Tropfenfall des Schneeschmelzapparates hat begonnen. Lawinen beginnen bald hier, bald dort ihre laute Zwiesprache mit dem Echo und auch die Fliegen und Schmetterlinge stellen sich ein. Mir ist räthselhaft, wie diese winzigen Geschöpfe die Nacht überdauerten. Heute besucht uns ein Schwarm Dohlen. Mit leichtsinnigem Geplapper umkreisen sie die schneeige Spitze und schweben gleichgiltig ober der Eisrinne zur Gößseite oder über dem furchtbaren Schlund des Gussenbauerweges. Nur von Bergsteigern scheint der Gipfel heute verlassen zu bleiben, trotz der Schönheit des Tages. Während ich zu meinem Freunde noch darüber spreche, wie sonderbar es ist, dass die Menschen gewöhnlich im Nebel zur Höhe steigen, bei reinstem Wetter aber meist im Thale bleiben, tönt plötzlich ein Jauchzen aus unmittelbarster Nähe. Auf dem Schneegipfel sind drei Gestalten aufgetaucht. Ich bin gerade derart mit dem Dachstein beschäftigt, dass ich mir gar keine Unterbrechung gestatte, um zurückzurufen. Nach flüchtigem Hinüberblicken schwenke ich wortlos den Hut.

Nach einer Weile sehe ich mich wieder um und staune, dass die Gesellschaft noch immer auf dem Grate des weißen Gipfels steht, als wäre sie unschlüssig und zögere, zur Scharte herabzusteigen. Nun setzen sich zwei der Theilnehmer auf der schmalen Schneide nieder und schnallen Steigeisen an.

Der Dachstein ist fertig. Ich schaue wieder nach der Partie aus. Sie ist urplötzlich verschwunden. Anfangs glauben wir, sie habe die Scharte bereits überschritten und befinde sich augenblicklich in den Felsen der aperen Spitze. Doch niemand kommt herauf, alles bleibt still. Es ist auch ausgeschlossen,

dass mehrere Leute lautlos in den Lassacher Winkel stürzen. Die Herren haben sich folglich mit der Besteigung des Schneegipfels und dem bloßen Anblicke der höchsten Hochalmspitze begnügt. Hatte sie das schlimme Aussehen des überwächteten Firngrates und die schmale Scharte veranlasst, nach langer mühevoller Wanderung knapp vor dem Ziele an einem Morgen voll idealer Schönheit umzukehren? Der Führer aus Maltein, welcher jene Partie leitete, erzählte mir später, die Herren hätten uns auf dem Gipfel zeichnen gesehen und uns daher nicht stören wollen. Aus meinem stummen Hutschwenken hätten sie entnommen, dass uns ihr Besuch nicht angenehm gewesen wäre .... Es ist unglaublich, dass zwei harmlose Zeichner jemanden den Zutritt zu einem Hochgipfel durch ihr bloßes Dasein verwehren können. Wäre dieser Fall auch eingetreten, wenn statt der luftigen Schneide ein verlässliches Drahtseil zu unserem Sitze herübergeführt hätte?

Gegen 11 Uhr hallen neuerdings Stimmen durch die Einöde. Da die schneeige Spitze den eigentlichen Aufstieg verdeckt, gewahrt man allfällige Ersteiger erst im letzten Augenblicke. Sie scheinen aus der lichten Firnkuppel emporzuwachsen. Diesmal ist es eine Dame mit einem Führer. Sie halten keinen langen Kriegsrath, sondern beginnen sofort hinabzusteigen und herüberzugehen. Gerade ober dem beiderseitigen Absturze bricht der ohnedies schon sehr morsche und zertretene Schnee, die Touristin rutscht, doch der Führer hält sie ohne merkliche Kraftanstrengung am straff gespannten Seile und sie kommt nur einen Augenblick auf die Wächte zu sitzen. In wenigen Minuten sind beide heroben. Ich erkenne in der Dame eine bekannte Bergsteigerin, die schon viele Hochgipfel bezwungen hat. Vorerst bitte ich sie um Entschuldigung, dass es in unserem Zimmer noch so unordentlich aussieht und alle Einrichtungsstücke übereinander geworfen sind, weil das Stubenmädchen — eine leichtsinnige Gletschernixe — noch nicht aufgeräumt hat. Ferner ersuche ich wegen des holperigen Fußbodens und der zerschlagenen Fensterscheiben, deren Trümmer überall glitzern, um Nachsicht.

»Es ist eben eine Junggesellenwirtschaft, zum Glücke sehr schön gelegen,« bemerkt die Dame, welche sonderbarerweise bereits von unserem hohen Nachtlager wusste. Sie kommt von der Hannoverhütte, wohin zurückkehrende Führer die Nachricht von unserer Panorama-Aufnahme brachten. Dieselben hatten wahrscheinlich schon geahnt, dass wir bei dem schönen Wetter auf dem Gipfel übernachten würden.

Die Touristin erwies sich uns als gütige Alpenfee, welche mit spendender Hand Segen ausstreut. Als sie unseren »Destillier-Apparat« bemerkte, erfreute sie uns mit einer großen Flasche reinen Quellwassers, später sogar mit einem Glase Champagner und Zwieback. Da wir im Hochgebirge dem Grundsatze huldigen, nichts, was man uns anbietet, zurückzuweisen, wurde dies alles mit großem Danke entgegengenommen. Meine Erzählung, dass vorhin eine Partie auf der schneeigen Spitze umgekehrt sei, weckte Heiterkeit und auch Entrüstung, weil die betreffenden Herren auf dem Rückwege etwas höhnisch über den Gletscher hinüberschreiend der aufwärtssteigenden Dame größere Eile anempfahlen, da die Stunde schon spät und die Spitze noch sehr weit sei. Nun war die Touristin trotzdem weiter gekommen, als ihre Vorgänger.

Mit großem Entzücken gab sie sich nun dem Genusse der Fernsicht hin. Sie hoffte, von uns erschöpfende Auskunft über das Panorama zu erhalten. Selbstverständlich konnten wir diese geben. Jedoch nicht nur die Umgebung, sondern auch das Innere unserer Wohnung erläuterten wir dem liebenswürdigen Besuche. Mit einem gewissen Erinnerungsfrösteln zeigte ich unser Schlafgemach, den Arbeitstisch, unseren darunter befindlichen Kunstwein-Eiskeller und die sonstigen steinernen Möbel. Wir konnten die Spenden der Hochalmfee übrigens durch nichts lohnen, als höchstens durch den Fernrohranblick des Großglockners und der Wetterwarte am Rauriser Sonnblick. Die Dame war hochbefriedigt. Mittags trat sie wieder den Rückweg an. Wie es sich für Feen ziemt, schwebte sie mehr, als sie gieng, hinüber auf die schneeige Spitze. Noch ein Zuruf und der weiße Dom entzieht die Touristin und den Führer unseren Augen. Später sahen wir sie wieder eine kleine Weile bei den Steinernen Mannl'n und nach anderthalb Stunden tief unter uns über das Trippkees der Lassacher Scharte zusteuern, wo der Abstieg nach Mallnitz beginnt.

Noch heißer als gestern brennt die Sonne. Unsere Augen sind geröthet, die Gesichter trotz allen Einfettens und der schattenspendenden Hutkrempen bereits mehr schwarz als braun. Von der weißflimmernden Umgebung heben wir uns wie zwei Neger ab, welchen Vergleich vorhin die gütige Fee gebraucht hatte. Um 3 Uhr ist das Panorama fertig. Cuscoleca schließt mit dem letzten Dolomitgipfel im Westen, ich mit dem fernen Bacher im Ost. Aufathmend lehne ich mich zurück. Das Auge ist übermüdet durch den andauernden Glanz, wonnig taucht es in das milde Blau des Himmels ober uns.

Zum Abstiege ist's jedoch noch etwas früh. Daher beschließen wir, uns nicht allzusehr auf die vorgestern angefertigten photographischen Bilder zu verlassen und den flüchtig skizzierten Vordergrund besser auszuführen, um allenfalls auch ohne Hilfe der Lichtbilder das Panorama genau ins reine zeichnen zu können. Wie sehr diese Vorsicht am Platze war, bewies der Umstand, dass eine Platte gar nicht, die sieben anderen aber nur sehr wenig verwendbar waren, da sie — nach Amateurs Brauch und Sitte — viel zu dunkel ausfielen.

Nun steigen am Horizonte wieder die ersten Wolken auf, sie treiben mit den Gipfeln der entfernteren Gruppen ihr neckisch-brodelndes Versteckenspiel, aber sie kommen zu spät, um uns schaden zu können. Ergötzlich ist es, zu betrachten, wie sie über die Thäler dahinfliegen und, getrieben von den Luftströmungen der hohen Regionen, ihre Schatten als große, dunkle, rasch wandernde Flecken auf die Landschaft werfen.

Es ist so traut und gemüthlich hier oben, dass ich fast mit schwerem Herzen an den Abschied denke. Aber nach 4 Uhr gibt es mit dem besten Willen nichts mehr zu zeichnen. Hastig überfliegen wir noch einmal die weite Runde und vergleichen sie prüfend mit den acht Blättern, dem Ergebnisse unserer Arbeit. Wir haben nichts übersehen und können getrost einpacken. Rasch schreiben wir unsere Namen in das Fremdenbuch. Noch ein Blick auf das Schlafgemach und wir brechen nach ½5 Uhr auf. Eine Schar zwitschernder, gelber Schneeammern umflattert uns fröhlich, als gäben sie ein Ehrengeleite. Der Firngrat ist sehr schlüpfrig und weich geworden. Während unserer zweitägigen Anwesenheit hat er seine schneidige Form etwas eingebüßt, Menschen-

tritte und Tageswärme haben an ihm genagt und seine Wächte zusammenschrumpfen gemacht, oft brach plötzlich ein Stück ohne jede sichtbare Veranlassung ab und staubte rauschend zur Tiefe. In wenigen Minuten hatten wir ihn überschritten. Von dem schneeigen Gipfel sahen wir zum letzenmale auf die apere Spitze hinüber, welche uns durch dreißig Stunden beherbergt hatte und alles bot, was die Beherrscherin des Malteinerthales an Schönheit bieten kann. Dass sie zwar eine herrliche Königin, nicht jedoch eine geübte Wirtin ist und ihre Gäste zur Nacht so jämmerlich frieren ließ, konnten wir ihr nicht übel nehmen, weil diese beiden Eigenschaften sich schwer vereinen lassen.

Schwarze Schneide 3083 *m.*

Während ich mit Freund Cuscoleca auf der Hochalmspitze weilte, traf in Gmünd mein treuer Genosse M. H. Mayr zu Bergfahrten in der Heimat ein, und am 20. September 1894 giengen wir daran, alte Pläne zu verwirklichen. Wir beabsichtigten bis zur Elendhütte zu wandern und fuhren daher schon morgens in das Malteinthal. Unsere Befriedigung war groß, als wir im Pflüglhofe erfuhren, dass heute die letzte Jagd auf der Hochalm stattfinden und schon morgen die ganze Gegend frei sein werde. Rasch änderten wir daher unser Vorhaben und beschlossen, statt vorerst ins Elend, schon heute zur Villacher Hütte zu gehen.

Erst spät nachmittags konnten wir jene Thüre öffnen, ober welcher sich das Schild mit der Aufschrift: »Villacher Hütte« befindet. Aber darüber, fast gedeckt durch das vorspringende Dach, ist ein zweites Täfelchen sichtbar, auf dem die Worte prangen: »Es lebe hoch der ganze Albenverein!«

Wahrscheinlich hat es irgend ein Halter unter dem Einflusse plötzlicher Begeisterung verfertigt. Jener Biedermann, welcher voriges Jahr durch den wohl allzureichlichen Genuss geräucherten Schaffleisches solch starken Durst bekam, dass er sich am Champagner der Hütte vergriff, hätte am meisten Grund zu dieser Kundgebung gehabt, trotzdem er infolge seiner Streiche aus der über 2000 *m* hohen Stellung eines Ochsenhalters der Hochalm entlassen wurde. Das schlichte Schild ist jedoch älteren Ursprunges, es hängt schon seit vielen Jahren ober der Pforte.

Der vorzügliche frische Braten, den Mayr aus dem mitgebrachten Fleisch mit wahrhaft kochkünstlerischer Begabung und Liebe zu schmoren verstand, tröstete uns über das Missgeschick, dass kein Wein da war, weniger jedoch über den bedenklichen Umstand, dass sich am Hafner drüben die Wolken häuften.

Mit dem Vorhaben, recht zeitlich aufzustehen, giengen wir auch ziemlich früh zu Bette, aber wir erwachten erst um 4 Uhr. Die vorgerückte Jahreszeit lässt auch den Tag lange schlafen, denn Dämmerung umgibt uns noch, als wir die Hütte um 5 Uhr verlassen.

Der Himmel ist vollkommen klar und die herrliche Morgenluft heftet unsichtbare Schwingen an unsere Sohlen, so dass wir in dreiviertel Stunden den Gletscher und um ½7 Uhr die ungefähr 2700 *m* hohe Einsattlung zwischen Vorderer und Hinterer Schwarzer Schneide erreicht haben. Unser Blick fällt flüchtig hinab in das Hochkar mit den Seen, umso länger fliegt er die steilen Wände unseres Gipfels hinan. Sollen wir eine der breiten firnerfüllten Runsen

benützen, die an der Nordseite vom Hochalmkees durch die plattigen Hänge hinanziehen oder vielmehr zum Gletscher abschießen? Wir schätzen Steigung und Länge ab und bemerken, dass Lawinen ihre langgezogenen Striche in die Rinnen eingezeichnet haben.

»Bleiben wir doch wieder auf dem Grate«, ruft Mayr entschlossen; »ist der erste Absatz überwunden, so haben wir gewonnenes Spiel!« Der erste Absatz! Er ist das Haupthindernis des Anstieges über den Ostgrat, dies wissen wir von einem früheren Versuche her. Unser Weg führt über Blöcke von solcher Größe, wie ich sie noch auf keinem Kamme unserer Berge gesehen habe. Unerklärlich erscheint es bei manchen dieser regellos übereinander gethürmten Riesen, wie sie sich im Gleichgewichte erhalten und welches Spiel der Naturkräfte diesen sonderbaren lockeren Grat aufgebaut hat. Ein Windstoß, glaubt man, könne alles hinwegfegen. Thatsächlich gerathen oft die umfangreichsten Klötze beim Auftreten ins Schwanken. Die Ungeschlachtheit des Getrümmers bringt selbstverständlich auch eine gewaltige Breite und Tiefe der Räume zwischen den einzelnen Blöcken mit sich. Es öffnen sich im Gestein Klüfte, in denen nicht nur ein einzelner Mann, sondern eine ganze Gesellschaft unbemerkt verschwinden könnte. Die Kletterei verlangt unter diesen Verhältnissen Vorsicht und Überlegung, sie bringt aber, so abschreckend und ungangbar das wüste Chaos im ersten Augenblicke auch scheint, rasch aufwärts. Nun überblicken wir links den innersten Winkel des Hochalmkares, aus welchem wir voriges Jahr unseren zweiten Versuch unternommen haben. Über anscheinend harmlose Firnfelder sind wir damals nach erfolgloser Umkehr abgefahren, heute sehen wir, dass es ein zerspaltener Gletscher ist, der mit bedeutender Steilheit sich unter uns ausdehnt. Die Eisverhältnisse, durch den schneearmen Winter bedingt, müssen heute ganz andere sein, da selbst der kürzlich gefallene Neuschnee die vielen Schründe nicht verdecken kann. Nun beginnt uns auch auf dem Grate der Neuschnee unangenehm aufzufallen. Er macht die Platten schlüpfrig und erkältet die Hände. Bald sind wir an jener Stelle angelangt, wo wir bei unserem ersten Versuche die Besteigung aufgaben.

Drohend erhebt sich vor uns der erwähnte erste Absatz. Hier sieht er einem allseitig überhängenden Thurme gleich, welcher, um seinen ohnedies genügend schreckhaften Eindruck zu erhöhen, eine riesige Platte wie ein Käppchen schief auf sein Haupt gestülpt hat. Wir beschließen, vorerst zu versuchen, ob nicht der Thurm selbst zu erklettern wäre, und rücken ihn unmittelbar an den gelblichen Leib. Schmale Risse ziehen sich durch die glatte Mauer, von der hie und da krystallenes Eis niederhängt. Mayr strengt seinen ganzen Eifer als Kundschafter an, ohne aber hinaufzukommen. Wo vielleicht der Überhang zu ersteigen wäre, gestattet es wieder die Vereisung nicht. Der Thurm ist uneinnehmbar, wenigstens für unsere Kräfte und unter den obwaltenden ziemlich ungünstigen Verhältnissen; wir müssen also trachten, an seiner Flanke vorbeizukommen. In vollkommen senkrechtem Absturz fällt er links (südlich) zum Gletscher des Seekares, mit schiefen Plattenwänden rechts (nördlich) auf das Hochalmkees nieder. Rechts bleibt uns also der einzige Ausweg. Wir steigen daher wieder ein gutes Stück auf dem Grate zurück, bis sich eine passende Stelle findet, um mit der Durchquerung der Nordwand zu beginnen. Leider

ist sie als Nordwand auch die Schattenseite des Berges und allenthalben liegt tiefer Schnee, als wäre er erst gestern gefallen. Das Gestein weist eine höchst ungünstige Schichtung auf. Es sind steile Platten, in abwärts leitenden Stufen aufeinander lagernd und dadurch dreikantige Rippen bildend, welche größtentheils ganz glatt sind. So manchen guten Griff oder Tritt mag der Schnee überdeckt haben, wo wir vergeblich nach einem festen Stande suchten.

Da wir durch unser getreues Seil verbunden sind, muss einer von uns immer warten, bis der zweite sicher steht. Daher machen wir nur sehr langsame Fortschritte. Oft steht dieses Verfahren nicht mit der Länge des Seiles im Einklang. Es ist zu Ende, der vorauskletternde Genosse zerrt daran und ich muss oft lange nach einem weiteren, halbwegs verlässlichen Tritt tasten, um mich nicht des Haltes zu berauben und uns beide in eine sehr bedenkliche Lage zu bringen. Vorläufig erscheint mir der heutige Sieg wieder etwas zweifelhaft; die Platten, welche vom Hochalmkees aus keinen besonders schwierigen Eindruck machen, werden immer schlimmer, und so oft mein Freund wieder ober mir um die nächste Felsenecke verschwindet, fürchte ich schon das Wort zu vernehmen: »Es geht nicht mehr weiter, wir müssen zurück!« Es geht aber doch noch.

An einer Stelle muss ich besonders lange warten. Dann frägt mich Mayr von oben wiederholt und eindringlich, ob mein Stand gut ist und ich antwortete thatsächlich erst bejahend, bis ich mich mit Füßen, Händen und dem Pickel vollkommen versichert habe. »Wie ist's?« rufe ich hinauf.

»Wie ist's? Wie ist's?« neckt mich das geschwätzige Echo, als säße hinter jeder Platte ein höhnender Kobold. Mein Freund antwortet nicht. Entweder wird seine Stimme von den gefühllosen Wänden verschlungen oder er ist derart mit der Aufgabe des Emporklimmens beschäftigt, dass ihm die Anstrengung keine Zeit zum Rufen lässt. Endlich tönt ein Schrei: »Achtung!« Getöse folgt. Einige Steine von bemerkenswerter Größe hüpfen drüben herab. Mich schützt ein Überhang und ruhig kann ich der tollen Fahrt in den Abgrund zusehen. Hie und da springt ein Block auf spitze Kanten auf und zerspringt beim Anprall in mehrere Stücke, als wäre er ein Sprenggeschoss.

»Klettere nach,« tönt jetzt wieder der Ruf von oben, »aber vorsichtig und langsam, es geht sehr schwer!« Das haben wir uns heute schon einige Dutzendmale zugeschrien, trotzdem wiederholen wir die gegenseitige Ermahnung unwillkürlich, so oft sich wieder einer in Bewegung setzt.

Nun sehe ich wieder den Freund, der gerade ober mir in einer Nische lehnt. Er kann mich jetzt viel besser halten, als ich vorher ihn und deshalb komme ich über manche Stelle, die ihm früher viel Zeit geraubt hatte, rascher hinweg. Neuerdings lerne ich einsehen, dass solche schwierige Felstouren stets nur zwei Theilnehmer ausführen sollen. Jedes weitere Mitglied hätte die Dauer der Besteigung unverhältnismäßig ausgedehnt. Eine Platte ohne jeden Griff entlockt mir einen Ausruf des Staunens. Wie Mayr da wohl hinübergekommen ist? Am Seile ist es freilich kein Kunststück für mich. Durch einen schmalen, schwierigen Kamin, der aber gute Griffe hat, stemme ich mich schließlich zu meinem Genossen hinauf. Noch eine Platte von großer Schwierigkeit, wobei ich den Pickel einstemmen muss, so dass Mayr auf denselben steigen kann, um einen hohen Griff zu erhaschen, worauf er mich nach allen Regeln der Kunst hin-

aufzieht — und wir stehen um 10 Uhr auf dem Grate ober dem Absatz. Unmittelbar vor uns erhebt sich als neues Hindernis eine überhängende Stufe. Die Wand ist nur nieder; wenn wir uns auf eine vorspringende Platte an ihrem Fuße stellen, erreichen unsere ausgestreckten Arme nahezu den oberen Rand, es mangelt aber jeder Griff, um sich über den Überhang hinaufschwingen zu können. Plötzlich entdecken wir links ein schmales, gestuftes Band und wie auf einer Treppe gelangen wir mühelos ober der Wand, die senkrecht zum Seekare abstürzt, an dem Absatze vorbei.

Das Vergnügen, auf den vorspringenden Kopf hinauszutreten und in die überwundene Tiefe zu schauen, ließen wir uns nicht entgehen. Kaum 300 *m* beträgt der Höhenunterschied zwischen dem Fuße des Ostgrates und unserem jetzigen Standpunkte und trotzdem hat seine Überwindung dreieinhalb Stunden erfordert, wobei wir mit dem unnützen Versuche einer directen Erkletterung des Abbruches allerdings ungefähr eine halbe Stunde verloren. Diese Zahlen zeugen deutlicher als die eingehendste Schilderung von der Beschwerlichkeit der Tour, welche die Erkletterung der Tischlerspitze über den Nordgrat noch weit übertrifft, und eine der schwierigsten Aufgaben in unseren Bergen ist. Finden allfällige Nachfolger bessere Schneeverhältnisse als wir, so werden sie vielleicht an manchen Stellen geringere Hemmnisse finden und dann in kürzerer Zeit heraufgelangen.

Die aufregenden Stunden hatten uns auf Hunger und Durst vergessen gemacht. Nun sehen wir, dass unsere Blechflaschen leer sind. Im Eifer des Aufstieges haben wir vergessen, sie beim letzten Bächlein zu füllen. Auch dem Wetter wenden wir wieder einige Aufmerksamkeit zu: überall sind dicke Wolken heraufgekrochen und lagern sich über die Spitzen der Umgebung. Unseren Frohsinn über die Bezwingung des Haupthindernisses vermag aber die trübe Luft nicht zu stören. Leicht sieht von hier die weitere Fortsetzung des Grates aus und thatsächlich ist es nur ein Spaziergang im Vergleiche zu dem, was hinter uns liegt. Wir wandern über einen breiten, wenig steilen Geröllkamm, der größtentheils noch vom Neuschnee bedeckt ist. Plötzlich gewahre ich Spuren. Als große und tiefe Löcher gähnen sie in dem weißen Grunde. Beim Weitergehen sehen wir, dass es nur Gemsfährten sind, welche den Kamm ein Stück begleiten und an mehreren Stellen durch die Sonnenwärme vergrößert wurden. Der Grat wird bald enger und beschwerlicher. Die Spuren hören auf. Neuerdings drängen sich die beiderseitigen Abgründe an uns heran, so dass der breite Rücken sich wieder zur schmalen Schneide wandelt; sie führt zu einem kühnen Thurm hinauf. Zu unserer Linken zieht eine Reihe zersplitterter Zacken heran, wir stehen am langersehnten Vereinigungspunkte des Ost- und Südgrates, daher muss der Thurm vor uns die höchste Spitze sein.

Eine überhängende Platte in kaminartiger Enge bietet von dieser Seite die einzige Möglichkeit, den glatten Felsklotz zu erklimmen. Ich halte den angelehnten Pickel fest, Mayr benützt ihn als Tritt, lange suchen seine Finger, bis sie endlich einen Griff finden, den er aber erst mühselig vom Eise befreien muss. Dann schwingt er sich langsam empor. Ich reiche ihm die Pickel und rasch folge ich ihm am Seile, anfänglich ohne Tritt frei in der Luft schwebend. Noch einige Klimmzüge und wir sind oben.

»Endlich haben wir dich d'rangekriegt!« sagt Mayr befriedigt und mit viel lauterer Stimme, als er gewöhnlich zu sprechen pflegt. Er meint selbstverständlich damit die endlich eroberte Hintere Schwarze Schneide. Ich drücke ihm dankbar die Hand, denn ich weiß, dass ohne seine Kletterfähigkeit manche Stelle, besonders bei der herrschenden starken Vereisung, ich nicht überwunden hätte. »Ist es wirklich ein Berg, auf dem wir stehen?« rufe ich erstaunt beim Anblicke der Gipfelplatte, welche überall unvermittelt zur Tiefe abbricht. Eine schlanke Säule scheint es vielmehr zu sein, auf welcher wir nicht die Rolle kühner Sieger, sondern winziger Standbilder spielen, die irgend eine launenhafte Zaubergewalt plötzlich heraufversetzt hat. Um 11 Uhr — in sechs Stunden von der Hütte aus — sind wir angelangt. Uns beiden scheint es bestimmt zu sein, Erstlingstouren nur bei wallenden Nebeln auszuführen, denn von allen Seiten wogten die grauen Dünste herbei. Nur die Hochalmspitze selbst schien am längsten den Dämonen schlechten Wetters zu trotzen und hob sich noch in vollster Reinheit über das dumpfe Getriebe empor.

Da wir die Tour über den Ostgrat fortzusetzen gedachten, betrachteten wir besonders die Westseite unseres Gipfels. In jähem, mehrere Meter messenden Überhange bricht er zum Grat ab, welcher jedoch in seinem weiteren Verlaufe ziemlich harmlos zu sein scheint. Am unheimlichsten ist die Südwand des Berges. Sie hängt derart gegen den Gößgraben über, dass der hinabspähende Blick erschrocken in einen leeren Raum fällt. Wir bauen einen Steinmann auf der einsamen Höhe, außerdem wird der Keim zu einem Fremdenbuche gelegt, indem wir eine Sardinenbüchse vorerst säuberlich leer essen und dann die Angaben unserer Ersteigung darin bergen. Hie und da enthüllt sich wieder ein Theil der großartigen Aussicht auf den mächtigen, zerrissenen Eisstrom des Hochalmgletschers und auf die lieblichen Seen des Kares. Auch die Villacher Hütte ist von der Spitze aus sichtbar.

Um 12 Uhr verlassen wir den Ort unseres redlich verdienten Mittagmahles.

Ich kann auf dem Gipfel leicht sicheren Stand fassen und lasse Mayr am Seile über den Absatz auf der dem Hochalmkees zugewendeten Seite hinab. Schmale Leisten bringen ihn bald auf den Grat an dem Fuße des Überhanges. Er entschwindet meinen Blicken. Plötzlich höre ich ihn rufen. Aber seltsam hohl, wie aus dem Innern des Berges dringt seine Stimme hervor. »Der Gipfel hat ein Loch,« schreit er aus der Tiefe, »durch welches ich den blauen Himmel und deinen grauen Hut sehe!« Erstaunt wende ich mich um und bemerke, dass vor dem Wandabbruche sich eine enge Kluft öffnet, die unter dem Überhange auf dem Grate endet. »Ich werde durch das Loch kriechen?« Mit Hilfe Mayrs, der mich unten bei den Beinen auffängt, gelingt der Abstieg durch diese natürliche Versenkung. Was nun folgte, bot weniger Schwierigkeiten. Größtentheils konnten wir auf der Schneide bleiben; zeigte sie sich allzustark ausgefranst, so hielten wir uns rechts etwas unter ihr, wo es in dem steilen Firnhange öfters Stufenarbeit gab. Besonders deutlich ist mir von dieser Wanderung ein firnerfüllter Hohlweg unter dem Grate, beiderseits von regelmäßigen, mannshohen Mauern eingefriedet, in Erinnerung, wo das Fortkommen sehr leicht war. Endlich gelangten wir um 1 Uhr 15 Minuten in die Scharte östlich vom Winterriegel und um ½2 Uhr ohne besondere Schwierigkeiten auf die Spitze des Winterriegels

(ungefähr 3100 *m*), auch Zsigmondykopf genannt zu Ehren der Gebrüder Zsigmondy, welche zur vorhin erwähnten Scharte aus dem Gößgraben zum erstenmale aufstiegen und über den Ostgrat die Hochalmspitze erreichten.

Einen geradezu abschreckenden Anblick bietet von hier die Hintere Schwarze Schneide. Ihre überhängende Wand lässt auf der Gößseite die Umrisse eines menschlichen Antlitzes erkennen, mit gewaltiger Stirne, großer Nase und leicht geöffnetem Munde, ohne dass es nöthig wäre, hiezu Phantasie anzuwenden. Selbst ein kleiner Schneefleck, der das Auge darstellt, fehlt nicht. Deutlich sehen wir unseren Steinmann auf der obersten Platte. Hier fanden wir endlich auch in einem vertieften Steinklotze reines Wasser und konnten unseren furchtbaren Durst löschen.

Nach wenigen Minuten folgten wir dem Grate weiter und erreichten in einer Viertelstunde die »Steinernen Mannl'n« 3153 *m*. Wir stehen am Fuße des östlichen der drei abenteuerlichen Felsen, welche als unzugängliche, vollkommen senkrechte Thürme emporstarren. Im Querschnitte erscheinen diese sonderbaren Gebilde aus verwittertem Gestein ungemein dünn, und zwar sind sie am Grunde etwas schmäler als oben, so dass sie wie steil aufgerichtete, gewaltige Platten aussehen. Das Bestreben, sich mit solchen merkwürdigen Gebilden zu zieren, weist der ganze Hochalmostgrat auf, wofür nicht nur die Steinernen Mannl'n, die Vordere und Hintere Schwarze Schneide, sondern auch der ganze übrige Kammverlauf fortwährend Beispiele bieten, allerdings nur im kleinen.

Die Steinernen Mannl'n zeigen an den Seiten außer den Überhängen auch noch seltsame Nasen und Buckel, mit lothrechter Felsmauer stürzen sie links zum Gößgraben, rechts mit einem sehr steilen Firnhange, dessen Neigung 50° betragen dürfte, zum Hochalmkees ab. Eine breite Randspalte bezeichnet unten den Fuß dieses blendenden Sockels der drei dunklen Felssäulen. Die Eiswand bei den Steinernen Mannl'n gilt als die schwerste und gefährlichste Stelle des Zsigmondy-Weges. Bei Blankeis erfordert sie Steigeisen, Stufenschlagen und raubt viel Zeit. Hier war der Neuschnee, den wir in den Felsen vorhin verwünscht hatten, von großem Nutzen; er ermöglichte uns, die Wand in einer kleinen Viertelstunde ohne besondere Anstrengung zu queren. Der Grat, welcher dann weiter sehr steil zur schneeigen Hochalmspitze führt, bot noch eine etwas schwierigere Stelle, wo wir von ihm rechts abwichen und theils durch eine breite, stark verschneite Runse, theils über plattige Felsen uns emporm\u00fchen mussten. Endlich langen wir auf der Schneespitze an; zu unserem Staunen bemerken wir ganz frische Fußspuren, die vom Groß-Elendkopfe herüberführen.

»Mir ahnt,« sage ich, »dass heute endlich einmal der directe Anstieg vom Groß-Elendkees gemacht worden ist!« Die weite Tour hatte unsere Schritte bereits verlangsamt, nun beginnt die Neugierde sie wieder zu beschleunigen. Im Nu ist die Scharte überschritten und bald die apere Hochalmspitze erreicht. Schon $^1/_24$ Uhr nachmittags! Dann stürzen wir uns auf das Fremdenbuch, um zu ersehen, was die Fährte bedeutet. Meine Ahnung bestätigt sich. Heute vormittags ist es Prof. C. Arnold mit zwei Mallnitzer Führern gelungen, den kürzesten Anstieg zur Hochalmspitze von der Hannoverhütte über den Groß-Elendkopf in fünf Stunden — die Rasten ungerechnet — durchzuführen! Ein kalter Wind pfeift um die einsame Zinne, die aus den wogenden Nebeln auf-

ragt, wie ein Felseiland im Weltmeere. Trotz des traurigen Wetters schwenken wir jauchzend die Hüte. Heute ist ein Ehrentag für dich, o Königin des Malteiner Thales! Die letzten Aufgaben, welche es an dir noch zu lösen gab, sind gelungen, beide erst nach wiederholten Versuchen.

Prof. C. Arnold dürfte viele Nachfolger auf seinem neuen Wege finden, da dessen Eröffnung einem wirklichen Bedürfnisse abhilft und den zeitraubenden Umweg über die Preimlscharte spart; unsere Tour dagegen, welche bis zum Zsigmondykopf neu und somit die erste Überschreitung des ganzen Ostgrates ist, wird wohl nur selten wiederholt werden. Haben wir doch von der Hütte bis zur Hochalmspitze auf dem freilich vielfach gewundenen Pfade sammt Rasten zehneinhalb Stunden benöthigt!

Wir waren mit dem Erfolge des trüben 21. September sehr zufrieden und fragten nicht mehr nach Aussicht und schönem Wetter. Dankbar darüber, dass es wenigstens nicht regnete, verzehrten wir eine Jause, brachen um 1/45 Uhr wieder auf und erreichten — oft recht mühsam durch den hohen Neuschnee stampfend — auf dem gewöhnlichen Wege um 1/27 Uhr die Villacher Hütte.

Oberlercherspitze 3096 *m.*

Am 22. September 1894 zeigte sich zu unserem Erstaunen vollkommen blauer Himmel, der Nachtsturm hatte Wolken und Nebel in die Thäler hinabgefegt. Erst nach 6 Uhr brachen wir auf.

Diesmal kamen wir schon in wenigen Minuten auf Boden, der uns beiden völlig neu war. Unser Weg führte über die allmählich ansteigende Fortsetzung jenes Rückens, auf dem die Villacher Hütte steht, in nordöstlicher Richtung über Wandstufen und Rasen empor. Zur Linken rauscht der Bach. Später macht er eine Biegung und plätschert über viele kleine Terrassen zur Rechten herab. Daher müssen wir ihn queren. Nach einer halben Stunde sind wir auf dem Preimlkees. Wir bemerken zahlreiche Gems- und Treiberspuren, aber auch einen eigenthümlichen Zustand des Eises jener Firnfelder, welche tagsüber vom Schmelzwasser stark überrieselt werden. Das Gehen auf der gefrorenen, unterhalb hohlen Kruste bewirkt, dass sich ein umfangreiches Stück derselben senkt, was weniger dem Auge, als vielmehr dem Ohre bemerkbar wird, da dies mit einem starken, schussähnlichen Krachen begleitet war, das uns im Anfange unwillkürlich erschreckt zusammenfahren ließ. Jeder zweite oder dritte Schritt weckte einen solchen dröhnenden Knall. Drüben, auf dem Moränenschutt, standen einige Gemsen, welche unbesorgt zu uns herüberäugten, trotz des starken Lärmes. Erinnerten sie sich vielleicht an die vorgestrige ziemlich unblutig verlaufene Treibjagd?... Je weiter wir auf der spaltenlosen und sehr gut gangbaren Eisdecke vorwärtsdrangen, desto hübschere Bilder zeigten sich.

Wir stehen inmitten eines gewaltigen Amphitheaters, gebaut aus den Wänden der Preimlspitze 3176 *m*, welche durch mehrere Zacken und tiefe Scharten von dem plattengepanzerten Koloss der Oberlercherspitze 3096 *m* getrennt ist. Der Grat, welcher von letzterer zur Rechten, gegen Ost, herabzieht, zeigt ebenfalls eine kühne Erhebung, den Hintersten Findelkarkopf 2925 *m*. Seine Ersteigung scheint der Mühe wert zu sein, daher halten wir uns rechts.

Der Firn ist hartgefroren und die Neigung des Hanges, welchen wir in weitem Bogen ausgehen, nicht beträchtlich, so dass der Weg ein sehr leichter genannt werden kann. Zahlreiche Lawinenbahnen kreuzen ihn, wir erinnern uns, gestern bei Besteigung der Schwarzen Schneide auf dem Preimlkeese herüben mehrere solche Eisbatterien unter lautem Donner in Thätigkeit gesehen zu haben. Heute schweigen sie noch.

Im Preimlkees, welches theilweise übrigens mit dem Hochalmgletscher zusammenhängt, entspringt einerseits der sogenannte »lange« Bach, welcher von uns früher überschritten wurde und seinem Namen wenig Ehre macht, weil er nur ein kurzer Seitenlauf des Hochalmbaches ist; andererseits entströmen ihm die beiden Preimlbäche, welche sich in mächtigen, mehrere hundert Meter hohen Cascaden in die tief unten fließende Maltein stürzen. Auf der Thalstufe unter der Moräne bildet das Gewässer eine Menge kleiner Seen, in denen glitzernd die Sonne funkelt und große Granitblöcke sich wohlgefällig spiegeln. An den Seen beginnt bereits wieder der Pflanzenwuchs, wir aber wandern, kaum eine Stunde höher, durch die Regionen ewigen Winters. Blaue Blüten nicken dort unten bei den Wasserlachen, blaue Klüfte und starre Eisgebilde drohen ober uns.

Plötzlich zwingt uns Verwunderung, stehen zu bleiben. Mitten im fast ebenen Gletscher erhebt sich ein Tisch von gewaltigem Umfange. Eine Steinplatte, etwa 3 *m* dick, 6 bis 8 *m* lang, ruht auf starker Eissäule meterhoch über dem Boden. Der Tischler, welcher dieses wundersame Einrichtungsstück des Hochgebirgs-Salones verfertigte, hat die Einförmigkeit gerader Linien verschmäht und benützte weder Winkelmaß, noch Senkblei, da die Riesenplatte schief liegt.

Einige vorwitzige Moränenstreifen reichen bis auf den Gletscher herauf, theils umgehen wir das Trümmerwerk, theils überklettern wir es und rücken nun den prallen Felswänden schon nahe an den Leib. Ober uns erhebt sich der Hinterste Findelkarkopf, steile Felsstufen mit grobem Geröll und einigen Firnstreifen bilden den Abhang. Wir steigen in die Blöcke ein, sie erweisen sich jedoch als durchwegs morsche, ungemein lose aufeinander gehäufte Bruchstücke, lautes Poltern begleitet jeden Schritt. Wir winden uns durch das Chaos und beginnen auf einem der Firnflecke weiterzusteigen. Aber seine Neigung nimmt beträchtlich zu, der graue, alte Schnee ist hart gefroren und wir müssen Stufen schlagen, um nicht auszugleiten. Gerne klettern wir nun wieder durch die brüchigen Felsen weiter. Mag eine Sache noch so schlecht sein, sie dünkt einem in dem Augenblicke besser, in welchem man mit etwas anscheinend Besserem noch schlechtere Erfahrung gemacht hat.

Mit der Höhe nahm aber die Lockerheit des Gesteines sichtlich ab, mühelos erreichten wir den schmalen Grat und den Gipfel des Hintersten Findelkarkopfes 2925 *m* um 9 Uhr. Er scheint noch nie betreten worden zu sein, keine Stange, kein Steinmann krönt die Höhe. Die Spitze selbst bildet einen kühnen Zacken, ostwärts sinkt der zerrissene Grat zu dem Hinteren 2690 *m* und Vorderen Findelkarkopfe 2414 *m* ab, westlich steigt er zur Oberlercherspitze an. Im Süden liegen das Preiml- und ein Theil des Hochalmkeeses mit der Schwarzen Schneide, im Norden das ebenfalls stark vergletscherte Findelkar. Hier, in dem zerschrundenen Eisfeld zu unseren Füßen entspringt jener Bach, der unten im Thale vor seiner Einmündung in die Maltein hinter der Wolfganghütte einen schönen Sturz bildet.

Nur wenige Minuten schenkten wir der hübschen Aussicht auf den Hafnerzug und die Niederen Tauern, dann kletterten wir nach Erbauung eines Steinmannes über den Grat westlich weiter. Die Strecke vor uns sah ziemlich lange und nicht unschwierig aus. Thatsächlich gab es an einigen Stellen heftige Scharmützel mit dem Neuschnee, der uns oft in Gesteinsklüfte bis zum halben Leib einbrechen ließ, ungeachtet alles vorsichtigen Tastens mit dem Pickel. Auch an Kletteraufgaben in den vereisten Felsen und Platten war kein Mangel, besonders gegen Ende des Grates. Um 10 Uhr lag dies alles hinter uns, wir betraten die Oberlercherspitze 3096 *m*. (3¾ Stunden vom Schutzhause.) Das Wetter hatte sich bereits theilweise getrübt, die Nebel der Thäler hoben sich und aus Nordwest kamen ausgedehnte Wolkenschwärme gezogen.

Unsere Spitze wurde zu Ehren des Geoplasten Paul Oberlercher, welcher sich um die Kenntnis und Darstellung der ganzen Hochalm-Ankogelgruppe große Verdienste erworben hat, benannt. Sie stellt den höchsten Punkt einer nicht unbedeutenden Hochebene dar, welche westlich auf das Großelendkees, östlich zum Preiml- und Findelkarkees in mächtigen Plattenwänden abstürzt. Mehrere tiefe Scharten trennen sie von ihrem südlichen Fortsatze, der Preimlspitze, welche von dieser Seite als rundliche Kuppe erscheint. Im Norden weist die Hochebene, welche man ganz gut mit einem Tafelberge vergleichen kann, noch eine Erhebung, den Hintersten Brunnkarkopf, ungefähr 3000 *m*, auf. Von dort zieht der Grat abwärts zu den vier Vorderen Brunnkarköpfen, den beiden Steinkarspitzen und zum Gamskarnock. Dieser ganze Zug ist derjenige Bergrücken, welcher die Maltein zwingt, um den Stock der Hochalmspitze herum ein großes, sehr scharfes Eck zu machen. Die Oberlercherspitze trug einen Steinmann, aber vergeblich suchten wir darinnen nach der Karte des ersten Besteigers, Dr. Arnold.

Nicht nur die schönen Bilder während des Aufstieges, auch die Rundsicht vom Gipfel selbst lohnt reichlich den etwas beschwerlichen Weg auf diese entlegene Zinne. Besonders schön ist der Blick auf das furchtbar zerklüftete Großelendkees mit seinen jähen Firnbrüchen. Die weitere Aussicht ähnelt jener der Hochalmspitze, soweit dieselbe nicht selbst den Horizont einnimmt.

Um 11 Uhr gieng die Reise nördlich weiter. Sie erfolgte vorerst über den breiten, fast ebenen Grat zum Hintersten Brunnkarkopf, was genau 30 Minuten erforderte. Dann stiegen wir über lockeres Geröll zu den Firnfeldern auf der Großelendseite, wo wir einige hundert Meter abfahren konnten. Wir wurden nicht satt, die wechselvollen Schönheiten des nahen Großelendgletschers zu bewundern, der zu unserer Linken breit in das Thal hinabflutet und seine Zunge bis zur Sohle vorschiebt. Gegen 1 Uhr gewahrten wir unten auf dem ersten Rasenflecken einen mächtigen Steinmann, welcher uns leicht den schönen Weg der A. V. Section Villach auffinden ließ. Er wurde behufs leichterer Begehung der Preimlscharte gebaut, führt in steilen Windungen zur mächtigen nördlichen Seitenmoräne und zuletzt auf dem Rücken dieses ungeheuren, langgestreckten Schotterhaufens, welchen das Eis hier zusammengeschoben hat, hinunter.

Schließlich querten wir die Thalsohle unter der geröllbedeckten Gletscherzunge, wo aus Eishöhlen der neugeborene Großelendbach wildrauschend hervorbricht, und ärgerten uns wirklich darüber, jenseits wieder soweit hinansteigen zu müssen, als wir diesseits an Höhe verloren hatten. In weitem Bogen umzieht

der Weg den Kamm der Kälberspitzen und gestattet sehr hübsche Blicke in das grüne Großelendthal mit der behäbigen Ochsenhütte, um welche Rinderherden friedlich grasen. Der Almfrieden zu unseren Füßen bildet einen sonderbaren Gegensatz zu der öden Wildnis, welche hinter uns liegt.

Der Kälberspitzkamm theilt das Großelendthal in zwei Äste, deren linksseitiger vom Fallbache durchflossen wird. Dort, wo er in den Großelendbach mündet, steht die Ochsenhütte, dort wäre auch der geeignetste Platz für ein Unterkunftshaus, von welchem aus sich bequem die zahlreichen Touren im Gebiete des Großen Elends unternehmen ließen. Das gegenwärtige Elendhaus der Section Klagenfurt liegt allzuweit thalauswärts, um für Hochtouren ein zweckmäßiges Standquartier abgeben zu können. Würde einmal im Großelend ein Schutzhaus erstehen, so müsste auch im Kleinelend ein solches gebaut werden, um dieses nicht minder schöne Hochthal vor unverdienter Vernachlässigung zu bewahren.

Nun sind wir in das Thal des Fallbaches eingebogen. Der Weg führt, vielfach aus den Felsen gemeißelt, neben dem schaumsprühenden Wassersturze in die Höhe, wo sich wieder eine ebene Thalstufe zeigt. Links zieht die breite Zunge des Kälberspitzkeeses herab, rechts oben schimmert das Pleßnitzkees. Nebel verschleiert die Grate. Wir kommen nun wieder ganz an den Bach heran. Hüben und drüben steht zwar ein Markierungspfahl, inmitten liegt jedoch kein verbindender Steg, so dass es ziemliche Mühe kostet, trocken über das tiefe Wildwasser zu gelangen. Nun folgt ein steiler Aufstieg in vielen Windungen über die Moräne und schließlich der angenehme Spaziergang über den sanft geneigten Pleßnitzgletscher.

Um 3 Uhr standen wir in dem weiten, nebelerfüllten Thor der Großelendscharte. Ohne Aufenthalt gieng es weiter, an den kleinen namenlosen, aber malerischen Seen vorüber, hinab, hinauf. Lange winkt schon vom Elschesattel die Hannoverhütte herüber. Sie liegt 250 *m* tiefer als die Scharte, aber der auf- und absteigende Pfad zwingt den Wanderer, diesen Höhenunterschied mindestens zu verdoppeln. Soviel wir es zu beurtheilen vermochten, könnten die meisten dieser Stellen durch Höherlegung des Steiges vermieden werden. Um 1/25 Uhr hatten wir endlich das Schutzhaus erreicht.

Unsere Absicht war, am nächsten Tage über den Ankogel-Tischlerspitzgrat in das Kleinelendthal zu wandern. Schlechtes Wetter gestattete uns jedoch nur einen Ausflug auf die bisher touristisch nicht betretenen Gipfel der Kärlspitze 2943 *m* und der drei Hinteren Kälberspitzen (2904, 2900, 2897 *m*). Mit dieser hübschen Wanderung nahmen wir für das Jahr 1894 Abschied von den Herrlichkeiten des heimatlichen Hochgebirges, das uns trotz aller Wettertücke eine solche Fülle reinster Genüsse bot.

Die Niederen Tauern.

Von

Hans Wödl.

V.

Dort, wo der Sattel von Wald, genannt Schoberpass 849 *m*, eine natürliche Verbindung zwischen dem Ennsthale und dem Murthale herstellt und die nach Nordwest und Südost auslaufenden breiten Thalmulden des Paltenbaches und der Liesing eine bequeme Überschienung des Centralstockes der Ostalpen gestatteten — bis heute östlich vom Brenner, obwohl räumlich sehr entfernt, die nächste Bahnlinie zwischen Nord und Süd —, dort ragen die letzten Gipfel des östlichen Abschnittes der Niederen Tauern längs der erwähnten Thäler empor und ist es dieser Höhenzug, mit dem der vorliegende Aufsatz die Abhandlung über die Niederen Tauern zum Abschlusse bringen soll.[1])

In zwei gewaltige, durchschnittlich gegen 2300 *m* hohe Gipfelkämme gegliedert, baut sich dieser Urgebirgsstock als südwestliche Begrenzung des Palten-Liesingthales auf. Die gegen das Ennsthal hinausziehende Bösensteingruppe ist durch eine breite Einsenkung 1227 *m* unweit des Straßenüberganges von Hohen Tauern 1265 *m* von dem langgestreckten Höhenzuge der Sekkauer Alpen geschieden, und culminiert erstere im Gipfel des Großen Bösensteins 2449 *m*, während die letzteren im Geierhaupt (Saukogel der Sp.-K.) 2418 *m* und Hochreichart 2417 *m* ihre höchsten Erhebungen aufweisen.

Im Gegensatze zu den Sekkauer Alpen, welche einen langgestreckten Kamm von fast gleich hohen Gipfeln bilden, ragt der Bösenstein als eine mehr individualisierte Berggestalt über seine Umgebung empor, und gehört derselbe zu den bekannteren und besuchteren Gipfeln. Seine vorgeschobene Lage schuf ihn zu einem günstigen Aussichtspunkt, dessen Rundschau durch die nahe liegenden Kalkriffe der Gesäuseberge einen besonderen Reiz gewinnt. Zudem bietet die Besteigung des Großen Bösensteins gar keine Schwierigkeiten, gestaltet sich aber durch die ausgeprägte Urgebirgs-Physiognomie seines Aufbaues — interessante Thalstufen mit Seenbildung — ungemein anregend und lohnend.

Der am nächsten gelegene Ausgangspunkt für eine Besteigung des Großen Bösensteins 2449 *m* ist der im Paltenthale gelegene Markt Trieben 708 *m*,

[1]) Siehe »Die Niederen Tauern«, Zeitschrift des D.-Ö. A.-V. I. 1890, II. 1891, III. 1892 und IV. 1893.

wo die Straße aus dem Pölsthale (Ober-Zeyring) über den Hohen Tauern herüberführt und längs des Triebenbaches steil in die Niederung herabkommt. Der Triebenbach fällt hier auf eine Distanz von kaum 2 *km* um 230 *m* und bilden die beiderseitigen bewaldeten Steilhänge eine malerische Schlucht, welche der Felsgipfel des Triebensteins 1811 *m* im Hintergrunde abschließt. Wir verlassen den freundlichen Markt und werden durch die breite Tauernstraße mit einigen scharfen Steigungen rasch in die Höhe gebracht. Dieselbe bewältigt die Strecke der ersten 700 *m* des Anstieges mit einer Steigung von 100 *m*, für größeres Fuhrwerk jedenfalls ein bereits der Grenze des Möglichen sich nähernder Neigungswinkel. Nach einer halben Stunde gelangen wir zur Einmündung der Sunk am Fuße des Triebensteins. Hier verlassen wir die Tauernstraße, da unser Weg südwestlich in ein enges Hochthal zwischen dem Lärchkogel und dem Triebenstein führt. An einem Graphitbergwerke und einem Bauernhause vorbei gelangen wir an den scheinbaren Thalschluss, und geht es nun sehr steil auf die nächst höhere Stufe, welche durch die breiten Felsmassen eines vom Triebenstein abgegangenen Bergsturzes förmlich verbarrikadiert ist. Dieser Steinwall verdeckt auch den Bach auf eine größere Strecke vollständig, der unter dessen Trümmern in den Boden zu versinken scheint, woher wohl auch der Name »Sunk« stammen dürfte. Oberhalb dieser Stufe, welche man durch ein förmliches Thor betritt, wobei zur Linken die Abbruchstellen des Triebensteins eine höchst romantische Felsscenerie entfalten, zieht das Thal ohne nennenswerte Steigung in einer breiten Schlucht weiter und läuft dann in einen sumpfigen Graben aus, der in seinem obersten Theile drei kleine Wasserbecken, die Häuselteiche, bildet, die, in einer breiten, grünen Wiesenmulde gelegen, nahe an die Wasserscheide 1227 *m* hinanreichen, hinter welcher der Pölsgraben den Abfall nach Süden bildet. Oberhalb der Häuselteiche zur Linken (östlich) befindet sich auch der Sattel von Hohen Tauern, über welchen die Straße nach Umgehung des Triebensteins auf dessen Ostseite führt, um dann erst, etwas abfallend, die eigentliche Wasserscheide zu übersetzen.

Nach Verlassen der Thalenge der Sunk vollzieht sich der weitere Anstieg auf den Bösenstein an der westlichen Lehne jenes sumpfigen Grabens, in welchem das Wasser der Häuselteiche in die eigentliche Sunk abfließt. Ein Karrenweg, den man nächst der Einmündung eines westlichen Seitengrabens über den sumpfigen, von mächtigen Fichten besetzten Abhang erreicht — der bis dorthin benützte Weg führt an der gegenüberliegenden Thalseite nach Hohen Tauern —, bringt uns, hoch über dem Bach, durch dichten Wald zur Engerlhube, einem Gehöfte, das gerade gegenüber von Hohen Tauern liegt. Wenn man es der Bequemlichkeit halber vorgezogen hat, die Tauernstraße bis Hohen Tauern zu benützen, kann man mit einem geringen Höhenverluste auf einem zwischen den Häuselteichen durchführenden Weg ebenfalls zur Engerlhube gelangen. Von diesem Gehöfte führt ein anfangs steiler, später mäßig ansteigender, hübscher Waldweg in nordwestlicher Richtung, südlich von zwei kegelförmig aufragenden, bewaldeten Vorbergen, auf die nächste Thalstufe, welche man dort betritt, wo der Bach in raschen Sprüngen in den zu unserer Linken gebliebenen Graben abfällt. Vor uns breitet sich nun der weite Thalboden der Scheibelalm aus und kommt das mächtige Gerüste des Bösensteins

zum Vorschein. Fast eben neben dem seichten Bach in westlicher Richtung fortführend, übersetzt hierauf unser Weg dessen klares Gewässer und zweigt dann südlich ab, zwischen Alpenrosenbüschen und Fichtengruppen mäßig ansteigend. Wenn im Juni die Rhododendren ihre rothen Blüten in üppiger Pracht entfalten, dann führt der Weg hier wie durch einen Garten; muntere Quellen rieseln von allen Seiten durch den reichen Wiesengrund, und die majestätischen Baumriesen uralter Wetterfichten bilden einen ungemein malerischen Vordergrund zu den das Thal abschließenden, schneebedeckten Karen des Bösensteins.

Wir erreichen nun nach dreistündiger Wanderung die Hütten der Scheiblalm, circa 1700 *m*, deren Lage in der soeben geschilderten Umgebung wahrhaft entzückend ist. In deren nächsten Nähe liegen der Kleine und Große Bösenstein-See, letzterer 1748 *m*, welche jedoch noch durch einen vorgeschobenen Riegel verdeckt sind. Unser Anstieg führt zwischen den beiden Seen in westlicher Richtung über bemooste Felsblöcke durch die letzten Baumgruppen, dann durch dichtes Erlengebüsch immer steiler und zuletzt pfadlos den grünen Hang, nordwestlich von den Seen, welche während des Aufstieges bald in Sicht kommen, empor. Nach einem etwas beschwerlichen Aufstiege gelangen wir auf die grüne Schneide, welche den Ausläufer des vom Großen Bösenstein abzweigenden Ostgrates bildet, und treffen hier einen deutlichen Jagdsteig, der im Bogen unter einer mächtigen Felsbastion des steil sich aufthürmenden Ostgrates auf die oberste der zwei Terrassen führt, welche in hohen Stufen über dem Großen Bösenstein-See sich aufbauen. Still und einsam ist's hier in dem steinigen Hochkar, an dessen tiefster Stelle die meist mit Schnee bedeckte Grüne Lacke ein kleines Seeauge bildet. Vor uns liegen nun zur Linken der scharfe Kamm des Kleinen Bösensteins und, durch eine seichte Einschartung von diesem getrennt, zur Rechten der oberste Gipfel des Großen Bösensteins, den wir am besten über den nun ohne besondere Steilheit zu ihm hinanziehenden Ostgrat erreichen. Die steilen Abstürze nach Norden und der Blick in die tiefen, mit kleinen blauen Seespiegeln belebten Kare zwischen dem Bösenstein und den Drei Stecken gestalten den letzten Anstieg, der über große Felsblöcke und einen ausgeprägten Grat zur Spitze führt, hochinteressant. Für den gesammten Aufstieg von Trieben aus genügen fünf Stunden.

Der Bösenstein bildet eine mächtige Pyramide, deren scharfe Felskanten nach Nordwesten, Südwesten und Osten verlaufen, und wurde die schöne und umfassende Aussicht bereits hervorgehoben. (Ein von Adolf Schweighofer gezeichnetes Panorama ist 1886 im Verlage des Ö. T. C. erschienen.)

Die detaillierte Schilderung der Besteigung dieses dankbaren Gipfels gab ich hauptsächlich, um den landschaftlichen Charakter dieser Gebirgsgruppe zu veranschaulichen, welcher bei allen oder doch den meisten Spitzen derselben der gleiche ist: Bei Beginn der Wanderung ein wasserreiches, steiles Thal mit dichtem Waldbestand, dann eine Reihe von Thalstufen, die aus der Almregion in die trümmerbedeckten, hie und da mit kleinen Seebecken oder Schneelagern ausgefüllten Kare ansteigen, dann grüne Hänge, welche in felsige Grate übergehen, die zu den meist ohne jede Schwierigkeit zu erreichenden Gipfeln führen, welche durchgehends eine weite und instructive Fernsicht bieten. Die Touren in diesem Gebiete erfordern, da es sich doch meist um Tagestouren

handelt, ein ziemliches Maß von Ausdauer und können, speciell wenn sie im Frühjahre bei schneebedecktem Terrain ausgeführt werden, als Vorübung für Hochgebirgstouren bestens empohlen werden. Die Orientierung ist leicht, und geübte Bergsteiger können ihre Leistung durch Verbindung einer größeren Reihe von Gipfelüberschreitungen zu einer Tagestour ganz gewaltig erhöhen.

Der vom Großen Bösenstein nach Nordwesten auslaufende Kamm senkt sich ziemlich steil zu einer markanten Scharte hinab, von wo aus ein äußerst exponierter und schwierig zu begehender, von plattigen Felsen gebildeter Grat mit einer Reihe von kühnen Felszacken auf einen unbenannten, 2355 *m* hohen Gipfel führt,[1]) der einen Ausläufer nach Südwesten abzweigt, welcher dann wieder nach Nordwest umbiegt und den Seitenstallgraben vom Strechengraben scheidet. Diesen Rücken unterbricht, knapp vor dem Knie, das er bildet, die Einschartung des Bärwurzpolsters 1842 *m*, über welche man vom Strechengraben und dem Seitenstallgraben in das westlich vom Bösenstein gelegene große Kar gelangt, von wo aus man entweder über den Nordwestgrat oder leichter über den Südwestgrat den Gipfel des Bösensteins besteigt. Diese Route ist jedoch nur als Abstieg in den Strechengraben zu empfehlen. Letzterer führt ziemlich monoton und erst zum Schluss landschaftlich interessanter bei Schloss Strechau in das Paltenthal hinaus, und kann man dann entweder nach Rottenmann oder Selzthal wandern.

Von der unbenannten Felskuppe zieht der Grat direct nach Norden und steigt nach einer seichten Einschartung 2235 *m* zu dem nach Osten in steilen Rinnen und Wänden abfallenden Gipfel der Drei Stecken 2387 *m* an.

Der bisherige Verlauf des Kammes entwickelt stets auf der Ostseite die steilsten Abstürze und befinden sich dort große, circa 2000 *m* hoch gelegene Kare, wovon das südöstlich von den Drei Stecken gelegene die Gefrorenen Seen birgt und das nordöstliche den kleinen Gemeinsee; zwischen diesen zieht ein steiler Rücken hinab, dessen weiterer Verlauf die Wasserscheide zwischen dem Schwarzenbach und der Sunk bildet und auf dessen breiter Einsattlung 1446 *m* die prächtig gelegene Hölleralm liegt.

Vom Gipfel der Drei Stecken führt auf der Westseite des obersten Aufbaues durch große Felstrümmer ein angelegter Steig zur nächsten Einschartung 2155 *m* hinab, worauf sich steil ein zum Massiv der Hochhaide gehörender grüner Gipfel 2375 *m* erhebt. Eine ganz seichte, felsige Einschartung führt uns von diesem zur breiten Kuppe der Hochhaide 2363 *m*, welche einen hübschen Rückblick auf den ganzen Kammverlauf vom Bösenstein bis hieher gewährt. Neben der weitreichenden, nach Norden und Osten freien Fernsicht ist auch der schöne Tiefblick in das Paltenthal hervorzuheben. Nördlich vom Gipfel ist ein charakteristisches, plateauartiges Hochkar vorgelagert, auf dessen äußerstem Rande die in der Karte verzeichneten Wetterkreuze, 2066 *m* und 1920 *m*, stehen.

Von der Hochhaide schwenkt der Kamm, der bisher eine nördliche Richtung verfolgte, nach Nordwesten ab, verliert aber hier theilweise den ausgesprochen gratähnlichen Charakter. Die Formation der Hochhaide mit ihren

[1]) Diese Cote und die übrigen in der Specialkarte nicht verzeichneten Höhenangaben verdanke ich den genauen barometrischen Messungen meines Freundes Franz Morelli.

eigenthümlichen Mulden und Plateaus in der Nähe des Gipfels muss als eine im Urgebirge auffallende Erscheinung bezeichnet werden. Wenn wir nun über einen grünen Hang von der zwischen den zwei Gipfeln gelegenen Scharte absteigen, kommen wir zu einer seichten Schneemulde, aus der wir nördlich über einen kleinen Sattel hinter einen Felskopf gelangen, über dessen steilen Trümmerhang wir absteigen, bis wir einen passenden Punkt finden, wo wir westlich eine mit losem Schutt gefüllte Mulde queren und mit wenigen Schritten nach aufwärts wieder den eigentlichen Kamm erreichen, und zwar in einer 2155 *m* hohen Einsenkung desselben. Der Kamm bildet hier eine ziemlich scharfe Schneide, der ein niedriger, leicht zu erkletternder Felskopf aufgesetzt ist, nächst welchem sich nördlich ein schneebedecktes Kar ausbreitet, während der Grat in raschem Aufschwunge mit kurzer Kletterei auf die mit 2228 *m* cotierte Höhe führt. Einen schmalen Rücken bildend, senkt sich der Kamm hierauf auf 2060 *m* und steigt mäßig wieder auf 2129 *m*, worauf er abermals, dabei nach Nordosten in einer hübschen Wand abbrechend, bis auf 1945 *m* fällt, um dann eine breite grüne Kuppe mit 2002 *m* zu bilden, von welcher nach Osten ein steiler Pfad in den hübschen Kessel der Singsdorfer Alm 1639 *m* hinabführt. Der weitere Verlauf des Kammes, der zu einem gewölbten Rücken mit sanft abfallenden Hängen geworden, führt, nach einer seichten Depression 1890 *m* mit interessanten Bodensenkungen, auf die breite, keine eigentliche Gipfelbildung zeigende Kuppe des Stein am Mandl 2042 *m*, welche aber einen prächtigen Ausblick gewährt, insbesonders auf das Ennsthal und das Paltenthal mit der Stadt Rottenmann.

Hiemit haben wir den letzten Gipfel des vom Bösenstein nach Nordwest auslaufenden Kammes erreicht, und möchte ich die Wanderung über dessen Gesammtverlauf allen anrathen, welche die Bösensteingruppe gründlich kennen lernen wollen. Es empfiehlt sich jedoch, von Rottenmann auszugehen und über die Kranzbauer-Alm und die malerisch gelegenen Kampelhütten 1620 *m* erst auf die Kuppe des Stein am Mandl, dann über Hochhaide und Drei Stecken auf den Großen Bösenstein zu steigen und den Abstieg nach Trieben zu nehmen. Diese äußerst lohnende Kammwanderung erfordert jedoch große Ausdauer und günstiges Wetter.[1])

Zum Gipfel des Großen Bösensteins zurückkehrend, haben wir noch den zum südlich gelegenen Kleinen Bösenstein ziehenden Grat näher zu schildern. Derselbe fällt mäßig ab, ist aus großen Blöcken gebildet und steigt nach dem 2320 *m* hohen Sattel als felsiger Kamm zu dem wenig höheren Kleinen Bösenstein 2379 *m* an, indem er zuvor nach Südwesten den Rücken der Bärwurzleiten zum Polster 1815 *m* hinabsendet, von wo aus ebenfalls eine Anstiegsroute auf den Großen Bösenstein heraufführt. Der Hauptkamm, resp. die Wasserscheide der Niederen Tauern, führt vom Polster über die Bärwurzleiten auf den Kleinen Bösenstein und von diesem südöstlich über den Großen Hengst 2154 *m* zur Einsattlung der Tauernstraße 1227 *m* hinab, hiemit die Verbindung der Bösensteingruppe mit den dort anschließenden Sekkauer Alpen herstellend. Der Abstieg vom Großen Bösenstein über den Kleinen Bösenstein zum Großen Hengst, eine sehr lohnende Route mit prächtigen Tiefblicken auf

[1]) Vom Verfasser mit seinen Freunden F. Morelli und V. Pillwax am 29. Juli 1894 ausgeführt, erforderte die ganze Tour inclusive 3 Stunden Rast insgesammt 18 Stunden Zeit.

die Bösensteinseen, das Pölsthal und Hohen Tauern, ist leicht zu machen; vom Hengst führt der weitere Weg nordöstlich steil bis zur Waldgrenze, wo ein Viehsteig westlich zur Scheibel-Alm hinabführt.

Die Grenzlinie zwischen der Bösensteingruppe und den Sekkauer Alpen führt aus dem Pölsthal über den Sattel 1227 *m* und die Häuselteiche, durch die Sunk zum Triebenthaler Bach und nach Trieben. Der Triebenstein 1811 *m*, der, von Norden gesehen, einem isolierten Gipfel gleicht, hängt durch den Sattel von Hohen Tauern 1265 *m* mit dem eigentlichen Stocke der mit dem Geierkogel 2237 *m* beginnenden Sekkauer Alpen zusammen.[1]) Die Gliederung dieser Gruppe gestaltet sich durch die tief in das Massiv einschneidenden Thäler höchst mannigfaltig, doch erhebt sich der Hauptzug bedeutend über seine Abzweigungen, welche bald in die Waldregion hinabsinken. Seine Gipfel bilden eine in südöstlicher Richtung streichende Kammlinie von fast gleicher Höhe, die nur von wenigen seichten Einsenkungen unterbrochen wird, wovon nur der Bärenthalsattel 1907 *m* und das Triebener Thörl 1870 *m* unter 2000 *m* Seehöhe fallen, während von den durchschnittlich 2265 *m* hohen Gipfeln nur der Große Griesstein 2338 *m*, das Geierhaupt 2418 *m*, der Hochreichart 2417 *m* und der Sekkauer Zinken 2398 *m* etwas mehr hervorragen. Wir sehen hier somit eine ausgesprochene Kette vor uns. Die Thäler, welche zu derselben emporführen, sind im Norden das Triebenthal, welches eine besonders auffallende Terrassenbildung zeigt, der Liesinggraben und der Hagenbachgraben, im Osten der Feistritzgraben und im Süden das Ingeringthal und der Gaalgraben.

Nach den weniger interessanten grünen Kuppen des Geierkogels 2237 *m* und Sonntagskogels 2237 *m*, mit welchen die Sekkauer Alpen beginnen, folgt der Große Griesstein 2338 *m*, welcher, von Triebenthal aus gesehen, eine ganz hübsche Form aufweist und auf dieser Seite (Nordost) in jähen Wänden abfällt. Seine Besteigung ist leicht und führt der Weg von Triebenthal durch den steilen Bärenbachgraben zur malerisch gelegenen Triebener Alm, von welcher ein Jagdsteig in Serpentinen auf die Höhe des Bärenthalsattels 1907 *m* leitet. In rein östlicher Richtung gelangt man hierauf über eine große Blockhalde und einen mäßig geneigten Hang auf die Schneide und zuletzt über eine malerische Felsschneide, aus zerklüfteten großen Gneisblöcken bestehend, auf den luftigen Gipfel. Hochinteressant ist der Blick über die unmittelbar vom Gipfel abstürzenden Wände hinab auf den dunklen Hochwald und die grüne Mulde des Triebenthales.

Wenn wir unsere Wanderung über die nächstfolgenden Erhebungen des Hauptkammes weiter fortsetzen, so können wir, längs der Abstürze fortschreitend, ziemlich steil in die Scharte, circa 2050 *m*, zwischen dem Großen und Kleinen Griesstein 2180 *m* hinabgelangen und auch noch letzteren besteigen, der

[1]) Die Tauernstraße führt aus dem Pölsthale längs der Lehne der Wirtsalpe über die Wasserscheide 1227 *m* noch weiter aufwärts auf den Sattel von Hohen Tauern 1265 *m* — dessen malerische Häusergruppe und die in der Nähe befindliche alte Mühle ein hochromantisches Bild geben — und mündet dann nordöstlich beim Brotjäger 1006 *m* in das Triebenthal, durch welches sie, auf diese Weise den Triebenstein östlich umgehend und den für eine Reichsstraße unpassierbaren Einschnitt der Sunk vermeidend, nach Trieben hinausführt.

ebenfalls nach Nordost in prallen Wänden mit tief eingeschnittenen Rinnen und Kaminen abstürzt, während die Westseite einen breiten, mäßig geneigten, theilweise begrünten Hang bildet. Auf dem Gipfel tritt eine kleine Schichte Kalkgestein zutage. Breite Rinnen führen nach Süden in den oberen Boden der Mödering-Alm, einem von den gigantisch aufragenden Thürmen der Gamskögel amphitheatralisch umrandeten breiten Kessel, der die eigenthümliche Erscheinung eines Thalberges aufweist, wie ihn der schmale, von Nordosten gesehen einem Horn ähnliche Gipfel der Königin, circa 1900 *m*, bildet. Durch Zerbengestrüpp führt uns ein Viehsteig zur nächsten Stufe hinab, zur herrlich gelegenen Mödering-Alm 1555 *m* auf breiter Wiesenterrasse, von wo ein Karrenweg die Verbindung mit dem Orte Triebenthal herstellt.

Nächst dem Kleinen Griesstein und von diesem durch eine breite, als Übergang zwischen Mödering-Alm und Bärenthal-Alm dienende Einsattlung, circa 2050 *m*, getrennt, steht der massig aufgebaute Knaudachkogel 2231 *m*, über welchen die Kammlinie in südlicher Richtung weiterstreicht, um dann nach einer neuerlichen Depression, 2095 *m*, im Bogen nach Südosten abzuschwenken. Hier bildet der Hochleitenspitz 2329 *m* den Ausgangspunkt eines langgestreckten, zwischen dem Pölsthale und dem Gaalgraben verlaufenden Seitenastes mit dem Amachkogel 2317 *m* und dem Kesseleck 2314 *m*, sinkt jedoch bald unter 2000 *m* Höhe und läuft in waldige Kuppen aus.

Der Hochleithenspitz bildet ferner den westlichen Pfeiler der mit dem Namen Gamskögel bezeichneten Gipfelbildungen, welche in östlicher Richtung verlaufend, eigentlich eine breite Schneide mit scharf eingebuchteten Steilschluchten auf der äußerst steil abstürzenden Nordseite darstellen und solcher Art dem Auge des Beschauers daher vom Thale aus als eine Reihe gigantischer Felsthürme erscheinen. Der Aufstieg durch die Nordseite über die Wände mag nicht leicht sein; schon die große Rinne östlich vom Gipfel, welche gewöhnlich mit Schnee erfüllt und theilweise vereist ist, erfordert eine ziemliche Anstrengung, während man über den Kamm von Westen oder Osten mit Leichtigkeit hinaufkommt und erstaunt ist über den Contrast der nördlichen und südlichen Abdachung, welch letztere gleichmäßig begrünt und nur mäßig steil ist. Der höchste (westliche) Punkt der Gamskögel dürfte 2350 *m* Höhe haben. Die Gipfellinie fällt dann nach Osten ab und schließt sich nach einer kleinen Scharte die Kuppe des Bärenkopfes 2134 *m* an, nächst welchem eine weite, hoch heraufziehende Mulde den Höhenrücken nach Süden ausbuchtet, worauf derselbe über den Speikleitenberg 2126 *m* und noch einige grüne Kuppen wieder nach Norden einlenkt und die nur 1870 *m* hohe Einsenkung des Triebenerthörls oder Kettenthörls bildet. Dieses stellt eine verhältnismäßig bequeme Verbindung zwischen dem Triebenthale und dem Ingeringthale her.

Ein grüner Hang führt vom Triebenerthörl, neben einem felsigen Absturz nach Süden, in nordöstlicher Richtung auf den Möderingkogel 2139 *m*, welcher einen hübschen Einblick in das nördlich gelegene Hochthal der Schaunitzer-Alm gewährt, zu welchem er in imposanten Steilwänden abfällt. Nach Osten führt die Kammlinie erst als breiter grüner Rücken, dann als ein schmaler scharfer Grat über einige wilde Köpfe zu einer kleinen Scharte, von welcher man nach beiden Seiten absteigen kann, worauf der gezackte Ha n-

kamp 2272 *m* steil emporragt und den Thalschluss des krummholzreichen, bereits erwähnten Hochthales, eines Seitengrabens des Triebenthales, zu einem wirkungsvollen Bild gestaltet. Aus diesem führt ein quellenreicher, begrünter Hang zur breiten Mulde, circa 2100 *m*, zwischen dem Hahnkamp und dem Schrimpfkogel 2254 *m*. Von hier aus wird letzterer Gipfel ohne Beschwerde in kürzester Zeit erreicht. Seiner breiten Kuppe ist als höchste Gipfelbildung ein mauerähnlicher, nach Nordost hinausragender Trümmergrat aufgesetzt. Derselbe bildet auch den Ausgangspunkt eines nördlichen Seitenkammes, der über den grünen Kerschkernkogel 2227 *m* zum Himmeleck 2097 *m* hinauszieht, hier sich gabelt und einen Ast zum Fötteleck 1875 *m* bei Treglwang, einen zweiten zum Schober 1895 *m* bei Wald absenkt. Letzterer bildet das Bindeglied der Sekkauer Alpen mit der durch den Schoberpass 849 *m* getrennten, jenseitigen, zu den Ennsthaler Alpen zählenden Urgebirgszone, deren bekanntester Gipfel der Zeyritzkampel 2125 *m* ist.

Vom Schrimpfkogel erblicken wir in nächster Nähe das breite und hochaufragende Massiv des Hauptgipfels der Sekkauer Alpen, das Geierhaupt 2418 *m*, in der Sp.-K. mit dem weniger poetischen Namen Saukogel bezeichnet, und trennt uns von diesem nur die seichte Einschartung des Liesingthörls, circa 2200 *m*, welches einen Überstieg aus dem Ingeringthal in den Finsteren Liesinggraben gestattet; es führt jedoch kein Weg hinüber und der Abstieg in den letzteren, zu welchen das Thörl in felsigen Wänden abbricht, ist ziemlich steil. Vom Schrimpfkogel führt ein grüner Rücken im Bogen zum wenig niedrigeren Liesingthörl hinüber. Der auf das Geierhaupt führende Hang ist mäßig steil und mit Felsblöcken und Geröll bedeckt. Betritt man die Höhe der Kuppe, so gewahrt man erst den bedeutend reicher gegliederten Aufbau der Ostseite, in welcher Richtung vor dem weniger hervortretenden höchsten Gipfel zwei fast ebenso hohe, ganz nahe liegende und mit dem Hauptgipfel durch einen schmalen Grat verbundene spitze Nebengipfel emporragen, so dass die Gipfelkrone des Geierhauptes eigentlich drei Zinken aufweist. Von den zwei östlichen Gipfeln stürzen schwarze Wände in ein weites Hochkar ab, welches von dem nordöstlich weiterziehenden Hauptkamm, mit dem schön geformten Grieskogel, dann vom Geierhaupt selbst und endlich einem nach Südosten vorgelagerten Felskopf 2318 *m* kesselförmig umrandet ist und einen imposanten, wildromantischen Anblick gewährt. Aus diesem Kar führt das steil abfallende Höllthal zum kleinen Ingeringsee 1212 *m* hinab. Wenn in den Karen und Rinnen noch Schnee gelagert ist, der einen wirksamen Gegensatz zu den schwarzen Felsgipfeln und den grünen Kämmen bildet, dann ist wohl dieser Theil der Sekkauer Alpen einer der schönsten und der Besuch desselben ungemein lohnend. Empfehlenswert ist es, von Trieben aus über Triebenthal erst auf den Schrimpfkogel und von diesem auf das Geierhaupt zu steigen und den Abstieg über den einige Kletterei bietenden Nordostgrat zum Grieskogel 2336 *m* zu nehmen. Der oberste Theil dieses vom nordöstlichen Gipfelzacken des Geierhauptes ausgehenden Grates ist stark zerklüftet und fällt steil um circa 100 *m* ab, worauf ein begrünter, fast ebener Kamm zur felsigen Gipfelplatte des Grieskogels hinüberleitet. Die Südseite desselben ist eine einzige, von einem auffallenden Kamin gespaltene Wandflucht, die Nordseite dagegen ein wohl steiler,

jedoch leicht begehbarer, gerölldurchsetzter Trümmerhang, der rapid um fast 400 *m* abfällt und hierauf einen schmalen, fast ebenen Rücken nach Nordost hinausschiebt, das Hochegg 1955 *m*, welches nach Osten in Steilwänden abstürzt, nach Westen sich etwas verflacht. Von diesem führt nach Norden ein Viehsteig aus der Krummholzregion in dichten Hochwald zur idyllischen Hochegg-Alm und hierauf ein steiler Hohlweg in das von der Schöneben-Alm herausziehende, wasserreiche Thal, durch welches eine hübsche Waldstraße in den Liesinggraben hinausführt.

Vom Grieskogel wendet sich der Hauptkamm nach Südosten und fällt auf 2073 *m* herab. Von dieser Einsenkung kann man nach Norden zur prächtig gelegenen, durch ihren Namen charakterisierten Schöneben-Alm absteigen, während die Kammlinie im weiteren Verlaufe sich zur schmalen Felsschneide des Hirschkadls aufschwingt, einem kühn geformten Grat, der von 2241 *m* bis auf 2308 *m* ansteigt und einige interessante Kletterstellen bietet. Derselbe bildet die Verbindung mit der unmittelbar darauffolgenden Gipfelpyramide des Hochreicharts 2417 *m*. Obwohl an Höhe dem Geierhaupt ebenbürtig, ist dieser weitaus bekanntere Gipfel entschieden weniger interessant, es sei denn, dass man mit der Besteigung desselben die Überschreitung des Hirschkadls verbindet. Die Rundsicht ist jedoch von hervorragender Schönheit. Der Aufstieg wird gewöhnlich von Ehrnau (Haltestelle zwischen Kallwang und Mautern) unternommen und führt durch den malerischen Hagenbachgraben bis zum Faschingbauer, dann westlich abbiegend in der engen Schlucht des Stubenbaches aufwärts zur freundlich gelegenen Stubalpe 1580 *m*. Lohnend ist es, von hier aus längs der Hänge des Feistererhorns zur Scharte 1861 *m* zwischen letzterem und dem südwestlich davon ansteigenden Kleinreichart 2093 *m* aufzusteigen und über den bequemen Rücken, letzteren Vorgipfel überschreitend, in weitem Bogen dem Hochreichart zuzusteuern. Von der Stubalpe kann man auch auf einem Fußsteig das Reichartthörl 2019 *m* (auch Brandstätterthörl genannt) gewinnen und von diesem ohne Mühe den Gipfel erreichen. Ebenso kann man auch den zwischen diesen beiden Aufstiegen herabziehenden Steilrücken benützen, welche Route jedoch mehr für den Abstieg anzurathen ist.

Vom Hochreichart zieht der Kamm in südöstlicher Richtung weiter und folgen mehrere untergeordnete Gipfelbildungen, gewölbte grüne Kuppen und breite Rücken, das Brandstätterkar 2242 *m* und der Maierangerkogel 2358 *m*, worauf die Einsenkung des Maierstegs 2104 *m* folgt, über welche ein Steig aus dem Gotsthal in den Vorwitzgraben hinüberführt. Nun folgt noch ein letzter höherer und als Aussichtswarte ein gewisses Ansehen genießender Gipfel, der Sekkauer Zinken 2398 *m*. Man besteigt denselben gewöhnlich von Ehrnau durch den Hagenbachgraben, das Gotsthal und über den Maiersteg, von welcher Einsattlung aus ein steiler Rücken auf einen Vorgipfel 2344 *m* führt, über eine seichte Scharte gelangt man dann in wenigen Minuten auf die höchste Spitze. Nicht uninteressant ist der Aufstieg von Mautern aus über die Gipfel Bremstein 1869 *m*, Hochreuth 2172 *m* und Hammerkogel 2256 *m*, eine Wanderung, welche nach allen Seiten stets freie Ausblicke gewährt, jedoch ziemlich anstrengend ist. Die Südseite des Zinkens ist überall zugänglich und führt zu ihr von Sekkau aus der Thaleinschnitt des Zinkenbaches.

Östlich vom Sekkauer Zinken gabelt sich die Bergkette in unbedeutende, bald zur Waldregion hinabsinkende Äste zu beiden Seiten des Feistritzgrabens und verlieren sich die äußersten Ausläufer desselben in dem Winkel, welchen die Einmündung der Liesing in die Mur bei St. Michael bildet.

Mit vorliegender Arbeit ist die Aufgabe, welche sich der Verfasser gestellt hat, zu Ende geführt. Eine Beschreibung des großen, weitreichenden Höhenzuges der gesammten Niederen Tauern, welcher ein Areale bedeckt, das vom Großarlthale bis zur Schwelle der Gesäuseberge reicht und zwischen der Enns und Mur als länderscheidender Wall zu mächtiger Höhe emporragt, war an und für sich ein für einen Einzelnen etwas gewagtes Vorhaben. Da es dem Verfasser jedoch gelungen ist, seit 1886 eine fast ununterbrochene Reihe von über hundert Gipfeln der Niederen Tauern zu besteigen, so gestaltete sich die Durchführung einer systematischen Behandlung des gesammten Höhenzuges nicht allzu schwierig. Durch die vielen Touren wurde eine Vertrautheit mit diesem Gebiete erlangt, die jeder fremden Beihilfe entrathen konnte, und die für ein solches Unternehmen nothwendige Begeisterung wurde durch die schmeichelhaften Beweise der Anerkennung und Wertschätzung, welche die Erschließung eines bis dorthin nur wenig beachteten Gebietes allseitig errang, stets wach gehalten. Als der ersten Monographie der Niederen Tauern werden dieser Arbeit gewiss manche Mängel anhaften und einzelne Angaben durch die immer regere Betheiligung der alpinen Körperschaften an der praktischen Erforschung dieser schönen Berge bald überholt werden. Dass letzterer Umstand eingetreten ist und einem Stiefkinde der Alpinistik von weiteren Kreisen Interesse entgegengebracht wird, ist jedoch für den Verfasser der schönste Lohn seiner Bemühungen.

Mittheilungen

über

eine Reise im Central-Himalaya von Kumaon, Gurhwal und den angrenzenden Theilen von Tibet.

Von

Dr. Carl Diener.

Die Hochregion des Himalaya ist, ungeachtet der Berichte, welche Hooker, die Brüder Schlagintweit, Strachey, Cunningham, Graham, Hofmann und andere Reisende von derselben gegeben haben, bis heute nur sehr unvollständig bekannt. Wohl existieren für einen großen Theil des Gebirges kartographische Aufnahmen im Maßstabe 1 : 63.360, doch sind auf diesen nur die Thäler und häufiger begangenen Pässe mit größerer Genauigkeit wiedergegeben, während das eigentliche Hochgebirgsterrain, insbesondere soweit es vergletschert ist, nur sehr flüchtig behandelt erscheint. Auch ist es bisher nur wenigen Kennern der europäischen Alpen beschieden gewesen, die Hochregion des Himalaya zu durchwandern, und liegen uns dementsprechend verhältnismäßig wenige Schilderungen vor, aus denen sich durch Vergleiche mit bekannten alpinen Objecten ein deutliches Bild des Landschafts-Typus in der Hochregion des mächtigsten Gebirges unserer Erde gewinnen lässt. Wie sehr durch Darstellungen solcher Art die Scenerien außereuropäischer Hochgebirge unserem Verständnisse näher gebracht werden, hat Conway's vor Jahresfrist erschienenes Buch über Bergfahrten in der Mustagh-Kette bewiesen. Für den centralen Himalaya sind in dieser Richtung seit den älteren Berichten der Brüder Schlagintweit[1]) nur die Schilderungen von W. W. Graham[2]) und Boeck[3]) zu nennen.

Obwohl die Expedition in den Central-Himalaya, die ich im Sommer 1892 im Auftrage der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien und der indischen Regierung unternahm, ausschließlich wissenschaftliche Zwecke verfolgte, bot sich mir auf derselben reichlich Gelegenheit, Einblicke in die eigentliche Hochgebirgsscenerie zu gewinnen, da wir uns mehrere Wochen hindurch in unmittelbarer Nähe des Hauptgipfels im Central-Himalaya, der 25.660 engl. Fuß

[1]) Reisen in Indien und Hochasien, Jena, 1872.

[2]) Proceed. R. Geogr. Soc. 1884, p. 429; Alpine Journal 1884, p. 25; Good Words 1885; Auszüge in Ö. A.-Z. 1887, Nr. 209 ff.

[3]) Zeitschr. D.-Ö. A.-V. 1891, p. 416.

hohen Nanda Devi, sowie der großen Gletschercentren von Milam und Girthi bewegten. Im Nachfolgenden will ich versuchen, die touristischen Hauptmomente dieser Expedition zu skizzieren und durch jene Angaben zu vervollständigen, die, meiner kurzen Erfahrung zufolge, zukünftigen Besuchern dieses neuen Feldes großer Bergfahrten sich als nützlich erweisen dürften.

Am 8. April 1892 begab ich mich von Wien über Brindisi und Bombay nach Calcutta, wo ich am Morgen des 27. nach einer sechsundfünfzigstündigen Eisenbahnfahrt durch die vorderindische Halbinsel ankam. Hier traf ich mit Herrn C. L. Griesbach, gegenwärtig Director des Geological Survey of India, zusammen, der von Seite dieses Institutes zur Theilnahme an der Expedition ausersehen war. Außerdem sollte sich uns in Naini-Tál, dem Ausgangspunkte für die Reise in das Hochgebirge, noch Mr. C. S. Middlemiss als Volontär anschließen. Herr C. L. Griesbach hat mehrere Jahre hindurch geologische Aufnahmen im Central-Himalaya von Spiti bis zur Grenze von Nepal ausgeführt und seine bei dieser Gelegenheit erfolgten Entdeckungen hatten auch den Anstoß zu unserer jetzigen Expedition gegeben. Für das Gelingen der letzteren war daher seine Theilnahme in hohem Grade wertvoll, da er als einer der besten Kenner des Gebietes mit der Technik des Reisens und den Schwierigkeiten, die sich einem Europäer bei dem Besuche der tibetanischen Grenzdistricte entgegenstellen, vollständig vertraut war. Obwohl eben erst aus Burmah von einer Recognoscierungstour am Oberlaufe des Irawaddi zurückgekehrt, traf er mit mir sogleich alle Vorbereitungen für unsere Reise. Erst am 12. Mai waren diese vollendet, so dass wir mit dem Nachtzuge abreisen konnten. Eine Fahrt von 36 Stunden brachte uns nach Katgodam, dem Endpunkte der Eisenbahn für die in der Gesundheits-Station Naini-Tál residierenden Sommerfrischler. Wir trafen hier mit bedeutender Verspätung ein, da die eingeleisige Strecke Bareilly—Katgodam durch einen entgleisten Zug versperrt war, den ein Büffel aus den Schienen geworfen hatte.

Unsere Hoffnung, sogleich nach Naini-Tál aufbrechen zu können, erwies sich als trügerisch, da weder genügend Wagen noch Kulis zur Fortschaffung unserer 34 schweren Gepäcksstücke, die den Kern der Ausrüstung bildeten, aufzutreiben waren. Unser unfreiwilliger Aufenthalt in Katgodam war keine Annehmlichkeit. Am Fuße der steil ansteigenden, ersten Kette des Lower Himalaya gelegen, steht der Ort während der heißen Zeit des Jahres noch vollständig unter dem klimatischen Einfluss der großen hindostanischen Tiefebene, die, nur in nächster Nähe durch unbedeutende Hügelreihen unterbrochen, sich gegen Süden in unabsehbare Ferne ausdehnt. Nachdem wir die nothwendigen Arrangements für den folgenden Morgen getroffen hatten, verbrachten wir den längeren Theil dieses nothgedrungenen Rasttages bei einer Temperatur von + 42° C. in dem gut eingerichteten Dák Bungalow oberhalb des Stationsgebäudes. Erst gegen Abend lockte uns das Schauspiel einiger brennender Hütten ins Freie. Es waren solche, in denen sich an diesem Tage Cholerafälle ereignet hatten und die nun über Befehl des anwesenden Sanitätsbeamten aus Naini-Tál verbrannt wurden. Bei dem Pilgerfeste in Hardwar, dort, wo der Ganges aus dem Gebirge in die Ebene tritt, war die Seuche im März mit großer Heftigkeit ausgebrochen und von dort aus über die angrenzenden Theile der Nordwest-

provinzen Indiens verbreitet worden. Die Schwierigkeiten, die sich aus diesen Verhältnissen für die Ausführung unserer Expedition ergaben, sollten wir allerdings erst später zu würdigen Gelegenheit haben.

Bald war der düstere Eindruck dieser Scenen verschwunden, als wir am nächsten Morgen in einer der landesüblichen Tongas die Straße nach Naini-Tál hinauffuhren, die durch dichten Laubwald in vielen Windungen den steilen Abhang der vordersten Himalaya-Kette erklimmt. Während die Vegetation der Ebene unter der Glut der Maisonne dürr und vertrocknet schmachtet, schmückt hier frisches, üppiges Grün die umliegenden Hügel, wo diese nicht durch Abrutschungen, diese gefürchtete Specialität der zum überwiegenden Theile aus mürben Schiefern bestehenden Gehänge, entblößt sind. Höher oben macht der Laubwald — zumeist Eichen und Ahorn — dem Nadelholz Platz. Zugleich entfaltet sich immer freier der Ausblick über die Ebene im Süden, da die erste Kette des Lower Himalaya, auf der Naini-Tál steht, fast in einer Stufe ohne Vermittlung weiterer Vorlagen zu dieser abfällt. Die Sommerfrische Naini-Tál selbst, die wir nach einer fünfstündigen Fahrt von Katgodam aus erreichten, liegt nicht, wie ihre berühmten Rivalinnen Darjeeling und Simla, auf der Kammhöhe, sondern in einer kesselförmigen, von mäßig ansteigenden, pittoresk geformten Bergen überragten Einbuchtung, deren tiefste Stelle ein kleiner, waldumrauschter See einnimmt. Über den Spiegel des 6350 engl. Fuß (1935 *m*) hoch gelegenen Sees erheben sich die Kuppen von Cheena 8568 engl. Fuß und Deopatha 7989 engl. Fuß im Nordosten, im Westen der lange Rücken des Sherkedanda oder Tigerberges 8144 engl. Fuß, auf dem die Sommer-Residenz des Gouverneurs der Nordwestprovinzen sich befindet. Unterhalb derselben und über das Gehänge zerstreut bis an den Fuß von Cheena und Deopatha liegen die Villen, die den europäischen Bewohnern des Tieflandes während der heißen Jahreszeit zum Aufenthalt dienen. Der Kern der Ortschaft mit den Hotels und den europäischen Läden drängt sich um das nördliche, das Viertel der Eingebornen mit dem Bazar an das südliche Ende des Sees.

Im Hotel Albion erwartete uns bereits Middlemiss, als der dritte unter den Theilnehmern an der geplanten Expedition. In seiner Gesellschaft ritten wir am folgenden Morgen auf die Höhe jenes Rückens, dessen südlichsten Vorsprung der Gipfel des Sherkedanda darstellt, um einen Blick auf den zukünftigen Schauplatz unserer Reise, die Hochgebirgsregion zwischen den Thälern des Alaknanda und des Kali River zu werfen. Leider war trotz des frühen Morgens die Luft durch die Staubstürme der letzten Woche noch so sehr getrübt, dass nur die zunächst gelegene unter den großen Schneespitzen der Nanda Devi-Gruppe, Trisul 23.406 engl. Fuß = 7134 *m*, ab und zu aus dem bläulichen Dunstmeer als weiße, dreikantige Pyramide hervortrat. Mehr noch als durch seine edle Form wirkte der gewaltige Berg durch den Eindruck seiner enormen Höhe, indem er durch die zitternde Dunstmasse gleichsam von seinem Untergrunde losgelöst in der Luft zu schweben schien und ungeachtet einer Entfernung von 114 *km* noch über den mathematischen Horizont emporragte.

Ehe ich in der Erzählung fortfahre, sei es mir gestattet, einige Bemerkungen über die orographischen Verhältnisse jenes Gebirgsstückes einzuschalten, welches das eigentliche Ziel unserer Expedition bilden sollte. Es umfasst dieses Ge-

birgsstück den in den heiligen Schriften der Hindus zuerst mit dem Namen Himálaya oder Himachal (Wohnstätte des Schnees) bezeichneten Bergkranz im Quellgebiete des Ganges, der von dem Rande des hindostanischen Tieflandes bis zu den Manasarowar-Seen und dem Oberlaufe des Sutlej in Tibet sich erstreckt. Zwischen dem Bhagiráthi, dem westlichsten Quellflusse des Ganges, und dem Kali River an der Westgrenze von Nepal lassen sich innerhalb des erwähnten Gebirgsabschnittes drei große von Nordwesten nach Südosten streichende Zonen unterscheiden. Die südlichste bildet einen 100—130 *km* breiten Gürtel aus metamorphischen Schiefern und älteren Eruptivgesteinen, analog den jüngeren krystallinischen Felsarten der Central-Alpen. Dieser Gürtel, der mit dem Gesammtnamen »Lower Himalaya« bezeichnet wird, reicht vom Rande der Ebene — wenn man von der vorgelagerten, vielfach unterbrochenen Hügelzone der Siwaliks absieht — bis an den Südfuß der großen Schneeberge. Er ist von zahlreichen Querthälern in der mannigfaltigsten Weise zerstückelt und in seinen höheren, bis zu 3000 *m* sich erhebenden Partien meist dicht bewaldet oder mit dem saftigen Grün üppiger Alpenmatten bekleidet. Dann folgt die aus Gneis und alten Schiefern aufgebaute Hauptzone des Central-Himalaya. Sie enthält die bedeutendsten Gipfel desselben, stellt jedoch keineswegs eine zusammenhängende Kette dar, sondern wird von einigen Quellflüssen des Ganges durchbrochen und auf diese Weise in mehrere orographisch selbständige Untergruppen zerlegt. Der westlichsten, zwischen Alaknanda und Bhagiráthi, gehören die Gipfel von Kedarnath, Badrinath und Gangotri an. An sie schließt sich die Gruppe des Kamet 25.443 engl. Fuß = 7753 *m* zwischen Alaknanda und Dhauli Ganga. Zwischen der letzteren und der Goriganga erhebt sich das Massiv der Nanda Devi mit dem gleichnamigen, 25.660 engl. Fuß = 7820 *m* hohen Culminationspunkt des Central-Himalaya. Gegen Osten bilden die vergletscherten Ketten zu beiden Seiten der Dharma Ganga den Beschluss.

Die dritte Zone im Norden dieses Gürtels krystallinischer Hochgipfel besteht aus paläozoischen und mesozoischen Sedimenten und spielt in tektonischer Hinsicht dieselbe Rolle, wie eine der beiden sogenannten Nebenzonen in den Ostalpen. In ihr verläuft die Wasserscheide zwischen dem Ganges und Sutlej in der Gestalt einer sehr unregelmäßigen, zahlreiche ein- und ausspringende Winkel aufweisenden Kammlinie. Der wasserscheidenden Kette in dieser sedimentären Zone folgt auch, wenigstens auf den officiellen Karten der indischen Landesaufnahme, die politische Grenze zwischen Britisch-Indien und Tibet. In ihr liegen ferner die Hochpässe, die aus den britischen Landschaften Kumaon und Gurhwal nach dem tibetanischen Hundés (d. i. Land der Huniyas) führen und unter denen der Niti-Pass 16.628 engl. Fuß = 5068 *m* der am häufigsten begangene ist. Diese tibetanische Grenzkette mit ihren zuerst von Griesbach im Jahre 1879 näher untersuchten Trias-Ablagerungen war auch das eigentliche Ziel unserer Expedition, insbesondere die Umgebung des Weideplatzes Rimkin Paiar, östlich von der Route zum Niti-Pass.

Über den Besitz der Weideplätze von Laptal, Barahoti und Rimkin Paiar bestanden jedoch während geraumer Zeit Streitigkeiten zwischen den Tibetanern und der indischen Regierung. Obwohl Europäern im allgemeinen der Besuch tibetanischen Gebietes untersagt ist, stellten doch bis zum Jahre 1882 die tibe-

tanischen Grenzwachen den englischen Sportsmen, die auf der Jagd nach Ovis Ammon und Burrhal die Grenzdistricte betraten, keine besonderen Schwierigkeiten in den Weg. Im Jahre 1883 wurden drei tibetanische Bettelmönche in Nilang, einem Dorfe des der indischen Regierung tributären Rajah von Tighri-Gurhwal, ermordet. Die Tibetaner legten hierauf den Dorfbewohnern eine Strafe von 3000 Rupies auf, und als diese nicht bezahlt wurde, erschien eine Anzahl tibetanischer Freischärler in Nilang und nahm den Leuten ihren gesammten Viehstand weg. Zugleich verboten sie den Bewohnern der Bhot Mahals, wie der unmittelbar südlich der oben erwähnten Wasserscheide an Tibet grenzende Landstrich genannt wird, fernerhin Europäer in die Weidegebiete von Laptal und Rimkin Paiar zu begleiten. Den eigentlichen Anlass zu diesem Verbote gab eine Rauferei zwischen Griesbachs Begleitern und der tibetanischen Grenzwache am Niti-Pass, bei der die letztere geprügelt und drei Grenzwächter ihrer Zöpfe beraubt wurden, was, von der sonstigen Unannehmlichkeit abgesehen, für einen Tibetaner als der ärgste Schimpf gilt. Als während der nächsten Sommer die tibetanischen Grenzposten bei Laptal die britischen Officiere, die aus sportlichem Interesse jene abgelegenen Gegenden aufsuchten, zurückwiesen, sendete endlich im Juni 1888 die Regierung den Senior Assistent-Commissionar von Gurhwal, Mr. J. S. Campbell, nach dem Niti-Pass. Er überzeugte sich, dass die Tibetaner nicht nur Rimkin, Laptal und Barahoti thatsächlich occupiert, sondern auch ein Wachthaus an dem letzteren Punkte errichtet hatten. Sein Versuch, nach Laptal zu gelangen, scheiterte, da die Tibetaner 75 Mann dort concentriert hatten und die Leute von Niti, die als Vermittler des regen Grenzhandels von den Tibetanern abhängig sind, Begleiter und Tragthiere zu stellen verweigerten. Im nächsten Jahre besetzten die Tibetaner früher als sonst die Grenzpässe und kamen in einzelnen Trupps nach Malari und Milam herab, angeblich in der Befürchtung, die Engländer, die damals gerade mit Sikkim im Kriege lagen, hätten die Absicht, über den Niti-Pass in Tibet einzufallen. Erst im November entschloss sich die indische Regierung, endlich von der bisher geübten Politik der Langmuth abzugehen, und sendete das erste und zweite Bataillon des in Almora garnisonierenden dritten Goorkha-Regiments nach Niti. Doch hatten sich infolge der vorgerückten Jahreszeit die Tibetaner bereits aus Barahoti zurückgezogen, so dass, von der Zerstörung des Wachthauses in Barahoti, einer aus unbehauenen Steinen aufgeführten Hütte, abgesehen, die Expedition resultatlos verlief. Im Frühling 1890 kamen die Tibetaner wieder über die Pässe, sogar bis Badrinath herab und verlangten von den Dörfern des Manathales Steuern. Die indische Regierung, in deren Augen jene Grenzdistricte zu wenig Wert besaßen, um die Kosten einer neuen Expedition zu rechtfertigen, ließ die Sache nunmehr auf sich beruhen. Im Jahre 1891 lagen die Verhältnisse noch genau ebenso, indem die Bhotiyas — die Bewohner der Bhot Mahals — von Milam bis Mana den Tibetanern Abgaben leisten mussten, die unter dem Titel einer Steuer für das Recht, in Tibet Handel zu treiben, in den Grenzdörfern von den tibetanischen Abgesandten erhoben wurden.

Ich habe diese politischen Verhältnisse in den Grenzgebieten des Central-Himalaya ausführlicher besprochen, weil dieselben auf den Verlauf unserer Reise von maßgebendem Einfluss waren. Es wurde bereits erwähnt, dass der Besuch

von Rimkin Paiar, beziehungsweise die Ausbeutung der fossilreichen Trias-Ablagerungen dieser Localität, das vornehmste Ziel der Expedition war. Andererseits wurde uns jedoch sowohl von dem Gouverneur der Nordwestprovinzen, Sir Oakland Colvyn, als von D. T. Roberts, Comissionar of Kumaon, denen wir zur Erlangung eines sogenannten »General Purwanah« unsere Aufwartung machten, nahe gelegt, ja nicht mit Gewalt gegen die Tibetaner vorzugehen, da mit Rücksicht auf die bevorstehenden Parlamentswahlen in England ein Grenzconflict sehr ungelegen wäre. Das »General Purwanah« wurde uns am 20. Mai ausgestellt. In demselben wurden alle Behörden in Kumaon angewiesen, uns die nöthige Zahl von Kulis und die erforderlichen Lebensmittel zur Verfügung zu stellen, und gleichzeitig alle offenen oder geheimen Versuche, den Zweck unserer Mission zu vereiteln, mit strenger Strafe bedroht. An diesem Tage sendeten wir auch den ersten Theil unseres Gepäcks mit 40 Kulis unter der Aufsicht von Griesbachs Chuprassie, Dost Mohammed, nach Almora voraus, während wir selbst mit weiteren 50 Trägern am folgenden Morgen dahin aufbrachen.

Almora, die alte Hauptstadt von Kumaon, liegt 34 engl. Meilen (55 *km*) nordöstlich von Naini-Tál. Wir legten die Strecke mit unserer Kuli-Karawane in drei Tagereisen zurück, wobei die Dák Bungalows (Unterkunftshäuser) von Ramgarh und Peora bequeme Nachtquartiere abgaben. Obwohl uns noch mehr als ein Monat von dem Eintritte der eigentlichen Regenzeit trennte, hatten wir doch bereits jeden Nachmittag so heftige Gewitter, dass man hätte glauben können, der Monsun sei bereits losgebrochen. Bis Peora bestimmen Laubwälder, vielfach unterbrochen durch Theepflanzungen, von da ab bis Almora Nadelgewächse, zumeist Kiefern (Chir), den Charakter der Vegetation. Auch die Contouren der Landschaft sind in der Umgebung von Naini-Tál und Almora wesentlich verschieden. Die steilen Gehänge und scharf profilierten Kämme der Bergketten bei Naini-Tál werden hier durch sanftere, mehr gerundete Formen ersetzt. Almora selbst liegt auf dem Rücken eines von circa 300 *m* tief eingeschnittenen Thälern zu beiden Seiten begleiteten Hügelzuges in 5200—5500 engl. Fuß = 1585—1675 *m* Meereshöhe. Dieser freien Lage der Stadt entsprechend, beherrscht der Blick eine weitumfassende Rundschau, allein die zunächst gelegenen Hügel sind bis zu einer Entfernung von 6 *km* ringsum vollständig kahl und entbehren auch in ihrer äußeren Erscheinung jeglichen Reizes. Wie Oasen funkeln die grünen Gartenanlagen der Villeggiaturen von Almora aus dem einförmigen Grau dieser Umgebung auf, das freilich nach den großen Regen, wenn die Feuchtigkeit allenthalben frisches Grün hervorlockt, wohl auch hier wärmeren Farben Platz macht.

Bis zum 27. Mai blieben wir in Almora, da es infolge der in der Umgegend herrschenden Cholera nicht früher möglich war, die zur Fortschaffung unserer Bagage nothwendige Zahl von Kulis aufzutreiben. Auch engagierten wir sechs Tasil-Chuprassies, die wir nach den auf unserer Route gelegenen Ortschaften voraussendeten, um an dem Tage unserer Ankunft Kulis und Proviant bereitzuhalten. Die Ortschaften in den Lower Himalayas sind nämlich verpflichtet, dem mit einem Purwanah versehenen Reisenden die verlangten Kulis gegen eine tägliche Entlohnung von 4 Annas = 20 Kreuzer ö. W. pro Mann beizustellen. Die Kulis werden von Station zu Station gewechselt, so dass man es in der

Regel jeden Tag wieder mit einem neuen, natürlich sehr ungleichartigen Trägermaterial zu thun hat. Im allgemeinen fand ich das harte Urtheil, das Graham über die Kumaon-Kulis fällt, nicht gerechtfertigt. Vierzig englische Pfund ist das von der Regierung festgestellte Gewicht, das ein Lastträger zu tragen verpflichtet ist. Sehr oft aber hatten wir Leute, die freiwillig das Doppelte dieses Gewichtes gegen höhere Entlohnung auf sich nahmen. Die Entlohnung der Kulis findet unmittelbar nach dem Abschluss des Marsches statt, damit die Leute noch während der Nacht nach ihren oft weit abgelegenen Wohnsitzen zurückkehren können. Es ist eine Anstandspflicht des Reisenden, die Auszahlung selbst vorzunehmen. Wollte man sie den Chuprassies überlassen, so würde wohl die Hälfte des Geldes in deren Händen zurückbleiben. Da jeder Kuli separat entlohnt wird, so ist man gezwungen, einen ganz beträchtlichen Vorrath an kleinsten Silbermünzen mitzunehmen. Wir führten beispielsweise auf der Reise ins Hochgebirge ungefähr 1000 Rupies in 4-Annas-Stücken mit uns, deren Gewicht allein schon eine volle Trägerlast ausmachte.

Das Wetter war während unseres viertägigen Aufenthaltes in Almora leidlich schön, doch lagerten stets, selbst schon am frühen Morgen, so schwere Dunstmassen über dem Gebirge, dass wir von den Schneegipfeln der Nanda Devi-Gruppe keinen einzigen zu Gesicht bekamen. Dieser mit Rücksicht auf die Trübung der Atmosphäre zu erwartende Mangel jeglicher Fernsicht hielt mich auch von Excursionen auf die nahen Höhenrücken ab. Die Sehenswürdigkeiten der Stadt sind bald erschöpft. Einige alte Hindutempel gelten als architektonische Merkwürdigkeiten derselben. Eindrucksvoller sind jedoch die vereinzelten Deodarcedern, Baumriesen mit horizontalen, schirmförmig ausgebreiteten Ästen, die mehrere dieser ziemlich kunstlosen Bauten überschatten. Die Bazars, deren buntes Treiben in den Städten des Orients auf den Fremden stets neue Anziehungskraft übt, waren diesmal verödet. Mehr als die Hälfte der Läden blieb geschlossen, denn ihre Besitzer waren theils an der Cholera gestorben, theils durften sie aus den verseuchten Ortschaften der Umgebung nicht in die Stadt kommen. Auch in die Garnison von Almora war während unseres Aufenthaltes die Epidemie von Hawalbagh aus eingeschleppt worden. Dort waren 25 Choleraleichen provisorisch in den Fluss versenkt und mit Steinen beschwert worden, um sie später, zu gelegener Zeit, der rituellen Vorschrift gemäß zu verbrennen. 17 Soldaten des in Almora stationierten Goorkha-Regiments hatten in demselben Flusse unterhalb Hawalbagh gebadet und starben infolgedessen während der nächsten Tage an der Cholera. So hatte die Seuche auch in Almora ihren Einzug gehalten.

Eine interessante Erinnerung knüpft sich für mich an den letzten Tag unseres Aufenthaltes in Almora, eine Begegnung mit Dr. Thorold, der eben von seiner mit Capitain Bower vollführten Querung von Tibet zurückgekehrt war. Er hatte mit jener erfolgreichen Durchquerung des den Europäern so strenge verschlossenen Landes eine der kühnsten Thaten vollbracht, die die Entdeckungsgeschichte von Central-Asien verzeichnet. Mit begreiflichem Interesse vernahmen wir aus seinem Munde einen Bericht über jene Reise, von der bis dahin nur durch einige Zeitungsartikel Nachrichten in die Öffentlichkeit gedrungen waren.

Am Mittag des 27. Mai brachen wir von Almora auf. Zwei Routen standen uns nach dem ins Auge gefassten Ziele, der Umgebung von Rimkin Paiar, offen,

die eine kürzere durch das Thal der Alaknanda und Dhauli Ganga über Niti im Westen, die zweite längere über Milam und den Utadhura im Osten. Wir entschieden uns mit Rücksicht auf die politischen Verhältnisse an der tibetanischen Grenze für die letztere Route, da uns von Milam aus, falls das Gebiet von Rimkin verschlossen bleiben sollte, andere Theile des Gebirges offen standen, die für das Studium der Triasbildungen ebenfalls geeignete Aufschlüsse versprachen.

Unsere Karawane bestand aus 85 Kulis, einem Koch (Khansámah) und sieben Dienern. Jeder von uns hatte einen sogenannten Bearer zu seiner persönlichen Bedienung. Griesbach und Middlemiss hatten je einen Chuprassie bei sich, eine Art Factotum beim Aufschlagen der Zelte, bei der Vertheilung der Lasten an die Kulis und deren Beaufsichtigung. Außerdem hatten wir noch einen Khidmatgar zum Aufwarten bei Tisch — die Bearers, die in der Regel Hindus sind, besorgen dieses Geschäft nicht — und einen Dhobi oder Wäscher. In anderen Theilen Indiens würde man mindestens die doppelte Anzahl von Dienern brauchen. Im Himalaya aber kann man auch die Kulis zu verschiedenen Diensten, wie zum Zeltaufschlagen, Wasserholen etc. heranziehen und vermag daher ein einzelner Reisender wohl mit vier Dienern (Khansámah, Chuprassie, Khidmatgar oder Bearer und Dhobi) auszukommen. Die Zahl unserer Diener verringerte sich übrigens schon nach acht Tagen um Griesbachs Bearer, der seine Diebstähle in so unverschämter Weise betrieb, dass nichts übrig blieb, als an ihm ein abschreckendes Exempel zu statuieren und ihn mit einer tüchtigen Tracht Prügel, die ihm der bestohlene Chuprassie mit dem Ausdruck aufrichtiger Freude verabfolgte, fortzujagen. Dieser Diener und Middlemiss' Bearer waren in Naini-Tál angeworben worden. Bezüglich des letzteren erfuhren wir erst nach unserer Rückkehr, dass er wegen grober Urkundenfälschung und Betruges — er hatte sich in Gurhwal mittelst gefälschter Papiere als Steuereinnehmer aufgespielt und von einigen Dörfern die Steuern zu Gunsten des eigenen Geldbeutels eingehoben — drei Jahre im Zuchthaus von Bareilly gewesen war. Der Koch erwies sich als schlecht, der Khidmatgar als über Gebür dumm und faul. Auch war er, wie fast alle Angehörigen seiner Berufsclasse, mit venerischen Krankheiten behaftet, deren Anzeichen in dem kalten Hochgebirgsklima alsbald sichtbar wurden. Die übrigen Diener waren zufriedenstellend, mein Bearer und die Chuprassies sogar ausgezeichnet.

Unsere Ausrüstung bestand nebst dem persönlichen Gepäck jedes einzelnen aus drei Kaschmirzelten und vier Dienerzelten, Schusswaffen und 16 Trägerlasten an Conserven für die unbewohnte Region des Hochgebirges. Griesbach und ich führten je ein sogenanntes Swiss-cottage-tent mit uns, das wir von den Muir Mills in Cawnpore bezogen hatten und das als das Praktischeste für Reisen im Gebirge gilt. Bei einem Innenraume von acht Fuß im Geviert besitzt es auf der Rückseite noch ein halbrundes, abgetrenntes Gelass, das zur Aufbewahrung des nicht unmittelbar nöthigen Gepäcks und zugleich, wenn ich so sagen darf, als Toilettezimmer dienen kann, ferner auf der Vorderseite eine kleine Veranda. Feldbett, Stuhl, Tisch und Fußteppich bilden die innere Einrichtung. Das doppelte Zeltdach ruht auf zwei Stangen, die oben durch eine Querstange verbunden sind. Ich habe dieses Zelt als sehr brauchbar befunden. Es verbindet eine bequeme

gleichzeitig eine weitgehende Ausnützung der Raumverhältnisse zulassende Form mit relativ geringem Gewicht, da drei Kulis zur Fortschaffung desselben ausreichen. Unsere Dienerzelte waren etwas kleiner und nach dem Muster der in der deutschen Armee gebräuchlichen eingerichtet. Sie gaben zusammen drei Trägerlasten ab. Da eigentliche Hochtouren im vergletscherten Terrain außerhalb unseres Programmes lagen, verzichteten wir auf die Mitnahme von Whymper- oder Mummery-Zelten. Alpinisten, die im Himalaya Bergbesteigungen unternehmen wollten, müssten solche Zelte aus Europa mitbringen. Alles übrige, was zur Einrichtung eines Lagers nöthig ist, würde ich rathen, erst in Calcutta anzuschaffen, da man es dort mindestens ebenso zweckmäßig und billiger zu kaufen bekommen kann. Dies gilt auch für Conserven, die aus Europa mitzubringen ganz überflüssig ist. Wir bezogen unsere gesammten Conserven, mit denen wir übrigens mit Rücksicht auf die lange Dauer des Aufenthaltes in den abgelegenen Theilen des Gebirges reichlich versehen waren, von der Great Eastern Hotel Company in Calcutta. Für unsere Vorräthe ließen wir Kisten aus starkem Holz anfertigen, deren jede angefüllt gerade 40 Pfund, also eine Trägerlast, wog. Reisende im Himalaya mögen sich die Nothwendigkeit, den einzelnen Gepäckstücken kein größeres Gewicht zu geben, bei der Zusammenstellung ihres Lagers vor Augen halten, da schwerere Colli leicht Verlegenheiten bereiten können, wenn man gerade keine Kulis findet, die Doppellasten zu tragen gewillt sind.

Ich gebe hier ein Verzeichnis der Vorräthe, die wir von Almora aus mit uns führten, da es eventuellen Nachfolgern von Nutzen sein mag: 40 Pf. Thee, 12 Pf. Kaffee, 12 Büchsen (à 2 Pf.) Biscuits, 2 Dtzd. Büchsen Cacao, 2 Dtzd. Büchsen mit eingemachten Früchten, 34 Pf. Speck, 3 Büchsen (à 3 Pf.) Ox-tongue, 6 Flaschen Cognac, 18 Flaschen Worcester Sauce, 2 Flaschen Nepal-Pfeffer, 12 Flaschen Mixed-Pickles, 6 Büchsen Breakfast bacon, 2 Büchsen Rollgerste, 3 Büchsen (à 3 Pf.) Maccaroni, 1 Dtzd. Büchsen Sardinen, 7 Dtzd. Büchsen Gemüse verschiedener Gattungen (englische und französische), 6 Dtzd. Büchsen Jam (eingesottenes Obst), 4 Dtzd. Büchsen condensierte Milch, 2 Dtzd. Büchsen (à ½ Pf.) dänische Butter, 30 Pf. Vanille-Chocolade, 12 Dtzd. Büchsen Suppenconserven. Fleischconserven mitzunehmen erachteten wir für überflüssig, da man Fleisch sich in den Sommerdörfern und zum Theile auch durch die Jagd verschaffen kann. Ebenso kann man sich auch in den höchstgelegenen Thalstationen noch mit Mehl und Salz versehen. Zucker, Essig und Öl sind dagegen Luxusartikel, die man außerhalb Almoras nicht mehr vorfindet.

An Schusswaffen führten wir drei Express-Rifles und zwei doppelläufige Schrotflinten mit uns. Unter den größeren Gepäckstücken figurierte noch ein photographischer Apparat für Aufnahmen von 18 zu 25 *cm*, den ich von Wien aus nebst 60 Stück Monckhoven-Trockenplatten mitgenommen hatte. Obwohl Apparat und Platten drei Kulilasten ausmachten, zog ich die letzteren doch den minder verlässlichen Films vor. Um die Platten vor der Feuchtigkeit zu schützen, wurden dieselben zu je zehn Stück in Blechcassetten verpackt und diese sodann verlöthet. Die sechs Blechcassetten selbst wieder ruhten in einer ganz mit starkem Blech ausgefütterten Holzkiste und waren durch dichte Zwischenlagen von Baumwolle von einander getrennt. Diese Art der Verpackung bewährte sich durchaus. Obschon die Platten erst nach meiner Rückkehr in Wien im De-

cember 1892 entwickelt wurden, waren doch nur sehr wenige durch die Feuchtigkeit und hohe Temperatur verdorben worden. Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, dass ein wirksamer Schutz der Platten gegen die monatelang einwirkende, zum Theil ganz außerordentliche Luftfeuchtigkeit als Grundbedingung für den Erfolg einer photographischen Campagne im Himalaya angesehen werden muss.

Um nach dieser Abschweifung in der Schilderung des Verlaufes unserer Reise fortzufahren, sei zunächst erwähnt, dass wir von den uns offen stehenden Routen nach Milam jene über Bageswar und Munshiari einschlugen. Von Almora bis Bageswar im Thale des Sarju-Flusses rechnet man zwei Tagmärsche. Bis zu dem Dâk Bungalow von Thakula, der als Nachtstation dient, führt der Weg beinahe fortwährend auf der Höhe eines mit Kiefern schütter bewaldeten Kammes. Von Thakula bis Bageswar hat man zwei 5000 bis 6000 engl. Fuß hohe Rücken zu überschreiten. Von dem letzteren dieser beiden fast durchwegs mit Laubholz und Nadelbäumen dicht bekleideten, von zahlreichen Affenherden bevölkerten Rücken senkt sich der Pfad steil nach Bageswar hinab. Da die vorausgeschickten Tasil-Chuprassies noch nicht die volle Zahl der erforderlichen Kulis hatten aufbringen können, ergab sich hier für den 29. Mai ein unfreiwilliger Rasttag. Die drückende Hitze — Bageswar liegt in nur 3199 engl. Fuß (975 *m*) Meereshöhe — ließ diesen nothgedrungenen Aufenthalt nichts weniger als verlockend erscheinen. Die einzige Abwechslung in die Einförmigkeit desselben brachte das Schauspiel einer Leichenverbrennung. Diese unterschied sich ganz wesentlich von denjenigen, die man tagtäglich auf den Burning Ghats von Benares zu sehen bekommt, indem man sich in Bageswar, den kleinstädtischen Verhältnissen entsprechend, darauf beschränkte, den Kopf der Leiche zu verkohlen, den Körper jedoch unverbrannt in den Sarju-Fluss zu werfen. Da Choleraleichen in dieser Hinsicht keiner abweichenden Behandlung unterworfen werden, kann die weite Ausbreitung der Epidemie den verseuchten Flussläufen entlang nicht wundernehmen. Wir trugen dieser leidigen Gewohnheit der Hindubevölkerung insoferne Rechnung, als wir in den verseuchten Gegenden nur gekochtes Wasser in der Form von Bouillon und Thee genossen.

Von Bageswar bis Kafkot (circa 5000 engl. Fuß), dem nächsten Nachtquartier, folgt der Weg dem pittoresken Thale des Sarju-Flusses. Steile Kalkberge steigen in schroffen Wänden zu beiden Seiten an und verleihen, vereint mit einer üppigen Busch- und Waldvegetation der Landschaft ein malerisches Gepräge. Oberhalb Kafkot zweigt die Route zum Pindar-Gletscher zur Linken ab, während wir einem Seitengraben des Hauptthales gegen Osten folgen. Die Region der Dâk Bungalows und der bequemen Reitwege ist damit zu Ende, doch ist der Weg noch weiterhin bis Munshiari leidlich gut mit Pferden zurückzulegen. Freilich mussten wir so häufig aus dem Sattel steigen und unsere Thiere am Zügel führen, dass das Reiten nur einen geringen Vortheil bot und Middlemiss, der zu Fuß gieng, Griesbach und mich, die wir beritten waren, regelmäßig überholte.

Für die Strecke Kafkot—Munshiari sind vier Tagreisen erforderlich. Man überschreitet dabei zwei Pässe von 6725 engl. Fuß (2049 *m*), beziehungsweise 8500 engl. Fuß (circa 2600 *m*). Der erste derselben liegt zwischen Sama und

Tejam, der zweite höhere zwischen Girgaon und Munshiari in der Kalamundikette. Der Übergang über den ersteren am Morgen des 1. Juni verstattete zum erstenmale einen Ausblick auf die Schneegipfel der Nanda Devi-Gruppe, die bisher stets durch die in der Atmosphäre angesammelten Dunstmassen verschleiert geblieben waren. Der Eindruck war umso wirkungsvoller, als er vollständig überraschend kam. Langsam waren wir von Sama über thaufrische Alpenmatten, die beiderseits von dichten Laubwäldern begrenzt waren, der Passhöhe zugeritten, als sich auf der letzteren mit einem Schlage der Blick in die Tiefe des Thales der Ramganga und auf dessen Abschluss, die nur 33 *km* entfernte Kette der Nanda Kat, eröffnete. Das Bild war nicht unähnlich dem Ausblick von Mürren auf den Hintergrund des Lauterbrunnenthales. Die Stelle der Jungfrau vertrat die Hauptspitze der Nanda Kat 22.530 engl. Fuß (6867 *m*), von prachtvollen Hängegletschern umgürtet und von einer weißen Nebelfahne umflattert. Sie ist der Sitz der Göttin Sita, der Gemahlin Ramas und bildet der Legende zufolge den Polster (hindostanisch Katiya oder Kat), gegen den sich die Göttin lehnt. Zur Rechten des Hauptgipfels setzt sich der Kamm in eine Anzahl secundärer Spitzen fort, bis endlich die breite, dunkelgrüne Schiefermauer des 8500 engl. Fuß (2590 *m*) hohen Balchandhura vor das Schneegebirge tritt und die weitere Aussicht auf dasselbe versperrt. Zur Linken ragt eine dreikantige, ganz überfirnte Pyramide auf, ein Abbild des Piz Glüschaint von Pontresina aus gesehen, die von den Europäern in Naini-Tál und Almora ihrer Ähnlichkeit mit einem Soldatenzelt halber Singlepole-Tent genannt wird. Da Tejam am Zusammenflusse der Ramganga und Jelunka nur 3500 engl. Fuß (1066 *m*) hoch gelegen ist, so beherrscht das Auge in diesem Panorama eine Höhendifferenz von 5800 *m* zwischen der Thalsohle und den dieselbe im Norden abschließenden Hochspitzen. Der Eindruck dieser außerordentlichen Höhendifferenz aber auf den an solche Verhältnisse nicht gewöhnten Beobachter wird noch verschärft durch den Contrast der Vegetationsbilder. Während in der Isohypse unseres Standpunktes dichte Laub- und Nadelwälder einen zusammenhängenden Gürtel um die umliegenden Berge schlingen, glänzen aus der Tiefe des Thales stattliche weiße Gehöfte aus üppigen Pflanzungen von Bananen und Strychnos-Äpfeln herauf, die hier neben anderen subtropischen Gewächsen, wie Hirse und Dattelpalmen, in Fülle gedeihen. Diese Thatsache jedoch, dass man hier Palmen und nahe Schneegipfel mit einem Blicke zu übersehen vermag, bringt zugleich ein so fremdartiges Element in die ganze Scenerie, dass alle Beziehungen der letzteren zu europäischen Hochgebirgsbildern nur als sehr lose erscheinen.

Auf der Route von Girgaon nach Munshiari über die Kalamundikette passierten wir am 3. Juni einen der schönsten Laubwälder des Lower Himalaya. Diese Laubwälder besitzen innerhalb der Höhenstufe von 2400 bis 2800 *m* eine so ausgedehnte Verbreitung, dass sie geradezu als die typische Vegetationsformation dieses Höhengürtels gelten dürfen. Sie tragen durchaus den Charakter von Junglewäldern. Das Unterholz besteht in der Regel aus 3 bis 8 *m* hohen Bambusbüschen, die stellenweise durch dornentragende Schlingpflanzen zu einem fast undurchdringlichen Dickicht verfilzt sind. Der darüber aufragende eigentliche Hochwald wird zumeist von Kastanien-, Eichen- und Rhododendron-Bäumen ge-

bildet, neben denen Laurineen und Magnolien untergeordnet auftreten. Auf den Abhängen der Kalamundikette standen die Rhododendron-Bäume noch in voller Blüte, während sie in den tieferen, der Ebene näher gelegenen Theilen des Gebirges dieses herrlichsten Schmuckes bereits beraubt waren. Kein Vegetationsbild in den Alpen lässt sich diesen, mit zahllosen rothen und weißen Blüten geschmückten Wäldern des Himalaya an die Seite stellen. Der Eindruck der letzteren wird noch erhöht durch das reiche Thierleben, das sich in denselben entfaltet. Tausende von Langur-Affen mit schwarzen, weißbärtigen Gesichtern und langen, buschigen Schwänzen tummeln sich in den Baumkronen und vollführen einen ohrenbetäubenden Lärm. Große fremdartige Schmetterlinge gaukeln von Blüte zu Blüte und bunte Schmuckvögel entfalten die schillernde Pracht ihres Gefieders.

Wie in eine neue, fremde Welt tritt man aus diesem subtropischen Waldgebiete des Lower Himalaya bei Munshiari in das eigentliche Hochgebirge ein. Obschon die unter diesem Namen vereinigten Gemeinden nur in einer Meereshöhe von nicht viel über 6000 engl. Fuß gelegen sind, ist doch die Scenerie hier ungleich alpenhafter als in irgend einem der bisher auf unserer Route gelegenen Orte. Gerade im Norden, das Thal der Goriganga scheinbar sperrend, erhebt sich die dunkle Gneispyramide des Hazaling, 16.853 engl. Fuß (5137 *m*), mit wild zerrissenen Felsgraten und einigen schwach ausgeprägten Schneerinnen. Zur Rechten dehnt sich der mit Nadelwäldern und ausgebreiteten Matten bedeckte Rücken des 13.344 engl. Fuß (4066 *m*) hohen Athansi, überragt von den schroffen Spitzen der Telkotkette. Ungeachtet des im Landschaftsbilde vorherrschenden grünen Grundtones ist doch der Charakter des ersteren ein ernster, beinahe düsterer. Möglich auch, dass dieser Eindruck den ungünstigen Witterungsverhältnissen zuzuschreiben war, unter denen ich Munshiari kennen lernte; denn während unseres Aufenthaltes bis zum Morgen des 5. Juni regnete es mit Ausnahme der Abendstunden fast ununterbrochen.

Munshiari, am rechten Ufer der Goriganga auf einer breiten, gut angebauten Thalterrasse, hoch über der mehr als 150 *m* tief eingeschnittenen Schlucht des Flusses gelegen, besitzt als Winteraufenthalt der Bhotiyas, die den Sommer über in Milam und Martoli wohnen, und als wichtigste Zwischenstation für den Grenzhandel mit Tibet einige Bedeutung. Es hat unter allen Dörfern in Kumaon die stattlichsten Häuser, einstöckige, steinerne Gebäude, die jedem Tiroler Dorfe zur Zierde gereichen würden. Der tibetanische Grenzhandel ist die Quelle dieses Wohlstandes der Bewohner. Nach der Zahl der Schaf- und Ziegenherden zu urtheilen, die wir auf dem Wege nach Milam und weiter hinauf zu den Grenzpässen antrafen, muss dieser Handel ein ganz bedeutender sein. Jedes der Thiere trägt eine Last von 10 bis 20 Pfund in einer Art Satteltaschen, die zu beiden Seiten des Rückens aufgepackt werden. Im Frühjahr, sobald die Pässe zugänglich sind, treten die Karawanen mit tausenden solcher Schafe und Ziegen, die mit Mehl und Reis beladen sind, die Wanderung gegen Norden an, um im Herbst mit Salz, Wolle und Borax, den Ausfuhrartikeln von Hundés, zurückzukehren. Für den Himalaya-Reisenden gehören die häufigen Begegnungen mit den Schafherden und den dieselben begleitenden prächtigen Hunden von tibetanischer Abkunft nicht gerade zu den Annehmlichkeiten, besonders, wenn man mit

einem solchen Zuge, der sich oft über einen Kilometer ausdehnt, in gleicher Richtung marschiert. Auf den schmalen, durch die darüber hinziehenden Herden ganz schlüpfrig gewordenen Pfaden drängen sich die Thiere alsdann zu einem compacten Knäuel zusammen, der ein Ausweichen schwierig macht, und halten trotz aller Stockhiebe und Fußtritte eigensinnig die Bergseite fest. Wenn auf diese Weise die drei- und vierfache Zeit als sonst zur Zurücklegung einer Strecke nöthig wird, so bleibt nichts übrig, als sich mit jener Geduld zu wappnen, die jeder Besucher des Orients erlernen muss, besonders wenn eine solche Begegnung während eines niederprasselnden Monsunregens stattfindet und die Feuchtigkeit von den nassen Fellen der herandrängenden Schafe schließlich auch durch den besten Wettermantel hindurchgeht.

In Munshiari trafen wir mit dem Pundit Kishen Singh zusammen, der von der Regierungsbehörde in Naini-Tál den Auftrag, sich uns hier zur Verfügung zu stellen, erhalten hatte. Er ist einer jener »native explorers«, die von der indischen Regierung zur Recognoscierung von Gegenden ausgesendet werden, die europäischen Reisenden verschlossen sind. Kishen Singh selbst hat ausgedehnte Theile von Tibet durchzogen, in die weder vor noch nach ihm ein Europäer gelangt ist; seine Routenaufnahmen, die nicht nur tibetanisches Gebiet, sondern auch die Quellseen des Hoangho und einen großen Theil des westlichen China umfassen, figurieren unter der jedem Geographen geläufigen Chiffre A. K. in den »Reports on the operation of the Survey of India«. Von der Londoner Geographischen Gesellschaft mit der großen goldenen Medaille und von der indischen Regierung mit dem Ehrentitel »Rai Bahadur« ausgezeichnet, lebt Kishen Singh seit einigen Jahren wieder in seinem Heimatsdorfe Milam, wo er für seinen jugendlichen Neffen, der daselbst die Stelle eines Amtsvorstandes oder Patwári bekleidet, dieses Amt de facto versieht. Kishen Singh übernahm in Munshiari die Arrangements für unsere Weiterreise bis Milam und verschaffte uns einen erfahrenen alten Shikari als Führer auf der Expedition in die tibetanischen Grenzdistricte.

Da der Weg von Munshiari aufwärts für Pferde nicht mehr gangbar ist, entließen wir unsere Reitthiere und traten am Morgen des 5. Juni den Weitermarsch durch das Thal der Goriganga zu Fuß an. Wir legten an diesem Tage nur 9 *km* bis zum Bivouacplatze von Bui zurück. Der Tag war regnerisch und schwül, die Hitze kaum weniger drückend, als in den tiefen, feuchten Thälern auf der Südseite der Nanda Devi-Gruppe, die wir während der vergangenen Woche durchwandert hatten. Der feuchte Dampf, der von den üppig sprießenden Farnkräutern und den mehr als 3 *m* hohen Nesselbüschen zu beiden Seiten des Pfades emporstieg, verbreitete eine wahre Treibhaus-Atmosphäre um uns. Am folgenden Tage traten wir in die großartige Felsschlucht der Goriganga ein, die sich als eine Art Via mala bis zum Weideplatze Laspa (9980 engl. Fuß = 3042 *m*) 16 *km* aufwärts erstreckt. Die alte Route an der rechten Thalseite über Lilam wird gegenwärtig nicht mehr benützt und der neu angelegte Steig, der wirklich den Namen eines solchen verdient, führt durch die Sohle der Schlucht. Von der Einmündung des Ralamthales an wird die Scenerie mit jedem Schritt imposanter. Malerisch wirkt der Contrast der reichen Waldvegetation an den minder steilen Gehängen und der himmelhohen, nackten, nur von einzelnen smaragdgrünen

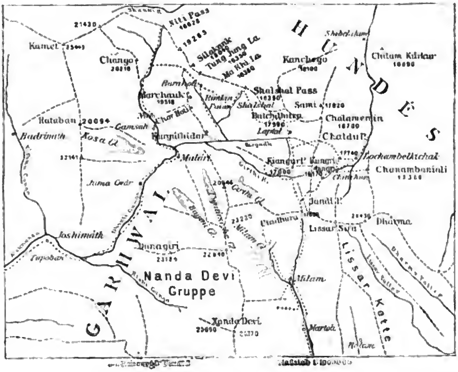
Rasenbändern durchzogenen Gneismauern. Manchmal drängen sich die Felswände unmittelbar an den schäumenden Fluss heran. Von den Wölbungen ihrer Nischen hängen hunderte von $1\frac{1}{2}$ bis 2 *m* langen Bienennestern herab, aus denen die Eingeborenen den Honig gewinnen, indem sie sich mit Stricken über die Felswände herablassen. Wir kamen an diesem Abend bis Baugdiar, einer kleinen Erweiterung der Schlucht, die gerade hinreichend Raum zum Aufschlagen des Lagers bot. Während der Nacht trat ein vollständiger Umschlag der Temperatur ein und am nächsten Morgen sank das Thermometer bis auf + 4° C. Einige Affen, denen wir noch in der Nähe von Laspa begegneten, schnitten vor Frost klägliche Gesichter. Ich war einigermaßen erstaunt, diese gegen Temperaturwechsel so empfindlichen Thiere noch in einer Höhe von über 3000 *m* zu so früher Jahreszeit anzutreffen, während noch Reste von Winterschnee in der Thalsohle lagen und bei Laspa der Gorifluss unter einer mächtigen Lawinenbrücke dahinströmte.

Bei dem Weideplatze Laspa ändert sich der Charakter des Gorithales. Die Hänge treten auseinander und werden weniger steil, der Wald verschwindet fast unvermittelt und die Thalsohle ist weiter aufwärts nicht mehr in anstehendes Gestein, sondern in Schuttmassen glacialen Ursprungs eingeschnitten, die durch die Erosion zumeist in Erdpyramiden von mannigfaltiger Gestalt und Größe aufgelöst sind. Als wir an diesem Abend den Weideplatz Rilkot (10.800 engl. Fuß = 3322 *m*) erreichten, brach wieder ein heftiges Ungewitter los, das später in ein richtiges Schneetreiben übergieng, so dass am 8. Juni alle Berge bis 3500 *m* herab beschneit waren und das Quecksilber bis auf den Gefrierpunkt sank, ein Temperatursturz, den wir umso unangenehmer empfanden, als wir kaum eine Woche zuvor noch Schattentemperaturen bis zu 40° C. verzeichnet hatten. Wir gönnten hier den ermüdeten Kulis, die uns von Munshiari aus begleitet hatten, einen Rasttag und gelangten infolgedessen erst am 9. Juni nach Milam. An diesem Tage passierten wir zum erstenmale seit Munshiari wieder einige Dörfer, Martoli (11.070 engl. Fuß = 3374 *m*), Burphu und Bilju, die bereits ausschließlich von Bhotiyas, einer Mischrasse von Ariern und Tibetanern, bewohnt werden, deren Hinducultus vielfach mit religiösen Gebräuchen des Buddhismus, beziehungsweise des tibetanischen Lamaismus durchtränkt ist. G r i e s b a c h verglich den Typus der Bevölkerung ganz zutreffend mit jenem der slowakischen Bewohner des nordwestlichen Ungarns. Die Frauen namentlich erinnern in Gesichtsausdruck und Tracht so sehr an slowakische Bäuerinnen, dass sie vermuthlich nur durch ihre Nasenringe irgendwo in Österreich Aufsehen hervorrufen würden.

Oberhalb Martoli hört die Waldvegetation vollständig auf. Wacholder- und Stachelbeerbüsche bekleiden die grasbewachsenen oder steinigen Hänge, deren einförmiger Charakter nur dort unterbrochen wird, wo eine Seitenschlucht des Hauptthales aufklafft und ihren eisigen Hintergrund entschleiert. Solche Einblicke eröffneten sich bei Burphu auf den östlichen Grenzkamm des Kálabaland-Gletschers, dessen 20.150 engl. Fuß = 6142 *m* hoher Hauptgipfel sich als ein von prachtvollen Eisbrüchen umgürteter Firndom, ähnlich dem Lyskamm von der Gorner Seite[1]) darstellt, und gegenüber dem Ausgange des Panchu-Thales auf

[1]) Eine wohlgelungene Ansicht dieses Berges, sowie der übrigen Gipfel in der Umrandung des genannten Gletschers befindet sich in Dr. B o e c k s kürzlich erschienenem Himalaya-Album.

die doppelgipflige Nanda Devi, den Hauptberg des Central-Himalaya. Um $^1/_24$ U. nachmittags erreichten wir Milam, das hart an der nördlichen Bergflanke, auf einer breiten, flachen Thalterrasse liegt, die durch die Vereinigung der Goriganga mit dem Abfluss des Milam-Gletschers entsteht. Um die 100 bis 120 Steinhütten des nur im Sommer bewohnten Dorfes — der höchstgelegenen Ortschaft in Kumaon (11.250 engl. Fuß = 3414 *m*) — schlingt sich ein Gürtel von Kartoffel- und Buchweizenfeldern, die freilich nur in günstigen Sommern ein Erträgnis liefern. Der große Milam-Gletscher ist vom Dorfe selbst nicht sichtbar, wohl aber eine halbe Stunde thalabwärts auf dem Wege nach Bilju, wo man auch die Gipfel seiner westlichen Umrandung, insbesondere den prachtvollen, ca. 23.000 engl. Fuß hohen Surdzekund-Peak gut übersieht.



Ich benützte das schöne Wetter, das am 8. Juni endlich eingetreten war, um am nächsten Tage von unserem Lager, das wir südöstlich von Milam neben der riesigen alten Seitenmoräne des Gletschers bezogen hatten, einen zur Übersicht der Umgebung desselben geeigneten Punkt aufzusuchen. Von dem Sohne unseres Shikari begleitet, der meinen photographischen Apparat trug, stieg ich die Hänge des dem Camp gegenüber aufragenden Panchuká-dhura (16.290 engl. Fuß = 4965 *m*) bis zu einer Höhe von ca. 15.000 engl. Fuß hinan. Um eine photographische Aufnahme zu ermöglichen, erbauten wir hier einen kleinen Steinwall zum Schutze des Apparates gegen den rasenden Südoststurm. Mit dieser Beschäftigung, die noch an einer zweiten Stelle wiederholt werden musste, gieng viel kostbare Zeit verloren. Die mittlerweile angesammelten Wolken benahmen jede Hoffnung auf eine umfassendere Rundschau von dem noch beiläufig eine Stunde entfernten, über steile Grasplanken unschwer zugänglichen Gipfel, so dass ich das Signal zum Rückzug gab.

Das Hochgebirgspanorama, das sich bereits von diesem Punkte aus entfaltete, war von unvergleichlicher Großartigkeit. Gerade im Nordwesten lag die flache, auf eine Strecke von 6 *km* ganz mit Moränenschutt überdeckte Eiszunge des Milam-Gletschers, in furchtbaren Eisterrassen zu einem breiten Firnplateau ansteigend, dessen Eckpfeiler zur Linken der Surdzekund Peak, zur Rechten ein dem Venediger in der Gestalt des Umrisses, nicht aber in Bezug auf seine Dimensionen vergleichbarer Schneedom (23.220 engl. Fuß = 7077 *m*) bilden. Zwischen dem erwähnten Firnplateau und der eigentlichen Gletscherzunge liegt eine über 6 *km* lange und nahezu 1600 *m* hohe Flucht von Klippen, Schneerinnen und Eiscascaden, wie ein Ausschnitt aus der Ostwand des Monte Rosa, zur Linken allmählich übergehend in den schneegestriemten Felsleib des Surdzekund-Gipfels, dessen Spitze den Rand jenes Firnplateaus wohl noch um weitere 1200 *m* überragt. Wenn auch keiner von den mir bekannten Felsbergen des Himalaya das Matterhorn an Großartigkeit und Schwung der Formen übertrifft, so ist der Surdzekund-Peak doch sicherlich ein ebenbürtiger Rivale des berühmten Zermatter Berges. Man denke sich in der Ansicht des letzteren vom Riffelhaus die Firnkante des Zmutgrates bis zur Schulter verlängert, das Gipfeldach durch eine Schneehaube ersetzt, die Pyramide selbst von etwas kleineren Dimensionen, dafür aber nicht dem zahmen Theodul-Gletscher, sondern etwa der Umrandung des Kessels von Macugnaga entsteigend, und man hat ein gutes Bild von dem schönsten Berge des centralen Himalaya.

Neben dem Surdzekund-Peak folgt in dem Panorama der Panchuká-dhura-Hänge ein schwer zu entwirrendes Chaos schroffer Granitnadeln, die in den Seitenkämmen der südwestlichen Tributärströme des Milam-Gletschers stehen, und unter denen eine ca. 21.000 engl. Fuß = 6400 *m* hohe Aiguille im Nordgrate des Mangrau-Gletschers die auffallendste ist. Sie alle werden überragt von einem mit 22.940 engl. Fuß = 6902 *m* cotierten trapezförmigen Berge im Hauptkamme der Gruppe, der der Karte des Survey zufolge einen Knotenpunkt zwischen dem Milam- und Bagini-Gletscher darstellt. Gegenüber den durch ihre schlanken, kühnen Formen ausgezeichneten Berggestalten in der westlichen Umrandung des Milam-Gletschers, erscheinen die im Osten der Eiszunge gelegenen breitschulterig, zumeist vollständig überfirnt und weniger imposant. Freilich konnte ich nur die zunächst aufragenden übersehen, da gerade die eigentlichen Hochspitzen zwischen Milam und Girthi im Alignement zu stehen kommen. Unter diesen letzteren zeichnete sich nur der muthmaßliche Knotenpunkt zwischen dem Milam-, Girthi- und Unja-Tirche-Gletscher als ein steiler Schneekamm ab, von dessen Flanken breite Firnwellen auf das oberste Becken des Milam-Gletschers hinabfluten. Gleichfalls mehr durch ihre Höhe als durch den Adel der äußeren Erscheinung wirken die Berggipfel im Nordosten von Milam, in der Wasserscheide zwischen Goriganga und Lissarthal. Der ungewöhnlich große Gesichtswinkel, unter dem man einerseits zu diesen Spitzen aufblickt und andererseits auf die Dächer des mehr als 1000 *m* tiefer gelegenen Dorfes Milam hinabsieht, ist so recht geeignet, dem Beschauer die gewaltigen Höhendifferenzen in dieser Gegend, sowie die außerordentliche allgemeine Steilheit der Thalgehänge zum Bewusstsein zu bringen. Ein sehr regelmäßig gestalteter Firnkegel von gewiss über 20.000 engl. Fuß Höhe dominiert in dieser Reihe von Gipfeln, die gerade in der Fortsetzung des Gori-

thales gegen die tibetanische Grenze zu sichtbar werden. Er, sowie einige seiner Nachbarn zeigen eine gar manchen großen Schneebergen des centralen Himalaya eigenthümliche Art der Firnzerreißung in sehr auffallender Weise. Es treten nämlich an denselben in einer Art gleichmäßiger Stufenfolge senkrechte Firnabbrüche auf, die sich nicht selten gürtelförmig um den ganzen Berggipfel herumlegen und einen Zugang zu diesem natürlich in hohem Grade erschweren müssen.

Der nächste Ausflug galt dem Milam-Gletscher, den ich mit Mr. Middlemiss, von zwei Kulis begleitet, am 11. Juni besuchte. Dieser Gletscher, der 2 *km* nordwestlich von Milam in 11.340 engl. Fuß = 3456 *m* Meereshöhe endet, ist der größte unter den Eisströmen des Central-Himalaya und steht mit einer Länge von 19 *km* unter den Alpengletschern nur dem Aletsch-Gletscher an Ausdehnung nach. Unsere Wanderung nach dem Shangaskund (12.820 engl. Fuß = 3905 *m*), einem kleinen See an der linken Seitenmoräne, beinahe 5 *km* oberhalb des Gletscherendes, gestattete uns ungefähr einen ähnlichen Einblick in die Configuration dieses Gletschergebietes, wie eine solche bis zum Fuße des Eggischhorns in jene des Aletsch-Gletschers, d. h. wir lernten wohl die apere Eiszunge nicht aber das für einen Gletscher von so bedeutender Ausdehnung relativ beschränkte Firnbecken kennen. Von den 10 tributären Seitengletschern passierten wir nur die Einmündung der drei ersten auf der Westseite gelegenen, eines ungenannten Hängegletschers gegenüber dem Weideplatze von Changchal, des Shakram und des Mangrau-Gletschers. Die beiden letzteren sind große, aber in ihren unteren Partien fast ganz mit Moränenschutt bedeckte Eisströme, die sich aus steilwandigen Schluchten hervorwinden und von wild zersplitterten Granit- und Schiefernadeln überragt werden. Mindestens ein Dutzend derselben vermag mit den berühmtesten Aiguilles der Montblanc-Gruppe an Steilheit und Eleganz der Form zu wetteifern. Wahrhaft unheimlich nehmen sich die zahllosen glattgefegten Eiskehlen aus, die durch dieses imposante Mauergerüst zur überfirnten Gratkante hinaufziehen und oben fast ausnahmslos durch überhängende Séracs verschlossen sind. Hier steht auch die kühnste unter allen Felsbauten, die mir jemals zu schauen Gelegenheit geboten war, jene schon in der Beschreibung des Panchuká-dhura-Panoramas kurz erwähnte Aiguille im Nordgrate des Mangrau-Gletschers. Ist ihr Anblick von Süden her schon eigenartig genug, so ist er von Osten aus überhaupt mit keinem mir aus den europäischen Alpen bekannten Bilde ähnlicher Art zu vergleichen. Mehr als 2400 *m* erhebt sich der mit einer pfeilschlanken Spitze gekrönte Granitthurm über die flache, schuttbedeckte Sohle des Mangrau-Gletschers mit einem die Abstürze der Dru gegen Les Tines oder der Peuthéret zum Val Veni noch überbietenden Neigungswinkel. Und doch kehrt von diesem Muster kühner Felsarchitektur der Blick immer wieder zurück zu dem unvergleichlichen Surdzekund Peak, diesem Matterhorn des Central-Himalaya, und der grandiosen Flucht von Firnhängen, Felsriffen und Eiscascaden, die nur noch 7 *km* vom Shangaskund entfernt, scheinbar den Abschluss des Milam-Gletschers bilden, dessen eigentliches, oberstes Firnbecken jedoch durch eine zur Rechten vorspringende Felsrippe verdeckt bleibt.

So großartig die Umrandung des Milam-Gletschers ist, so wenig ansprechend ist der Eindruck der Gletscherzunge. Ähnliches gilt von den meisten Gletschern des Central-Himalaya, die ich aus persönlicher Anschauung kenne, und, wie mir

Griesbach mittheilte, auch von jenen des östlichen Johár und in Byans. Bilder, wie sie der Rosenlaui-Gletscher, — wenigstens zu Zeiten höheren Gletscherstandes, — der Obere Grindelwald-Gletscher oder die Zunge des Rhône-Gletschers bieten, darf man an den Gletschern der Nanda Devi-Gruppe nicht erwarten. Die außerordentliche Anhäufung von Moränenmaterial verleiht diesen Gletschern geradeso wie jenen der Mustagh-Kette oder dem Tasman-Gletscher in Neuseeland ein schmutziges, abstoßendes Aussehen. Schon auf geringe Entfernung trennt sich die Gletscher-Oberfläche von den gleichfalls auf weite Strecken mit grobem Verwitterungschutt bedeckten Thalgehängen fast nur durch die mächtig entwickelten Seitenmoränen für das Auge ab. Da die Zunge des Milam-Gletschers überdies zwar uneben und von zahlreichen Höckern unterbrochen ist, aber nur sehr wenige größere Spalten aufweist, so bekommt man auf dem ganzen Wege — also auf einer Wanderung, entsprechend jener entlang der Pasterze vom Glocknerhaus zur Franz-Josephs-Höhe — blankes Eis überhaupt nicht zu sehen. Auffallend sind die vielen Tümpel nahe dem Gletscherende, das zur Zeit meiner Anwesenheit kein eigentliches Eisthor besaß. Von den Seitenmoränen ist die rechte die bedeutendere. Sie besteht streckenweise aus einer deutlich geschiedenen älteren Ufermoräne und der eigentlichen Seitenmoräne (im Sinne von Heim). An solchen Stellen überragt sie als ein doppelter Wall die Gletscheroberfläche um mindestens 50 *m*, beziehungsweise 70—80 *m*. Auch eine Mittelmoräne trennt sich in den oberen Theilen der Zunge, nahe der Schneegrenze, die hier in 5100—5300 *m* Höhe verläuft, deutlich von der Umgebung ab. Verhältnisse, die im Sinne einer Bildung der Grundmoräne unabhängig von den Oberflächenmoränen verwertet werden könnten, sind an den Gletschern des Central-Himalaya nicht zu beobachten.

Ein Witterungsumschlag, der während der Nacht eintrat, brachte einen die nächsten drei Tage hindurch fast ohne Unterbrechung anhaltenden Regen, so dass ich bis zum 15. Juni alle weiteren Partien einstellen musste. Während dieser Zeit erschienen drei Abgesandte von der tibetanischen Grenzwache in Begleitung ihrer gemeinsamen Frau in Milam, um die Steuer für das Recht, in Hundés Handel zu treiben — 10 Rupies für die ganze Dorfschaft — zu erheben. Sie führten eine große Herde von langhaarigen Schafen und acht Yaks mit sich, prachtvolle Thiere mit zottigen, bis auf den Boden herabhängenden Haaren und buschigen Schweifen, von zumeist schwarzer Farbe. Die Exemplare, die man von diesen schönsten Wiederkäuern aus der Familie der Boviden in unseren zoologischen Gärten zu sehen bekommt, geben nur eine schwache Vorstellung von der Schönheit der Thiere in ihrer Heimat. Überhaupt besitzt die tibetanische Säugethierfauna eine im Verhältnis zu ihrer Ärmlichkeit beträchtliche Zahl durch Rassenschönheit ausgezeichneter Vertreter, langwollige Ziegen und Schafe, isabellfarbene Bären, flinke Kyangs, Yaks und Schäferhunde. Alle diese Repräsentanten der größeren Säugethierfauna von Tibet sind schöne, stattliche Geschöpfe — mit alleiniger Ausnahme des Menschen. Namentlich die Weiber sind nur zu häufig von einer abschreckenden Hässlichkeit, deren Eindruck durch den Mangel jedweden Sinnes für Reinlichkeit noch erhöht wird. Die Frau unserer drei Abgesandten von Barahoti konnte mit ihrem Typus einer slowakischen Dorfschönheit dritten Ranges, als eine wahre Venus unter ihren Connationalen gelten. Dafür besaß sie allerdings auch fünf Männer, der in Hundés allgemein verbreiteten Polyandrie entsprechend,

die dort einer Verwirklichung des socialistischen Ideals der freien Liebe nahekommt.

Da die drei tibetanischen Abgesandten von unserem Vorhaben, Rimkin Paiar zu besuchen, erfahren hatten, ersuchten sie uns, auf die Ausführung dieses Planes zu verzichten. Sie bedienten sich dabei der stehenden Formel, mit der sie Reisende an der Grenze stets zurückzuhalten suchen, indem sie erklärten, sie selbst seien nur arme Bauern und würden uns gerne durch ihr Land nach Niti ziehen lassen, aber ihr Herr habe gedroht, ihnen den Hals abschneiden zu lassen, wenn ein Fremder nach Hundés komme. Mittlerweile hatten wir von Seite des Auswärtigen Amtes in Simla in sehr kategorischer Form die Aufforderung erhalten, jede Möglichkeit einer Collision mit den Tibetanern zu vermeiden und keinen Versuch zu machen, mit List oder Gewalt gegen den Willen derselben nach Rimkin zu gelangen. Dieser bestimmten Weisung gegenüber beschlossen wir, vorläufig über den Utadhura nach dem Githi-Thale zu gehen, wo wir in der Bambanag-Kette ähnliche geologische Verhältnisse wie bei Rimkin Paiar anzutreffen hofften, und dann unsere weitere Route den veränderten Umständen gemäß einzurichten.

Am 15. Juni benützten wir alle die vorübergehende Aufhellung des Wetters zu einem Ausfluge in das südlich von Milam einmündende Pánchhu-Thal, das vom Hauptthale in westlicher Richtung zur Nanda Devi emporzieht. Bei dem Dorfe Pánchhu liegt hier in 3350 *m* Meereshöhe der letzte Wald, eine aus Birken bestehende Baumgruppe, ganz ähnlich derjenigen, die man auf dem Wege von Les Etages nach La Bérarde passiert. Und damit es auch an weiteren Anklängen an das Dauphiné nicht fehle, wurden wir bei unserer Annäherung an die Ortschaft von einer Schar wilder, bissiger Hunde überfallen, die übrigens vor Steinwürfen denselben Respect wie ihre französischen Artgenossen bekundeten.

Unsere Hoffnung, einen Blick auf Nanda Devi, die Königin der Bergwelt von Milam, zu gewinnen, gieng in Erfüllung. Nachdem ich ungefähr 300 *m* an den südlichen Thalhängen emporgestiegen war, gelangte ich an einen Punkt, der eine volle Übersicht der Ostseite des großen Berges bot. Nur der niedrigere, mit 24.379 engl. Fuß = 7430 *m* cotierte Südostgipfel steht in der unmittelbaren Umrandung des Pánchhu-Thales, auf dessen Gletscher er in einer mehr als 10.000 engl. Fuß hohen Steilwand abstürzt. Seine Form ist die eines Thurmes, dessen Firnaufsatz dreimal durch senkrechte Eisabbrüche zerspalten ist. Eine tiefe Scharte trennt den gegen Norden mauergleich abfallenden Gipfel von der 25.660 engl. Fuß = 7820 *m* hohen Hauptspitze, die als breiter, schneegestriemter Felskamm über dem Nordostgrat der kleinen Spitze aufragt. Der Unterschied in den Dimensionen europäischen Hochgipfeln gegenüber springt an diesem Bilde sofort in die Augen. Es drängt sich vor allem demjenigen auf, der mit dem Blicke des Bergsteigers jene schroffen Hänge mit ihren lawinenbestrichenen Firncouloirs auf die Möglichkeit einer gangbaren Route prüft. Leichthin mag das Auge bei dem Wunsche nach der Entdeckung einer solchen Route Details überspringen, an denen der geschickteste Kletterer zuschanden würde, mag in sanguinischem Streben nach oben eine Trace construieren, die in ihren Einzelheiten kaum noch ein Fragezeichen enthält, die ungeheure Höhe des zu überwindenden, schwierigen Terrains wird selbst einem sehr optimistischen Bergsteiger

sich stets als ein schwerwiegender und unberechenbarer Factor in seinem Calcül aufdrängen. An der Nanda Devi beträgt die Höhe des effectiv schwierigen Terrains mindestens 2000 *m*. Wer den Berg von Osten her gesehen, der wird, auch ohne von der Unersteiglichkeit desselben überzeugt zu sein, doch zugeben müssen, dass die Hänge desselben so schlimm aussehen, wie irgend eine der schwierigeren Anstiegsrouten auf einen Zermatter Hochgipfel. Da man in solchem Terrain nicht mehr als 100 bis 150 *m* in der Stunde zurücklegen kann, so ergibt eine einfache Rechnung die Unmöglichkeit, die Besteigung der Nanda Devi vom Pánchhu-Gletscher aus ohne zweimaliges Bivouac in jenen furchtbaren Wänden auszuführen. Zu den Anforderungen, welche ein so langes Ausharren in exponierten Situationen bei fortgesetzter Anspannung der Kräfte an die Ausdauer der Theilnehmer einer solchen Partie stellen würde, sind nun noch die aus den eigenthümlichen meteorologischen Verhältnissen resultierenden Schwierigkeiten, der Einfluss der verdünnten Luft, die heftigen Stürme und die Unbeständigkeit des Wetters hinzuzurechnen. Für das Gelingen der Besteigung sind mindestens drei aufeinanderfolgende, schöne Tage erforderlich, eine Zahl, die ich während der Monate Juli bis September, die doch allein für eine solche Tour in Betracht kommen — im Juni ist der Schnee zu lawinengefährlich, im October sind die Tage zu kurz —, während meines Aufenthaltes im Central-Himalaya überhaupt nicht zu verzeichnen hatte.

Ich war auf dem erwähnten Vorsprung der südlichen Flanke des Pánchhu-Thales gerade noch rechtzeitig angelangt, um Nanda Devi zu sehen, jedoch zu spät, um noch eine photographische Aufnahme derselben vornehmen zu können, da während der Aufstellung des Apparates die beiden Gipfel von Wolken verhüllt wurden. Einige Stunden später strömte der obligate Sprühregen wieder vom Himmel herab. Da er auch während der beiden folgenden Tage mit gleicher Consequenz anhielt, so konnte ich erst am 18. Juni die versäumte Aufnahme von den Hängen oberhalb Bilju, gerade gegenüber dem Eingange ins Pánchhu-Thal, nachholen. Freilich war das Resultat derselben insofern nicht ganz befriedigend, als ein Theil des Hauptgipfels durch eine malerisch nach Norden hinausflatternde Nebelfahne verdeckt blieb.

Mittlerweile waren die zeitraubenden Vorbereitungen für die Weiterreise nach Norden endlich erledigt worden. Da von Milam ab auf die Möglichkeit einer Ergänzung unserer Vorräthe während der nächsten sechs Wochen nicht gerechnet werden konnte, so sollte auf der Reise im tibetanischen Grenzgebiete die Zahl unserer Begleiter thunlichst beschränkt werden. An Stelle der Kulis verwendeten wir fernerhin Yaks und Jubuhs (Bastarde von Rind und Yak), deren 45 zur Fortschaffung unseres Gepäckes nöthig waren. Ein Kuli genügt im allgemeinen zur Beaufsichtigung von drei Jubuhs. Da Griesbach und ich noch je einen Kuli zu unserer persönlichen Bedienung und zwei Jubuhs zum Reiten mitnahmen, so erhöhte sich die Zahl unserer Begleiter aus Milam schließlich auf 18 Personen. Die Herbeischaffung der Jubuhs nahm zehn Tage in Anspruch, da dieselben zum Theil aus bedeutender Entfernung geholt werden mussten. Wir kamen mit Kishen Singh überein, für jeden Jubuh monatlich eine Miete von 9 Rupies — ca. 6 Gulden ö. W. — zu bezahlen und jeden Kuli mit 12 Rupies pro Monat zu entlohnen. An Begleitmannschaft und Thieren erhielten wir übrigens



Lichtdruck von Jos. Albert in München.

Bamlas-Spitzen (22400 e. F.) und Pyramid Peak
auf dem Anstieg zum Utadurrha.
(Standpunkt circa 16000 e. F.)

ein vortreffliches Material. Die Jubuhs bewährten sich als Lastthiere sehr gut, indem sie ebenso große Trittsicherheit und Ausdauer als Genügsamkeit bewiesen Außer bedeutenden Quantitäten an Mehl und Reis nahmen wir noch einige Schafe und Ziegen als lebendigen Proviant mit uns, da es vom Zufall abhieng, ob wir in der nächsten Zeit tibetanischen Hirten begegnen würden, denen wir Schafe oder Milch hätten abkaufen können.

Als wir am Vormittag des 19. Juni endlich marschfertig waren, gab uns die ganze männliche Jugend von Milam bis auf die Höhe der alten Riesenmoräne das Geleite, über die der Pfad in die Schlucht des Dungpani-Baches, der Fortsetzung des Goriflusses, hinabführt. Wir kamen an diesem Tage bis zum Weideplatze von Shillong Talla (12.910 Fuß = 3935 *m*). Auf dem Wege bot sich uns bei Samgong ein hübscher Einblick in das gleichnamige, kleine Hochthal, das gegen Osten zu zwei Firnspitzen ansteigt, die den Piz Bernina und Bianco, von der Morteratsch-Seite her gesehen, in auffallender Weise copieren. Von weit großartigeren Formen zeigte sich jedoch ein anderer Gipfel in der südlichen Umrandung des Samgong-Thales. Er gehört jenem Kamme an, der der Karte des Survey zufolge den Samgong (16.180 engl. Fuß = 4932 *m*) mit den Bambadhura-Spitzen verbindet. Sein prachtvolles Eishorn erinnerte an den Anblick des Moesele vom Schlegeisfirn, freilich nur in den Umrissen, nicht in den Dimensionen, da unser Berg mindestens 700 *m* aus den zu beiden Seiten eingetieften Scharten sich erhob. Die uns zugekehrte Firnflanke war von gewaltigen Séracs durchsetzt, während zahlreiche, schachbrettartig vertheilte Felsriffe die linke Seitenfront und deren Gratkante verzierten.

Die Route über den Utadhura (17.590 engl. Fuß = 5360 *m*), der unser nächstes Reiseziel war, ist bereits von Dr. Boeck in dieser Zeitschrift in treffender Weise geschildert worden. Bis zum Weideplatze Dung geht es in dem öden Hauptthale fort, dessen landschaftlicher Charakter den Thälern des Dauphiné gleicht, dann wendet sich der Pfad nach Norden, dem Bamlas-Gletscher zu, dessen schuttbedeckte Zunge zwischen zwei kolossalen Moränen herabhängt. Eine noch größere Moräne, die gewaltigste, die ich jemals gesehen, zieht von einem, ca. 19.000 engl. Fuß hohen Quarzitgipfel zu der linken Seitenmoräne des Bamlas-Gletschers herab. Dieser Quarzitberg steht südlich von dem auf der Karte des Survey mit 19.340 engl. Fuß = 5793 *m* cotierten Gipfel im Nordosten des Utadhura und bildet infolge der hellen Färbung des Gesteins und seiner Gliederung durch zwei sehr auffallende, durch die ganze Südwand schräge nach aufwärts verlaufende Schneebänder ein charakteristisches Wahrzeichen des Kessels von Bamlas. Nach einem zweistündigen Anstieg entlang der linken Seitenmoräne schlugen wir an einem von zwei großen Trümmerwällen geschützten Platze — Malla Bamlas, 15.320 engl. F. = 4670 *m* — am Abend des 20. Juni das Lager auf. Da in dem Schuttboden die Zeltpflöcke nicht hafteten, mussten die Kulis die Zeltstricke mit schweren Felsblöcken niederhalten, um ein Aufschlagen der Zelte bei dem heftigen Sturmwind zu ermöglichen. Dieser fegte indessen das Firmament von den schweren Wolken rein, die sich im Laufe des Tages an den Bergspitzen zusammengeballt hatten, so dass am folgenden Morgen während des Aufstieges zum Utadhura der Circus des Bamlas-Gletschers sich unverschleiert dem Auge darbot.

Das oberste Becken des Bamlas-Gletschers spaltet sich in zwei Arme, die durch einen breiten Felspfeiler getrennt werden, über dem sich ein wächtengekrönter Schneegipfel, 22.400 engl. Fuß = 6830 *m*, als das Südostkap eines langen, vollständig überfirnten Kammes erhebt. Die auffallendste Spitze in der Umrandung dieses Gletschergebietes ist eine etwas höhere, sehr regelmäßig gestaltete und von zwei langen Schneegraten begrenzte Pyramide im Süden des mit 22.400 engl. Fuß cotierten Berges. Wir gaben dieser durch die Schlankheit und das Ebenmaß ihrer Gestalt an die Königsspitze erinnernden Gipfelform den Namen Pyramid Peak. Ihre Höhe dürfte nicht unter 22.600 engl. Fuß = 6900 *m* betragen und der Abfall der schroffen, schwarzen, von weiten Firnhängen gegliederten Schieferwände misst vom Scheitel des Riesendreiecks bis zu dem ebenen Gletscherplateau an der Basis mindestens 1700 *m*. Man muss sich diese Größenverhältnisse vor Augen halten, um den Eindruck jener imposanten Pyramide im Vergleich mit der Königsspitze, deren Absturz zum Plateau des Suldengletschers nur eine Höhe von 1100 *m* aufweist, einigermaßen richtig beurtheilen zu können. Interessanter und eigenartiger noch ist der Ausblick gegen Südosten auf die Gipfel in der Umrandung des Sitpani-Gletschers. Zwar fehlt dieser Gruppe eine so frei aufstrebende, edel geformte Berggestalt, wie die soeben geschilderte, dafür jedoch sind die blauschillernden, furchtbar zerklüfteten Gletscherströme, die schreckhaft steilen, durch zahlreiche vorspringende Schneerippen in zierliche Falten gelegten Firnwände, und die ungeheuren, von den giebelartigen Graten nordwärts überhängenden Schneewächten von kaum minder fesselnder Wirkung, da in ihnen der Reiz neuer, den Hochalpen fremder Elemente sich geltend macht. An einem dieser Firngrate der Sitpani-Gruppe kann die Ausladung der Schneewächten kaum unter 40 *m* betragen. Schneewächten ist allerdings nicht ganz der entsprechende Ausdruck für diese Bildungen, die ebenso hohe als breite und dicke Firnbalcons darstellen und denen Ähnliches die Hochgebirgsscenerie der Alpen vermissen lässt.

Alle diese Bilder entfalteten sich in immer wachsender Großartigkeit während des Aufstieges zu dem kleinen Utadhura-Gletscher, dessen Zunge vom Bamlas-Gletscher und einem zweiten, secundären Eisstrom nur durch einen moränenbedeckten Schutthang geschieden wird. Nach der Überschreitung des Gletschers in dem fast ebenen und spaltenlosen mittleren Theile seines Laufes hat man noch eine steile ca. 300 *m* hohe Schutthalde zu erklimmen, ehe man den flach geschwungenen Sattel betritt. Ein mächtiger Steinmann kennzeichnet die Passhöhe. Von kurzen, zwischen die Steine eingerammten Stangen flatterten einige Dutzend bunte Tuchfetzen, — Gebetsfahnen, die von den tibetanischen Hirten aufgerichtet worden waren. Zwischen den Blöcken des Steinmannes lagen zahlreiche Ammoniten aus den jurassischen Spiti Shales, in denen diese Fossilien ebenso häufig sind, als in einigen Abtheilungen des schwäbischen Jura. Da aber der Kamm des Utadhura aus Triaskalk besteht und das erste Vorkommen der Spiti Schiefer eine volle Tagreise entfernt ist, so verdient die fromme Ausdauer, mit der die Hindupilger diese »Shalgramas« — so nennen sie die erwähnten, dem Gotte Vishnu heiligen Ammoniten — hier heraufgeschleppt haben, alle Anerkennung. Ich kann nicht leugnen, dass ich es vorzog, den Aufstieg zum Utadhura mit leeren Taschen zurückzulegen, da ich in einer Höhe von über

17.000 engl. Fuß (5200 *m*) die Einwirkung der dünnen Luft in empfindlicher Weise verspürte. Es waren keineswegs die bekannten Symptome der Bergkrankheit, die sich dabei einstellten, sondern lediglich eine directe Athemnoth, die mich innerhalb von je drei bis fünf Minuten Halt zu machen zwang. Griesbach litt so schwer unter solchen Athembeschwerden, dass er sich die letzten 100 *m* bis zur Passhöhe von zwei Kulis tragen lassen musste, während sich bei Middlemiss der Einfluss der dünnen Luft hauptsächlich in heftigen Kopfschmerzen äußerte.

Das landschaftliche Bild auf der Nordseite des Utadhura ist von jenem im Süden und Westen vollständig verschieden. An die Stelle der großen, aus krystallinischen Gesteinen aufgebauten Firnberge des Nanda Devi-Massivs treten die Kalkketten, die das Girthithal an seiner Nordseite begleiten, mit der Einsenkung des Kiangur-Passes (17.000 engl. Fuß = 5180 *m*) und überragt von den graugrünen Sandsteinbergen an der tibetanischen Grenze bei Laptal. Von der Passhöhe erstreckte sich ein langes Schneefeld noch einige hundert Meter abwärts. Wir querten dasselbe nach rechts, wobei unsere Kulis an einigen Stellen erst einen Weg für die Jubuhs in dem steilen Schnee aushauen mussten, und gelangten zwei Stunden später über eine ausgedehnte Trümmerhalde in den Kessel von Lauka hinab. Während wir hier das Lager aufschlugen, mussten die Jubuhs, die seit dem Mittag des vorigen Tages ohne Futter geblieben waren, noch bis zum nächsten Weideplatze, Topidunga, geschickt werden. Da das in Shillong gesammelte Brennholz bereits in dem Bivouac von Malla Bamlas verbraucht worden war, blieben wir diese Nacht ohne Feuer. Es war dies umso unbehaglicher, als während derselben ein Witterungsumschlag eintrat uud ein ausgiebiger Schneefall bei empfindlicher Kälte sich einstellte. Den ganzen folgenden Tag verbrachten wir, mit geologischen Arbeiten beschäftigt, in der Umgebung von Lauka, die, in mehr als Montblanc-Höhe gelegen, sich bereits durchaus oberhalb der Krummholzzone befindet. Erst am Nachmittag des 23. Juni stiegen wir vollends in das oberste Girthithal ab, passierten den mit üppigem Graswuchs bekleideten Alpenboden von Topidunga (14.830 engl. Fuß = 4520 *m*), folgten dem linken Ufer des Girthithales von hier aus noch weitere 5 *km* abwärts und schlugen endlich bei einbrechender Dunkelheit an einem Martoli genannten Weideplatze auf der gegenüberliegenden Thalseite unser Lager auf. Dieses am Fuße der Bambanag-Kette gelegene Camp war während der nächsten Woche das Standquartier, von dem aus wir die geologische Erforschung der nördlich des Girthithales in gewaltigen Wänden aufragenden Bambanag-Cliffs in Angriff nahmen. Am 1. Juli verlegten wir das Lager um ca 2 *km* westlich an einen markanten, südwärts gerichteten Seitensporn der Bambanag-Kette und verbrachten in diesem, von uns Bambanag Encamping-Ground genannten Platze abermals eine Woche mit der Ausbeutung der fossilreichen Triasbildungen dieses Gebietes. Die Gehänge der Bambanag-Cliffs bestehen von der Sohle des Girthibaches bis zu einer Höhe von 16.000 oder 16.500 engl. Fuß = ca. 5000 *m* aus triassischen Kalken und Schiefern, über denen sich dann noch eine 800 bis 1000 *m* hohe Wand aus Dachsteinkalkbänken aufbaut, ganz analog jenen Wandabstürzen, wie sie die Hochregion der nördlichen und südlichen Kalkzone der Ostalpen charakterisieren, und deren hervorstechendster Charakterzug in der treppenartigen Abstufung der tausendfach gebänderten Steil-

mauern besteht. Wiederholt gelangte ich auf verschiedenen Excursionen bis an den Fuß dieser großen Steilmauer, ohne jedoch den Versuch zu der — wohl ohne außergewöhnliche Schwierigkeiten durchführbaren — Ersteigung einer der Bambanag-Spitzen zu unternehmen, da keinerlei wissenschaftliches Interesse zu einer solchen herausforderte.

Unvermittelter als in den Ostalpen treten im Central-Himalaya das krystallinische Centralmassiv und die aus jüngeren Bildungen aufgebaute Sedimentärzone einander gegenüber. Nirgends ist die Grenze zwischen denselben durch Thalzüge markiert, vergebens sucht man hier nach den Tiefenfurchen von dem Charakter der großen alpinen Längenthäler, wie sie die nördliche ostalpine Kalkzone entlang ihrer Südseite auf eine so weite Erstreckung begleiten. Der landschaftliche Contrast zwischen dem Kalkgebirge und den krystallinischen Hochgipfeln des Nanda Devi-Massivs tritt auch in den Panoramen, die sich von der Südflanke der Bambanag-Cliffs aus dem Auge entrollen, stets überaus auffallend und wirkungsvoll hervor. Welcher Gegensatz zwischen dem schönsten Berge dieser Kalkkette, dem doppelgipfligen Jandi (ca. 19.500 engl. Fuß = 5950 *m*), dessen zierliche Schneehörner mit dem kleinen eingebetteten Hängegletscher an jene der Tofana vom Gemärk aus erinnern, und zwischen dem nur durch eine flache, ca. 18.400 engl. Fuß = 5600 *m* hohe Depression des Kammes getrennten Quarzitgipfel nordöstlich vom Utadhura (19.340 engl. Fuß = 5793 *m*), dessen trapezförmig umgrenzte Nordwestflanke in ein fleckenloses Firnkleid gehüllt erscheint und mit einem mächtig ausladenden Schneebalkon vom Typus der Sitpani-Wächten gegen oben abschließt! Und dieser Gegensatz macht sich in gleicher, unvermittelter Schroffheit in dem westlichen Abschnitt des Bambanag-Panoramas zwischen den Kämmen auf der Nordseite des Girthithales und dem prachtvollen, auf der Karte des Survey mit 20.344 engl. Fuß = 6200 *m* cotierten Gipfel geltend, der der östlichen Umrandung des Unja Tirche-Gletschers angehört. Dieser schöne, nach dem Typus des Weißhorns gebaute Berg stellt sich als ein annähernd gleichseitiges, von fast geraden Firnkanten begrenztes Felsdreieck dar, das, obschon von ebenbürtigen Trabanten flankiert, sich vor diesen durch das Ebenmaß seiner Formen ebensosehr auszeichnet, wie der Piz Roseg in der Bernina-Gruppe oder die Königsspitze in den Ortler-Alpen. Von den Abhängen des tibetanischen Balchdhura, vom Shalshal-Cliff bei Rimkin Paiar und von den Höhen des Silakank gelang es uns später, unseren Unja Tirche Peak trotz der veränderten Umgebung wieder ausfindig zu machen, so dass er durch seine charakteristische Gestalt zu einem ebenso leichten als wichtigen Orientierungsbehelf für uns wurde. Diesem Gipfel erschienen in dem Panorama der Bambanag-Cliffs einige nahezu gleich hohe Berge vorgelagert, deren sehr steil abfallende Ostflanke auf eine von dem Abfluss des Girthi-Gletschers durchströmte Schlucht niedersetzt. Der Girthi-Gletscher scheint ein ziemlich bedeutendes Areal einzunehmen, gehört jedoch zu den verborgensten Gletschern der Gruppe. Einen Theil seines Firngebietes übersahen wir später von der Höhe des Silakank-Passes. Seine eigentliche Gestalt und Ausdehnung ist so gut wie unbekannt. Auch aus der Karte des Survey, die seine Umrandung nur in ganz unbestimmten Linien andeutet, lässt sich kaum mehr entnehmen, als dass seine Längenachse parallel zu jener des Girthi-Thales von Südosten nach Nordwesten gerichtet ist.

Den Scheidekamm desselben gegen das Girthithal hatten wir bei den Excursionen in den Bambanag-Cliffs uns stets gerade im Süden gegenüber. Er trägt keinerlei bemerkenswerte Gipfelbauten, obwohl er die Höhe von 19.000 engl. Fuß überschreiten dürfte, und entsendet drei secundäre Gletscher gegen das Girthithal herab. Leider verdeckt er die Hauptwasserscheide zwischen dem Girthi- und Milam-Gletscher nahezu vollständig. Nur ein einzigesmal gelangten wir in einem Seitensporn der Bambanag-Heights an einen ca. 16.000 engl. Fuß hohen Punkt, wo durch eine Lücke jenes vorderen Kammes einer der Hauptgipfel des Massivs sichtbar wurde, der seiner Lage nach dem Knotenpunkte zwischen dem Milam-, Girthi- und Unja Tirche-Gletscher entsprechen musste. Dieser Berg, für den mit Rücksicht auf diese Position der Name Centre Peak in Vorschlag gebracht werden könnte, erschien uns von jenem Standpunkte aus in der Gestalt eines felsdurchsprenkelten Riesenkegels, dessen rechte Gratkante ungefähr in der Mitte ihrer Länge jäh abgerissen war. Die Höhe des Centre Peak, dessen prachtvollen Aufbau ich später vom Jandi-Pass (18.400 engl. Fuß = 5600 *m*) in seiner ganzen imponierenden Größe zu bewundern Gelegenheit hatte, darf auf mindestens 23.000 engl. Fuß = 7000 *m* veranschlagt werden.

Einen guten Überblick über die Fortsetzung des Girthi-Thales bis zu seiner Vereinigung mit dem noch wiederholt zu nennenden Kiogadh River gewann ich auf einer Excursion, bei der die Verfolgung von Burrhals — einer Art dem Mufflon Corsicas ähnlicher Bergschafe — mich und unseren Shikari von Bambanag Encamping Ground bis auf einen unweit der Ruinen des ehemaligen Dorfes Girthi endenden Sporn der Bambanag-Kette hinausführte. Diese Ruinen liegen in einer kleinen Thalweitung unweit der Stelle, wo der Abfluss des Girthi-Gletschers in den Hauptbach einmündet. Das Gefälle des letzteren ist von Martoli bis dorthin ein sehr bedeutendes und führt der schmale Pfad an der linken Berglehne hoch über einer furchtbaren Schlucht entlang. Er ist nur mit großen Schwierigkeiten zu passieren, wie denn überhaupt die Route durch das Girthithal nach Malari gegenwärtig kaum noch von den Bhotiyas eingeschlagen wird. Major Smyth und Dr. Boeck gehören zu den wenigen Europäern, welche dieselbe begangen und eine fesselnde Schilderung ihrer Gefahren gegeben haben. Die Niederlassung von Girthi selbst verdankte ihre Entstehung einer Mine von silberhältigem Bleiglanz. Sie existierte, wie mir unser Shikari mittheilte, noch zur Zeit der Herrschaft der Goorkhas über jenes Gebiet während der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Laptal, Chojan und Barahoti standen damals unter einem eigenen Rajah und waren ständig bewohnte Hirtendörfer. Erst als die Tibetaner sich des Territoriums von Laptal bemächtigten, verfielen jene Ansiedlungen.

Die erwähnte Excursion verschaffte mir wohl eine lohnende Aussicht auf das obere Girthi-Thal und die über dem Ausgange desselben in das Thal der Dhauli-Ganga aufragende Hochgebirgskette mit den Riesengipfeln des Kamet 25.443 engl. Fuß = 7755 *m* und der Mana Peaks, nicht aber die erhoffte Jagdbeute. Burrhals bekamen wir an diesem Tage nicht zu Gesicht. Sie sind im Girthi-Thale, wie es scheint, selten, da wir während unseres vierzehntägigen Aufenthaltes am Fuße der Bambanag-Kette nur zweimal Herden derselben begegneten.

Am 8. Juli zogen wir bei herrlichem Wetter von unserem Bambanag-Bivouac ab. Da wir nur einen ganz kurzen Marsch bis zu dem kaum 7 *km* entfernten Weideplatze Topidunga vorhatten, brachen wir erst um ½8 U. früh auf. Dieser Fehler sollte sich bitter rächen. Schon die Überschreitung des hochgeschwollenen Girthibaches erwies sich als misslich, noch schlimmer aber gestaltete sich die Passierung des wilden Bergwassers, das als Abfluss des Topidunga-Gletschers unweit des gleichnamigen Bivouacplatzes sich mit dem Girthibach vereinigt. Die erste Abtheilung unserer Jubuhs durchwatete mit großer Anstrengung den eiskalten Fluss. Im Verlaufe einer Viertelstunde jedoch schwoll der letztere so bedeutend an, dass für die Nachhut der Karawane, bei der wir uns selbst befanden, jede Möglichkeit hinüberzukommen ausgeschlossen war. Unglücklicherweise befanden sich sämmtliche Zelte bereits auf dem jenseitigen Ufer. Es blieb uns daher nichts übrig, als den Bach bis zu der Zunge des Topidunga-Gletschers aufwärts zu verfolgen, diese zu überschreiten und auf der anderen Bachseite wieder bis Topidunga abwärts zu wandern, was einem Umwege von fünf Stunden gleichkam. Statt eines halben Rasttages hatten wir eine ganz annehmbare Marschleistung gemacht, waren stundenlang pfadlos an schlüpfrigen, mit Edelweiß, wilden Zwiebeln, Juniperus und Rhabarbersträuchern überwucherten Hängen umherklettert oder über ein Chaos von Moränenblöcken hinwegbalanciert und das alles, weil wir die im Himalaya wie in den Alpen gleich wertvolle Regel des Frühaufstehens außeracht gelassen hatten.

Die einzige, in meinen Augen ausreichende Genugthuung für diesen Marsch war die erhabene Scenerie, die sich uns während desselben darbot. Nur noch etwas über 3 *km* von der Gletscherzunge entfernt, ragt die unvergleichliche Schneemauer der Topidunga-Spitzen 21—22.000 engl. Fuß aus dem zerklüfteten Firnplateau auf, eine mindestens 1000 *m* hohe Wand von Schnee und Eis, deren Steilheit aller in den Alpen gewonnenen Erfahrungen zu spotten scheint. Doch ist es keine einförmig glatte Schneemauer, die zu der von gewaltigen Wächten gekrönten Gratkante der beiden Hauptgipfel hinanstrebt; Pfeiler um Pfeiler springt, mit tief ausgefurchten Lawinengängen wechselnd, aus dem weißen Hang hervor, jeder einzelne selbst wieder vielfach verzweigt und von zarten Schneerippen gegliedert. Und das alles glitzernd und flimmernd, nirgends von nacktem Fels unterbrochen, obwohl das an die heimatlichen Verhältnisse gewöhnte Auge immer wieder, dem steilen Böschungswinkel entsprechend, unwillkürlich solchen sucht. Als wir gegen Mittag die Gletscherzunge überschritten, schien diese Wand wie lebendig geworden zu sein. In unheimlich rascher Aufeinanderfolge jagten abgelöste Schneemassen durch die glattgefegten Eiskehlen herab, mit dumpfem Dröhnen an der Basis derselben zerstäubend und in weißen Wölkchen zerflatternd. Zur Auffindung einer lawinensicheren Route scheint hier wenig Aussicht vorhanden. Ein ungleich leichteres Ziel als diese stolze Gipfelmauer böte wohl die meißelförmige Kuppe zur Linken, zu der die Firnwellen so flach hinanfluten und an deren Westseite ein praktikabler Übergang auf das oberste Becken des Bamlas-Gletschers zu führen verspricht.

Am 9. Juli verließen wir das Gebiet des Girthi-Thales und giengen über den 17.000 engl. Fuß = 5180 *m* hohen Kiangur-Pass nach dem Weideplatze Chidamu. Dieser Pass ist einer der mühsamsten und langweiligsten in der Kalk-

zone des Central-Himalaya. Mit Ausnahme der pittoresken Klamm am Beginn des Aufstieges führt der letztere dreieinhalb Stunden lang beständig über steilen, mürben Schutt und ebensolange über gleichartiges Terrain auf der Nordseite abwärts. Die Aussicht von der Passhöhe ist beschränkt, die Scenerie so öde und kahl, wie nur noch in den Kalkbergen des Dauphiné.

In Chidamu trafen wir mit der tibetanischen Grenzwache ein Abkommen, durch das uns der Besuch des unmittelbar östlich gelegenen Grenzdistrictes mit den Weideplätzen Chitichun und Lochambelkichak gestattet wurde, während wir dafür den Durchmarsch durch das von den Tibetanern reclamierte Gebiet zwischen Laptal und Barahoti nach Niti aufgeben sollten. Wir schlugen daher von Chidamu eine östliche Route ein und stiegen über einen circa 16.000 englische Fuß hohen Bergsporn am 12. Juli in das Quellgebiet des Kiogadh River ab. Von der Passhöhe hatten wir eine instructive Aussicht auf die kolossale Kette des Rataban 20.094 engl. Fuß = 6125 *m* und der Kosa Peaks 21.747 engl. Fuß = 6630 *m* und 22.141 engl. Fuß = 6750 *m* westlich von Niti, mit ihren mächtigen Gletscherströmen, und auf den großartigen Cañon des Kiogadh unterhalb Laptal, der dort auf eine 3 *km* lange Strecke zwischen zwei circa 600 *m* hohen Kalkmauern hinfließt. Das Quellgebiet des Kiogadh hingegen liegt bereits ganz innerhalb der dem karpathischen oder nordalpinen Flyschgürtel entsprechenden Schiefer- und Sandsteinzone. Die Berge sind, soweit nicht Klippen älteren Gesteins die Spitzen zusammensetzen, von wenig malerischen Formen; meist zeigen sie jene flach gerundeten Kuppen, wie sie dem Pinzgauer Übergangsgebirge eigen sind. Auch fehlt ihnen, der hohen Lage der Schneegrenze im Norden der Wasserscheide entsprechend, selbst bei einer Erhebung von 18.000 engl. Fuß = 5480 *m* noch jede Schneebedeckung. Dennoch ist der landschaftliche Charakter ein wesentlich anderer als in den Schieferbergen des Pinzgau's. Der Unterschied beruht vorwiegend auf der Verschiedenheit der Vegetationsdecke. Wohl fehlt es auch in der tibetanischen Sandsteinzone nicht an Pflanzenwuchs. Vergissmeinnicht, wilde Zwiebel und Geranien mit blauen oder violetten, bis 5 *cm* im Durchmesser haltenden Blüten wachsen stellenweise massenhaft, aber stets nur zerstreut und förmlich in Beeten angeordnet, als wären sie an solchen Plätzen künstlich gezogen. Den Grundzug der Landschaft aber bilden doch immer wieder nackte Schutthänge mit schütteren Rasenpolstern zwischen weiten, kahlen Flächen. Selbst wo in beschränkter Ausdehnung Matten sich finden, tragen sie nicht das frischgrüne, saftige Colorit, wie in den Alpen, sondern eher eine matt olivenbraune, sammtartige Färbung.

Solcher Art war die Landschaft, in der wir uns während der zweiten Hälfte Juli aufhielten, seit wir am 14. die tibetanische Grenze im Kiogarh-Chaldu-Pass 17.440 engl. Fuß = 5315 *m* überschritten hatten. Wir hatten am Abend dieses Tages ein unbehagliches Bivouak in 17.000 engl. Fuß Höhe bei Sturm und ohne Feuerholz zu überstehen, da die Zeit nicht mehr ausreichte, um noch bis zu dem Weideplatze von Chitichun 16.130 engl. Fuß = 4917 *m* zu gelangen. Ich benützte den nächsten, tadellos schönen Morgen, um auf dem Wege dorthin den auf der Karte des Survey als Chitichun Nr. I 17.740 engl. Fuß = 5407 *m* bezeichneten Kalkberg — eine ältere Aufbruchsklippe in dem jüngeren Schiefer- und Sandsteingebirge — zu ersteigen und eine photographische Aufnahme des

Panoramas zu machen. Das letztere umfasste die Gipfel der wasserscheidenden Kette des Central-Himalaya auf der einen, das große vom Sutlej durchströmte Hochplateau von Hundés bis zur Kailas-Kette auf der andern Seite. Unter den ersteren fesselte der kühn aufgebogene Firnhelm des Dharma Nr. XI 20.430 engl. Fuß = 6227 *m* am meisten den Blick. Der große, nordwärts bis auf die Thalsohle herabreichende Gletscher am Fuße dieses formschönen Berges zeichnet sich durch auffallend geringe Zerklüftung aus. Dasselbe gilt von den beiden nächsten, westwärts folgenden Eisströmen der Kungribingri-Gletscher, die von dem vorigen durch die breite Masse des Chitichun Nr. II 19.550 engl. Fuß = 5960 *m* geschieden werden. Den an ihrem Ende vereinigten Kungribingri-Gletschern sowohl als dem Chitichun-Gletscher an der Nordseite des Dharma Nr. XI entströmen mächtige Flüsse, deren Wasserläufe sich in vielen mäandrisch gewundenen Armen über eine flache, bis zu 3 *km* breite und ganz mit Geschieben bedeckte Thalsohle ergießen und schließlich bei dem Weideplatze Lochambelkichak vereinigen. Die Passierung dieser tiefen und reißenden Wasserläufe erwies sich zu wiederholtenmalen als eines der schlimmsten Hindernisse für unser Vorwärtskommen. Wenn dann einer der Jubuhs den Boden unter den Füßen verlor und sich erst nach einigen verzweifelten Schwimmversuchen an das Ufer emporarbeitete, so war zehn gegen eins zu wetten, dass das durchnässte Gepäck solche Gegenstände enthielt, die gerade am wenigsten mit dem Wasser hätten in Berührung kommen sollen, wie frische Bettwäsche, Kleider oder unsere Chocolade- und Zuckervorräthe. Bei solchen Passagen auf dem Rücken eines Jubuh gedenkt man wehmüthig der vielgeschmähten Seilbrücken, die ja infolge ihrer Tendenz, auf die leiseste Bewegung in energischen Schwingungen zu reagieren, nicht eben bequem, aber doch erheblich besser als gar keine Brücken sind.

Während unseres Aufenthaltes in diesem tibetanischen Grenzdistrict wechselten wir dreimal unser Standquartier. Zuerst lagerten wir bei Chitichun, dann am Fuße der Chanambaniali-Kette, zuletzt bei Lochambelkichak. Alle diese Bivouacplätze liegen in einer Höhe von mehr als 16.000 engl. Fuß = 4870 *m*, schon nahe der oberen Grenze des Krummholzes, das hier, wie in der gesammten Hochregion des centralen Himalaya, durch Juniperusbüsche vertreten wird. Da wir solche nicht immer in genügender Menge vorfanden, so mussten nicht selten die getrockneten Rasenpolster einer unserer Azalea ähnlichen Pflanze oder der von den Kulis stets sorgfältig gesammelte Yakmist das Brennmaterial abgeben. Das Wetter war während dieser Zeit im allgemeinen besser als auf der indischen Seite, wenngleich es an Regen durchaus nicht fehlte. Am unangenehmsten empfanden wir auch hier die Tag für Tag mit gleicher Heftigkeit wehenden Stürme. Ich erinnere mich nicht, während meines dreimonatlichen Aufenthaltes in der Hochregion des Himalaya auch nur einen sturmfreien Tag erlebt zu haben, und ich glaube, dass diese Stürme bei den Versuchen der Ersteigung eines der großen Schneegipfel dieses Gebirges als ein erschwerender Factor ersten Ranges in Rechnung gezogen werden müssen. Es muss allerdings bemerkt werden, dass am frühen Morgen meist noch Windstille herrschte und der Sturm erst im Laufe des Vormittags seine volle Stärke erreichte. Freilich war er dann auch in der Regel so intensiv, dass er eine Tour wie beispielsweise

die Überschreitung des Weißhorngrates vermuthlich zum Scheitern gebracht hätte. Menschen bekamen wir in dieser wenig besuchten Gegend nur dreimal zu Gesicht, fromme Hindus, auf der Pilgerfahrt nach den heiligen Mansarowar Seen begriffen, und tibetanische Hirten, denen wir für die auch hier »allmächtigen Rupies« einige Schafe abkauften, die, der Zähigkeit ihres Fleisches nach zu urtheilen, schon viele Jahre lang als Packthiere über die Grenzpässe gewandert waren.

Unter den zahlreichen Streifzügen, die wir von den genannten Lagerplätzen aus in die Umgebung unternahmen, seien hier nur einige erwähnt. Am 18. Juli bestiegen wir die beiden Chanambaniali-Spitzen 18.320 engl. Fuß = 5584 *m* und 18.360 engl. Fuß = 5596 *m*, die trotz ihrer Höhe so leicht zugänglich sind, dass wir fast drei Viertel des Weges auf unseren Reitjubuhs zurücklegen konnten. Über den Schneegipfeln des Himalaya lagerten schwere Wolken, als wir auf der vorderen Spitze ankamen, aber das tibetanische Hochplateau mit seinen zahlreichen gelbroth und violett gefärbten Mulden, Thalzügen und Bergrücken lag bis zur Wasserscheide zwischen dem Sutlej und Indus unseren Blicken aufgeschlossen. Die letztere zeigt trotz ihrer bedeutenden Höhe sanfte, wenig ausdrucksvolle Contouren. Nur die Culminationspunkte der Kailas-Kette 21.830 engl. Fuß = 6654 *m*, das Doppelhorn des Sapju 20.495 engl. Fuß = 6247 *m* und zwei Gipfel nördlich von Tirthapuri überragten die hier erst in 20.000 engl. Fuß Meereshöhe gelegene Schneegrenze. Die beiden, circa 800 Quadratkilometer Areal bedeckenden Mansarowar-Seen 13.500 engl. Fuß = 4660 *m* bekamen wir nicht zu Gesicht, wohl aber den gewaltigen Bergriesen Gurla Mandhata 25.360 engl. Fuß = 7730 *m* in der südlichen Umrandung ihres Beckens, einen imposanten, dreigipfeligen, von breiten Gletschern umlagerten Felskoloss.

Noch ein zweitesmal gelangte ich am 20. Juli auf eine südlicher gelegene Einsattlung des Chanambaniali-Kammes und zwar auf der Jagd auf Nyang (O v i s A m m o n), die stattlichste Art unter den dem Mufflon Corsicas und dem Bighorn der Rocky Mountains verwandten Bergschafen des Himalaya, bei welcher Gelegenheit ich so glücklich war, ein schönes Exemplar zur Strecke zu bringen. Geologischer Untersuchungen halber wurde der Rücken des Chitichun Nr. I 17.740 engl. Fuß = 5407 *m* noch dreimal von uns betreten. Wir bestiegen von den verschiedensten Seiten seinen castellförmigen Gipfelblock, den geologisch merkwürdigsten Punkt jenes Gebietes, das auf der Karte des Survey statt jeder Terrainzeichnung mit den vieldeutigen Worten »Undulating ground« überschrieben ist.

Als wir am Morgen des 25. Juli unsere Zelte bei Lochambelkichak abbrachen, erschien eine tibetanische Bettlerin bei unserem Lager, eine alte, zerlumpte, von Schmutz starrende Hexe, ohne Übertreibung das hässlichste Geschöpf, das mir jemals vor Augen gekommen ist. Unsere Leute behaupteten, sie habe den bösen Blick und wurden natürlich in ihrer Meinung noch bestärkt, als wir bei dem Weideplatze von Chitichun von einem greulichen Unwetter überfallen wurden. Dennoch marschierten wir in südwestlicher Richtung weiter bis zu einem am Rande des Kungribingri-Gletschers über 17.000 engl. Fuß = 5180 *m* hoch gelegenen Bivouacplatz, wo wir das Nachtquartier bezogen. Am folgenden Tage war der Schneesturm so heftig, dass wir kaum aus den Zelten

hervortreten konnten. Während des ganzen Tages blieb die Temperatur unter dem Gefrierpunkt und sank während der nächsten Nacht bis auf — 5° C. Auch während des 27. hielt das Schneegestöber mit unverminderter Stärke an. Da das Brennholz ausgegangen war, litten unsere Leute in ihren kleinen, halb offenen Zelten empfindlich an Kälte. Es war merkwürdig, wie gut übrigens selbst unsere Diener aus dem Tieflande dieselbe ertrugen. Sobald die Sonne sich nur auf einige Augenblicke zeigte, warfen die Kulis ihre Oberkleider ab und liefen mit nackten Füßen im Schnee umher. Als wir unseren Dienern befohlen hatten, im Hochgebirge das für sie eigens angefertigte neue Schuhwerk anzulegen, waren sie ganz unglücklich, und unser Dhobi zog es selbst an diesen bitter kalten Tagen vor, in dünnen, halb zerrissenen Tanzschuhen, die ihm Griesbach geschenkt hatte, auf- und abzuspazieren, als die noch unberührten, neuen Bergschuhe anzuziehen. Es ist entschieden eine irrige Ansicht, wenn man meint, die an das tropische Klima der Tiefebene gewöhnten Leute seien nur schwer imstande, die Kälte zu ertragen, wenn sie darin auch freilich mit den eingeborenen Bhotiyas nicht rivalisieren können. Fast ebenso unglaublich, wie ihre Abhärtung und Ausdauer, war die Genügsamkeit der letzteren. Einige aus Weizenmehl am offenen Feuer gebackene Chupatties — eine Art Pfannkuchen ohne Zuthat von Salz oder Gewürzen — und ein paar Züge aus der unvermeidlichen Huka oder Wasserpfeife, die jeden freien Augenblick in Brand gesetzt wurde, bildeten oft während des ganzen Tages ihren einzigen Genuss. Überhaupt hatten wir diesmal unter unseren Begleitern aus Milam ein wirklich vortreffliches Material. In Dingen, die nicht durch bloße Routine erworben werden können, blieben sie allerdings stets ungeschickt. So waren sie z. B. niemals dazu zu bringen, den Jubuhs die Koffer anders als mit der Oberseite nach abwärts aufzuladen, oder sie im Zelte so aufzustellen, dass nicht gerade das Schloss regelmäßig der Zeltwand zugekehrt war. Ihre besondere Specialität war es, die Gegenstände nie in den dazu bestimmten Umhüllungen, sondern immer beides gesondert zu tragen. Auch unser Koch trug stets seine Laterne frei in der Hand mit sich, während die zu derselben gehörige Schachtel von dem Rücken eines Jubuh herabbaumelte.

Am Morgen des 28. hörte der Schneefall auf, aber der Sturm dauerte den ganzen Tag über ungeschwächt an. Nichtsdestoweniger brach ich mit dem Sohne unseres Shikari um ½12 U. zur Besteigung des 19.170 engl. Fuß = 5843 *m* hohen Kungribingri auf. Dieser Berg bildet im Panorama des Chitichun Nr. I eine schöne, nur an der Ostschulter etwas abgeschrägte Pyramide, deren Gratkanten ein ziemlich ausgedehntes, nordwärts geneigtes Firnfeld umschließen, während die Südostflanke zum größten Theile aper ist. Von dem sehr deutlich ausgesprochenen Nordostgrat zog ein Sporn in südöstlicher Richtung gegen unser Lager herab. Diesen benutzten wir zum Anstiege und erreichten über ihn die schon über 18.400 engl. Fuß hohe Vereinigungsstelle mit dem Nordostgrat. Die sonst unschwierige Begehung des Grates gestaltete sich infolge des tobenden Sturmes sehr mühevoll. Nur Schritt für Schritt kamen wir vorwärts, uns bei jedem neuen Stoße des Orkanes zu Boden werfend oder die Blöcke der Gratkante umklammernd, die mit meterlangen Schnee- und Eisnadeln besetzt waren. Auffallenderweise verspürte ich trotz der Anstrengung keinerlei Athembeschwerden,

während solche zeitweilig kurz vorher in weit geringeren Höhen fühlbar gewesen waren und auch später noch sich wiederholt bemerkbar machten. Um 2 Uhr 45 Minuten betraten wir den mit Ryalls Steinmann gezierten, ganz verschneiten Gipfel. Die Aussicht war gegen S. und W. stark getrübt, da noch immer schwarze Wolkenmassen an den Hochspitzen des Hauptkammes klebten, so dass beispielsweise von den Bergen des Girthi-Thales gerade nur das Fußgestell mit der Zunge des Topidunga-Gletschers zu sehen war. Im Osten stand der langgezogene Schneekamm des Chitichun Nr. II, umspült von den beiden gewaltigen, durch ein wildes Felsriff getrennten Kungribingri-Gletschern, deren gemeinsame Eiszunge von einer breiten Mittelmoräne getheilt wird, dann die in wilden Séracs abbrechende Firnkuppe des Lissar Sira und weit draußen über dem Heere untergeordneter Gipfel die kolossale Gurla Mandhata, fast wolkenfrei. Auch die tibetanischen Ketten im Norden des Sutlej lagen rein und klar am Horizont und nahmen sich in ihrem Gewande von Neuschnee gar prächtig aus. Ungeachtet des Sturmes und der Kälte — trotz des Sonnenscheines blieb der Boden stahlhart gefroren — verweilten wir zwanzig Minuten auf der Spitze und eilten dann in circa einer Stunde auf dem gleichen Wege zu unserem Lager hinab.

Am nächsten Morgen hatte sich das Wetter vollständig aufgeheitert und die Neuschneedecke bis 18.000 engl. Fuß = 5480 *m* zurückgezogen. Um 9 Uhr früh erreichten wir, uns hoch über dem linken Ufer des westlichen Kungribingri-Gletschers haltend, den gleichnamigen Pass 18.300 engl. Fuß = 5577 *m*. Zwar führt ein directer Übergang über den Gletscher selbst nach Dung, doch versicherte uns unser Shikari, dass dieser von den Einheimischen früher oft begangene Pass infolge der zunehmenden Zerklüftung des Gletschers an seiner Südseite gegenwärtig nicht mehr für Jubuhs passierbar sei. Wir sahen uns daher genöthigt, den Rückweg nach Dung über den Kungribingri-Pass und Jandi-Pass zum Utadhura zu nehmen und dort in unsere alte Route von Milam nach dem Girthi-Thale einzumünden. Auf der Höhe des Kungribingri-Passes überraschte uns ein zwar beschränkter, aber darum nicht weniger großartiger Ausblick auf die Nanda Devi-Gruppe. Nanda Devi selbst, noch 36 *km* in der Luftlinie entfernt, ragt über dem wächtengekrönten Firnwall der Bamlas-Spitzen zu fast überirdischer Höhe empor. Ihre Hauptspitze 26.660 engl. Fuß = 7820 *m* imponiert hier wesentlich anders als vom Panchu-Thale aus gesehen, wo die niedrigere, aber näher gelegene Südostspitze durch ihre schlanke Gestalt und ihre schroffen Firnabbrüche fast in gleichem Maße den Blick auf sich zieht. Diesmal hingegen wahrt sie nicht nur ihre dominierende Stellung als die unbestrittene Herrscherin über das ganze Massiv, sondern bietet zugleich eine so seltsame und eigenartige Form, wie ich sie noch an keinem anderen Berge wiedergefunden habe. Ihre Contouren sind weder scharf geschnitten noch durch edlen Linienschwung ausgezeichnet, der Aufbau des Gipfelkörpers ist eher gerundet und plattig, gerade das Gegentheil des Matterhorn- oder Weißhorn-Typus; und doch macht kein anderer Berg einen so abschreckenden Eindruck, stellt für den Alpinisten ein so typisches Bild absoluter Unnahbarkeit dar, wie dieser kantengerundete Riesenblock. Surdzekund, das Matterhorn von Milam, die Hochzinnen des Girthi-Thales, Pyramid Peak, diese Idealgestalt unter den Schneegipfeln des Bamlas-Gletschers,

sie alle werden vielleicht einmal von unternehmenden Bergsteigern erklommen werden, aber die Nordabstürze der Nanda Devi wohl niemals.

Durch eine schutterfüllte Felsgasse stiegen wir auf den 500 *m* tiefer liegenden Jandi-Gletscher ab, überquerten denselben und stiegen auf der Ostseite über Moränen und Trümmerhänge wieder aufwärts zum Jandi-Pass 18.400 engl. Fuß = 5600 *m*, der den Kalkzug des Jandi mit dem 19.340 engl. Fuß = 5793 *m* hohen Quarzitgipfel im Nordosten des Utadhura verbindet. Wir betraten um 1 Uhr nachmittags die Passhöhe. Ein Zauberbild erhabenster Hochgebirgsschönheit, alles, was mir im Laufe vieljähriger Wanderung in den Alpen begegnet war, überbietend, enthüllte sich dem erstaunten Blicke. Es waren die Berge der Wasserscheide zwischen Milam und Girthi, die Topidunga-Spitzen und die 6 *km* lange Firnmauer der Bamlas Peaks, die theils aus weiten Firnflächen, theils aus wallenden Nebeln emporstiegen. Ihre Anordnung und Gestalt rief mir Vittorio Sellas bekanntes Panorama des centralen Kaukasus vom Ciriv-zik (circa 4000 *m*) ins Gedächtnis zurück.[1]) Die Stelle des Koshtan Tau vertrat im Jandi-Panorama Centre Peak, dem ersteren Bergriesen in den Umrissen ähnlich, jedoch mit steilem Firndach an der linken Flanke und mit jähem Gratabbruch an der rechten Schulter, dazu an seinem Fuße mit einer Unzahl isolierter Felsnadeln besetzt, die sich gleich den Glockenthürmchen einer Pagode etagenmäßig übereinander aufbauen. An Stelle des Dychtau trat ein prachtvoller Felskamm mit schimmernder Schneebrust aus einer compacten Nebelmasse hervor, ein Ebenbild der Barre des Écrins vom Col de Galibier aus, während den Platz des Shkara die Bamlas-Kette mit ihrer langgezogenen, von einer ununterbrochenen Corniche überwölbten Kante einnahm, eine Wand von Firn und Eis gleich dem Circus der Viescherhörner gegen den Unteren Grindelwald-Gletscher, aber von nahezu doppelter Länge und durch hunderte paralleler Schneerippen in der sonderbarsten Weise gegliedert. Und alle diese gewaltigen Hochgipfel standen bald frei und funkelnd im Sonnenschein da, bald halb verhüllt von den dampfenden Nebeln, die sich, von einem milden, perlähnlichen Schimmer übergossen, wie ein dünner Schleier um ihre stolzen Formen legten. Die ganze Masse der großen Berge aber strahlte in jenem magischen Lichtglanz, wie ihn das silberfarbige Geäder von Milliarden blitzender Schneefäden dem dunklen Felsgrund verleiht. Die Eindrücke dieser Scenerie waren die gewaltigsten, die ich jemals im Hochgebirge empfangen habe. Sie waren so mächtig, dass der bloße Wunsch, eine jener Spitzen zu erklimmen, wie eine Profanation dieser vom Zauber jungfräulicher Unnahbarkeit umwobenen Bergwelt erschien, die seit Kalidàsas Zeit der Wohnsitz der Veda-Gottheiten geblieben war, und auf deren lichten Höhen zu weilen mit Recht nur die Götter für würdig galten. Hier thront Siwa, aus dessen Haarbüscheln die heilige Ganga fließt, und seine Gemahlin, die furchtbare Göttin Nanda, die mit ihren Lawinen den Wanderer schreckt; hier sind die krystallenen Eiswände, über welche die Helden der Mahabarata geraden Weges zum Paradiese emporstiegen, und in denen, wie die Dichter sagen, die Mädchen des Himmels ihre ewige Schönheit wie in Spiegeln beschauen.

Zu lange zögerte ich, in den Anblick des Bildes versunken, mit der Aufstellung des photographischen Apparates, der das letztere fixieren sollte. Als ich

[1]) Vergl. die Ansicht im Boll. Club Alp. Ital., XXIV., Nr. 57, Turin 1891.

mit meinen Vorbereitungen gerade fertig geworden war, fiel der Nebelvorhang und das Schauspiel war zu Ende. Zu warten hatte ich keine Zeit, denn noch lag ein weiter Weg vor uns. 400 *m* steigen wir gegen den Kessel von Lauka abwärts und 200 *m* wieder zum Utadhura hinauf. Wie eine riesige Schlange bewegte sich eine endlos scheinende Karawane von Schafen und Ziegen vor uns den steilen Schutthang und über den Gletscher hinab. Ob wir auch in Hast und Eile vorwärts drängten, die Herde blieb bis zum Weideplatze von Dung unser treuer Begleiter. Da nämlich auf der Moräne des Bamlas-Gletschers ein einziges Schaf den schmalen Pfad zu sperren vermochte, und kein Ausweichen möglich war, so blieb uns auf dieser Strecke nichts übrig, als unser Marschtempo jenem der vorangehenden Vierfüßler anzupassen. Erst um $^{3}/_{4}7$ U. abends bezogen wir in Shillong Malla das Lager. Am nächsten Tage trafen wir wieder nach einer fünfwöchentlichen Abwesenheit in Milam ein. Während dieser ganzen Zeit waren nur zwei unserer Bivouacs unter 4500 *m* gelegen und nicht weniger als achtzehnmal hatten wir in mehr als Montblanc-Höhe campiert.

In Milam begrüßten wir voll Freude das frische Grün der Felder und das Birkenwäldchen von Pánchu erschien uns nach den baumlosen, öden Hochlandschaften von Hundés wie ein stattlicher Forst. Vierzehn Tage verloren wir mit vergeblichen Versuchen, eine Expedition nach Osten in das Gebiet von Lissar und Byans zustande zu bringen. Jubuhs sind auf dieser Route, die über einige schwer gangbare, vergletscherte Pässe führt, nicht zu benützen, Kulis und Proviant aber konnten wir infolge der in dem ganzen Districte herrschenden Armut an Lebensmitteln nicht in ausreichender Menge auftreiben. Sehr willkommen kam uns daher ein Schreiben des Secretary of state aus Simla, das mit Rücksicht auf die in England erfolgten Parlamentswahlen uns bezüglich der ursprünglich geplanten Expedition nach Rimkin Paiar freie Hand ließ. Wir griffen diesen Plan sofort wieder auf und brachten denselben auch zur Ausführung, nachdem es uns gelungen war, die Bedenken der Leute in Milam mit der Drohung zu beschwichtigen, nöthigenfalls Militär aus Almora zu requirieren. Die Einquartierung des letzteren schienen sie noch mehr zu fürchten als den Unwillen der Tibetaner, und so konnten wir nach zwei in Milam verbrachten, an Regen und Unannehmlichkeiten aller Art gleich reichen Wochen am 13. August mit 48 Jubuhs und 20 Kulis nochmals über den Utadhura (5360 *m*) und Kiangur-Pass (5180 *m*) nach Norden aufbrechen.

Ich habe über den Verlauf dieser Expedition in den Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (1893, Nr. 6) einen ziemlich ausführlichen Bericht erstattet und kann mich an dieser Stelle umso kürzer fassen, als unser Marsch nach dem Weideplatze Rimkin Paiar und ein zweiwöchentlicher Aufenthalt daselbst nur wenige Momente von alpinistischem Interesse bot. Auch waren wir während dieser ganzen Zeit von andauernd schlechtem Wetter verfolgt, so dass wir auf unserer Wanderung von den großen Gipfeln des Nanda Devi-Massivs nur zweimal einige zu Gesicht bekamen. Während des Monats August zählten wir volle 26 Regentage, darunter mehr als die Hälfte von solchen, an denen der Regen kaum auf eine Stunde aussetzte. Die Prognose, die Edward Whymper denjenigen, die zum Vergnügen die Andes von Ecuador bereisen, stellt, »that they will probably find one half of their time occupied in getting

wet and the greater part of the remainder taken up in endeavours to become dry«, gilt leider auch, wenigstens während des Sommers, für die Hochregion des Himalaya.

Die tibetanischen Grenzwächter, die wir bei Laptal am Kiogadh River trafen, leisteten unserem Durchzuge nach Niti keinerlei Widerstand. Sie blieben zwar bald in größerer, bald in geringerer Zahl während unseres Aufenthaltes auf tibetanischem Gebiete in unserer Nähe, ohne uns jedoch zu belästigen, und brachten uns später, als sie einsahen, dass wir wirklich nicht weiter in ihr Land einzudringen beabsichtigten, sogar Lebensmittel und Curiositäten gegen Geld und Brantwein, für den sie eine besondere Wertschätzung an den Tag legten, zum Kaufe. Von Laptal unternahmen wir zunächst einen Abstecher nach dem im Nordosten gelegenen Balchdhura (17.590 engl. Fuß = 5360 *m*), einem der Grenzpässe in der Sandsteinzone, und zogen dann entlang einer die Grenzkette auf der Südseite begleitenden, 4600—4800 *m* hohen Vorstufe über die Weideplätze Chojan, Shalshal und Chota Hoti nach Barahoti, wo die Tibetanen im Jahre 1888 einen Observationsposten eingerichtet hatten. Die tibetanische Grenzkette besteht auf dieser ganzen Strecke aus kahlen, unschönen Schiefer- und Sandsteinbergen, die jene Vorstufe nur wenig überhöhen und nirgends in die Region des ewigen Schnees aufragen. Einige leicht gangbare Pässe, wie der Tung Jung La (16.350 engl. Fuß), Ma Rhi La (16.380 engl. Fuß = 4993 *m*) und Shalshal-Pass (16.390 engl. Fuß = 4996 *m*), sind in dieselbe eingesenkt. Den letzteren Pass besuchten wir am 20. August und hatten trotz des Strichregens eine weite Aussicht über das Hochplateau von Hundés bis zur Choko-Kette zwischen Indus und Sutlej. Die Vorstufe selbst stürzt mit einer langgedehnten Flucht schroffer Triaskalkwände, dem sogenannten Shalshal Cliff, zum Thalboden von Rimkin Paiar ab. Wiederholt gewannen wir auf dem Marsche nach Barahoti durch die tief eingerissenen Schluchten des Cliff Ausblicke auf jenen ca. 600 *m* tiefer gelegenen Thalkessel und die auf denselben sich ergießenden, kleinen Gletscher der gegenüberstehenden, ca. 20.000 engl. Fuß hohen Kurguthidar Kette. Ihrem Vegetations-Charakter zufolge bildet die erwähnte Vorstufe eine Art Hochsteppe mit vereinzelten Alpweiden, die von zahlreichen Steppenpferden (Kyangs) und Burrhals belebt werden. Ich bekam von den letzteren im ganzen vier Stück zum Schuss, darunter jedoch nur einen ausgewachsenen Leitbock mit *S*-förmig gekrümmten, kantigen Hörnern.

Am 23. August stiegen wir von Barahoti in den Thalkessel von Rimkin Paiar ab, wo die Ausbeutung der Triasschichten des Shalshal Cliff uns während der nächsten zwei Wochen beschäftigte. Mittlerweile gieng unser Shikari über den Chorhoti-Pass nach Niti im Thale der Dhauli Ganga, um neue Jubuhs und Kulis für uns anzuwerben, da die Leute aus Milam dorthin zurückzukehren und das Gebiet von Niti zu vermeiden wünschten. Seine Sendung war von Erfolg begleitet und am 2. September traf er mit einer Karawane von 20 Kulis aus Gamsali, 36 Yaks und Jubuhs und 3 Ponnies in unserem Lager ein, das wir am Vortage einige Kilometer weiter nach Südosten bis an den Abfluss des vom Kurguthidar Nr. 2 herabkommenden Gletschers vorgeschoben hatten. Die Umgebung dieses ca. 4400 *m* hoch gelegenen Lagers war durch die üppige Bekleidung mit Buschwerk von Weiden und Birken bemerkenswert. An windge-

schützten Stellen wuchsen sogar baumartig entwickelte Exemplare von 5 bis 7 *m* Höhe mit seltsam verkrümmten Stämmen. Dieses im Central-Himalaya ganz isolierte Vorkommen baumartiger Gewächse in so bedeutender Höhe ist es, was das Gebiet von Rimkin für die Bewohner des an Bau- und Brennholz überaus armen Hundés so begehrenswert macht.

Am 3. September entließen wir unsere Leute aus Milam und marschierten am nächsten Tage mit der neu angeworbenen Begleitmannschaft nach einem Weideplatze am Ostfuße des 19.518 engl. Fuß = 5949 *m* hohen Marchauk Peak. Der letztere Berg stellt sich von hier aus als ein schönes Felshorn mit steil



Marchauk Peak (5949 m = 19.518 engl. Fuß) von den Abhängen des Shalshal Cliff.

aufstrebender Firnflanke an seinem Abhang zur Rechten dar. Noch kühner erscheint er von Rimkin Paiar aus, wo seine schroffen Quarzitwände zu einer schlanken Doppelspitze vom Chorhoti-Gletscher aus ansteigen. Der Vergleich mit dem Matterhorn ist bis zu einem gewissen Grade berechtigt, wenn man die Form des Berges allein in Betracht zieht, doch erscheint derselbe mit Rücksicht auf die geringe relative Höhe des Marchauk — 500 bis 600 *m* über dem gleichnamigen Pass — ebensowenig angebracht als bei einem der vielen ostalpinen Gipfel, die mit dem Löwen von Zermatt zumeist von jenen verglichen wurden, die den letzteren niemals mit eigenen Augen gesehen hatten.

Von jenem Bivouac brachen wir am Morgen des 5. September nach dem ca. 17.800 engl. Fuß = 5400 *m* hohen Silakank-Pass auf. Während des Anstieges

entfaltete sich bei klarem Wetter eine ebenso großartige als instructive Fernsicht auf die Spitzen der Wasserscheide zwischen dem Milam- und Girthi-Gletscher. Obwohl wir sie hier von einer ganz anderen Seite als vom Jandi-Pass sahen, ermöglichten doch die leicht kenntlichen Formen der Topidunga-Spitzen und des Unja-Tirche Peak (20.344 engl. Fuß = *6200 m*) eine Orientierung in der Schar jener unvergleichlichen Hochzinnen. Die vom Jandi-Pass der Barre des Écrins so ähnliche Spitze zeigte sich hier als makelloses, dreikantiges Firnhorn, an das sich nach rechts ein langer, in jähen Eiswänden zum Girthi-Gletscher abfallender Grat schloss. Auch Centre Peak erschien hier ganz verändert, als breiter Firndom von beinahe Lyskamm-ähnlicher Gestalt. Höher als alle diese Gipfel aber schwang sich ein breiter Felskoloss mit kühn aufgebogener Schneeschneide neben der rechten Schulter des Unja-Tirche Peak empor, über dessen wahre Lage ich nicht recht ins klare kommen konnte. Vielleicht ist es der auf der Karte des Survey mit 23.220 engl. Fuß = *7077 m* cotierte Gipfel neben dem Surdzekund Peak, dessen überfirnte, zuletzt in mächtigen Eiscascaden abbrechende Südflanke man vom Shangaskund aus so wohl übersieht, oder aber es entspricht derselbe einer selbständigen, jedenfalls sehr bedeutenden Erhebung zwischen dem Unja-Tirche- und dem Bagini-Gletscher.

Der Übergang über den Silakank-Pass ist mühsam und langweilig, eine unausgesetzte Wanderung über steile Schutthalden und alte Moränenwälle. Das gleiche gilt auch für den Abstieg in die Schlucht des Silakank-Baches, wobei man allerdings durch den Ausblick auf die weitgedehnten Firnfelder der Raikana-Gletscher mit Kámet (25.443 engl. Fuß = *7755 m*) und den Mana-Spitzen (Culminationspunkt 23.862 engl. Fuss = *7372 m*) und auf die näher gelegene Daldakharak-Kette mit dem 20.216 engl. Fuß = *6262 m* hohen Chango entschädigt wird. Geologischer Studien halber blieben wir zwei Tage im Silakank-Thale, wo wir mit Captain F i t t o n vom Manchester-Regiment in Amritsar zusammentrafen. Letzterer war auf der Jagd nach Burrhals in diese Gegend gekommen, aber von der tibetanischen Grenzwache verhindert worden, über Barahoti hinauszugehen. Da seine eigenen Leute sich weigerten, etwas gegen den Willen der Tibetaner zu unternehmen, so streifte er bereits seit Wochen in diesen Bergen umher, ohne bisher die erhoffte Jagdbeute gefunden zu haben. Am 8. September stiegen wir vollends in das Thal der Dhauli Ganga ab und gelangten nach einem sehr schwierigen Übergang über den reißenden Fluss auf die Niti-Route und dieser nordwärts folgend noch am gleichen Abend bis zum Weideplatze Kiunglung (14.708 engl. Fuß = *4483 m*). Hier trennte sich M i d d l e m i s s, den seine Berufspflichten an die indische Nordwestgrenze zurückriefen, mit einem Theil der Karawane von uns, während ich selbst am nächsten Morgen nach dem Niti-Pass aufbrach.

Der Niti-Pass (16.628 engl. Fuß = *5068 m*) ist der leichteste und am meisten begangene unter den tibetanischen Grenzpässen des Central-Himalaya. Von einem unweit der Passhöhe aufragenden Felskopf bot sich mir noch einmal ein instructiver Überblick über die Hochlandschaft von Hundés im Norden und eine überraschend großartige Aussicht auf die das Thal der Dhauli Ganga einrahmenden Bergkämme im Süden. Unter den Gipfeln der Nanda Devi-Gruppe fiel die breite Masse des Dunagiri mit Montblanc-artiger Firnkuppe (23.184 engl. Fuß = *7067 m*)



Nach einer Photographie von Dr. C. Diener (29. Juli 1892).

Angerer & Göschl.

Kungribingri-Gletscher von Kungribingri Encamping Ground.
(ca. 17.000 e. F.)



Nach einer Photographie von Dr. C. Diener (1. Sept. 1892). Angerer & Göschl.

Gletscher am Nordgehänge des Kurgúthidar.

(Standpunkt 2 engl. Meilen unterhalb Rimkin Paiar Encamping Ground. ca. 13.700 e. F.)

besonders auf. Sein Gegenstück bildete auf der westlichen Thalseite die weiße Schneehaube des 25.443 engl Fuß = 7755 *m* hohen Kámet, während zu diesen beiden durch einfache, große Linien wirkenden Bergformen die Granitnadeln in der Umrandung des Kosa-Gletschers in den schärfsten Contrast traten. Unter den letzteren rivalisierten zwei prachtvolle Felsbauten mit der Aiguille Verte vom Glacier d'Argentière, ein dritter Gipfel wieder erinnerte durch eine Art Glacier Carré an seiner linken Schulter und die jäh abschießenden »Corridors« an die Meije. Seltsamer als diese Copien alpiner Schaustücke nahm sich Gori Parbat (22.140 engl. Fuß = 6750 *m*) aus, durch die ganz unglaubliche Steilheit ihrer Firnhänge und die merkwürdig regelmäßige Cannelierung derselben von ihren alpinen Miniaturausgaben in der Montblanc- oder Monte-Rosa-Gruppe wesentlich unterschieden. Leider muss ich darauf verzichten, mit Worten eine geeignete



Gori Parbat (6750 m = 22.140 engl. Fuß) von der Nordseite, auf dem Wege zum Niti-Pass.

Vorstellung von dem Eindruck dieser eigenartigen Berggestalt bei dem Leser zu erwecken, weil eben Sinneseindrücke sich nicht durch die Schilderung übertragen lassen. Nur die durch einen Vergleich mit bekannten Erscheinungen angeregte Stimmung vermöchte hier suggestiv zu wirken. Einer solchen Stimmung entspringt Tyndalls berühmter Satz von der passiven Grausamkeit einzelner Phänomene des Hochgebirges, die das Blut erstarren mache. Jener Zug passiver Grausamkeit liegt auch in den glattgefegten Eiskehlen der Gori Parbat, und die Vorstellung des Fallens ist, ich möchte sagen, das erste, instinctive Gefühl beim Anblick derselben.

Neben Gori Parbat verdient im Panorama des Niti-Passes noch Kámet oder Ibi Gamin, wie sein Name auf der tibetanischen Seite lautet, einer mehr als bloß vorübergehenden Erwähnung. An der Nordseite dieses Berges spielte sich jener Besteigungsversuch der Brüder Adolf und Robert Schlagintweit am 19. August 1855 ab, bei dem angeblich eine Höhe von 22.259 engl. Fuß = 6780 *m*

erreicht wurde.[1]) Unter allen großen Gipfeln des Central-Himalaya bietet Kámet meiner Überzeugung nach für einen Bergsteiger die bedeutendsten Chancen. Während in der Chancenurne des Surdzekund, der Nanda Devi oder des Pyramid Peak die Zahl der schwarzen Kugeln, um mit Güssfeldt zu sprechen, beträchtlich überwiegt, sind an dem nördlichen Firnhang des Kámet, soweit sich dies aus der Entfernung überhaupt beurtheilen lässt, keinerlei ungewöhnliche technische Schwierigkeiten zu erwarten. Jener Firnhang zieht ohne Unterbrechung durch Séracs, Lawinenrinnen oder unpassierbare Schründe mit einer fast gleichmäßigen Durchschnittsneigung von ca. 40° zur Gipfelkuppe aufwärts, und die größten Hindernisse liegen offenbar nicht in seiner Steilheit, sondern in der bedeutenden Länge, der absoluten Höhe und dem wechselnden Charakter der Witterung. Wenn irgendwo, so ist hier die Aussicht vorhanden, an einem Berge eine außergewöhnliche Höhe mit dem relativ geringsten Ausmaß an Risico zu erreichen.[2]) Zukünftigen Hochtouristen im Himalaya empfehle ich daher in erster Linie Kámet als das vermuthlich dankbarste Ziel ihrer Unternehmungen.

Noch ein letzter Blick auf die Hochebene von Hundés und die fernen tibetanischen Schneeketten, dann geht es zurück auf indisches Gebiet, und weiter hinaus durch das Thal der Dhauli Ganga mit dem Gefühle, dass jeder Schritt südwärts uns auch der Civilisation näher bringt. Von Kiunglung bis Niti, dem letzten Sommerdorfe des Thales, sind zwei starke Tagmärsche durch eine mit Ausnahme der Kharbasiya-Schlucht oberhalb des Weideplatzes Goting wenig ansprechende Landschaft. Von dem letzteren Punkte aus präsentiert sich der Eingang in die von rothbraunen Schieferwänden flankierte Schlucht am imposantesten. Auch ein Stück des 14·5 *km* langen Raikána-Gletschers, der vom Kámet herabkommt, ist hier sichtbar. Die Scenerie trägt, wie so oft in den Bhot Mahals des Central-Himalaya, in unverkennbarer Weise den Dauphiné-Typus: ein Drittel Schutt, zwei Drittel Fels, daneben untergeordnet Schnee und möglichst wenig Vegetation, die Thäler öde und kahl, die Berge kühn, trotzig, zur Bewunderung herausfordernd, die Natur ernst, von erdrückender Größe, aber der Anmuth und jenes Liebreizes entbehrend, den die Glanzpunkte der Alpen, das Berner Oberland, die südlichen Monte Rosa-Thäler und das Engadin durch ihre harmonische

[1]) Schlagintweit: »Reisen in Indien und Hochasien«. Jena 1871. II. Bd., pag. 348.

[2]) Im Nachfolgenden gebe ich eine Liste der bedeutendsten bisher im Gebirge erreichten Höhen, soweit das mir bekannte Material es gestattet. Am 19. August erreichten Adolf und Robert Schlagintweit am Kámet eine Höhe von angeblich 6780 *m*. Im Jahre 1864 erstieg Johnson, der der Abtheilung des Obersten Montgomerie zugetheilt war, eine Spitze in Ladakh, deren Höhe zu 22.300 engl. Fuß = 6800 *m* angegeben wird, und im Jahre 1865 die Gipfel E 57 (21.757 engl. Fuß = 6635 *m*), E 58 (21.971 engl. Fuß = 6700 *m*) und E 61 im Küen-Lün. Die Höhe des letzteren ist nicht genau bekannt, doch erscheint jedenfalls die Angabe der Survey of Kashmere 1868 mit 23.890 engl. Fuß = 7310 *m* als viel zu hoch gegriffen. Im Februar 1883 drang Güssfeldt am Aconcagua bis 6560 *m* vor. In das gleiche Jahr fallen die Hochtouren von W. W. Graham in Sikkim und Gurhwal. Von Hochspitzen wurden damals A 21 (Mount Monal) im Dunagiri-Kamme (22.516 engl. Fuß = 6865 *m*) und Jubonu (21.400 engl. Fuß = 6525 *m*) erstiegen, während am Dunagiri eine Höhe von ca. 22.700 engl. Fuß = 6920 *m*, am Kabru sogar eine solche von nahezu 24.000 engl. Fuß = 7320 *m* erreicht worden sein soll, eine Schätzung, gegen deren Zuverlässigkeit kürzlich von Conway gewichtige Bedenken erhoben werden. Conway selbst gelangte am Pioneer Peak in der Mustagh-Kette bis 22.600 engl. Fuß = 6890 *m*.

Vereinigung des Lieblichen mit dem Erhabenen aufweisen. Scenerien solcher Art findet man im Himalaya nur auf der Südseite der großen Centralmassive und vereinzelt in den Thalweitungen innerhalb der letzteren. Die Thalweitung von Bampa unterhalb Niti ist ein derartiges Cabinetstück einer glücklichen Combination drohender Felsschrofen, weißer Schneegipfel, dunkelgrüner Forste, thaufrischer Wiesen, rauschender Bergwässer und schmucker Alpendörfer.

Wir erreichten diesen Ort, den anmuthigsten auf der ganzen Rückreise bis Naini-Tál, am 13. September nach einem kurzen Tagmarsch von Goting. Auf dieser Route passierten wir gegen Mittag Niti, die letzte bewohnte Ortschaft in Gurhwal, noch etwas höher als Milam (11.464 engl. Fuß = 3494 *m*) und gleich diesem inmitten von Buchweizen- und Gerstenfeldern gelegen. Nun folgt abermals eine, an die Via mala erinnernde Schlucht, an deren Ausgang ein 19.243 engl. Fuß = 5865 *m* hoher Granitkoloss gegenüber dem Dorfe Gamsali unter einem enormen Gesichtswinkel erscheint. Seine Höhendistanz beträgt 2500 *m* bei einer Entfernung von kaum 5 *km*, so dass man den Kopf ganz beträchtlich in den Nacken zurücklegen muss, will man den schneegestriemten, von Wolken umjagten Gipfelthurm ins Auge fassen. Bampa selbst (10.907 engl. Fuß = 3324 *m*), wo wir am Nachmittag gegen 4 Uhr unser Lager aufschlugen, liegt in einer weiten Thalmulde, deren rechtseitige Terrasse gut angebaut und von den prächtigsten Nadelwäldern umsäumt ist. Die Waldvegetation wird hier innerhalb eines Höhengürtels von 3350 *m* bis 2500 *m* vorwiegend durch die herrliche Deodar-Ceder (C e d r u s D e o d a r a Loudon) vertreten, wohl des schönsten Repräsentanten aus dem Geschlechte der Nadelhölzer — wenn man nicht etwa die canadische Douglas-Fichte ausnehmen will. Die Waldbestände sind hier auf der ganzen Strecke bis Juma Gwár abwärts viel schöner als zwischen Munshiari und Milam. Zwischen Bampa und Malari wandert man sozusagen durch einen natürlichen Park, wie im oberen Trentathale unweit der Soča-Quelle. Dazu gesellt sich der Reiz des Anblickes schmucker Dörfer mit einstöckigen Häusern aus Holz und Stein, deren Bauart viel eher an Tiroler oder Schweizer Vorbilder, als an indische Architektur mahnt.

In Malari lösten wir unsere Karawane auf, da die thalabwärts folgende Strecke bis Joshimáth theilweise durch Bergstürze für Jubuhs ungangbar geworden war. Der Wechsel in der Begleitmannschaft war schon darum erwünscht, weil unsere Diener durch die Zuvorkommenheit der Gamsali-Leute derart verwöhnt worden waren, dass ihre Faulheit ein selbst durch die Androhung körperlicher Züchtigung kaum mehr zu besiegendes Maß erreicht hatte. Diese Trägheit gieng bei unserem Khidmatgar so weit, dass er es vorzog, sich einmal in seinem Zelte während eines Gussregens durch das eindringende Wasser wie eine Feldmaus austränken zu lassen, als mit eigenen Händen eine Abflussrinne an der Außenseite des Zeltes herzustellen, weil die Kulis nicht gerade im Augenblick zu seiner Verfügung standen. Auf dem weiteren Marsche bis Joshimáth hatten wir sehr viele, aber durchwegs hässliche Frauen als Lastträger. Die Stellung der Frau ist überhaupt in Gurhwal eine niedrigere, als sonst in Hindostan, und fällt ihnen beispielsweise die Verrichtung der Feldarbeit ausschließlich zu. An der Pilgerroute durch das Alaknanda-Thal, wo viel Reis gebaut wird, sahen wir stets nur die Frauen bis zu den Knöcheln im Sumpfwasser stehen und mit dem mühevollen Umsetzen der jungen Pflanzen beschäftigt.

Von Malari bis Joshimáth zählt man drei Nachtstationen: Juma Gwár (8185 engl. Fuß = 2495 *m*), Surái Thota und Tapoban. Das Thal der Dhauli Ganga trägt fast auf dieser ganzen Strecke den Charakter einer engen Schlucht, die von schroffen Felswänden oder steilen, mit Pinus und Buschwerk besetzten Hängen begrenzt wird. Der mittlere Neigungswinkel der Gehänge ist viel größer als in den meisten alpinen Querthälern. Dieser Schluchttypus ist in einzelnen Seitenthälern, insbesondere auf der Seite des Nanda Devi-Massivs, noch deutlicher ausgeprägt. Welche Schwierigkeiten die Begehung einzelner dieser klammartig verengten Schluchten zu bieten vermag, wird u. a. durch Grahams Schilderung einer Excursion von Rini an den Südwestfuß der Nanda Devi in drastischer Weise illustriert. Auf dem ganzen Wege verfolgte uns das denkbar abscheulichste Wetter. Den 16. und 17. September regnete es vom Morgen bis zum Abend ohne Unterlass. An mehreren Stellen fanden wir den Pfad durch frisch niedergegangene Erdschlipfe zerstört und die Umgehung der unpassierbar gewordenen Strecken ebenso mühsam als zeitraubend. Besonders prekär erwies sich eine Stelle oberhalb Tapoban, wo über einer durch ihre Configuration zu einer Katastrophe à la St. Gervais geradezu prädestinierten Schlucht der Weg auf ca. 1½ *km* Entfernung durch Bretter und mit Reisig verkleidete Balken hergestellt war, die auf hölzernen oder eisernen, in die senkrechte Felswand eingetriebenen Zapfen aufruhten und sonst frei über dem Abgrunde, ungefähr 200 *m* oberhalb des Flusspiegels, hiengen. Einer dieser Balken war die Nacht zuvor durch einen Steinfall in die Tiefe gerissen worden und damit der Übergang zu dem nächsten Brett abgeschnitten. An der Felswand, die mauerglatt zum Bach niederschoss, war ein Hinüberkommen über die 5 bis 6 *m* breite Lücke unmöglich. Ein mehr als einstündiger, mit einer keineswegs leichten Kletterei über steile, schlüpfrige Gras- und Felsplatten verbundener Umweg brachte uns endlich über dieselbe hinweg. Bewundernswert war die Sicherheit und Geschicklichkeit, mit der die Kulis, auch die Weiber, trotz ihrer schweren Lasten auf den nassen Grasplanken emporklommen. Dennoch athmete ich erleichtert auf, als die ungefüge Kiste mit den photographischen Platten glücklich über die kritischen Passagen hinwegbefördert war. Unserem Khidmatgar fiel diesmal jene Rolle eines lebenden Warenballens zu, von der die meisten Alpinisten umso seltener zu sprechen pflegen, je häufiger sie dieselbe auf ihren Bergfahrten spielen.

Am 18. September kamen wir in Joshimáth (6107 engl. Fuß = 1861 *m*) an, wo sich die Dhauli Ganga und die von dem berühmten Wallfahrtsorte Badrináth kommende Vishnu Ganga vereinigen, um weiterhin die Alaknanda, einen der beiden Hauptquellflüsse des Ganges, zu bilden. Wie wohl that es, hier zum erstenmale seit drei Monaten wieder in einem Dák Bungalow zu schlafen, wenn auch dafür die Mahlzeiten etwas sparsam ausfielen, da in der fast nur von Brahmins hoher Kasten bewohnten Ortschaft weder Eier noch Hühner aufzutreiben waren. Gleichwohl verweilten wir zwei Tage daselbst, um schönes Wetter abzuwarten und den völlig durchnässten Zelten Zeit zum Trocknen zu geben. Nachdem sich unsere Wünsche nach beiden Richtungen hin erfüllt hatten, setzten wir am 21. den Marsch fort. Wir hielten uns nunmehr bis Karnprayag auf der viel begangenen und oft geschilderten Straße der Badrináth-Pilger durch das Alaknanda-Thal. Gegen hunterttausend Wallfahrer wandern jedes Jahr aus dem Tieflande

nach jenem berühmten Heiligthum, dem Lourdes des Himalaya. Scenen, wie sie Zolas Roman schildert, finden hier ihr würdiges Gegenstück, wenn auch der Glaubensfanatismus bei einem Hindu in anderer Weise als bei einem Europäer zum Ausdrucke kommt. Krüppeln, die Genesung hofften, und Todkranken, die sich nach Badrináth tragen ließen, um dort zu sterben, begegneten wir, Brahmins mit der dreifachen Schnur als Abzeichen ihrer Kaste, die trotz des glühenden Sonnenbrandes barhäuptig und mit kahl geschorenen Schädeln die steilen Pfade hinanstiegen, Fakiren, die sich an ihrer von Schmutz starrenden Nacktheit und ihrem niemals von einem Kamme berührten Haarschmuck nicht genügen ließen, sondern den Körper noch an den unmöglichsten Stellen mit schweren Eisenringen behängt hatten, so dass sie oft fast die Hälfte ihres Eigengewichtes an Metall mit sich schleppten. Zur Kennzeichnung der Beschaffenheit des Weges aber, den diese fromme Schar nahm, gibt es nur ein entsprechendes Wort: er glich von Karnprayag bis Joshimáth einer einzigen, großen Latrine.

Auf die Region der Nadelwälder folgt zwischen Joshimáth und Tapoban die Zone der Laubbäume, bei Patalganga jene der subtropischen Gewächse und der Mosquitos. Die feuchte Hitze, die auf die Niederschläge gefolgt war und im Vereine mit der von der üppigen Pflanzendecke des Bodens ausgehenden Verdunstung eine wahre Treibhausluft erzeugte, war so recht das Lebenselement für jene kleinen Blutsauger, die kaum je ein Tropenreisender in seinen Schilderungen als eine der schlimmsten Plagen zu erwähnen versäumt. Außer von Mosquitos, die auf die heißen, feuchten Thalniederungen beschränkt sind, hatte ich übrigens während der Himalaya-Reise von Ungeziefer nur sehr wenig zu leiden, unvergleichlich weniger als beispielsweise in den galizischen Karpathen oder im Dauphiné, dessen Besucher, wie F. Gardiner einmal mit Recht hervorhob, in ungleich höherem Maße als in Indien »flee- and flyproof« sein müssen. Von den gefürchteten Blutegeln, die allerdings an manchen Localitäten, z. B. in der Umgebung des Kuari-Passes, häufig sind, bekam ich nur sehr wenige zu Gesicht. Gegen Tausendfüße und Scorpione vermag ein sorgfältiges Absuchen des Zeltes vor dem Schlafengehen wohl stets zu schützen. Der kleinen Belästigungen bleiben freilich noch genug übrig. Eine besonders große Eidechse oder Kröte des Nachts aus dem Zelte transportieren zu müssen, ist auch für denjenigen, der gerade keine Idiosynkrasie diesen Thieren gegenüber besitzt, nicht immer amüsant. Dazu vereinigt sich das Geschrei der zierlichen Geckos, das manchmal ohrenzerreißende Zirpen der Cicaden und der heisere Ruf des Brainfever-bird häufig genug zu einem Concert, das die Nachtruhe in ausgiebigster Weise zu stören geeignet ist. Alle der Subtropenlandschaft eigenthümlichen Erscheinungen, die mir zuerst auf der Wanderung von Almora nach Munshiari aufgefallen waren, traten jetzt im Alaknanda-Thale, aber der veränderten Jahreszeit entsprechend, ungleich stärker hervor. Wenn durch die trüben Regenwolken die Sonne hindurchbrach, dann trat eine erstickende Schwüle ein, viel schlimmer als die trockene Hitze während der heißen Jahreszeit in Calcutta. Ein warmer, fieberschwangerer Dunst stieg aus der von Feuchtigkeit durchtränkten Vegetation auf. Diese letztere selbst war von tropischer Üppigkeit. Baumartige Fackelcacteen von 20 Fuß Höhe, Banianbäume mit ihren sonderbaren Luftwurzeln, Zwerg- und Dattelpalmen, Bananen, Baumfarne und Schlingpflanzen aller Art wucherten an den steilen

Thalhängen. Unter den Schmetterlingen fielen mir neben den farbenprächtigen einheimischen Arten die vielen europäischen Formen, wie Admiral, kleiner Fuchs, Schwalbenschwanz, Perlmutterfalter, auf.

Von Joshimáth bis Karnprayag (2600 engl. Fuß = 792 *m*) zählt man für eine Wegstrecke von 71 *km* vier Tagmärsche mit den Nachtstationen Patalganga, Pipalkot und Nandprayag. Bis Pipalkot bleibt das Thal der Alaknanda schluchtartig, dann wird die Gegend weiter und offener. In allen Ortschaften bis Joshimáth aufwärts hatte die Cholera furchtbar gehaust. In dem kleinen Dorfe Nandprayag allein waren 300, in Karnprayag 500 Einheimische gestorben und noch immer forderte die Seuche neue Opfer. Bei Karnprayag verließen wir das Alaknanda-Thal und folgten zuerst dem von Osten kommenden Pindari-Fluss und von Simli ab einem kleineren Seitenthale desselben bis Adbadri (19 *km*). Wir waren während der drei letzten Tage wieder zumeist bei strömendem Regen marschiert. Zugleich gestaltete sich unser Marsch durch die Schwierigkeit, Kulis und Lebensmittel aufzutreiben, fortwährend unangenehmer. Schon in Karnprayag mussten wir die Kulis persönlich aus ihren Hütten holen, da die meisten aus Angst vor der Cholera sich mitzugehen weigerten. In Adbadri verweigerte uns der Ortsvorstand die Herausgabe jedweder Lebensmittel und konnte erst durch eine körperliche Züchtigung von Seiten unserer Chuprassies zum Bewusstsein seiner Pflicht gebracht werden. Diese Weigerung entsprang bei ihm lediglich der Habsucht, da er die von der Regierung zur Steuerung einer eventuellen Hungersnoth gesendeten Vorräthe an Mehl und Reis den Einheimischen zu einem höheren als dem vorgeschriebenen Preise aufzurechnen hoffte, während er bei uns ein solches Manöver nicht ausführen konnte. Ähnliche Erfahrungen machten wir in Lohba, aber auch hier erzielten wir mit den gleichen Mitteln wie in Adbadri einen im wahrsten Sinne des Wortes durchschlagenden Erfolg.

Am 26. September gelangten wir aus dem Pindari-Thale über einen 7010 engl. Fuß = 2137 *m* hohen Waldpass nach Lohba (5360 engl. Fuß = 1634 *m*), 37 *km* von Karnprayag entfernt. Dieses Dorf hatte so furchtbar an der Cholera gelitten, dass wir einen gezwungenen Rasttag halten mussten, da Kulis im Orte selbst nicht zu haben waren und erst von weit abgelegenen Stationen geholt werden mussten. Am Abend des 27. September kam einer unserer Tasil-Chuprassies mit dem einzigen im Umkreise von acht englischen Meilen noch übrig gebliebenen Huhn, und am nächsten Morgen erschienen auch die Kulis, so dass wir unsere Wanderung über den Grenzpass zwischen Gurhwal und Kumaon bis Ganai (26 *km*) fortsetzen konnten. Das Wetter hatte sich nun endlich definitiv aufgeheitert, die Kraft des Monsuns schien gebrochen und die weißen Schneegipfel der Badrinath-Gruppe strahlten in ungetrübtem Glanze, als wir am 29. September den Bergrücken von Dwarahat (5031 engl. Fuß = 1533 *m*) erreichten. Dwarahat, 15 *km* von Ganai und 19 *km* von Ranikhet entfernt, besitzt zwei Merkwürdigkeiten: die ältesten Tempelreste und das höchste Vorkommen von Dattelpalmen in Kumaon — beide zu geringfügiger Natur, um uns für einen nothgedrungenen Aufenthalt bis zum 2. October zu entschädigen, den die zufällige Anwesenheit des Gouverneurs der Nordwestprovinzen in Ranikhet uns verursachte. Sobald der Dák Bungalow in Ranikhet wieder frei und uns zugänglich geworden war, machten wir uns dahin auf, angespornt durch die Aussicht auf das berühmte Panorama und auf die

lang entbehrten Genüsse der Civilisation in einem britischen Militär-Cantonnement. In beiderlei Hinsicht wurden meine Erwartungen und Wünsche befriedigt. Am Nachmittag des 3. October thaten wir uns in dem mit allem Comfort ausgestatteten Dâk Bungalow gütlich, promenierten am Abend in den Parkanlagen unter festlich geputzten Damen und Kindern umher, deren Anwesenheit den Gegensatz zu dem Leben im Djungle am auffälligsten markierte, und sahen am nächsten Morgen die großen Schneeberge des Central-Himalaya in einer scheinbar ununterbrochenen, 250 *km* langen Kette vom Bunderpunch (20.721 engl. Fuß = 6318 *m*) in Bissâhir bis zum Nampa Peak (23.352 engl. Fuß = 7118 *m*) in Nepal klar vor uns liegen.

Das Panorama von Ranikhet ist unstreitig eines der großartigsten im Lower Himalaya und übertrifft, meiner Meinung nach, wenigstens was die Ansicht der Schneegebirge betrifft, selbst dasjenige von Darjeeling. Wohl steht es dem letzteren an malerischer Schönheit entschieden nach, denn es fehlt hier der für Darjeeling eigenthümliche Reiz der unmittelbaren Umgebung, jener unvergleichliche Niederblick in die 1800 *m* tief eingeschnittenen Schluchten des Randjit und der Teesta, deren silberne Bänder einen tropischen Urwald durchziehen, von dem das Auge eine Höhendistanz von 27.000 engl. Fuß bis zur Spitze des Kinchinjanga (28.156 engl. Fuß = 8584 *m*) durchmisst. Aber die Schneekette selbst erscheint von Ranikhet noch ausgedehnter und geschlossener, und der Eindruck des Nanda Devi-Massivs ist noch imposanter als jener der Eisgipfel von Sikkim. Während Kinchinjanga 72 *km* vom Darjeeling entfernt ist und den Standpunkt des Beschauers um mehr als 21.000 engl. Fuß überragt, zeigt sich Trisul (23.406 engl. Fuß = 7134 *m*), von dieser Seite der formenschönste Gipfel der Nanda Devi-Gruppe, allerdings nur in einem Verticalabstande von 17.500 engl. Fuß bei einer Entfernung von 80 *km*. Die größere absolute Höhe der Hauptgipfel von Sikkim aber wird durch ein tieferes Hinabgehen der Schneelinie im Central-Himalaya ausgeglichen, da die letztere an der Südseite des Trisul in 4700 *m*, am Kinchinjanga aber erst in 5200 *m* Höhe liegt. Thatsächlich übersicht man von Ranikhet bedeutend größere Massen ewigen Schnees als im Darjeeling-Panorama, wo nur Kinchinjanga die klimatische Schneelinie um 3300 *m* überragt, bei allen übrigen Spitzen jedoch die Höhe der überfirnten Partien hinter derjenigen an den Gipfeln der Nanda Devi-Gruppe nicht unbeträchtlich zurückbleibt. In der riesigen Höhe der überfirnten Theile des Gebirges liegt auch der Hauptunterschied gegenüber Alpenpanoramen von annähernd gleich weit entfernten Punkten des Vorlandes. Die mittlere Entfernung des Nanda Devi-Massivs von Ranikhet (5983 engl. Fuß = 1824 *m*) beträgt rund 90 *km*, ungefähr ebensoviel als jene von der Dôle bei Genf zur Montblanc-Kette oder von der italienischen Ebene bei Novara zum Monte Rosa. Allein der Montblanc ragt nur mit 2000 *m*, der Monte Rosa mit 1600 *m*, die Nanda Devi hingegen mit 3200 *m* ihrer gesammten Höhe in die Region ewigen Schnees auf. Zu der größeren Höhe der Schneegipfel des Himalaya stehen auch ihre schärferen Umrisse und ihre schrofferen Formen in unmittelbarer Beziehung. Berge wie Nalikanta oder Takachull würden in den Alpen keine zusammenhängende Firndecke mehr tragen, selbst Trisul nicht oder der Single Pole-Tent; in ihren Contouren würde der nackte Fels dominieren, während sie sich im Himalaya als

reine Schneegipfel darstellen. Füge ich noch hinzu, dass diese ganze kolossale Schneekette gleichsam über einem Meere grüner, meist dicht bewaldeter Gebirgswellen aufsteigt, dass eine breite, von zahlreichen Ortschaften belebte Thalfurche zwischen unseren Standpunkt und die nächste Hügelkette — jene von Dwarahat — tritt und so auch das malerische Moment in dem Bilde zur Geltung bringt, so bedarf es keiner weiteren Erläuterung, warum keine der bekannten Alpenansichten mit dem Himalaya-Panorama von Ranikhet sich an Großartigkeit messen kann.

Den Mittelpunkt des Ranikhet-Panoramas bildet die Nanda Devi-Gruppe. Vom Trisul bis zum Single Pole-Tent sinkt ihre Kammlinie auf eine Länge von 22 *km* nirgends unter 20.000 engl. Fuß herab. Nur zwischen dem zuletzt genannten Berge und der Nanda Kat (22.530 engl. Fuß = 6867 *m*) markiert sich eine tiefere Einsenkung, der Traills-Pass, den die Brüder Schlagintweit und Dr. Boeck vom Pindari-Gletscher nach dem Gorithale überschritten haben. Nanda Devi selbst zeigt die charakteristische, blockartige Form, wie vom Kungribingri-Pass aus. Sie wird an Schönheit weit übertroffen von Trisul (23.406 engl. Fuß = 7134 *m*), vielleicht dem einzigen Berge der Erde, dem das Weißhorn an harmonischem Adel der Linien nachsteht. Eine verwirrende Fülle von schlanken Schnee- und Felspyramiden kennzeichnet die Hochketten des östlichen Johár und Byans. Zu ihnen tritt das gewaltige, vergletscherte Massiv des Nampa mit seinem domförmigen Culminationspunkte in einen ähnlichen Contrast, wie Montblanc zu den schroffen, aber niedrigeren Granitnadeln seiner Umgebung. Ein Gegenstück zu Nampa (23.352 engl. Fuß = 7118 *m*) bildet in der Westhälfte des Panoramas die Gruppe der Kedarnath Peaks mit Bhartekanta (22.084 engl. Fuß = 6735 *m*) und Karchakunt (21.785 engl. Fuß = 6642 *m*) und jene der Badrinath-Spitzen (22.395 engl. Fuß = 6826 *m* und 22.901 engl. Fuß = 6983 *m*), eine 65 *km* lange, noch nie überschrittene Mauer von Schnee und Eis, als deren Ostcap eine der kühnsten Firnspitzen des Himalaya, die herrliche Nalikanta (21.713 engl. Fuß = 6620 *m*), gegen das Thal der Vishnu-Ganga vorspringt. Von den Kosa Peaks und der Mana-Kette, die sich im Alignement gesehen minder günstig präsentiert, waren nur einzelne Spitzen deutlich zu erkennen, unter ihnen als Abschluss dieses ganzen Zuges zwischen Dhauli- und Vishnu-Ganga der riesige Kámet (25.443 engl. Fuß = 7753 *m*), trotz der großen Entfernung — 140 *km*, gleich derjenigen von Bregenz zum Piz Bernina — nicht nur in seinen Contouren scharf umrissen, sondern sogar noch Détails in seinen wilden, mit zerfransten Gletschern behängten Südabstürzen aufweisend.

Ich habe dieses unvergleichliche Panorama stets nur in den frühen Morgenstunden zu bewundern Gelegenheit gehabt. Am ersten Tage entzogen von $8^1/_2$ Uhr früh ab Wolken, am zweiten Tag durch Staubstürme erzeugte Trübungen in der Atmosphäre die großen Berge dem Blick. Erst gegen Abend trat die Nanda Devi-Gruppe nochmals in verschwimmenden Umrissen hervor, die höchsten Spitzen von der untergehenden Sonne in ein sanftes, rosenfarbenes Licht getaucht, das allmählich einer gespenstischen Blässe wich, bis zuletzt nur noch ihre bleichen Silhouetten wie Luftgebilde am fernen Horizont schwebten.

Am 6. October bewerkstelligten wir die Rückreise nach dem 43 *km* entfernten Naini-Tál auf der Militärstraße über Khairna, wo die Nacht verbracht

wurde. Am nächsten Morgen nahm ich von der Passhöhe nördlich des Sherkedanda Abschied von den Bergriesen der Nanda Devi- und Badrinath-Gruppe, deren Prachtgestalten trotz der wesentlich vergrößerten Entfernung noch immer die unverminderte Bewunderung hervorriefen. Gegen Mittag trafen wir mit allen unseren Sammlungen wohlbehalten in Naini-Tál ein, wo sich die Expedition nach einer Dauer von $4\frac{1}{2}$ Monaten auflöste.

Indem ich diese Mittheilungen über meine Reise im Central-Himalaya schließe, will ich noch einige Bemerkungen für Alpinisten anfügen, die ihre Schritte jenem neuen, jungfräulichen Felde großer Bergfahrten und Erstlingsersteigungen zuzuwenden beabsichtigen.

Die beste Zeit für Hochtouren sind die Monate Juli bis September, die freilich mit den Monsunregen zusammenfallen. Aber im Juni ist die Lawinengefahr an den Schneebergen eine außerordentliche, und im October, wo man allerdings auf beständiges Wetter mit größerer Sicherheit rechnen kann, sind nicht nur die Tage für große Expeditionen zu kurz, sondern pflegen auch die Bewohner der Sommerdörfer, auf deren Unterstützung man angewiesen ist, die letzteren zu verlassen. Da die Zusammenstellung des Lagers und die Anwerbung der Kulis stets Zeit in Anspruch nimmt, wird man gut thun, die Ankunft in Naini-Tál nicht auf einen späteren Zeitpunkt als Ende Mai zu verschieben. Von dort muss man bis Milam ungefähr vierzehn, bis Niti achtzehn oder zwanzig Tage rechnen. Was die Ausrüstung betrifft, so finden sich die meisten diesbezüglichen, für den Reisenden nützlichen Angaben in dem einleitenden Abschnitt dieses Aufsatzes zusammengestellt. Dass Hochtouristen zu den dort angeführten Objecten noch einige specielle, hochalpine Ausrüstungsgegenstände beifügen müssen, wie Schlafsäcke, Whymper- oder Mummery-Zelte etc., versteht sich wohl von selbst. Wer seine Excursionen auf die in der Nähe von Milam gelegenen Theile der Nanda Devi-Gruppe beschränkt, wird sich mit Kulis begnügen, die 4 Annas = 20 Kreuzer pro Tag erhalten. Wer dagegen in das Gebiet des Girthi-Gletschers oder zum Kámet vordringen will — was mit Schwierigkeiten verbunden ist, da man diesen Berg von der tibetanischen Seite aus angreifen muss —, wird die Mitnahme von Jubuhs praktisch finden. Das Reisen mit solchen kommt allerdings um die Hälfte theurer als mit Kulis. Die Lagereinrichtung kauft man am besten in Indien, ebenso alle europäischen Vorräthe. An Waffen ist es räthlich, eine doppelläufige Schrotflinte (Kaliber 12), für die man aber die Patronen am besten erst in Calcutta oder Bombay kauft, und einen Express Rifle (Kaliber 450 oder 500) mitzunehmen. Abgesehen davon, dass nichts so sehr als der Besitz einer guten Waffe den Träger derselben bei den Eingeborenen in Respect setzt — obwohl von einer Gefahr für die persönliche Sicherheit auf einer Himalaya-Reise kaum ernstlich gesprochen werden kann —, ist man oft auf die Erlegung von Wild zu seiner eigenen Verköstigung angewiesen.

Was die Reisekosten anbetrifft, so habe ich im allgemeinen gefunden, dass man, abgesehen von der ersten Ausgabe für Zelte, Vorräthe und Lagereinrichtung, die sich auf rund 800—1000 fl. stellen dürfte, mit ungefähr 400 fl. pro Person monatlich auszukommen vermag. Ich rechne dabei für einen einzelnen Reisenden drei Diener, die zusammen 40 fl. pro Monat bekommen, zwei Tasil-

Chuprassies, von denen jeder 8 fl. pro Monat erhält, und fünfzehn bis zwanzig Kulis. In Milam oder Niti muss an Stelle der Tasil-Chuprassies ein Shikari für circa 20 fl. monatlich engagiert werden. Für Hochtouren müssen selbstverständlich europäische Führer und Träger mitgebracht werden. Ich würde jedem Alpinisten rathen, mehrere Träger mitzunehmen, da die Kulis für Gletschertouren nicht zu verwenden sind, während sie sich auf schwierigem Felsterrain im Durchschnitt vortrefflich bewähren. Am besten würden sich zwei oder drei führerlose Hochtouristen mit einer gleichen Zahl von tüchtigen Schweizer oder Tiroler Trägern zu einer solchen Expedition vereinigen. Sie könnten mit verhältnismäßig nicht allzu großen Kosten bedeutende Erfolge erzielen. Berechet man die Reise nach Calcutta hin und zurück (I. Classe) mit 1000 fl., die Fahrt nach Katgodam sammt Fracht hin und her mit 250 fl., einen Aufenthalt von je vierzehn Tagen in Calcutta und Naini-Tál mit 250 fl. — was bei den sehr geringen Pensionspreisen der Hotels und Boarding Houses kaum zu niedrig gegriffen sein dürfte —, so würde eine solche Expedition, einen viermonatlichen Aufenthalt im Gebige vorausgesetzt, für den einzelnen Reisenden, die Beförderung und Beköstigung je eines Trägers oder Führers, jedoch ohne dessen Entlohnung, eingerechnet, auf rund 5500 fl. zu stehen kommen.

Bei der Auswahl der Führer oder Träger ist darauf zu achten, dass dieselben nicht allzu sehr an Weingenuss gewöhnt sind, da Wein nur in den europäischen Hill-Stations zu erhalten ist und der Transport von genügender Menge ins Hochgebirge sehr schwierig und mit großen Kosten verbunden sein würde. Die Theilnehmer an einer solchen Expedition müssen selbstverständlich nicht nur Alpinisten ersten Ranges, insbesondere perfecte Eisgänger sein, sondern auch Organisationstalent, eine gewisse Fähigkeit, sich fremden Verhältnissen anzupassen, und vor allem Zähigkeit und Geduld besitzen, wenn sie wirkliche Erfolge erzielen wollen. Darüber mögen sie sich keiner Täuschung hingeben, dass der Reiz eines derartigen Unternehmens wesentlich verschieden ist von dem Genuss, den das Bergsteigen in den Alpen, etwa von einem Standquartier, wie Zermatt oder Pontresina aus, bietet. Die Anforderungen, die hier an ihre Fähigkeiten und ihre Ausdauer gestellt werden, sind jedenfalls ungleich bedeutender. Arjunas Büßerfahrt auf den Riesengipfel der Hemakuta, in der indischen Poesie eines der erhabensten Beispiele moralischer Askese und Selbstzucht, mag ihnen ein Vorbild auf dem Wege zu dem krystallenen Hochsitz der Göttin Nanda Devi sein.

Ararat.

Von

Willy Rickmer-Rickmers.

Wer sich über die Geschichte des Ararat unterrichten will, der lese E. G. Weidenbaums: »Der große Ararat und die Versuche zu seiner Besteigung« (deutsch von H. Hofmann, Mitth. d. Ges. f. Erdk., Leipzig 1884). Sie gibt Auskunft über die Besteigungen (mit Ausnahme der von G. Percival-Baker) und fast ohne Ausnahme die gesammte Literatur bis zum Jahre 1884. Ich beschränke mich daher darauf, die bis 1894 ergänzte Liste der Besteigungen und die nach 1884 erschienene Literatur dem Leser vorzuführen.

Mit Erfolg zu Ende geführte Ersteigungen sind mit einem Sternchen bezeichnet; die übrigen sind misslungene Versuche oder, wenn mit einem Fragezeichen versehen, etwas legendenhaft.

1701, 10. August.	Pitton de Tournefort.
?	Chopin.
1819.	Morier.
*1829, 27. September.	Parrot.
? 1833, im Mai.	Ein Maler (Putiloff?).
*1834, 17. August.	Spasski-Antonomoff.
1834.	Rawlinson
*1835, 8. u. 9. August.	Berends.
*1845, 29. Juli.	Abich.
*1846.	Seymour.
*1850, 18. August.	Chodzko, Chanykoff und Gen.
*1856, 12. Juli.	Theobald und Evans } Partie Stuart und Gen.
*1856, 14. Juli.	Stuart und Thursby } Partie Stuart und Gen.
1868, 27. Mai.	Freshfield und Tucker,
*1876, 12. September.	Bryce (Alpine Journal, 1877).
*1878, 7. September.	G. Percival-Baker (Alpine Journal, 1879).
*1882, 23. August.	Siwoloboff.
*1888, 25. August.	Markoff und Kowalewski (Ausland, 1889, Nr. 13).
*1889.	Rafalowitsch (Gipfelpapiere).
1890, August.	Jules Leclercq (Voyage au Mont Ararat, Paris 1892).
1890.	Chautre (Annales de Géog., 1893).
1890.	Fräulein Mlokossewitsch (Bull. Soc. géogr. Marseille 1890).

1892, 19. Juni.	Anatolius Markoff, Raphalowitsch und Bartjenieff (persönliche Mittheilung).
*1892, 20. Juni.	Wontner-Brown (Gipfelkarte).
*1892, 22. October.	G. Merzbacher (Gipfelkarte).
*1893, 4. August.	Pastuchoff, Iwanowski und Gen. (Gipfelpapiere).
*1893, 19. September.	Lynch und Gen. (Geographical Journal, 1893, II).
*1894, 16. August.	M. Zimmer (Comptes R. CXIX, 14).
*1894, 23. August.	Posharski (alleine).
*1894, 26. August.	Pastuchoff (D. Rundschau f. Geogr., Dec. 1894).
*1894, 4. September.	Rickmers und Posharski.

Sonstige Literatur (als Ergänzung zu obigem): Parmelee: Life among the mounts of Ararat (Boston 1868); Markoff: Expéd. scient. au Caucase (Bull. Soc. R. G., Bruxelles 1888, XII), und Kowalewski: Na Gorach Araratskich (Moskau 1889); Proceed R. G. S., 1889; Chautre, Mme. B.: A travers l'Arménie (Paris 1893).

Unsere liebe Freundin, die Sonne, bestrahlt zwar alle Zonen der Erde und zeigt allen Menschen ihr leuchtendes Antlitz, aber in ihrer Wirkung lässt sie keineswegs Gleichheit walten. In höheren Breiten mag ihr Einfluss im allgemeinen als belebend gelten; dass er aber in gewissen Gegenden nichts weniger als erfrischend ist, mochten auch wohl jene Reisenden denken, die in den ersten Tagen des Septembermondes 1894 durch die Steppe am Nordfuße des Ararat fuhren. Die Hitze war fürchterlich; erbarmungslos brannte die glühende Sonne auf die trübblickende Steppe mit ihren grauen, dornigen Pflanzen herab. Selbst der leicht beschwingte Schall schien träge dahin zu schleichen; der Schritt des Viergespanns und das Knacken in des Gefährtes gichtischen Gelenken versanken in der Lautlosigkeit der Wüstenei. Der feine Staub, den der Zug des Wagens aufwehte und der gleich einem Kometenschweife in langen Fahnen zu beiden Seiten dahinschwebte, lagerte sich nach kurzer Zeit, wie um jede Erinnerung an eine Spur flüchtigen Lebens so bald als möglich zu verwischen. Die Furchen im tiefen Sande rieselten hinter den Rädern leise zusammen gleich den Wogen im Kielwasser des ruhig dahinziehenden Seglers. Wie um die Beklemmung durch den Gegensatz noch zu vermehren, thronte der weißspitzige Riesenkegel des Ararat kalt und unnahbar über der todstarren, glutathmenden Ebene. Seine glitzernde Firnkappe leuchtet in die Unendlichkeit. Der Gedanke an Gletscherluft und Schneewasser macht die Qualen der Trockenheit härter empfinden. Ernst und streng ragt er aus dem nichtigen Dasein empor — ein hehres, kühles Nirwana, das uns nach herber Entsagung zutheil werden soll. Doch jeder Tag hat einen Abend. Die Sonne vollendet ihre Bahn; während sie untertaucht, flammt ein Feuerwerk von Gelb und Roth in die huschenden Schatten am Firmament; fast mit einem Ruck fällt der letzte Theil der orangefarbenen Scheibe hinter die Linie des Horizonts und dann ist schwarze Nacht, in die das Heer der Sterne milden Schimmer gießt, die Dunkelheit nothdürftig erhellend.

Wir waren um die Mittagszeit von Igdir aufgebrochen und wurden von der Finsternis überfallen, als wir uns noch mitten in der Steppe befanden. Dass der Schein der Sterne und der Wagenlaternen das Einhalten des richtigen Weges

nicht wesentlich zu unterstützen vermochte, hatten wir bald Gelegenheit zu erfahren. Boguslavski, der als eifriger Nimrod die Gegend oft durchstreifte und sich genau auskannte, hatte dem Kutscher die Weisung gegeben, auf der Heerstraße zu bleiben. Eine Schlummerpause hatte aber der Rosselenker dazu benutzt, in eine Seitenstraße einzubiegen, was zu verzeihen war, weil sich die Nebenwege nur wenig von der sogenannten Chaussee unterschieden. Als wir einmal plötzlich erwachten, wurden wir dies gewahr. Zurückzufahren schien unthunlich, da man nicht wissen konnte, wie lange wir schon auf falscher Fährte waren, und da nach Aussage Boguslavskis unser Curs im allgemeinen richtig war, strebten wir vorwärts in der Hoffnung, bald wieder an die Meilensteine der Chaussee zu kommen. Es wurde immer dunkler und der Weg immer undeutlicher, bis er sich zuletzt ganz verlor. Aller Berechnung nach konnten wir nicht weit vom Ziele sein und wir bemühten uns deshalb ernstlich, ein Nachtlager in Gesellschaft von Schlangen und Stechfliegen zu vermeiden. Eine Suchexpedition, aus Boguslavski und Keiser bestehend, wurde ausgesandt, um nach der treulosen Chaussee zu fanden. Nachdem sie schon eine geraume Weile fort waren, fiel plötzlich ein Schuss. — Was war das? Die Zurückgebliebenen sahen sich erschrocken an. Bei mir mischte sich vielleicht etwas Freude in den Schreck, als ich dachte: »Räuber!« Sollte das endlich einmal ein Abenteuer sein, das der Mühe des Erzählens wert wäre? Ich spannte meinen Revolver und war schon im Begriffe, mich auf dem Bauche anzuschleichen, als ich mir mit ironischem Lächeln sagte: »Wenn es hoch kommt, haben sich die beiden verirrt.« Um die Verirrten auf die Spur zu bringen, ließ ich trockenes Gestrüpp aufschichten und anzünden, damit es als weithin sichtbares Feuerzeichen in die Steppe hinausleuchte; ich selbst setzte die Glocke an der Deichsel in Schwung und wir alle geizten nicht mit der Kraft unserer Kehlen. Nachdem alles Strauchwerk im Umkreis aufgebraucht war und wir uns durch eine halbe Stunde heiser geschrien hatten, tauchten plötzlich die Gestalten der »Vermissten« vor uns auf und richteten an uns die naive Frage, »warum wir nicht gekommen wären«. Es stellte sich heraus, dass die Suchexpedition schon in einer Entfernung von fünfhundert Schritten ihren Zweck erreicht hatte und uns durch den Signalschuss zum Kommen auffordern wollte. Zu bequem, sich zurück zu bemühen, hatten sie sich ins Gras gelegt, die Zeit mit Jagdgeschichten kürzend, und so auf uns gewartet. Danach gab es leichtes Spiel. Die Pferde wurden querfeldein geführt und bald erreichten wir die grau schimmernde Heerstraße; auf ihr gieng es flott weiter. Um 10 Uhr nachts drängten wir unser Gespann zwischen die Büffelkarren und das Vieh in einen Hof des Tatarendorfes Aralich. Beim Dorfältesten luden wir uns zu Gaste und erhielten das beste Zimmer angewiesen.

Die Häuser sind hier durchwegs aus Lehm gebaut, so auch dasjenige unseres Wirtes, welches sich allerdings als das eines reichen Mannes vor den übrigen durch seine Größe und die mehr ebenmäßige, festere Bauart auszeichnete; in die Fensterlöcher waren sogar Glasscheiben eingefügt. Die innere Ausstattung ließ nichts zu wünschen übrig. Dicke, schön gemusterte Teppiche deckten den Boden und für das Nachtlager gab es weiche Kissen und Steppdecken; auch ein Samovar und Theetassen standen zu unserer Verfügung. Aralich war das Endziel für die Reise zu Wagen; von dort ab gieng es zu

Pferde weiter. Natürlich standen wir am andern Morgen früh auf; natürlich waren die für 7 Uhr bestellten Reitthiere nicht zur Stelle; selbstverständlich schimpften wir weidlich und mahnten zur Eile, und — wie vorauszusehen — kamen wir nicht vor ½12 Uhr fort. Das alles gehört im Orient zu den Reiseeigenthümlichkeiten, ebenso wie bei uns der Schuster, der die unentbehrlichen Bergschuhe nicht zur rechten Zeit fertig hat. Endlich saßen wir im Sattel und strebten dem Ararat zu oder vielmehr an ihm empor; denn Aralich liegt sozusagen schon auf seinem Fuße. Wer am Fuße des Montblanc steht, kann auch gleich die »Ersteigung« beginnen und in höchstens zwei Tagen vollenden; vom Fuße bis nahe zum Gipfel des Ararat aber ist es eine lange »Reise«. Von Aralich brachen wir zunächt zu einem etwa 30 *km* entfernten Sommerlager von Kurden auf, wo die Herden auf den Bergwiesen weiden, deren Gras den Schmelzwässern sein Leben verdankt. Die Beschreibung des Höllenrittes bis nahe zu den Weidegründen möge man mir erlassen. Fünf qualvolle Stunden durch sandige, steinige Öden und Dorngestrüpp unter den prallen Folterstacheln des Feuerballes lassen sich nicht schildern, nur erdulden. Als wir gegen 5 Uhr uns im Zelte des Kurdenhäuptlings Babo niederließen, waren wir schon im Schatten des Ararat, dessen wuchtige Flanken hier machtvoll aufstreben; der gigantische Hochbau schirmte uns vor den Strahlen der niedergehenden Sonne, während das ebene Land in hellem Glanze ausgebreitet lag. Kühler wehen hier die Lüfte und es ist ganz angenehm, dass es in nicht allzu großer Entfernung kleine Holzbestände gibt. Eben wirft man den Wurzelstrunk eines uralten Birkenbaumes auf das Feuer am Eingange unseres Zeltes und aromatischer Duft steigt aus den knisternden Flammen. Unsere Wirte schlachten einen Hammel und das in Scheiben geschnittene Fleisch wird am Feuer geröstet; das gibt den köstlichen, knusprigen, von braunglänzendem Fette wie Honigseim triefenden Schaschlik. Nebenher werden uns Milchspeisen der verschiedensten Art, auf deren Bereitung die Nomadenvölker sich so gut verstehen, gereicht. Die saftigen Bratenstücke tunken wir in frische, unverfälschte Sahne, die uns in eisernen Schalen dargeboten wird.

Das Zelt, welches uns als alpines Obdach diente, gehörte zum Sommerlager eines Kurdenstammes und vertrat für uns die Sennhütte der heimischen Alpen, die ja so oft zum gleichen Zwecke benutzt wird. Der Vergleich ist auch insofern zutreffend, als diese hochgelegenen Wohnstätten nur zum Besten des Viehes bezogen werden. Allerdings ist zu bemerken, dass der Kurde mit Kind und Kegel und mit seiner gesammten Habe im Frühsommer das feste Winterdorf in der Ebene verlässt und auf die »Alpe« zieht. Da er nur für eigenen Gebrauch erzeugt, ist dieses Verfahren natürlich das bequemste und billigste. Wenn die rauhe Jahreszeit beginnt, werden die Zelte abgebrochen und, wie er gekommen, mit Sack und Pack, sucht unser Nomadenstamm seine Lehmhäuser wieder auf, um im darauffolgenden Jahre zurückzukehren, sobald der Schnee von den frisch grünenden Weiden geschmolzen ist. Richtige Sennhütten, die den unseren durchaus ähnlich sind und in genau derselben Weise benutzt werden, sah ich in den Bergen des Kartsch-Chal (50 *km* südöstlich von Batum). Die Kurdenzelte bestehen aus einem schweren, lodenähnlichen Stoffe von dunkelbrauner Farbe, der über ein Gerüste von Stangen geworfen und durch Seile

an Erdpflöcken festgespannt wird. Das Ganze hat ungefähr die Gestalt eines langfirstigen, nicht allzu steil abfallenden Daches. Die Plane reicht nicht bis auf den Boden, sondern es werden die Seiten durch etwa halbmeterhohe Rohrmatten geschlossen. Solche Matten oder »spanische Wände« dienen auch zur Abtheilung des Innenraumes; sie sind meist sehr kunstvoll gearbeitet und bilden den wertvollsten Theil der Einrichtung. Angefertigt wird so ein Wandschirm aus 50 bis 60 *cm* langen Rohrstäben, die zu Bändern aneinander gereiht werden; bei den besseren ist jedes Stäbchen mit verschiedenfarbigen Fäden in der Weise umwickelt, dass es bunt geringelt erscheint. Durch bestimmte Anordnung dieser Ringel wird erreicht, dass beim Zusammenbinden der Stäbe ein nicht nur aus geraden, sondern auch aus gebogenen Linien und sogar Kreisen gebildetes Muster entsteht. Wie leicht einzusehen, ist das Verfahren mühsam, und dementsprechend kostet beispielsweise eine hübsche Rohrwand von beiläufig vier Meter Länge bis zu vierhundert Mark.

Schutz gegen die Feuchtigkeit des Bodens gewähren zolldicke Filzteppiche. An der Vorderseite ist das Zelt offen und nur bei sehr schlechtem Wetter werden Vorhänge an die Kante der Plane geknüpft. Die Reinlichkeit im Innern der Zelte lässt nichts zu wünschen übrig, denn der Kurde tritt nie anders als in Strümpfen in sein teppichbelegtes Heim, die Schuhe lässt er vor der Thüre.

Der Standort des Lagers, über dem unser Wirt Babo als Oberhaupt waltete, war nicht weit vom Kosakenposten Sardabulak, der auf dem Sattel zwischen dem Kleinen und Großen Ararat steht, um den Übergang nach Persien zu bewachen und Schmuggel zu verhindern. Als Wahrzeichen zum Auffinden dieser Stelle mag ein Grashügel dienen, der dem von Aralich Kommenden als erstes, scharf ausgeprägtes Berggebild auf den bis dahin unmerklich ansteigenden Hängen des Masis erscheint. Eigentlich ist es ein Hügel von ganz anständiger Größe; aber die Mächtigkeit des über ihm aufragenden Vulcans lässt ihn von weitem nur als einen geringfügigen Auswuchs erscheinen. Als Meereshöhe unseres Aufenthaltes gaben meine Gewährsmänner 8000 russische Fuß = 2500 *m* an; leider kann ich weder für diese, noch für andere Höhenangaben bürgen, da mein Koffer mit den Instrumenten auf der Ausreise verloren gegangen war.

Pferdegetrappel weckte uns am Morgen des 4. September. Es war der Kosakenofficier Posharski, welcher damals den Posten zu Sardabulak befehligte. Unser Freund Boguslavski hatte ihn durch einen Boten von unserer Ankunft benachrichtigen lassen und er hatte sich schon in aller Frühe auf den Weg gemacht, um uns zu begleiten, trotzdem er erst einige Tage vorher mit mehreren seiner Untergebenen den Gipfel des Ararat »gestürmt« hatte. Man hatte uns schon vorher von der außerordentlichen Geschwindigkeit erzählt, mit der er, alle anderen hinter sich lassend, ohne Rast in fabelhaft kurzer Zeit hinaufgelaufen sein sollte. Dafür ist er auch Officier bei den gefürchteten Plastuni (von polsatj = kriechen), das sind Kosaken »zu Fuß« aus dem Gebiete des Kuban.

Eile hatten wir nicht und ließen deshalb erst um 9½ Uhr satteln. Gerne hätte ich mir einen eigenen Weg über die Nordostflanke gesucht; aber in unserer zusammengewürfelten Gesellschaft herrschte Mangel an geübten Bergsteigern, und obgleich ein nicht schwieriger Anstieg zu finden gewesen wäre, so würde doch der Umstand, dass dort kein für Pferde gangbarer Pfad hinauf-

führte, die Kräfte der meisten auf eine Probe gestellt haben, der sie nicht gewachsen waren. Doch auch einer Dreizahl erprobter Alpinisten würden sich Schwierigkeiten entgegenstellen, welche Zsigmondy in seinem Werke »Über die Gefahren der Alpen« zu erwähnen glücklicherweise nicht nöthig hatte — Räubergefahr. In vielen wilden Gebieten reiht sie sich — und nicht an letzter Stelle — zu den Gefahren des Bergsteigens, allerdings an die unter der Schneegrenze, denn sind wir einmal mitten in Eis und Firn, so kämpfen wir gegen mächtigere und achtbarere Feinde, die sich als unsere besten Freunde zeigen und uns die höchsten, hehrsten Freuden gewähren, wenn wir sie besiegt haben. Am Ararat steht es damit besonders schlimm, weil dort die Grenzen dreier Reiche aneinanderstoßen. Die vor mehreren Jahren erfolgte Ermordung des Kosakenpostens in Sardabulak und die Abenteuer von Jules Leclerq zeigen zur Genüge, dass es um Masis[1]) nicht ganz geheuer sei. Nichts ist leichter für einen Kurden, als nach Ausübung eines Verbrechens über die Grenze zu verschwinden. Die Russen können ihm drüben nichts anhaben und die türkische oder persische Regierung kümmert sich nicht darum. Da nun niemand gerne an sich die Erfahrung machen möchte, dass am Ararat aus Felsblöcken ganz unversehens Kugeln sausen können, so thut man gut, sich wie wir der Gastfreundschaft der Kurden zu versichern und einige von ihnen als Träger anzuwerben, denn dann ist man gegen Geschosse, von denen niemand weiß, woher sie kommen, so ziemlich gesichert. Hieraus ergibt sich auch wohl, weshalb bisher immer derselbe alte Weg zur Ersteigung gewählt wird; es ist eben unthunlich, einen Tross Wilder über schwieriges Terrain mitzuschleppen.

Um 10 Uhr ritten wir fort in Begleitung Babos und einiger seiner Stammesgenossen, vier an der Zahl. Zu Beginn meiner kaukasischen Bergfahrten beschlich es mich zuweilen wie leise Beschämung, wenn ich hoch zu Ross bis nahe an das Gipfelmassiv vorrückte; bei uns würde so mancher es für unzunftmäßig halten, bei einer Monte Rosa-Tour sich bis zum Riffelhaus auf Maulthiersrücken befördern zu lassen. In Gebirgen aber, wo man mit endlos langen Thälern und überhaupt mit sehr großen Entfernungen zu rechnen hat, liegen die Verhältnisse wesentlich anders. Zeitgewinn und Kräfteersparnis haben in wilden, unwegsamen Gebieten, wo jeden Augenblick große Forderungen an den Reisenden herantreten können, sicherlich viel zu bedeuten. Man ist eben unter der Schneegrenze nicht Berg»steiger«, sondern Berg»reiter«, und dass das Bergreiten auch eine Kunst ist, die gelernt sein will, wird mir jeder bestätigen, der einmal nach achtstündigem Bergritte sich mit steifen Gliedern aus dem Sattel fallen ließ. Da heißt es fortwährend mit scharfer, nimmer ermüdender Aufmerksamkeit auf den Weg achten, um dem Pferde die nöthige Hilfe zu geben; an bedenklichen Stellen muss man bereit sein, im Nu abzuspringen; denn auch das geschickteste Thier kann einen Fehltritt machen. Ist es mir doch einmal zugestoßen, dass mein Gaul einen Abhang hinunterkollerte und ich mich noch gerade früh genug von ihm trennte. Sorgsam geleitet, leisten solche Pferde aber auch alles Mögliche; kaltblütig, ausdauernd überwinden sie enge Felsenpfade, steile Hänge und das Blockgewirr der Moränen.

[1]) Name des Ararat bei den Armeniern.

Vom Zeltlager schlug unser Trupp eine südliche Richtung ein, um den, dem Kleinen Ararat zugewendeten Gratrücken zu erreichen. Von diesem Wege ist nicht viel zu berichten. Es geht bergauf, bergab, durch ein Haufwerk dürftig bewachsener Schuttkegel und verrotteter Felsrippen zu einem südöstlich gerichteten Thale. Früher war dasselbe vielleicht das Bett eines Gletschers, als dessen Überrest der Firnhang gelten mag, welcher den Abschluss des Thales bildet. Ein Gratthurm steht hoch oben am Rande des Firnstromes, ein Wegzeichen, das dem Alpinisten zuwinkt, seinen Weg über die steile, aber gleichmäßig ansteigende Fläche zu nehmen. Sicherlich führt dort die kürzeste Anstiegsroute hinauf (obwohl etwas steinverdächtig), und gerne hätte ich sie mir erwählt, wenn nicht mein Pickel in dem verlorenen Koffer gewesen wäre. Zwar hatte ich mir in Eriwan drei Pickel herstellen lassen, indem ich von einem eingeborenen Schmiede spitze Hauen an unseren Alpenstöcken befestigen ließ; aber die Dinge sprachen allen Gesetzen der Festigkeit Hohn. Alle drei endeten ihr irdisches Dasein, ehe sie noch Schnee zu sehen bekommen hatten. Es blieb mir daher nichts anderes übrig, als den Weg der »großen Menge« zu gehen. Am Ende des Thales ließen wir die Pferde unter der Obhut zweier Kurden an einem kleinen, von einem Bächlein durchflossenen Grasplatze zurück, um den Weg zum Bivouac zu Fuß zurückzulegen. Um 1 Uhr hatten wir diesen Ort erreicht (Höhe circa 3600 *m*) und um 2 Uhr stiegen wir über Geröll zum Grate, traversierten einen dahinter liegenden Hang und kamen um 5 Uhr zu unserem Bivouacplatze, der ungefähr 4200 *m* über dem Meere liegen dürfte. Posharski hatte hier einmal übernachtet und wir fanden daher schon im Windschatten großer Blöcke ein von Steinen gesäubertes und mit nothdürftiger Schutzmauer umgebenes Plätzchen vor. Wir waren alle froh, angelangt zu sein; einige von uns waren recht ermattet und auch ich fühlte mich etwas abgespannt. Während des ganzen Tages war schönes Wetter gewesen und zu den Einwirkungen des verringerten Luftdruckes hatte sich eine unangenehme Schwüle gesellt, um bei fast allen ein mehr oder minder leichtes Unbehagen hervorzurufen. Natürlich litten die an solche Höhen nicht Gewöhnten am meisten; bei mir war wahrscheinlich vor allem die Hitze daran schuld; denn in den Alpen würde in diesen Regionen noch der frische Hauch der Gletscher genügen, um den Anfängen der Bergkrankheit vorzubeugen.

In einer Vereinshütte beim wärmenden Herde und auf molligem Lager würden sich jedenfalls alle schnell erholt haben; aber in einem Bivouac unter freiem Himmel, mit kaum genügend Brennmaterial, um eine Tasse Thee zu kochen, geschweige denn eine Erbssuppe, musste unsere Neulinge große Entmuthigung erfassen. Boguslavski, Keiser und Makandaroff beklagten sich am meisten über Appetitlosigkeit und die immer mehr zunehmende Kälte. Trotzdem ich ihnen empfahl, etwas zu essen, nahmen sie doch nur heißen Thee und Rum zu sich. Posharski war ganz munter; seine Kosakennatur verleugnete sich keinen Augenblick. Die Kurden blieben schweigsam und verschlossen wie gewöhnlich. Um zu schlafen, rückten wir dicht zusammen und breiteten das spärliche Deckenmaterial über uns. Zuvor hatte ich noch, altbewährten Grundsätzen getreu, und den spöttischen Bemerkungen der übrigen zum Trotz, Stiefel und Jacke ausgezogen. Das Schuhwerk diente als Kopfkissen; die Füße steckte

ich in meinen Rucksack und die Joppe war eine zweite Decke. So hatte ich es recht warm und schlief ausgezeichnet. Schließlich betrachtete ich doch die Sache auch als ein Vergnügen und war nicht so grenzenlos unglücklich wie der an sonnigere Gefilde gewohnte Makandaroff, der kein Auge schloss, und der arme Boguslavski, welcher an heftigem Kopfweh litt.

Als es zu dämmern anfieng, kam wieder Leben in die Gesellschaft; etwas Brot wurde rasch mit einem heißen Trunke hinuntergespült, und um fünf Uhr morgens brachen wir auf, immer in westlicher oder südwestlicher Richtung fortschreitend. Für eine genaue Beschreibung des Weges liegt kein Grund vor; denn auf den Ararat kann jedes Kind finden. Zu Naturschilderungen bietet sich ebensowenig Anlass: Felsentrümmer, Schutt, Geröll, endlos, einförmig, grauenhaft öde; schwarzes Lavagestein, lockeres Geschiebe mit scharfen Splittern, hie und da Schneefelder; — weiter nichts. Umsomehr Stoff zu Beobachtungen lieferten die verzweifelten Menschen, welche sich an dem elenden Noah-Vulcan hinaufarbeiteten. Welche sonderbaren Gipfelstürmer! Posharski allerdings kommt dabei nicht in Betracht; denn er war gleich allen mit der wilden Ausdauer der Kosaken vorangeeilt und erreichte den Rand der Calotte zwei Stunden vor irgend einem anderen. Aber welch ein Bild zeigen uns die übrigen, gestern noch so hoffnungsfreudigen Bergsteiger! Mühsam kriechen sie an den langweiligen Hängen empor. Einer ist voran; doch auf einmal lässt er sich erschöpft nieder. Von den Nachfolgenden geht einer an ihm vorbei; die anderen sehen, dass sie nicht zurückgelassen werden, und ruhen sich ebenfalls aus. Einige gehen für kurze Zeit neben einander; nach einer Viertelstunde haben sie wieder einige hundert Meter zwischen sich; der eine oder der andere erkämpft sich durch verbissene Entschlossenheit einen Vorsprung; doch er hält es nicht lange aus und wird wieder überholt. Gelingt es einmal, sich vollzählig zu versammeln, so sind nach zehn Minuten wieder alle getrennt. Manchmal bin ich an der Spitze und manchmal hinten. Eine nie gekannte Ermattung hat sich meiner bemächtigt, und trotzdem ich nach alter Regel den bedächtigen Schritt ohne Hast, ohne Übereilung einhalte, muss ich doch alle zwanzig Schritte Athem schöpfen und mich niederlegen.

Am schlimmsten war Boguslavski daran; bei ihm stellte sich sehr bald nach dem Aufbruch Erbrechen ein. Aus meiner Taschen-Apotheke, die bis dahin von den meisten belächelt worden war, gab ich ihm Hoffmannstropfen, die ihm etwas frischen Muth einflößten und die hierauf reißenden Absatz fanden. Mit bewundernswerter Energie schleppte er sich bis nahe ans Ziel; Makandaroff und Keiser waren ebenso wie ich im höchsten Grade erschöpft; zu einer heftigen Bergkrankheit kam es aber bei uns nicht.

Endlich am 12 U. 15 erreichte ich den Rand der Calotte, wo ich Posharski in sanftem Schlummer fand. Hier befinden sich die Steinmänner. In dem einen ist ein eiserner Kasten, welcher neben den üblichen Papieren auch ein Maximal- und Minimal-Thermometer birgt (ein ebensolches im zweiten Steinmann). Pastuchow hat durch zwei gravierte Messingtafeln seine Besteigungen von 1893 und 1894 verewigt. Hier ist der Punkt, an dem freies Gestein am weitesten hinaufreicht; bis hieher kann man gelangen, ohne jemals genöthigt zu sein, Schnee zu überschreiten; weiter oben ist alles eine zusammenhängende Eiskappe, aus der kein Fels mehr hervorragt. Firnfelder von großer Ausdehnung

reichen zwar tief hinab, aber das schwarze Geröll schiebt sich in Gestalt schmaler Zungen (d. h. schmal im Vergleich zu den riesenhaften Ausmaßen, mit denen wir hier zu rechnen haben) bis nahe zum höchsten Gipfel vor. Als ich von Eriwan aus Anstiegsrouten suchte, war mir allerdings die Südostseite verborgen gewesen, und ich hatte meine Aufmerksamkeit mehr den Westhängen zugewandt. Auch hier ist der schwarze Untergrund in Streifen bis weit nach oben ausgeapert; nach dieser Seite liegt aber das völlig vergletscherte Gipfelplateau, welches in seiner ganzen Ausdehnung zu überschreiten wäre. Drei kugelförmige Schneedome sind dieser Firnebene aufgesetzt, und der am weitesten östlich gelegene ist die höchste Spitze des Masis. Von den Steinmännern ist er in einer halben Stunde zu erreichen.

Mit nichts lässt sich der Ararat besser vergleichen, als mit einem mächtigen Steinhaufen, auf den man breiigen Zuckerguss rinnen ließ. An der Spitze würde sich eine compacte Masse bilden, von der nach allen Seiten weiße Ströme niederfließen, einige breit, andere schmal, einige tief hinunterreichende, andere nach kurzem Laufe erstarrend. Nur die Nordseite sieht böse aus mit dem drohenden Kraterschlund, wo schroffe Wände und schillernde Eisbrüche das Grauen des Wanderers erregen.

Allmählich fanden sich alle ein; aber die meisten waren froh, soweit gekommen zu sein, und verzichteten darauf, weiter vorzudringen; ihrem Laienverstande zufolge war ein Berg schon so gut wie besiegt, wenn man nur »einen Steinwurf« vom Gipfel war. Posharski und ich traten jedoch die kurze Gletscherwanderung an. Wohl hatte ich ein Seil mitgebracht, fand es aber nicht für nöthig, es zu gebrauchen. Wir waren auf einer hart gefrorenen Fläche, in der die Nägel der Stiefel noch genügend Halt fanden, um das Erklimmen einiger geringen Neigungen zu ermöglichen. Zur Zeit waren nirgends Spalten zu sehen. Um 1 Uhr standen wir auf dem höchsten Punkte; ich entfaltete meine Fahne, und ein echter, heimischer Juchzer schallte zu den Gefährten hinüber. Posharski hatte eine halbe Flasche Cognac bei sich, und ich schämte mich nicht, den verpönten Trank mit ihm zu theilen.

Es war der 4. September. Gern wäre ich zwei Tage früher da oben gewesen, am selben Tage, da im Jahre vorher Sectionsgenossen eine der gefürchtetsten Zinnen der Alpen bezwangen. Doch gegen orientalischen Bummel kämpft man vergebens; Pünktlichkeit und Genauigkeit sind hier unbekannte Größen, und wer überhaupt etwas ausrichten will, muss sich in Geduld den Gebräuchen fügen. Wohl hatte ich schon seit einer Woche zur Eile angetrieben; aber immer waren durch die Nachlässigkeit der Kutscher und Pferdelieferanten Verzögerungen eingetreten. Seit ich den Ararat zum erstenmale erblickte (29. August), war immer schönes Wetter gewesen, und der Gipfel lag zumeist klar da. Das ist sehr selten, und ich fürchtete, den geeigneten Moment zu versäumen. Thatsächlich wurde es auch am Tage nach unserer Besteigung trübe und regnerisch, und das Haupt des Vulcans barg sich in schweren Wolken.

Wir hatten befriedigende Aussicht; nur dann und wann zogen leichte Schleier vor den einen oder anderen Theil des Panoramas. Und war der Rundblick der Mühe wert? War ich erfreut? Nein, die Unzufriedenheit überwog. Was ich an Befriedigung empfand, hätte mir auch der dickste Nebel nicht geraubt;

im Gegentheil: der feuchte, frische Hauch hätte mich ein größeres Vergnügen oder vielmehr weniger Missvergnügen an den Anstrengungen finden lassen. Was unter uns lag, war keineswegs dazu angethan, mich für die schwere Mühe zu entschädigen; denn eine solche war der achtstündige Martergang vom Bivouac bis zum Gipfel; eine ertödtende Kriecherei über eine Bergleiche, im Gewande der tiefsten Trauer, das der glitzernden, weißen Krone spottet. Schwarz und düster dehnen sich die starren, trockenen Schutthalden über den breitfüßigen Kegel. Klein nur im Vergleich zum starren Fels ist die Decke des Schnees. Vergebens harrt unten das dürstende Land auf Erquickung und schaut sehnend zur eisigen Höhe. Das wenige Wasser, welches von dort oben heruntersickert, wird von dem Siebfilter des trockenen Gerölles aufgesogen und von gierig klaffenden Schründen verschlungen, ein Quell, der im Ursprung versiegt. So steht er da, der todte Koloss, ein tyrannischer Monarch, dessen herrlich glänzender Firnschatz in Nichts aufgeht, ohne befruchtend zu wirken; kalt und grausam blickt er aus erhabener Öde auf die sandige Ebene, die er nicht laben kann. Neben ihm ragt der bahrtuchfarbene Aschenthurm des Kleinen Ararat auf; er ist wahrlich geschaffen, ein Grabstein zu sein für die, welche auf ihm ruhen. (Nach einer Mittheilung des Herrn Pof. Arzruni befinden sich Grabstätten auf dem Gipfel.)

Und wenden wir uns von der näheren Umgebung der Ferne zu? Wohl schweift der Blick vom Pontus zum Kaspi; — doch die Wasserläufe unter uns sind zu unbedeutend, als dass wir sie erspähen könnten; dunkle Rillen, nicht friedlich blinkende Silberfäden durchfurchen die gelbe Reliefkarte, welche, wie aus starrem Gips geformt, leblos unter dem ewigen Einerlei des wolkenlosen Firmamentes sich ausbreitet. Wir ahnen im fernen Norden die edlen, kraftvollen Festen des Elbrus und des Kasbek; vor ihnen liegen viele frischgrüne Bergländer; doch wir erkennen sie nicht — alles Schöne ist dem Gesichtskreise entrückt. Die hochragende Warte zeigt uns nur kummervolles Dasein; zwar soll von ihr alles neue Leben ausgegangen sein, aber es scheint, als wäre der Fluch der großen Flut noch nicht vom Lande gewichen. Wenn auch die Gärten von Eriwan und andere Oasen als kleine, grüne Flecken in den stumpfen Farbentönen erscheinen, so sind sie doch nur dazu angethan, unsere Augen die allgemeine Trostlosigkeit herber empfinden zu lassen.

Suchst du nach etwas, das poetische Begeisterung in dir erweckte — verlorene Liebesmühe! Sieh dort im Angesicht der Trümmer des Alagiös, der einst noch herrlicher als Masis zum Himmel strebte, die Ruinen von Ani. Bröckelnde Mauern, zerfallene Paläste, leere Fensterhöhlen trauern inmitten ausgebrannter Wüsten, ein altes Gerippe, das in Einsamkeit langsam zerfällt. Einst war das die Hauptstadt eines mächtigen Reiches, welches sich weit um den Mittelpfeiler des Ararat dehnte; — und jetzt? In alle Winde zerstreut sind die Stämme Haiks; die Armenier sind vaterlandslos; jammernd dringt ihr Klageschrei gen Himmel. Die Brüder drüben seufzen unter türkischer Herrschaft. Wenden wir unsere Blicke nach Süden, so fallen sie auf die schattenlose Mondlandschaft der persischen Hochebene. Kahle Krater, Rillen und Kämme drängen sich hier um den Fuß der beiden Ararate. Dort hausen in großer Zahl die wilden Kurden, denen Raub und Mord natürliches Bedürfnis ist. Welch Heer von traurigen Ge-

danken drängt sich dem Beschauer auf: von seinen Füßen bis zum Horizont Sterben und Kränkeln, wüstes Land, in Staub versinkende Städte, Sclaven unter Tyrannenjoch und schuftige Räuber! Wahrlich der Ararat ist ein ewiges Memento mori! Das ist kein warmes, lebendiges Gemälde von Lebenslust und Lebensweh; es sind die Todtenschädel am Strande der Vergessenheit.

Die Umschau ist beendet; leichten Herzens wenden wir uns zum Abstieg Bald sind die Steinmänner wieder erreicht, und nach kurzer Rast geht es (1 U. 30)' bergab über den rollenden Schotter des Hanges. Die Lungen arbeiten leichter; jetzt kommt die in den Alpen erworbene Übung ganz zur Geltung. Während die übrigen über das holperige Gelände abwärts stolpern, laufe ich voraus; nur Posharski bleibt beharrlich bei mir. Schwebenden Schrittes wandle ich auf wenig geneigtem Moränenpflaster, oder fliege in federndem Galoppsprung den Steilhang hinunter, dass die Schuhnägel klirren und klingen. Fortwährend ändert sich das Gefüge des Berges unter dem eilenden Fuße; trotz aller Gleichförmigkeit des Ganzen ist doch im Einzelnen Wechsel. Aus dem rutschenden Gebröckel ragen, wie Klippen aus den Fluten des Wildbaches, Thürme, Mauern und Zacken mannigfacher Form hervor. Einige sind ziemlich hoch, von grotesker Gestalt mit torkelnden Zinnen und bröckelnden Simsen; die meisten erheben sich nur wenig über das Chaos des Trümmerschuttes, Terrassen und Stufen bildend, über die man hinabsteigen muss. Da sie nicht gar so unzuverlässig aussehen, sind sie umso gefährlicher, denn sie sind bis ins Mark verfault. Der Tod lauert in jedem ihrer Steine. Dazwischen kommen wieder Wirrsale mächtiger Blöcke oder Rinnen mit feinem Grus, in dem der Schuh knirschend tiefe Furchen zieht. Und jetzt blinkt die weiße Fläche eines Firnfeldes, der Schnee ist gerade von der richtigen Beschaffenheit für »stehend abfahren«. Sausend geht es hinab, knirschend und zischend sprühen die weißen Eisnadeln. Wenn es nur immer so bliebe! Doch jäh bricht das sanfte Dahingleiten ab in den krachenden Lavascherben am Ende der Rutschbahn. Der Fuß quatscht im schmutzigen Schmelzschnee. Die Steine schurren im Eisbrei, und wieder geht's in abgehackten Sätzen über die kreischenden und klappernden Splitter des schwarzen Auswurfs aus den Höllenrachen.

Ein dunkler Schatten huschte bei jenem Abstiege an unserem Unternehmen vorüber; es war bei einem jener Felsbaue, von denen ich schon oben sprach, und die unter dem Äußeren einer trutzigen Festigkeit die Tücke der Mausefalle bergen. Posharski gieng einige zehn Schritte vor mir; ich sah, wie er, im Begriffe, eine niedrige Stufe hinabzusteigen, sich seitlich an einer rissigen Mauer stützte; dann wurde ich für den Bruchtheil einer Secunde festgebannt; ein toller, schmerzender Schreck trieb mir die Augen aus den Höhlen, als ich einen riesigen Quader, groß wie ein Sarg, vor mir sah, der lautlos niederklappte auf den vergeblich widerstehenden Kosaken. Den Rest verbarg mir die Felsenstufe. Schwache Hoffnung kämpfte gegen krampfende Beklemmung, als ich auf den Ort des Unfalles zustürzte. Was konnte ich anderes zu sehen erwarten als eine greulich verstümmelte Leiche? Doch das Schicksal war dem Unbesonnenen gnädig. Der gewichtige Block war nur auf Posharski »gerutscht« und zwar auf seine Beine. Der Oberkörper war durch die Wucht des Falles aus dem Bereiche der niedergehenden Masse geschleudert worden. Doch auch die Beine

wären nicht so glimpflich davongekommen, wenn nicht zufällig gerade an jener Stelle weicher Sand gewesen wäre, der dem Drucke nachgab. Auf einer harten Unterlage wären die schlimmsten Quetschungen und Knochenbrüche unausbleiblich gewesen. Posharski hatte keine Gliedmaßen gebrochen oder innere Verletzungen davongetragen. Sein Äußeres allerdings zeigte die Spuren des Unfalles. Am Kopfe hatte er große Löcher, die stark bluteten; die Beinkleider waren ihm buchstäblich vom Leibe gerissen; auch der Rock hatte schwer gelitten; an den Waden und Schenkeln klafften Risswunden und mein Verbandzeug kam ihm recht zustatten. Hiedurch ließ sich aber unser Kosak nicht beirren; den Schmerz verbeißend, setzte er den Abstieg fort, als ob nichts geschehen wäre.

Am Bivouac langten wir um 3 U. 30 an, also in wenig mehr als zwei Stunden nach Verlassen des Gipfels. Vergleicht man damit die für die gleiche Strecke im Aufstiege gebrauchte Zeit (8 Stunden), so muss der bedeutende Unterschied sehr auffallen. Man ersieht daraus besser als aus weitläufigen Beschreibungen die entkräftende Einwirkung des verminderten Luftdruckes.

Von dem weiteren Verlaufe der Ararat-Tour ist nicht viel zu sagen. Wir erreichten noch selbigen Tages die Pferde und spät abends die Zelte der Kurden, von wo wir dann auf bekannten Pfaden anderen Abenteuern entgegeneilten.

Zur alpinen Kartographie.

Von

L. Obermair.

Der Jahrgang 1892 der Zeitschrift des Vereins brachte eine Zusammenstellung über den »gegenwärtigen Stand der wichtigsten Alpenkarten« mit Übersichtsskizzen, in Ergänzung einer ähnlichen Arbeit im Jahrgang 1884. Seitdem haben sich durch die fortlaufende Fortsetzung der in den beiden Zusammenstellungen angeführten größeren Kartenwerke zahlreiche Veränderungen ergeben, die zunächst hier, behufs Richtigstellung der Angaben, insbesondere in den Kartennetzoleaten des Jahrgangs 1892, zur Kenntnis gebracht werden sollen:

ad I, 6. (l. c. 1892.) Karte von Mitteleuropa 1 : 200.000. Die Karte schreitet rüstig vorwärts und ist der mittlere und nordöstliche Theil bereits vollständig erschienen, so dass im allgemeinen nur mehr Siebenbürgen, Rumänien und das Gebiet südlich der Save-Donau-Linie, sowie der Theil westlich des Meridians von Linz (32°) fehlen. Damit ist die Karte an das Alpengebiet herangekommen und sind von diesem bereits die Blätter Linz, St. Pölten, Wien, Graz, Steinamanger, Laibach, Klagenfurt und Cilli erschienen.

ad I, 7. Reymanns Karte von Mitteleuropa 1 : 200.000. Von den Blättern des Alpengebietes sind ferner erschienen: 604. Hallstatt, 606. Mariazell, 635. Judenburg, 636. Graz, 664. Spital, 665. Gurk, 666. Wildon, 694. Villach, 715. Annecy, 716. Mont Blanc.

ad II, 2. Generalstabskarte des Deutschen Reiches 1 : 100.000. Von den Alpenblättern sind bis jetzt erschienen: 659. Constanz und 653. Traunstein.

ad II, 3. Vogels Karte von Deutschland, 1 : 500.000, ist jetzt vollständig erschienen. Alpengebiet (bis zur Linie Bern—Ragaz—Großglockner—Tamsweg) umfassen (außerordentlich plastisch dargestellt!) die Blätter 25. Mülhausen, 26. Augsburg und 27. München.

ad II, 4. Topographischer Atlas von Bayern 1 : 50.000. Aus dem Alpengebiet erschienen neu noch Blatt 85. Traunstein Ost und West, Blatt 86. Salzburghofen, Blatt 82. Ost, Weilheim. Blatt 92. West, Wendelstein (früher Auerburg).

ad II, 5. K. b. topographisches Bureau, Positionsblätter 1 : 25.000. Es sind weiterhin noch erschienen: Blatt 766. Reisting, 767. Tutzing, 779. Oberteisendorf, 780. Teisendorf, 790. Weilheim, 791. Eberfing, 816. Uffing, 817. Murnau, 829. Sonntagshorn, 843. Unterammergau, 844. Oberammergau, 845. Eschenlohe, 857. Reuteralp, 872. Ettal, 873. Wallgau, 874. Walchensee, 875. Riss, 886. Schellkopf, 888. Partenkirchen, 889. Mittenwald, 897. Zugspitze, 898. Dreithorspitze, 899. Scharnitz.

ad II, 6. Specialkarte der österreichisch-ungarischen Monarchie. Die Karte erscheint gegenwärtig in vollständig umgearbeiteter Neuauflage. In dieser reambulierten Neuausgabe ist bereits ganz Südtirol von den Blättern Glurns, Meran, Klausen, Toblach südwärts, ferner die Blätter Sölden, Sterzing, Bruneck, Lienz, Hohenems, Stuben, Landeck, Ötz, Matrei, Wilde Gerlos, Großglockner, Zell am See und Innsbruck, im ganzen 29 Blätter, erschienen. Gletscher- und Felszeichnung ist dabei eine feinere und deutlichere geworden und sind touristische Einzelnheiten viel reichlicher eingetragen. Preis à Blatt 50 kr. Mit Bezeichnung der markierten Wege sind erschienen, à Blatt 70 kr.: (siehe 1892, Netz 10) die Blätter I, 16; II, 17; III, 17, 19, 21; IV, 17—23; V, 16—20; VI, 17—20; VII, 16—18; VIII, 14—18; IX, 14—18 und 20; X, 12—20; XI, 12—20; XII, 11—19; XIII, 10—17; XIV, 10, 12—16. Im ganzen also 77 Blätter.

ad II, 7. Ravenstein, Karte der Ostalpen 1 : 250.000, ist jetzt vollständig erschienen.

ad II, 14. Freytag, Specialtouristenkarten. Die Blätter Ia und III wurden 1893 neu ausgegeben, wobei besonders alle Wegmarkierungen in blauer Farbe eingetragen wurden.

ad II, 15. D. u. Ö. A.-V. Specialkarten. 1893 ist neu hinzugekommen die Karte der Ötzthaler und Stubaier Gruppe 1 : 50.000, Farbendruck, Blatt IV. Weißkugel. Auf Grundlage der Originalaufnahmen des k. k. militärgeographischen Instituts, bearbeitet von Ingenieur Simon in Interlaken. (Größe 62 × 50 *cm*, Terrain in 50 *m* Niveaulinien.)

Die Karte des B e r c h t e s g a d e n e r Landes ist auch in e i n e m Blatte zu 5 Mk., und die der Z i l l e r t h a l e r g r u p p e ebenfalls in einem Blatte zu 3 Mk. zu haben.

ad IV, 3. Gran carta d' Italia 1 : 100.000. Vom Alpengebiet sind noch ferner erschienen, zum Theil das Terrain nur in Curven: Blatt 6. Splügen, 7. Pizzo Bernina, 16. Canobbio, 17. Chiavenna, 18. Sondrio, 32. Como, 33. Bergamo, 34. Breno, 35. Gargnano, 36. Schio, 37. Bassano, 45. Milano, 46. Treviglio, 47. Brescia, 48. Peschiera, 49. Verona, 51. Venezia, 59. Pavia, 60. Piacenza.

ad IV, 4. Tavolette etc. 1 : 50.000. Ferner sind noch erschienen, bezw. nachzutragen:
Blatt 13. Quadrant II. Ampezzo;
„ 14. I. Pontebba, II. Chiusaforte, III. Tolmezzo, IV. Paluzza;
„ 24. I. Maniago, II. Spilimbergo, III. Aviano, IV. Clant.

Tavolette etc. 1 : 25.000: Blatt 25, Quadrant I, NO. Monte Maggiore, SO. Platischus, SW. Tarcento, NW. Lusevera; II. NO. Cividale, SO. Premariacco, SW. Udine, NW. Tricesimo; III. NO. Fagagna, SO. Pasian-Schiavonesco, SW. Sedegliano, NW. Daniele del Friuli;

Bl. 44.	I.	NO. Busto Arsizio,	SO. Parabiago,	SW. Cuggiono,	NW. Gallarate;
„	II.	„ Magenta,	„ Abbiategrasso,	„ Cerano,	„ Trecate;
„	III.	„ Novara,	„ Vespolate,	„ Borgo Vercelli,	„ Biandrate;
„	IV.	„ Oleggio,	„ Bellinzago,	„ Momo,	„ Cuno;
„ 45.	I.	„ Vimercate,	„ Gorgonzola,	„ Sesto S. Giovanni,	„ Monza;
„	II.	„ Melzo,	„ Paulle,	„ Melegnano,	„ Lambrate;
„	III.	„ Milano,	„ Zibido,	„ Caggiano,	„ Bareggio;
„	IV.	„ Barlassina,	„ Bollate,	„ Rhù,	„ Sarrona;
„ 47.	I.	„ Preseglie,	„ Bedizzole,	„ Brescia,	„ Nave;
„	II.	„ Calcinato,	„ Montichiari,	„ Leno,	„ Castenedolo;
„	III.	„ Bagnolo Mella,	„ Manerbio,	„ Borgo,	„ Orzivecchi;
„	IV.	„ Gussago,	„ Travagliato,	„ Rovato,	„ Iseo;
„ 48.	I.	„ Breonio,	„ S. Pietro Incariano,	„ Bardolino,	„ Caprino Ver.
„	II.	„ Pescantina,	„ Villafranca,	„ Valeggio,	„ Castelnuovo;
„	III.	„ Peschiera,	„ Cavriana,	„ Castiglione,	„ Lonato;
„	IV.	„ Toscolano,	„ S. Vigilio,	„ Manerba,	„ Salò;
„ 49.	I.	„ Malo,	„ Arzignano,	„ Chiampo,	„ Valdagno;
„	II.	„ Montebello,	„ Lonigo,	„ S. Bonifacio,	„ Soave;
„	III.	„ Colognola,	„ Zevio,	„ S. Giovanni Lup.,	„ Verona;
„	IV.	„ Selva,	„ Tregnago,	„ Grezzana,	„ Bosco Chiesanuova;
„ 51.	I.	„ Roncade,	„ Altino,	„ Mogliano,	„ Treviso;
„	II.	„ Venezia,	„ Malamorco,	„ Alberoni,	„ Mestre;
„	III.	„ Mirano,	„ Champagna Lup.,	„ Legnaro,	„ Dolo;
„	IV.	„ Zero Branco,	„ Scorze,	„ Noale,	„ Piombina;
„ 62.	I.	„ Vigasio,	„ Castelbelforte,	„ Porto Mantovano,	„ Roverbella;
„	II.	„ Bagnolo,	„ S. Benedetto,	„ Borgoforte,	„ Mantova;
„	III.	„ Castellicchio,	„ Gazzuola,	„ Commessaggia,	„ Bozzolo;
„	IV.	„ Volta Mant,	„ Rodigo,	„ Redondesco,	„ Cast. Goffredo;
„ 63.	I.	„ Cologna Ven.,	„ Minerbe,	„ Legnago,	„ Albaredo;
„	IV.	„ Bovolone,	„ Sanguinetto,	„ Nogara,	„ Is. della scala.

ad V, 2. Karte der Schweiz im Maßstab der Originalaufnahmen. Weiterhin sind noch erschienen in 1 : 25.000 die Blätter 259, 261, 283, 289, 292, 293, 295, 297, 298, 299, 301, 355 bis (Stockhorn), 305, 372, 373, 374, 375, 377, 378, 379, 380, 381, 431, 446, 457, 459, 461, 468,

469, 470, 471, 474, 474 bis, 476, 543, 544 (Porto cresto), 546 (Varese), 548 (Val della Grotta); in 1 : 50.000 die Blätter 487, 496, 538. (Siehe 1892 Seite 404 ff., woselbst bei den vorangeführten Nummern die Klammern zu streichen sind.)

Nachgetragen seien hier noch als Karten über das gesammte Alpengebiet oder wenigstens einen großen Theil desselben:

ad I. Gesammtgebiet der Alpen.

10. Randegger, Das Alpenland mit den angrenzenden Gebieten von Centraleuropa, 9 Blatt. 1 : 500.000. (70 × 52 *cm*). Politische Ausgabe 25 Mk. Zürich, Wurter 1883. Lithographischer Farbendruck: Terrain in brauner Schummerung, mit schiefer Beleuchtung, jedoch theilweise nicht nach dem neuesten Aufnahmematerial bearbeitet. Bahnen roth; Gewässer blau; alles übrige schwarz. Die Karte umfasst außer der Schweiz das nördliche Italien bis zum Lago Trasimeno, fast die Hälfte von Frankreich bis zum Meridian von Paris, nahezu ganz Deutsch-Österreich, und das Gebiet der süddeutschen Staaten. Sie repräsentiert einen Flächeninhalt von 800.000 *qkm* und ist auch in einer orohydrographischen Ausgabe erschienen.

11. Raymond, Carte topographique et militaire des Alpes 1 : 200.000, 12 Blatt und 1 Übersichtsblatt. Paris, Service géogr. de l'armée; 1887. à Bl. 1 Fr. Erste Ausgabe 1820. Die Neuausgaben enthalten großentheils nur Straßennachträge und ist die Karte daher durch die Neuaufnahmen und neuen Publicationen des Dépôt de la guerre bereits weit überholt, wenn auch immer noch brauchbar. Sie umfasst: Piemont, Savoyen, Nizza, Wallis, Genf, das Mailänder Gebiet etc.

Außerdem siehe unter IV, 7. Karte von Italien etc. 1 : 500.000.

ad II. Deutsch-Österreichisches Alpengebiet.

17. Alpen von Österreich, Obersteiermark, Salzburg, einem Theil von Kärnten und Tirol, Topographischer Führer in den — von Maschek 1 : 432.000. lith. Wien, 1870. 1 fl.

18. Die Österreichischen Alpen von Wien bis Meran von Schulz. 1 : 576.000. 1 Bl. Gebirgs- und Straßenkarte zur Reise durch Österreich, Salzburg, Steiermark, Kärnten und Tirol, nebst Höhenprospect. 2 fl. Mit Tondruck zur Verstärkung und größeren Anschaulichkeit des Terrains. 3 fl.

19. Österreichischen Alpen, Wandkarte der — von Steinhauser. (Aus der Wandkarte der gesammten Alpen.) 1 : 500.000. 4 Blatt, chromolith. Wien, 1881. 3 fl.

20. Österreichischen Kronländer, Schichtenkarte der — von Streffleur und Steinhauser. Im Auftrage der Unterrichtsbehörde ausgeführt. 1 : 864.000. Wien 1865—69. 19 Karten in 6 Lief. Farbendruck. Schichten von je 600 Fuß.

21. Erzherzogthum Österreich, Salzburg und der nördlichen Steiermark, Karte vom — von Mayr. 1 : 450.000. Mk. 3·60.

22. Alpenkarte, von Chr. Michel, in 18 Sectionen à Mk. 0·60. 1 : 400.000. Photolith. und color. München, 1880, Finsterlin. Neue Ausgabe mit Nachträgen. Erschienen sind: Sect. 3. Bodensee, 4. Hohenschwangau, 9. Rheinthal, 10. Ötzthaler Ferner, 12. Kärnten, 15. Comosee, 17. Venedig, 18. Triest.

23. Alpen, Karte der — von Berghaus, 1 : 450.000. 8 Blatt. (160 × 72.) Mk. 10. Gotha, 1878. Die Karte reicht vom Genfersee bis östlich nach Leoben, nördlich von München bis südlich nach Verona. Sie vereinigt genaue Übersicht des Terrains mit klarem topographischen Detail. Aus ihr werden die Schweizer Alpen in 4 und die Ostalpen in 4 Blatt zu je 5 Mk. gesondert abgegeben.

24. Schutzhüttenkarte, Übersichtskarte der gesammten Schutzhäuser und Clubhütten und der touristischen Stationen der österreichischen und deutschen Alpen, von Meurer. 1 : 1,200.000. Mit alphabetischen Tabellen der Hütten. Wien, 1892. 80 kr. (Siehe Mittheilungen D. und Ö. A.-V. 1892. Nr. 16.)

ad III. Französisches Alpengebiet.

6. Dépôt de la guerre: Carte de France 1 : 200.000. 81 Bl. (64 × 40 *cm*) à 2 Fr. Zinkographie und 6facher Farbendruck. Ortschaften und Straßen roth; Waldungen grün; Gewässer blau; 20 *m* Niveaulinien braun; Terrainschummerung grau; alles übrige schwarz. Die Karte ist eine Reduction der neuesten Originalaufnahmen und sollte plangemäß bis zum

Jahre 1889 vollendet sein; bis jetzt sind 78 Blätter fertig und fehlt nur mehr die Insel Corsica; davon umfassen das Alpengebiet die Blätter 42. Besançon, 42. bis Berne, 48. Annecy, 49. Grand St. Bernhard, 54. Grenoble, 55. Tignes, 60. Gaß, 61. l'Arche, 67. Digne, 68. Nice, 74. Marseille, 75. Antibes.

ad IV. Italienisches Alpengebiet.

5. Die Gran carta d'Italia 1: 100.000 erscheint auch in Farben, edizione cromolitografica, hergestellt durch Umdruck auf Stein. Hiebei sind Gewässer und Gletscher blau, Felsen und Niveaulinien in Neutraltinte, alles übrige schwarz. à Blatt Fr. 1·50.

6. Des weiteren erscheint auch die Originalzeichnung für die gran carta in photozinkographischem Druck in 1: 75.000, edizione economica. Die Ausführung und Eintheilung ist naturgemäß die gleiche wie bei der Generalstabskarte, nur etwas kräftiger und derber. à Blatt 75 Cent.

Erschienen sind vom Alpengebiet: die Blätter (siehe 1892, Netz 22) 5, 6, 8, 9, 15, 17, 19, 20, 21, 27—31, 34—37, 41—44, 47—49, 54—58, 66—73, 78—84, 90—96, 102, 103.

7. Carta corografica del Regno d'Italia e delle regioni adjacenti (Generalkarte von Mitteleuropa) 1: 500.000. Bearbeitet im geographischen Institut des ital. Generalstabes. 35 (ursprünglich nur 25, bloß Italien umfassende) Blätter à 1—2 Fr. Heliogravüre. 48 × 36 *cm*. Die Karte umfasst außer Italien die ganze Schweiz, das südöstliche Frankreich und Deutschland und Österreich bis ungefähr zur Donau.

Die Originalzeichnung wurde nach den Generalstabskarten der angrenzenden Länder, nach den Aufnahmen des ital. Generalstabes und für die noch nicht aufgenommenen Theile der Monarchie nach der carta top. degli Stati di S. M. Sarda in terra ferma 1: 50.000, nach der carta top. della Lombardia etc. 1: 75.000 und der carta dell' isola e regno di Sardegna 1: 250.000 im Maßstab 1: 300.000 hergestellt, durch fotoincisione auf 1: 500.000 reduciert und dann auf Stein übertragen. Die Karte ist dem ganzen sorgfältigen Verfahren entsprechend genau und verlässlich und besonders zur Übersicht und Orientierung wohl geeignet. Gewässer sind blau, das Terrain in Neutraltinte geschummert, unter Anwendung schiefer Beleuchtung, ohne Curven, aber mit vielen Höhencoten; alles übrige ist schwarz.

Jedes Blatt misst 185 *k* in der Höhe und 245 *k* in der Breite; die Projection des Gradnetzes ist nach Bonne und dem Meridian vom Monte Mario und dem 42. Parallelgrad als Ausgangspunkt. Die Karte ist in 3 Ausgaben vorhanden: schwarz, ohne Terrain; schwarz mit blauen Gewässern und ohne Terrain, und in 3 Farben, mit Terrain und Gewässern.

Alpengebiet umfassen die Blätter: 1. Dijon, 2. Bern, 3. München, 4. Graz, 5. Wien, 6. Lyon, 7. Torino, 8. Venezia, 9. Udine, 11. Marseille, 12. Genova, 16. Titelblatt.

8. Fritzsche, G. E., carta politica speciale del Regno d'Italia colla indicazione delle circoscrizioni amministrative etc. 1: 500.000. Geograph. Institut. Rom, 1893. 20 Blatt 20 Mk. Lithograph. Farbendruck, mit Angabe selbst der Gemeindegrenzen und mit umfangreichen und eingehenden statistischen Tabellen.

9. Carta d'Italia 1: 800.000. Geograph. Institut. Florenz, 1885. 6 Blatt. (61 × 46 *cm*.) Diese Karte ist die photozinkographische Reproduction einer für die nächstfolgende Karte hergestellten Originalzeichnung.

Sie ist verlässlich, übersichtlich und sehr deutlich und wird entweder ohne Terrain à Blatt 0·80 Fr. oder mit Terrain in braunen Strichen mit schiefer Beleuchtung à Blatt 1.50 Fr. ausgegeben. Alpengebiet umfasst Blatt 1 (ganz Norditalien bis einschließlich Livorno—Ancona) und Blatt 2 (nordöstlicher Theil von Italien und hauptsächlich angrenzendes Gebiet).

10. Carta d'Italia 1: 1,000.000. (Itineraria.) Geograph. Institut. 1885. 6 Blatt. (49 × 37.) Eine photozinkographische Verkleinerung der vorerwähnten Originalzeichnung. Umfang und Eintheilung wie bei der vorigen. Die Karte ist in 3 Ausgaben erschienen: schwarz ohne Terrain à Blatt Fr. 1·20, schwarz mit Terrain in blaugrauen Strichen, bei schiefer Beleuchtung à Fr. 1·50 und mit blauen Gewässern und Terrain in braunen Strichen à 2 Fr.

Die eingangs erwähnte Zusammenstellung vom Jahre 1892 enthält nur die wichtigsten und zwar in der Mehrzahl nur größere Gebiete umfassende Alpenkarten. Damit soll nun aber nicht gesagt sein, dass nicht auch Karten für kleinere Gebiete, welche vielleicht ursprünglich nur rein localen Zwecken und Interessen zu dienen bestimmt waren, dem Touristen von Vortheil sein könnten; im Gegentheil, gar oft wird er von solchen Karten, da sie natur-

gemäß den örtlichen Einzelheiten mehr Wichtigkeit und Aufmerksamkeit beilegen, mit Nutzen Gebrauch machen.

Dieses Gebietes der Kartographie hat sich ganz besonders die Privatindustrie bemächtigt, wenn auch nicht immer zum Vortheile für die Sache. Bei der hiebei zutage tretenden Concurrenz war es unvermeidlich, dass einerseits die Production eine außerordentlich ausgedehnte, anderseits aber auch bei dem nie endenden Streben nach möglichst billiger Herstellung, die Qualität der entstandenen kartographischen Erzeugnisse vielfach eine sehr zweifelhafte wurde, so dass bei ihrer Benützung immerhin mit einer gewissen Vorsicht zu verfahren ist, und eine eingehende Prüfung vorherzugehen hat.

Bei der außerordentlichen Reichhaltigkeit der kartographischen Erzeugnisse für die einzelnen Gebiete der Alpen ist es selbstverständlich, dass eine Aufzählung dieser Erzeugnisse gar nie vollständig sein kann, da eine große Zahl derselben, weil für die Allgemeinheit von geringem Interesse, oft nur in ganz beschränktem Kreise bekannt werden.

Die hier folgende Aufzählung kann daher, im Zusammenhalt mit der ähnlichen Zusammenstellung im Jahrgang 1884 der Zeitschrift des Vereins und in Ergänzung dieser, nur als eine Grundlage angesehen werden, an welche anschließend die möglichen und nöthigen Ergänzungen am besten jeweils an Ort und Stelle gesucht werden.

Auf ältere, sowie auch auf größere Kartenwerke, bezw. auf Ausschnitte und Umdrucke aus denselben, sowie auf Karten und Kärtchen, welche den gedruckten Touristenführern, Wegweisern etc. beigegeben sind, wird hiebei nicht Rücksicht genommen, da das Nöthige hierüber l. c. in den beiden Jahrgängen 1884 und 1892 zu finden ist. Nur 2 derselben mögen hier ausnahmsweise Erwähnung finden wegen ihrer vorzüglichen Detaildarstellung: Die bayerische topographische und die österreichische Specialkarte.

Aus der bayerischen Generalstabskarte in 1 : 50.000 sind durch entsprechende Ausschnitte und Umdruck Umgebungskarten für Gebirgstouren mit Verzeichnis der hervorragenden Berghöhen und der Höhenlage wesentlicher Orte, Seen etc. hergestellt worden, u. zw.:

Chiemsee, 2 Mk.; Partenkirchen—Murnau—Oberammergau—Mittenwald, Mk. 2·70; Schliersee—Tegernsee, Mk. 1·50; Berchtesgaden—Reichenhall, Mk. 1·50.

Aus der österreichischen Specialkarte in 1 : 75.000 wurden in 49 bedeutenderen Städten und Gegenden des Alpengebietes sogenannte Umgebungskarten (nach erfolgtem Umdruck lithographisch für den Farbendruck adjustierte Tableaux) zusammengestellt und sowohl in schwarz à Blatt 0·80—1 fl., als auch in Farbendruck à Blatt fl. 1·20—1·50 herausgegeben: Wälder graubraun, Weiden und Wiesen grün, Felsen gelbbraun, Straßen roth, Seen blau.

Ein Theil dieser Karten ist mit Wegmarkierung versehen. Die Farbe der Wegmarkierung wird durch Ziffern, welche den blauen Linien, durch welche die markierten Wege bezeichnet sind, beigesetzt werden, zum Ausdruck gebracht, und zwar: 1 = roth, 2 = gelb, 3 = grün, 4 = braun, 5 = schwarz, 6 = weiß, 0 = blau. Es können dabei auch Verbindungen von Farben ausgedrückt werden, z. B. 0·63 = blau—weiß—grün.

a) Mit Wegmarkierung: Aspang und Wechsel; Gesäuse und Ennsthal; Großglockner; Groß-Venediger; Hochschwab und Ötscher; Krems-Zwettl; Kufstein; Innsbruck; Lofer; Meran; St. Pölten—Scheibbs; Schneeberg und Raxalpe; Salzburg; Steyr etc.

Die Ausgabe derartiger Karten soll allmählich über das ganze österreichische Alpengebiet fortgesetzt werden.

b) Ohne Wegmarkierung: Abbazia—Fiume; Agram; Bozen; Bruck a. d. Leitha; Bruneck; Cilli; Graz; Gastein; Innsbruck; Ischl und Hallstatt; Kufstein; Laibach; Meran; Radstadt; Steyr; Triest; Villach und Tarvis etc.

1. Das bayerische Hochland, Tirol, Vorarlberg, Salzburg, Salzkammergut.

Relief- und Reisekarte von Mittel- und Südbayern, Nordtirol, Salzburg, nebst den angrenzenden Gebieten, von Leuzinger. 1 : 500.000. Augsburg, 1887. (71 × 48 *cm.*) Diese Karte hat wenig Namen und Höhenzahlen, Terrain in Curven von 100 *m* Abstand, in der bayerischen Hochebene mit 50 *m* Zwischencurven und mit Schummerung. Sie reicht im Norden über die Donau, und von Osten nach Westen vom Traunsee bis zu den hohenzollernschen Landen. 5 Mk.

Südbayern und Tirol, Gebirgs- und Reisekarte von — mit den angrenzenden Ländertheilen, von Glas, Martini und Messerer. 1 : 500.000. 1 Mk.

Algäu, Special-Touristenkarte des südöstlichen — von Bernhard. 1 : 100.000. Kempten. Mk. 1·30.

Algäu, Kärtchen zu Fußreisen nach dem — 1 : 200.000. München. Mk. 0·40.

Algäu, Entfernungskarte für das — und die angrenzenden Gebiete von Vorarlberg und Tirol, von Waltenberger, herausgegeben von der Alpenvereins-Section Immenstadt. 1 : 170.000. Mk. 0·60.

Alpen Bayerns, Topographische Karte der — und Nordtirols von der Zugspitze bis zum Kaisergebirge, von Heyberger. 1 : 146.000. Kpfst. München, 1862. Mk. 3·60.

Alpen zwischen Lech und Inn, Karte der — von Wenng, 1 : 400.000. Mk. 0·80.

Bayerischen Alpen, Touristenkarte der — von Nordtirol, Salzburg, Steiermark, Innviertel, von Wenng. 1 : 400.000. Mk. 1·80.

Bayerischen Hochland, Nordtirol und Salzkammergut, Touristenkarte vom — von Bernhard. 1 : 500.000. München. 1 Mk.

Bayerische Hochland, praktische Touristenkarte für das — 2 Theile (östliche und westliche Richtung), von Bernhard. 1 : 250.000. à 0·80 Mk.

Bayerischen Hochland etc., Touristenkarte vom — von Keller. 1 : 500.000. Mk. 1·50.

Bayerischen Hochland, Salzburg und Nordtirol, nebst Theilen angrenzender Länder, Reise- und Gebirgskarte vom — von Michel. 1 : 600.000. Kpfrst. und color. München, 1878. Mk. 3·60. Die Karte ist nur ein neuausgegebener Ausschnitt aus der älteren Karte der Alpen vom gleichen Verfasser und reicht von München bis Sterzing und von Schaffhausen bis Stoder, umfasst also auch noch die Südabdachung der Tauern und Zillerthaleralpen. An sie reiht sich dann in gleicher Ausstattung die Karte von Norditalien desselben Verfassers.

Bayerischen Hochland, Nordtirol und Salzburg, Specialkarte vom — von Waltenberger. 1 : 300.000. Augsburg. 2 Mk.

Bayerischen Hochland, Umgebungskarten zu Fußreisen im — von Heyberger. 1 : 146.000. 14 Blatt à 0·80 Mk.

1. Murnau, Kohlgrub, Ammergau; 2. Kochel und Walchensee; 3. Tölz und Jachenau; 4. Tegernsee, Miesbach und Schliersee; Bayrisch Zell und Fischbachau; 6. Brannenburg und Audorf; 7. Partenkirchen und Loisachthal; 8. Mittenwald und Karwendel; 9. Riss und Achensee; 10. Kreuth und Achenthal; 11. Landl und Wörgl; 12. Kufstein und Hohe Salve; 13. Zillerthal und Gerlos; 14. Innsbruck.

Berchtesgadener Landes und der Theile des angrenzenden bayerischen und salzburgischen Gebirges, Routenkarte des — von Waltenberger. 1 : 100.000. Herausgegeben vom Verschönerungsverein Berchtesgaden. Mk. 0·50.

Bodensee-Umgegend bei Lindau und Bregrenz, Specialkarte der — von Waltenberger. 1 : 50.000. Farbendruck. 1877. Mk. 1·50.

München — Linderhof — Hohenschwangau — Innsbruck, Routenkarte zwischen — von Glas. 1 : 280.000. Mk. 1·50.

Lindau und Umgebung, Karte von — von Pfaff. 1 : 20.000. Mk. 1·20.

Münchens nächste Partien im Umkreis von 6—16 St., von Bernhard. 1 : 170.000. Mk. 0·50.

Oberstdorf und Südalgäu, von Waltenberger. 1 : 150.000. Farbendruck mit vollständigem Eintrag der Bergnamen und des Terrains.

Schliersee, Tegernsee, Achensee, Karte vom — von Keller. 1 : 200.000. Mk. 0·50.

Tölz, Tegernsee, Schliersee, Kochel- und Walchensee, Specialkarte der Umgebung von — von Heyberger, Terrain von Glas. Chromolith. 1 Mk., ohne Terrain Mk. 0·80.

Reichenhall, Übersichtskarte des Terrain-Curortes — von Waltenberger. 1 : 25.000. Wien 1887. Unter Mitwirkung der Section München herausgegeben. Terrain in braun gedruckten Höhencurven von 100 *m* Abstand. Die Terrain-Curwege sind je nach den Steigungsverhältnissen in 4 Farben coloriert und mit Marken von 1/4 zu 1/4 Stunde versehen. 2 Cartons: Terrain-Curwege nach St. Johann-Högl in 1 : 50.000, und Sonntagshorn nebst Umgebung in 1 : 75.000, ergänzen die Karte.

Watzmann, Topographischer Plan vom — 1 : 25.000, von H. Petters, herausgegeben vom D. u. Ö. Alpenverein. 2 Mk.

Wendelsteingebietes, Karte des — vom k. b. topographischen Bureau. 1 : 25.000. München, 1888. 1 Mk. (Ausschnitt aus den neuesten Positionsblättern.) Mit farbigem Wegnetz. Mk. 1·50. Terrain in Curven.

Wettersteingebirges, — Orographie des — mit Karte des Wettersteingebirges und der Mieminger Kette, von Waltenberger. 1 : 125.000. (Terrain in braunen 200 *m* Curven, Gewässer blau; sehr skizzenhaft behandelt) und: Karte der Zugspitze in 1 : 50.000. (Terrain in schwarzen Schraffen, Ferner blau).

Zugspitze, vom k. b. topographischen Bureau. 1 : 10.000. 1894. 1 Mk. (58 × 35 *cm*.) Terrain in braunen 10 *m* Curven (100 *m* stärker ausgezogen), beim photogrammetrisch aufgenommenen Felsgebiet in 50 *m*, beim übrigen Felsgebiet und Ausland in 100 *m* Curven. Gewässer und Gletscher blau. Die Karte ist nur bis an die Grenze ausgeführt (nach Aufnahme, unter Anwendung von Photogrammetrie, vom August 1892), das zunächstliegende Grenzgebiet nur leicht (schematisch) skizziert, was sehr zu bedauern ist. Sie ist wohl die detaillierteste Gebirgskarte, welche existiert und umfasst das Gebiet vom Blassenkopf bis zum Schneefernerkopf und von der Zugspitze und dem Hochblassen im Norden bis zu den Gatterlköpfen und dem Hohen Kamm im Süden. Die Karte zeichnet sich durch eine Fülle und Genauigkeit von Terraindetails aus, wie sie wohl noch in keiner Karte zur Darstellung gebracht worden sind. Mit einer solchen Karte in der Hand zu steigen, muss für jeden ein erhöhter Genuss sein. Eine Ergänzung der Karte nach Norden, etwa Eibsee, Wachsenstein und Höllenthal umfassend, soll beabsichtigt sein.

Ankogelgruppe, Specialkarte der — 1 : 75.000 mit Bezeichnung der markierten Wege. Wien, Lechner 1894. fl. 1·50. Die Karte umfasst das Gebiet von Hofgastein und Zederhaus im Norden und Spital und Millstatt im Süden, sowie von Flattach im Osten bis Mauterndorf im Westen. Die touristische Bearbeitung ist von Frido Kordon in Gmünd besorgt und eine allen Anforderungen durchaus entsprechende.

Arlbergbahn, Karte der — und Rheinthalbahn, von Rheinberger. 1 : 100.000. 245 *cm* lang. 3 Fr. Orell Füssli in Zürich. Die Karte basiert auf dem besten officiellen Material, enthält die einzelnen Bahnlinien mit ihren Stationen unter Angabe der Entfernungen, sowie die zunächst liegenden Gebirgszüge mit ihren Orten, Gewässern und Communicationen. Das Terrain ist durch lichtbraune Schattierung bei Annahme einer dunklen Horizontalschattierung, welche der Manier der spanischen Provinzkarten von Coëllo ähnlich ist, außerordentlich plastisch zur Darstellung gekommen; die wichtigsten Punkte sind mit Höhenangaben versehen.

Dolomitgruppe, Karte der — vom milit. geograph. Institut in Wien. 1 : 75.000. Chromolith. 1876. Mk. 2·40.

Dolomitenkarte von Maschek-Meurer. 1 : 130.000. Mit Distanzen- und Tourentabellen. Mk. 2·50. 1895.

Bad Gastein, Specialkarte der Umgegend von — von Skrzeszewski. 2 Blatt. 1 : 50.000. Wien 1882. 1 fl.

Hochalpenspitze, Karte der — und des Ankogelgebietes, von Freytag, mit Beiträgen von F. Kordon und P. Oberlercher. 1 : 50.000. Wien, 1893. Mk. 2·50. Die Karte ist eine Fortsetzung der von der gleichen Firma hergestellten, im Jahrgang 1892 der Zeitschrift des D.-Ö. A.-V. enthaltenen Sonnblickkarte und umfasst das ganze obere Maltathal bis zum Orte Malta, das Mallnitzthal von Ober-Vellach bis Mallnitz, sowie die Quellgebiete des Großarlbaches, der Mur und der Lieser, ein kartographisch bisher fast nicht behandeltes Gebiet.

Hohen Tauern, Karte der — 1 : 250.000. Wien. Hartleben. 1886. 1 fl.

Kufstein—Großglockner, Umgebung von — von Albach. 1 : 200.000. Farbendruck. 1882. fl. 1·20.

Kufstein, Wegmarkierungskarte der Section — (Über die im Sectionsgebiet vorgenommenen Markierungen.) Selbstverlag der Section. 40 Pf.

Die Ötzthaler Gebirgsgruppe mit besonderer Rücksicht auf Orographie und Gletscherkunde. 1 Band Text nebst einer Ansicht und einem Atlas in 13 Blättern. Gotha 1861. Daraus allein: Karte der Ötzthaleralpen. 1 : 144.000. Mk. 3·50.

Ortler Alpen, Specialkarte der — von Meurer und Freytag. 1 : 50.000. Chromolith. Wien, 1884. Mk. 1·80.

Parseyergruppe, Specialkarte der — Beigabe zur Festschrift der Section Augsburg des D.-Ö. A.-V. 1894. 1: 50.000, auf Grund der österreichischen Originalaufnahmen hergestellt. Das Blatt reicht vom Rothbleißkopf im Süden bis über Holzgau, Stockach und Gramais im Norden, sowie von Landeck im Osten bis Pettneu im Westen. Ausführung in ähnlicher Weise wie bei der neuen Ötzthalerkarte des Vereins.

Rhätikonkette, Karte der — der Lechthaler und Vorarlberger Alpen. 1: 200.000. Von Waltenberger. Mit Text fl. 2·65.

Stubai, Ötzthaler und Ortler-Gruppe, Karte vom — von Waltenberger. 1: 300.000. Chromolith. Augsburg, 1879. Mk. 1·20.

Tirol und Vorarlberg, Communications-Übersichtskarte von — von Baumrucker. 1: 522.000. Lith. und col. Wien 1879. 2 Mk.

Tirol und Salzburg, Specialkarte von — von Handtke. 1: 600.000. Chromolith. Glogau, 1882. Mk. 0·50.

Tirol, Südbayern und Salzburg, Relief- und Reisekarte von — nebst den angrenzenden Gebieten, von Leuzinger. Augsburg, 1890. 3 Mk. 1: 500.000. Terrain in braunen Schichtlinien und grauer Schummerung bei schiefer Beleuchtung, Gewässer blau, Thäler grün. Die 500 *m* Schichten sind besonders hervorgehoben. Eine außerordentlich plastische Übersichtskarte.

Tirol, Distanz- und Reisekarte von — von Meurer. 1: 360.000. Die Karte umfasst das Gebiet zwischen Bodensee, Gardasee, Lienz und Reichenhall, also auch noch Vorarlberg, Pinzgau und Dolomiten. Sie gibt die Distanzen für alle besuchteren Wege genau an und auf einem Übersichtsblatt die Schutzhütten und Alpenwirtshäuser. Mk. 2·60. 1895. Neudruck mit allen Nachträgen.

Tirol und Vorarlberg, Neueste Karte von — von L. Gerster und A. H. Payne in Leipzig. 1893. 2 Mk. 1: 400.000. Farbendruck mit 1 Carton: Umgebung von Innsbruck, 1: 88.000. Gewässer blau; Höhenlagen von 0—750 *m* grün angelegt; bis 1000 *m* grün wagrecht schraffiert; bis 2000 *m* braun gegittert schraffiert; bis 2500 *m* lichtbraun angelegt; über 2500 *m* dunkelbraun angelegt; Gletscher blau schraffiert. Näheres siehe Mittheilungen 1893, Nr. 16.

Tirol und den angrenzenden Ländern, Karte von — von H. Petters. 1: 850.000. Chromolith. Berlin. 1884. 3 Mk.

Vorarlberg, Generalkarte von — vom milit.-geograph. Institut. 1: 300.000. Nach der Generalkarte der Monarchie zusammengestellt mit in Farben aufgedrucktem, weit reicherem Communications- und hypsometrischem Material als diese.

Vorarlberg und Liechtenstein, Touristenkarte von — von J. Gerster. 1: 175.000. In Höhenschichten. Bregrenz, 1893. 2 Mk.

Westtirol und Vorarlberg, Distanz- und Übersichtskarte von — 1: 350.000. Wien, Hartleben. fl. 0.50.

Zentralalpen, Touristenkarten des nördlichen Gebietes der — von Glas. 1: 280.000. 2 Sect. à 6 Mk.

1. Vorarlberg, Algäu, westliches Südbayern und westliches Nordtirol; 2. östliches Südbayern, östliches Nordtirol, Salzburg, Salzkammergut, nordwestliches Kärnten. Die Ausführung ist die gleiche wie bei der Ausgabe dieser Karte in 8 Sect.

Dachsteingruppe, Specialtouristenkarte der — mit Distanz-Übersichtskarte, bearbeitet von Freytag, mit Beiträgen von Hess. 1: 50.000. Die Karte ist in Tondruck und kräftig gehalten; Wege roth; Curven von 1000, 1500 und 2000 *m* sind besonders hervorgehoben. Das Detail des Terrains ist sehr genau. Mk. 2·40.

Giselabahn, Salzburg—Wörgl, Karte der — von Bühler, mit den angrenzenden Theilen Tirols, des Pinzgau und Pongau. Chromolith. Reichenhall, 1877. 1: 325.000. Mk. 1·40.

Salzburg, Topographische Reise- und Gebirgskarte der Umgegend von — von Keil, auf Grund der Catastral-Vermessungskarte des k. k. Mappenarchivs, sowie nach den besten Hilfsquellen und eigenen Aufnahmen entworfen und gezeichnet. 1: 72.000. Chromolith. Salzburg. Mk. 4.50.

Salzburg, Salzkammergut und Berchtesgaden, Karte von — von Reuss; 1: 300.000. Chromolith. Wien, 1883. fl. 0·90.

Salzburg, Karte des Herzogthums — und des österreichisch-steierischen Salzkammerguts etc., von Steinhauser, mit ausführlichem Terrain, Angabe der Waldcultur und mit farbigen Gletschern. 1: 200.000. 4 Blatt (Touristenkarte). Wien, 1863. 3 fl.

Salzkammergutes, Karte des — vom milit.-geograph. Institut. 1: 75.000. 7 Blatt à fl. 0·80. Umdruck auf Stein aus der Specialkarte mit Farbenaufdruck und Wegmarkierung.

Blatt Salzburg; Gmunden—Schafberg; Hallein—Berchtesgaden; St. Johann im Pongau; Ischl—Hallstatt; Radstadt; Hof-Gastein. Dieselbe Karte existiert auch in 2 Blatt à fl. 1.70.

---

2. Östliches Alpengebiet.

Detailkarten, Topographische — vom milit.-geogr. Institut. Lechner, Wien.

1. Gesäuse. 1: 30.000. 1.70 fl. (73 × 57.) Näheres siehe Mittheilungen 1892, Nr. 11. 2. Hochschwab. 1: 40.000. fl. 1.40. 1895. 2. Auflage, wesentlich verbessert. (Mittheilungen 1892, Nr. 16.) 3. Mariazell und Umgebung. 1: 60.000. 4 Mk. 4. Ötschergruppe. 1: 60.000. 1893. (47·5 × 45·5 *cm*.) Mk. 1·80. 5. Ampezzaner und Sextener Dolomiten. 1: 50.000. Mk. 3·40. 54·5 × 64·5 *cm*. Das Blatt reicht von Außer-Prags und Innichen im Norden bis zum Sorapiss und dem Marmarolestock im Süden, sowie vom Col dei Bois am Westfuß der Tofana im Westen bis zum Kreuzberg und Villagrande im Osten. 6. Schneeberg und Raxalpe. 1: 40.000. Mk. 3·40. 7. Nordwestliche Dolomiten. 1: 50.000. Mk. 3·40. Das Blatt reicht von Waidbruck und Welschnofen im Westen bis Falzaregopass und Caprile im Osten, sowie von Villnösserthal und Kleinen Fannesalpe im Norden bis Lattemarstock und Alleghesee im Süden; dabei ist auch der italienische Theil in Isophysen dargestellt. Näheres Mittheilungen 1895. Nr. 12. 8. Stubaier Alpen. 1: 50.000. Mk. 3·40. Das Blatt reicht von Niederthei und der Waldrastsp. im Norden bis Winterstall, Untergurgl und Sterzing im Süden, sowie von Längenfeld und dem Seiterjöchl im Westen bis Trins im Gschnitzthal und Sterzing im Osten. 9. Ötzthaler Alpen. 1: 50.000. Mk. 3·40. Das Blatt reicht vom Pfrodlkopf und dem Hohen Riff im nördlichsten Kaunserthal, sowie dem Sulzthalferner im Norden bis zum Salurnferner und der Hohen Weiße (Texel-Gruppe) im Süden, sowie vom Radurschlhause und Langtaufers im Westen bis zur Schaufelspitze und dem untersten Pfelderthal im Osten.

Die Karten sind mit besonderer Rücksicht auf touristische Zwecke nach den reambulierten Originalaufnahmen photographisch verkleinert. 6facher Farbendruck. Gewässer blau, Straßen und Baulichkeiten roth, Wiesen grün, Wald grau, alles übrige schwarz; die Felszeichnung ist zunächst schwarz ausgeführt, jedoch mit braun aufgedrückt, und zwar für Gerölle und Plateaus mit lichterem, für Wände und steile Böschungen mit dunklerem Braun. Schwierige Anstiegrouten sind durch besondere Bezeichnung ersichtlich gemacht, die markierten Wege sind in Farben aufgedruckt.

Niederösterreich, Touristenkarte von — und den angrenzenden Gebieten, von Reuss. 1: 375.000. Chromolith. Wien, 1882. fl. 0·60.

Ötscher und Mariazell, von Maschek. 1: 64.800. fl. 1·50.

Raxalpe, Distanz- und Wegmarkierungskarte der — von Silberhuber. (Österreich. Touristen-Club.) Photolith. 80 kr.

Schneealpe, Distanz- und Wegmarkierungskarte der — herausgegeben von der alpinen Gesellschaft d' Altenberger. 1: 45.000. 1889. 80 kr.

Schneeberges, Distanz- und Wegmarkierungskarte des — von Silberhuber und Wagner. 80 kr.

Semmering, Die Eisenbahn über den — von Maschek. 1: 43.200. 1 fl.

Touristenkarte, Neueste — von Loos. I. Wien—Mariazell; II. Graz—Mürzzuschlag. 1: 288.000. à 1 fl. Wien 1880.

Touristen-Wanderkarten (Höhenschichten) von Freytag. 1: 100.000. Lithogr. und Farbendruck-Höhenschichten bis zu 1000 *m* und 100 *m* Abstand, darüber hinaus von 200 zu 200 *m*, nach oben zu immer dunkler werdend, ohne Wald.

Blatt I. Karte des Wienerwaldes. 1887. fl. 0·80. 50 × 48 *cm*. Die Karte, welche besonders in Bezug auf die Wegmarkierung verlässlich sein dürfte, reicht von Wien bis St. Pölten und von Tulln a. d. D. bis Leobersdorf.

Blatt II. Niederösterreichisch-steirische Alpen. 1889.

Blatt III. Ötscher, reicht nördlich bis Kirchberg a. d. Pielach, südlich bis zur Salza. Näheres siehe Mittheilungen 1893, Nr. 11.

Blatt IV. Hochschwab. Näheres Mittheilungen 1892, Nr. 16.

Blatt VI. Ennsthal, 1884. 1 fl. Umfasst das Gebiet von Liezen bis Gr.-Reifling, sowie das Liesing-Paltenthal bis in die Gegend von St. Michael, Terrain in einseitiger Beleuchtung und Höhenschichtlinien; Wegmarkierungen in den Originalfarben, wobei schwierige Klettersteige besonders bezeichnet sind.

Blatt VII. Wachau, 1894. Im Verein mit A. Weigl (Krems) bearbeitet. Das Blatt reicht von Sigmundsherberg und Alentsteig bis St. Pölten und Melk (Donauthal und Kampthal mit der Rosenburg). Terrain und Wegmarkierung wie bei der vorigen Karte.

Blatt III und VI sind 1895 in Neuauflage erschienen.

Wiener Wald, Der nördliche Theil vom — 1: 45.000. Wien, 1882. fl. 1·80.

Wiener Wald, Touristenkarte vom — von Silberhuber, herausgegeben vom Österreichischen Touristenclub. 1: 80.000. 4 Blatt. Wegmarkierung in Farben, Entfernungen in Kilometer, Terrain in Schraffen. à Blatt 70 Pf.

Wiener Ausflugskarten mit Text auf der Rückseite, von Freytag. 1: 100.000. 1893. à Blatt 20 kr. Diese Karten enthalten sämmtliche markierten Wege in den Originalfarben und außerdem auf der Rückseite kurze Anleitungen für alle möglichen Touren im Bereiche der Karte. Erschienen sind: Blatt 1. Kahlenberg, Leopoldsberg etc., 2. Parapluieberg, Anninger etc. 3. Eisernes Thor, Peilstein etc., 4. Schöpflgebiet, 5. Triesting—Piesting-Gebiet, 6. Reisalpe, Unterberg, 7. Schneeberg, Rax, 8. Semmering, 9. Bucklige Welt, Wechsel. 1895 in Neuauflage. 20 X 24 cm.

Steiermark, Karte der südlichen — von Illyrien und Küstenland, von Mayr. 1: 150.000. Mk. 3·60.

Kärnten, Karte von — 1: 300.000. Chromolith. Wien, Hartleben. 1884. Mk. 0·90.

3. Schweiz.

Schweiz, Karte der — von Gerster, 1: 925.000. Chromolith. Frauenfeld. 1877. Mk. 0.80.

Schweiz, Wandkarte der — von Keller, 8 Blatt. 1: 200.000. Lithogr. und color. Zürich 1877. Mk. 8·20.

Schweiz, Reisekarte der — von Keller. 1: 440.000. Zürich. Mk. 1·80.

Schweiz, Neue Reisekarte der — von Kraatz. 1: 750.000. Berlin. Mk. 0·50.

Schweiz, Übersichtskarte der — mit ihren Grenzgebieten, von Leuzinger. Herausgegeben im eidgenössischen Stabsbureau. 1: 1,000.000. Chromolith. Bern, 1879. 5 Fr. (48 X 70 cm.)

Schweiz, Reliefkarte der — von Leuzinger. 1: 530.000. Zürich, 1884. 3 Mk.

Schweiz, Billige Karte der — und der angrenzenden Länder mit besonderer Berücksichtigung der im Betrieb und im Bau befindlichen Eisenbahnen, von Leuzinger. Nach Dufours topographischer Karte bearbeitet. 1: 400.000. 1883. Chromolith. Bern. 2 Mk.

Schweiz, Alpenkarte der — mit den angrenzenden Ländern, von Michel. 1: 600.000. München. Mk. 1·50.

Schweiz, Kleine Karte der — von Mühlhaupt, 1: 850.000. Bern, 1888. Mk. 0·50.

Schweiz, Reisekarte der — von Randegger. 1: 600.000. Zürich, 1882. 2 Mk.

Schweiz, Generalkarte der — von C. Vogel. Kupferst. und color. (49 X 40 cm.) 1: 925.000. 1880. 1 Mk.

Schweiz, Orohydrographische Karte der — von Ziegler. 1: 200.000. 8 Blatt. Zürich. 1883. Fr. 12·50. Die Karte zeichnet sich durch vorzügliche Terrain-Darstellung aus.

Schweiz, Dritte Karte der — von Ziegler. 1: 380.000. Neu revidiert mit Text. Zürich, 1883. 10 Mk.

Schweizer und lombardischen Alpen, Specialkarte der — von Gronen. 1: 500.000. München. 6 Mk.

Schweizer Eisenbahnen, Touristen-Atlas der — von Tschudi. Topographischer Reisebegleiter. 79 Kärtchen mit 6 Seiten Text. St. Gallen. 1885. Mk. 2·40.

Suisse occidentale, Savoie, et des pays limitrophes de la France et de l'Italie, Carte relief de la — von Mühlhaupt. 1 : 300.000. Bern, 1888. 2 Mk.

Stanfords London Atlas map of Switzerland 1 : 506.880. 1893. 63×46·5 *cm*. Nach Zeichnung mittels Heliogravüre hergestellt, erschien die Karte nur in 100 Exemplaren zu dem ungeheuren Preis von 42 Mk. und in Eichenrahmen mit Goldverzierung und Glas 78 Mk.! Terrain in braunen Schraffen bei schiefer Beleuchtung.

Excursionskarte des Schweizer Alpenclubs 1 : 50.000. (Blätter 389, 390, 393, 394 des topographischen Atlas.) Beilage zu Band XI des Jahrbuches des Alpenclubs 1876.

Aus der topographischen Karte im Maßstab der Originalaufnahmen sind auch Überdrucke erschienen und zwar:

Im Maßstab 1 : 25.000: Zürich und Umgebung; Bern und Umgebung; Thun und Umgebung; Sargans und Umgebung; Säntisgebiet, Lausanne und Umgebung*; sämmtlich à 2 Fr.; Canton Zug zu 6 Fr.

Im Maßstab 1:50.000 à 2 Fr.: Berner Oberland I und II*; Thun-Interlaken; Brienz—Guttanen; Jungfrau—Oberwallis; Gemmi—Blümlisalp; Sargans—Vättis; Evolena—Zermatt—Monte Rosa*; Stockhornkette*; Oberengadin*; Albulagebiet*; St. Gotthard, Martigny; St. Bernhard—Combin, St. Maurice*; Zweisimmen—Gemmi*; Stockhorn—Niessen (Fr. 2·50) und Prättigau I und II (à 4 Fr.) — Die mit * bezeichneten sind auch mit Tondruck à 5 Fr. ausgegeben.

Aarau und Umgebung, Karte von —. 1 : 50.000. 1881. 2 Fr.

Aargau, Karte des Cantons — mit den angrenzenden Theilen der Cantone Basel, Solothurn, Luzern, Zürich und Zug. Nach der Michaëlis'schen Karte, den Dufour'schen Blättern, der topographischen Karte von Zürich etc. gezeichnet. 1 : 125.000. Chromolith. Aarau, 1860. 6 Mk.

Aargau, Topographische Karte des Cantons — von Michaelis. 1 : 50.000. 4 Blatt. Paris, 1848. 18 Mk.

l'Aigle—Bex et environs, carte de — von Mühlhaupt. 1 : 100.000. Bern, 1888. Fr. 0·40.

Baden et environs, carte des bains de — von Mühlhaupt. 1 : 25.000. Bern. Fr. 0·40.

Basel, Karte des Cantons — von Kündig. 1 : 50.000. 4 Mk.

Basel, Stadt und Land, Karte der Cantone — von Gerster. 1 : 100.000. 1887. 1 Fr.

Bern, Karte des Cantons — von Kutter. 1 : 200.000. 1891. Mk. 2·85.

Berner Oberland, Karte vom — von Leuzinger. 1 : 200.000. Kupferst. und color. 1877. 4 Mk. Bearbeitet von Kutter. 2. Auflage 1878. Mk. 6·50. (Mit neuer Schrift versehen.) Daraus: Karte der Bern—Luzerner Bahn und der Rundtour durch das Berner Oberland. Chromolith. 1 : 200.000. 1 Mk.

Centralschweiz, Karte der — von Imfeld. 1887. 3 Fr.

Centralschweiz, Touristenkarte der — von Tschudi. 1 : 250.000. Chrom. St. Gallen, 1880. Mk. 2·80. Nach Dufours Generalkarte und den neuesten Forschungen und Quellen.

Friborg, carte du canton —. 1 : 50.000. 4 Blatt. Genf. 25 Mk. Desgleichen in 1 : 250.000. 1 Blatt. 4 Mk. eine einfache Reduction der größeren Karte.

St. Gallen und Appenzell, Topographische Karte der Cantone — von Eschmann und Ziegler. 1 : 25.000. 16 Blatt. Winterthur 1852—55. 47 Mk. Eine Reduction dieser Karte in 1 : 125.000 1 Blatt 1853. Mk. 4·50, und als Überdruck aus der Dufour'schen Karte 1 : 100.000. 2 Blatt à 3 Fr.

Génève, carte du lac de — von Pictet. 1 : 125.000. 2 Blatt. Genf, 1877. 15 Fr.

Glarus, Canton — von Ziegler. 2 Blatt. 1 : 50.000. 1872. 5 Mk. Nach der Generalstabsaufnahme. Terrain in braunen 30 *m* Curven und Schraffen, Gewässer blau. Eine Reduction dieser Karte in 1 : 100.000. 1 Blatt Mk. 1·50 in gleicher Ausführung.

Gotthard-Poststraße und Eisenbahn von Silenen—Andermatt, — Übersichtsplan der — 1 : 25.000. Zürich, 1881. Fr. 0·50.

Gotthardbahn Generalkarte der — nebst Längenprofilen. 1 : 100.000. Maßstab für die Höhen der Profile: 1 : 5000. 8 Mk.

Gotthardbahn, Karte der — 1 : 100.000. 162 *cm* lang. 2 Fr. Die Karte enthält nach der Dufour'schen Karte den Vierwaldstättersee und den Zugersee mit ihren Umgebungen, dann das ganze Gebiet von Innensee am Zugersee bis Pino an der Südspitze des Laggo maggiore und Como am gleichnamigen See.

Graubünden, Karte des Cantons — von Mangold. 1: 250.000. Chur, 1864. Mk. 4·50.

Graubünden, Karte des Cantons — von Ziegler. 1: 250.000. Chromolith. Zürich, 1882. Mk. 2·40.

Interlaken und seine Umgebungen, von Hodler. 1: 13.000. Bern, 1869. 2 Fr.

Interlaken und Umgebung, Karte von — von Hodler. 1: 50.000. 1878. 5 Fr.

Luzern, Topographische Karte des Cantons — von Dufour. 1: 25.000. Terrain, in Schichten und geschummert, ist vorzüglich dargestellt. 10 Blatt à 4 Mk. 1864. Auch in 1: 100.000. 1 Blatt als Umdruck aus Dufours großer topographischer Karte.

Luzern, Cantonskarte von — vom eidgenössischen Stabsbureau. 1: 25.000. 10 Blatt. 1864—69 à Blatt 4 Mk. Terrain in 10 *m* Niveaulinien, außerdem im Hügelland Lehmann'sche Bergstrichmanier, im Hochgebirgstheil Schraffen mit schiefer Beleuchtung.

Neuchatel, canton du — 1: 250.000. 1 Blatt. Genf. Mk. 4·50.

Neuchatel, carte du canton de — von Borel. 1: 50.000. 1890. 10 Fr.

Schaffhausen, Karte des Cantons — von Gerster. 1: 80.000. 1885. 2 Fr.

Schaffhausen, Karte des Cantons — von Gros. 1: 80.000. Chromolith. Mk. 1·20.

Solothurn, Karte des Cantons — von Walker. 1: 60.000. Paris, 1832. 9 Mk. (Veraltet.)

Tessin, Karte vom Canton — von Ziegler. 1: 150.000. 1880. Mk. 3·80. Farbendruck. Terrain in braunen Schraffen und Curven, Gewässer blau.

Thoune et environs, carte de — von Mühlhaupt. 1: 25.000. Bern, 1888. Fr. 0·40.

Thurgau, Schul- und Handkarte des Cantons — von Randegger. 1: 150.000. Zürich, 1881. Fr. 0·80.

Thurgau, Karte des Cantons — von Sulzberger. 1: 80.000. 7 Mk.

Uri, Karte des Cantons — vom eidgenöss. Stabsbureau. 1: 100.000. Aus der Dufour-schen Karte. 1868. 2 Fr.

Vaud, carte du canton de — par la commission topographique du canton de Vaud. 1:50.000. 12 Blatt à 5 Fr. 1865. Desgleichen reduciert in 1: 250.000. 1 Blatt 4 Mk.

Vaud, carte du canton de — von Randegger. 1: 250.000. Fr. 0·80.

Vevey-Montreux et environs carte de — von Mühlhaupt, 1: 30.000. Bern, 1880 Mk. 1·20.

Winterthur, Karte des Bezirkes — 1: 50.000. Farbendruck. Terrain in 10 *m* Schichten und braunen Schraffen.

Zug, Karte des Cantons — von Anschneider. 1: 25.000. 4 Blatt. 1846. Mk. 7·50.

Zürich, Topographische Karte des Cantons — vom topographischen Bureau. 1: 25.000. 32 Blatt à 2 Mk. Farbendruck in gleicher Ausführung wie die Karte von Luzern. 1857—1867.

Züricher Sees, Karte des — von Gras. 1: 80.000. 2 Mk.

4. Französisch-italienisches Alpengebiet.

Alpes Maritimes, Carte des — littoral de la Mediterranée aux environs des Fréjus Cannes, Grasse, Antibes, Nice, Monaco, et Menton. Paris, 1870.

Massif du Mont Blanc, vom Service géographique, nach der Originalaufnahme 1: 40.000. 1865. Typographie, 5 Farben. 1 Fr.

Massif du Mont Blanc, 1: 40.000. dressée par Viollet 1868—75. Steingravüre. 10 Farben. 4 Blatt 10 Fr.

Mont Blanc, Neue Karte des — von Imfeld; Bern; Schmidt, Franke & Co. 1894. 1: 50.000, 6 Mk., in 8 Farbtönen. Die Karte, 90 × 40 *cm* groß, umfasst das Gebiet von Col du Bonhomme bis zum Catogne. Die Gebirgszeichnung ist vollkommen neu auf Grund vieler Zeichnungen nach der Natur, sowie vieler Photographien hergestellt, die Nomenclatur vollständig durchgesehen und reichlich ergänzt, so dass die Karte allen Anforderungen vollauf entspricht.

Mont Pelvoux, carte topographique du Massif du — réproduction des minutes de l'état-major français. 1: 40.000. Chromolith. (Annuaire du club Alpin français, 1874.) Paris, 1876. 6 Fr.

la vallée de Sallanches à Chamonix, vom Service géographique; Abdruck aus der Karte von Frankreich in 1:80.000. Steingravüre in 3 Farben. 1874. 1 Blatt 2 Fr. Dieselbe auch mit Niveaucurven.

le Montblanc et la vallée de Chamonix, 1:80.000, d'après les cartes des états-majors italiens, français et suisses. Chambéry.

Savoyen, Kleine Touristenkarte von — von Tschudi. St. Gallen. Mk. 1·20.

Como, Gran carta topografica della provincia di — von Fustinoni. 6 Bl. 1:64.800. Zürich 1884. 16 Mk.

Cuneo, Provincia di, von Cora. 1:100.000. 1890.

Gardasee, Der — und seine nächste Umgebung, von Petters. 1:100.000. Hildburghausen. 1890. 1 Blatt 2 Mk. Diese Touristenkarte ist sehr handlich und wirkt infolge des Tondruckes mit Curven sehr plastisch. Sie reicht bis zur Bahnlinie Verona und bis zum Ledro- und Idro-See, dann von Arco bis über Peschiera—Desenzano hinaus. Am Rande befinden sich 9 Bilder der schönsten Punkte des Sees.

Liguria, carta topografica della — e la due Riviere fra Nizza e Livorno. 1:200.000. 2 Blatt. Genua, 1888. 4facher Farbendruck: Ortszeichen roth, Gewässer blau, Terrainschummerung braun, das übrige schwarz.

Oberitalien, Reisekarte von — und den benachbarten Gebieten von Frankreich und Österreich, sowie des größten Theiles der Schweiz, von Leuzinger. 1:900.000. Zürich, 1888. 4 Fr.

Ober-Italien, Karte von — von Wörl. 1:1,500.000. 6 Blatt.

Ober- und Mittel-Italien, Karte von — von Petermann. 1 col. Blatt in Kupferst. 49 × 40 *cm.* 1:1,850.000. Gotha, 1880. 1 Mk.

Ortler-Cevedale, carta topografica del gruppo — von Pogliaghi. 1:40.000. Mailand, 1884.

Zum Schluss muss noch einmal betont werden, dass die vorstehende Zusammenstellung nur als eine Ergänzung der ähnlichen Arbeiten in den Jahrgängen 1884 und 1892 aufzufassen und daher auch nur im Zusammenhalt mit diesen zu gebrauchen ist; aber auch dann kann sie naturgemäß auf erschöpfende Vollständigkeit keinen Anspruch machen, da ja auch auf diesem Gebiete ständig Veränderungen eintreten.